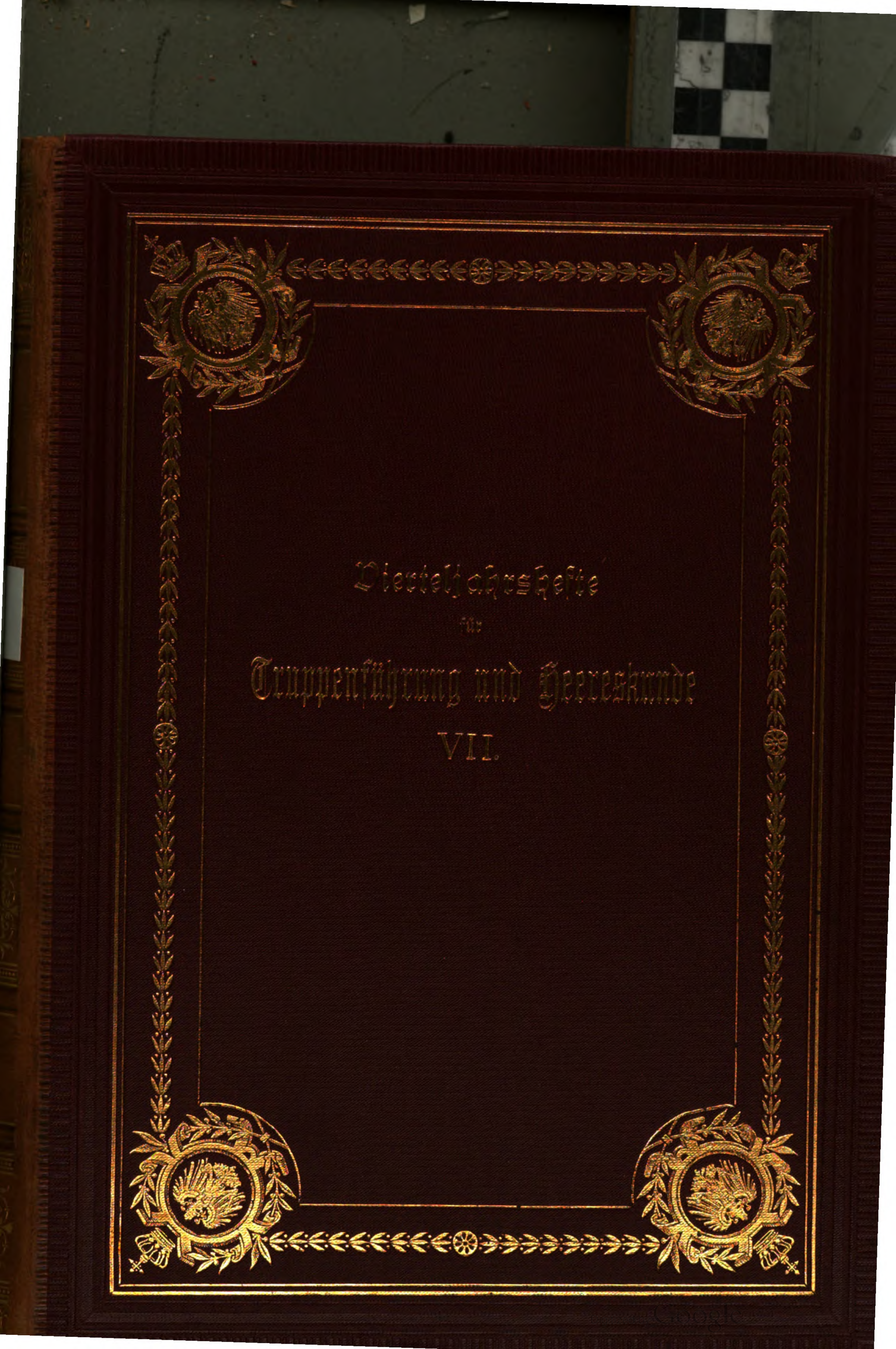

Vierteljahrshefte
für
Truppenführung und Heereskunde
VII.

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

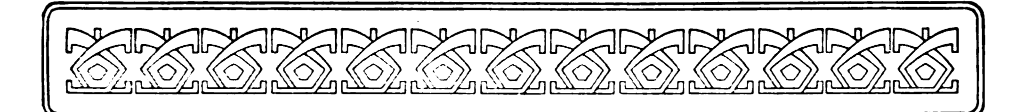
Großen Generalstabe

1910

Siebenter Jahrgang

Mit 1 Abbildung und 14 Textskizzen, sowie 68 Skizzen
und 1 Karte als Anlagen.

Berlin 1910
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

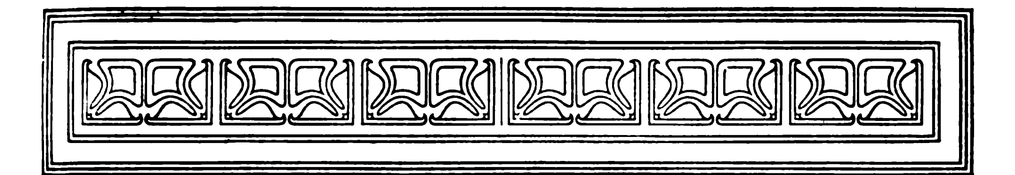
Zweites Heft.



Drittes Heft.

Viertes Heft.





Aus den Denkwürdigkeiten und Militärischen Werken des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

I. Krieg und Frieden.*)

Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner, der Krieg aber ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, die sonst schlummern und erlöschen würden: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens; die Kriegserfahrungen bleiben und stählen die Tüchtigkeit des Mannes für alle Zukunft.

Wer möchte anderseits in Abrede stellen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, jedem Volke schmerzliche Wunden schlägt? Denn kein Landerwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen; es ist der Krieg ein rauh gewaltsam Handwerk.

Aber wer vermag sich in dieser Welt dem Unglück, wer der Notwendigkeit zu entziehen? Sind nicht beide nach Gottes Fügung Bedingungen unseres irdischen Daseins? Not und Elend sind eben unentbehrliche Elemente in der Weltordnung. Was wäre aus der menschlichen Gesellschaft geworden, wenn dieser harte Zwang nicht zum Denken und Handeln triebe! Nicht den Wallenstein, sondern den Max läßt unser großer Dichter sprechen: „Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.“

Das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, die der Krieg mit sich führt, ist voll zu würdigen. Wer indes den Krieg kennt, wird der Ansicht beitreten, daß er sich nicht in theoretische Fesseln schlagen läßt. Die Milderung seiner Schrecken steht vielmehr in erster Linie zu erwarten von der allmählich fortschreitenden

*) Quellen:

Denkwürdigkeiten 2 bis 7.
Militärische Korrespondenz 1870. I.
Preußisches Generalstabswerk 1866, 1870/71.
Italienischer Feldzug 1859.



allgemeinen Gesittung, die die Humanität jedes Einzelnen fördert. Denn die Fortschritte in der Gesittung müssen sich auch in der Kriegführung abspiegeln: sie allein, nicht ein Kriegsrecht vermag das Ziel zu erreichen. Denn jedes Gesetz bedingt eine Autorität, die dessen Ausführungen überwacht und handhabt; diese Gewalt aber fehlt für Einhaltung internationaler Verabredungen. Die Anerkennung aufgestellter Regeln sichert noch nicht deren Ausführung. Daß beispielsweise auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir ihn im letzten Feldzuge mehrfach übertreten gesehen, so am 19. August 1870 vor Metz.

Auch kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er in der nicht organisierten Bevölkerung, die aus eigenem Antrieb die Waffen ergreift, und durch die er bei Tag und bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Auf internationale Verabredungen ist also kein Gewicht zu legen. Welche dritten Mächte werden aus dem Grunde zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine oder beide das Kriegsrecht verletzt worden ist? Der irdische Richter fehlt. Hier ist, wie gesagt, nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung des Einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, die sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges, wo alles individuell aufgefaßt sein will, es überhaupt möglich machen. Sehen wir doch jetzt schon, daß die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit!

Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, die die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die roheren und gewalttätigeren Elemente geblieben, aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand. Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen: die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Manneszucht und die Vorsorge für die Ernährung der Truppen im Felde. Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur im beschränkten Maße aufrecht zu erhalten. Der Soldat, der Leiden und Entbehrungen, Anstrengungen und Gefahr erduldet, kann nicht nur je nach den Hilfsquellen des Landes, er muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Übermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohltat im Kriege ist jedenfalls die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle, nicht gerade verwerfliche Mittel frei stehen. Nicht nur auf Schwächung der feindlichen Streitkräfte kommt es an, sondern alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige. Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden, der

weder die Plünderung sich bereichernder Marschälle früherer Feldzüge, noch die Greuel orientalischer Kämpfe aufzuweisen hat. Nach zwei Monaten war er entschieden, und erst, als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Hoffentlich werden die Kriege bei fortschreitender Gesittung auch wirklich immer seltener in Anwendung kommen, aber ganz darauf verzichten kann kein Staat. Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur, ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten. Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, die nur mit den Waffen geschlichtet werden können. Ich halte den Krieg für ein letztes, aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten.

Es ist nun vorgeschlagen worden, an Stelle der Diplomatie eine dauernde Versammlung von Auserwählten der Völker zu setzen, um die so vielfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, somit die Kriege zu verhindern.

Aber auf dem Wege der internationalen Verhandlungen wird das sicher nie zustande kommen. Eine welthistorische Umgestaltung der deutschen Verhältnisse zum Beispiel, wie sie 1866 eintrat, konnte sich nicht durch friedliche Verhandlungen und Beschlüsse vollziehen; es bedurfte der Tat, des Zwanges nach innen und Kampfes nach außen. Es mußte einer der vielen deutschen Staaten stark genug werden, um die übrigen mit sich fortzureißen. König Wilhelm war es, der durch die Reform des Heeres in Preußen die Macht schuf, die für ganz Deutschland die Einheit und damit die Freiheit verbürgte. Denn ohne die Macht, sie zu behaupten, ist keine Freiheit denkbar. Der Weg zum Ziel führte über Königgrätz und Sedan und führt vielleicht noch auf neue Schlachtfelder.

Mehr Vertrauen als zu jenem Areopag von Auserwählten der Völker, als zu internationaler Verbrüderung oder was sonst in dieser Richtung vorgeschlagen und geeignet ist, eine babylonische Verwirrung hervorzurufen — mehr Vertrauen habe ich zu der Einsicht und der Macht der Regierungen.

Ich glaube, daß heutzutage alle Regierungen aufrichtig bemüht sind, den Frieden zu halten — es kommt nur darauf an, daß sie auch stark genug sind, es zu können. Ich glaube auch, daß in allen Ländern die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien entscheiden, die sie an ihre Spitze gestellt haben.

Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten und Frieden schlossen; die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns, sie gehört der Vergangenheit an.



Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, die nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel. Es sind die Stimmungen der Völker, Annexions- und Revanchegelüste, das Streben, stammverwandte Völker an sich zu ziehen, Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, die den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in der niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen. Heutzutage sind es also nicht mehr allein die Kabinette, die über Krieg und Frieden entscheiden und die Angelegenheiten der Völker leiten, sondern an vielen Orten die Völker, die die Kabinette leiten. So ist ein Element in die Politik hineingebracht, das außer aller Berechnungen liegt.

Auch die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, der die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Ägypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren.

Aus solchen Verhältnissen ist auch der Krieg von 1870/71 hervorgegangen. Ein Napoleon auf dem Throne von Frankreich hatte seinen Anspruch durch politische und militärische Erfolge zu rechtfertigen. Nur eine Zeit lang befriedigten die Siege der französischen Waffen auf fernen Kriegsschauplätzen, die Erfolge des preußischen Heeres erregten Eifersucht, sie erschienen als Anmaßungen, als Herausforderung, und man verlangte Rache für Sadowa. Die liberale Strömung des Zeitalters lehnte sich auf gegen die Alleinherrschaft des Kaisers: er mußte Bewilligungen zugestehen, seine Machtstellung im Innern war geschwächt, und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle.

Möchten in Zukunft nur überall die Regierungen in der Tat stark genug sein, um zum Kriege drängende Leidenschaften der Völker zu beherrschen! Man kann den Wert und den Segen einer starken Regierung nicht hoch genug anschlagen. Bei uns in Deutschland betrachten ja viele die Regierung als eine Art feindlicher Macht, die man nicht genug einschränken und beengen kann. Ich meine, man sollte sie in aller Weise stärken und schützen. Eine schwache Regierung ist ein Unglück für das Land und — eine Gefahr für den Nachbarn.

„Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“

Nur eine starke Regierung kann heilsame Reformen durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen. Friedliche Versicherungen unserer Nachbarn sind gewiß sehr wertvoll, aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst.

Ich glaube, daß ein mächtiger und doch friedfertiger Staat im Herzen Europas die sicherste Bürgschaft für dauernde Ruhe in diesem Weltteil ist: Deutschland hat der Welt gezeigt, daß es eine friedliebende Nation besitzt, eine Nation, die den Krieg nicht braucht, um Ruhm zu erwerben, und die ihn nicht will, um Eroberungen zu machen. Ich wüßte auch wirklich nicht, was wir mit einem eroberten Stück von Rußland oder Frankreich machen sollten. Liegt doch die Stärke Deutschlands wesentlich in der Homogenität seiner Bewohner. Wir haben zwar an unseren Grenzen Reichsangehörige, die nicht deutscher Nationalität sind; das ist ein geschichtliches Ergebnis von hundertjährigen Kämpfen, von Feldzügen und Friedensschlüssen, Siegen und Niederlagen. Denn die Grenzen eines großen Staates lassen sich nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen konstruieren. Diese nichtdeutschen Reichsangehörigen haben ja neben den Deutschen mit gleicher Freude und Tapferkeit gekämpft; aber daß nicht alle ihre Interessen mit den unsrigen zusammenfallen, ist bekannt. Wie sollten wir nun so töricht sein, durch Gebietserweiterungen uns zu schwächen, anstatt uns zu stärken! Hat der deutsche Michel überhaupt jemals sein Schwert gezogen, als um sich seiner Haut zu wehren?

Deutschland verfolgt in der Tat seit 1871 eine friedliche Politik, eine Politik wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat, wo ein mächtiger Staat, neben Lösung sozialer Probleme im Innern, nach außen seine Macht, sein Ansehen und sein Übergewicht geltend macht, nicht um die Nachbarn zu bedrängen, sondern um den Frieden mit ihnen zu sichern — und das nicht nur, sondern auch um den Frieden der Nachbarn untereinander zu vermitteln.

Aber eine solche Politik läßt sich nur durchführen, gestützt auf ein starkes und kriegsbereites Heer. Fehlte dieses gewaltige Triebrad in der Staatsmaschine, so würde sie stocken, die Noten unseres auswärtigen Amtes würden des rechten Gewichtes entbehren. Die Armee ist das Fundament gewesen, auf dem eine solche Politik sich hat aufbauen lassen; die Armee ist es, die der diplomatischen Aktion Nachdruck und Rückhalt gewährt, aber nur solange, wie sie auch wirklich bereit und imstande ist, da einzutreten, wo der friedliche Zweck nicht erreicht werden kann.

Allerdings kann man es aufrichtig beklagen, daß die eiserne Notwendigkeit dazu zwingt, der deutschen Nation immer erneut Opfer für das Heer aufzuerlegen. Freilich, nur durch Opfer und Arbeit sind wir überhaupt erst wieder eine Nation geworden. Der Wunsch, an den großen Summen, die jährlich für das Militär verausgabt werden, zu sparen, sie dem Steuerpflichtigen zu erlassen oder für Zwecke des Friedens zu verwenden, ist gewiß ein völlig gerechter. Wer würde sich dem nicht anschließen! Wer malt sich nicht gern aus, wieviel Gutes, Nützliches und Schönes dann geschaffen werden könnte! Aber vergessen dürfen wir dabei nicht, daß die Ersparnisse aus einer langen Reihe von Friedensjahren verloren gehen können in einem Kriegsjahr. Welche ganz anderen Opfer eine feindliche Invasion nach sich zieht, das

haben die Ältesten von uns noch selbst erlebt. Der Feind im Lande! Wir haben das zu Anfang unseres 19. Jahrhunderts jahrelang ertragen. Ich erinnere daran, was nach einem unglücklichen Feldzuge der Zeitabschnitt von 1808 bis 1812 unserem Lande gekostet hat. Dies waren Friedensjahre, waren Jahre, wo der Präsenzstand der Armee gering, die Dienstdauer so kurz war, wie es nur irgend gefordert werden konnte — und doch durfte Napoleon sich rühmen, aus dem damaligen kleinen und armen Preußen eine Milliarde herausgepreßt zu haben. Wir sparten, weil wir mußten, an unserer Armee und zahlten zehnfach für eine fremde. Der Feind im Lande würde nicht fragen, ob Reichsbank oder Privatbank. Der Feind im Lande würde schnell mit unseren Finanzen aufräumen.

Schon allein der Kredit des Staates beruht doch zunächst auf der Sicherheit des Staates. Welche Panik würde an der Börse ausbrechen, wie würden alle Besitzverhältnisse erschüttert werden, wenn die Fortdauer des Deutschen Reiches auch nur angezweifelt werden könnte!

Vergessen wir doch nicht, daß seit dem Verfall der deutschen Kaisermacht Deutschland das Schlachtfeld und das Entscheidungsobjekt für die Händel aller anderen gewesen ist, daß Schweden, Franzosen und Deutsche Deutschland auf mehr als ein Jahrhundert in eine Wüste verwandelt haben. Sind nicht die großen Trümmer am Neckar, am Rhein und tief ins Land hinein bleibende Denkmäler unserer einstigen Schwäche und des Übermutes unserer Nachbarn! Wer möchte auch nur die Tage zurückrufen, wo auf das Machtgebot eines fremden Herrschers deutsche Kontingente gegen Deutschland marschieren mußten! Ein unglücklicher Krieg stört auch die beste Finanzwirtschaft; die Finanz muß eben durch die Armee gesichert sein. Wenn jetzt ein Krieg ausbricht, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, die gerüstet wie nie zuvor gegeneinander in den Kampf treten; keine von ihnen kann in ein oder zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!

Wo es sich um so große Dinge handelt, wo es sich handelt um das, was wir mit schweren Opfern erreicht haben, um den Bestand des Reiches, vielleicht um die Fortdauer der gesellschaftlichen Ordnung und Zivilisation, jedenfalls um Hunderttausende von Menschenleben, da kann die Geldfrage erst in zweiter Linie in Betracht kommen, da erscheint jedes pekuniäre Opfer im voraus gerechtfertigt. Hätten wir die sehr großen Ausgaben für militärische Zwecke nicht zu machen, für die der Patriotismus die Mittel gewährt hat, so würden allerdings unsere Finanzen sehr viel günstiger stehen. Aber die glänzendste Finanzlage hätte nicht verhindert, daß

wir bei mangelnden Widerstandsmitteln heute den Feind im Lande hätten; denn lange schon und auch jetzt noch ist es nur das Schwert, das die Schwerter in der Scheide zurückhält.

Zum Krieg gerüstet sein ist daher die beste Bürgschaft für den Frieden. Mit schwachen Kräften, mit Armeen auf Kündigung läßt sich das Ziel nicht erreichen; nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation. Ein Bündnis ist gewiß sehr wertvoll, aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen. Unsere beste Sicherung beruht daher in der Vorzüglichkeit unserer Armee.

Die innere Güte der Armee dürfen wir nicht schwächen lassen, sonst kommen wir zu Milizen. Die durch Milizen geführten Kriege haben aber die Eigentümlichkeit, daß sie sehr viel länger dauern, und schon aus diesem Grunde sehr viel größere Opfer an Geld und an Menschenleben kosten, als alle übrigen Kriege. Ich erinnere nur an den letzten amerikanischen Sezessionskrieg, der von beiden Seiten wesentlich von Milizen geführt werden mußte. Es wird wohl niemand wünschen, die Greuel dieses Krieges auf europäischen Boden zu verpflanzen. Von besonderem Interesse ist das Urteil Washingtons, des Mannes, der eben den ersten amerikanischen Freiheitskrieg zu führen hatte. Nach Bancrofts vortrefflicher Geschichte der amerikanischen Staaten spricht er sich folgendermaßen aus: „Die Erfahrung, die die beste Leiterin für das Handeln ist, verwirft so völlig klar und entschieden das Vertrauen auf die Miliz, daß niemand, der Ordnung, Regelmäßigkeit und Sparsamkeit schätzt, und der seine eigene Ehre, seinen Charakter und seinen Seelenfrieden liebt, diese an den Ausgang eines Unternehmens mit Milizen setzen wird.“ Und etwas später schreibt er: „Kurze Dienstzeit und ein unbegründetes Vertrauen auf die Miliz sind die Ursache alles unseres Mißgeschicks und des Anwachsens unserer Schuld.“ Beendet wurde bekanntlich der Krieg durch das Auftreten eines kleinen Korps von nur 6000 Mann, aber wirklicher Soldaten.

Frankreich hat es zweimal mit der Miliz versucht. Nach der Revolution war begreiflicherweise das Erste, daß man die verhaßte Armee auflöste: die Nation selbst sollte die junge Freiheit schützen, der Patriotismus sollte die Disziplin, der Elan und die Massen sollten die kriegerische Bildung ersetzen. Es schwebt immer noch ein gewisser Nimbus um die Volontäre von 1791; aber es gibt auch eine unparteiische Geschichte über sie, geschrieben von einem Franzosen nach den Akten des französischen Kriegsministeriums.*) Auf jedem Blatte ist dort zu finden, wie nutzlos, wie kostspielig, und welche Geißel für das eigene Land diese Formationen gewesen sind. Erst nach dreizehnjährigen bitteren Erfahrungen hat man sich überwunden, nicht mehr die Armee unter Volontäre, sondern die Volontäre in die Armee einzustellen. Als dann ein Mann wie der erste Konsul und andere ausgezeichnete Generale sich an

*) **Rousset**. Les Volontaires de 1791—1794. Paris 1870.

ihre Spitze setzten, da haben freilich diese Volontäre ganz Europa siegreich durchzogen, sie waren eben Soldaten geworden.

Jene kleine Schrift ist erschienen im März 1870, und sechs Monate später sehen wir Frankreich zu denselben Mitteln greifen, freilich in seiner äußersten Bedrängnis.

Vom allgemeinen humanitären Standpunkt aus könnte man allerdings nur wünschen, den Beweis erbracht zu sehen, daß der feste Entschluß eines ganzen Volkes dessen Bezwingung unmöglich macht, daß ein „Volksheer" genügt, um ein Land zu schützen. Der vaterländische Standpunkt ist freilich ein anderer, und wir haben gezeigt, daß die Erhebung selbst einer Nation mit solchen unerschöpflichen Mitteln und von solchem Patriotismus wie die Franzosen nicht Stand halten konnte gegen eine noch so kleine, aber geschulte und tapfere Truppenabteilung; wir haben es alle erlebt und uns überzeugt, daß selbst die zahlreichste Versammlung von tüchtigen, patriotischen und tapferen Männern nicht imstande ist, einer wirklichen Armee zu widerstehen. Davon sollten sich diejenigen, die die Volksbewaffnung predigen, an deren geringem Erfolg im Jahre 1870/71 überzeugen. Eine bewaffnete Menschenmenge ist eben noch lange keine Armee, und es ist eine Barbarei, sie in die Schlacht zu führen.

Die französischen Mobil- und Nationalgarden haben den Krieg um mehrere Monate verlängert, sie haben blutige Opfer gekostet, große Verwüstung und viel Elend bereitet, aber sie haben den Gang des Krieges nicht wenden können, sie haben Frankreich beim Frieden keine besseren Bedingungen verschafft. Wohl nur der Schreckensherrschaft der Advokaten war es möglich, solche Heere aufzutreiben, schlecht organisiert, ohne Fuhrwesen sie der rauhen Witterung auszusetzen, selbst ohne Ambulanzen und Ärzte. Bei allem Patriotismus und bei aller Tapferkeit waren die unglücklichen Menschen nicht imstande, unseren festgefügten braven Truppen zu widerstehen; das Elend der Biwaks dezimierte sie schonungslos und die Verwundeten lagen zu Hunderten am Wege, ohne jede Hilfe, bis unsere Ambulanzen sie fanden. Vollends das Unwesen der Franktireurs hat unsere Operationen auch nicht einen Tag aufgehalten; nur mußten ihre Neckereien durch blutige Zwangsmaßregeln erwidert werden, und hierdurch nahm unsere Kriegführung zuletzt einen Charakter der Härte an, den wir beklagen, aber nicht ändern konnten. Die Franktireurs waren die Schrecken aller Ortschaften, sie beschworen das Verderben über diese herauf.

Daß eine solche Kriegführung für das Land eine Grausamkeit war, die ihm die tiefsten Wunden schlug, machte allerdings denen die wenigste Sorge, die vor allem eine Macht bewahren wollten, über deren Legalität sie die Nation zu befragen nicht wagten.

Die Prozesse, die nach dem Kriege in Frankreich auftauchten, geben ein Bild von der Verwilderung und den Greueln, die unausbleiblich im Gefolge der Volks-

bewaffnung erscheinen. Wenn wir die Nation bewaffnen, so bewaffnen wir mit den guten Elementen zugleich die schlechten und deren hat jede Nation. Die ersteren sind ja unendlich überwiegend. Aber haben wir nicht bei uns selbst die Erfahrung mit unseren Bürgerwehren gemacht, wie bald der zuverlässige Teil derselben der Sache überdrüssig wird, in aller Stille verschwindet und dem unzuverlässigen Teile das Feld freiläßt? Die Gewehre sind bald ausgeteilt, aber nicht sobald zurückzubekommen.

Was das auf sich hat, wenn die Regierung die Zügel der Herrschaft aus ihren Händen entschlüpfen läßt, wenn die Gewalt an die Massen übergeht, darüber belehrt uns die Geschichte der Kommune in Paris. Da war die Gelegenheit geboten, wo die Demokratie ihre Ideen in die Wirklichkeit überführen konnte, wo sie wenigstens eine Zeit lang eine Regierung nach ihrem Ideal einrichten konnte. Aber geschaffen ist doch nichts, wohl aber viel zerstört. Die aktenmäßigen Berichte aus französischer Feder über diese traurige Episode der französischen Geschichte lassen uns in einen Abgrund der Verworfenheit blicken; sie schildern uns Zustände und Begebenheiten, die man für geradezu unmöglich halten sollte, wenn sie nicht unter unseren Augen verlaufen wären, vor dem staunenden Blick unserer Okkupationstruppen, die den Dingen bald ein Ende gemacht hätten, wenn sie nicht genötigt gewesen wären, mit Gewehr bei Fuß zuzuschauen.

Auch bei uns haben wir wahrscheinlich Elemente wie die, die nach dem Kriege in Paris zur Herrschaft gelangt sind. Haben wir sie nicht, so wird man schon dafür sorgen, daß wir sie von außerhalb bekommen. Hinter dem ehrlichen Revolutionär tauchen dann jene dunklen Existenzen auf: die sogenannten Bassermannschen Gestalten vom Jahre 1848, die professeurs de barricades und die Petroleusen der Kommune vom Jahre 1871. Es mögen viel importierte Helden gewesen sein, die in der Hauptstadt die Denkmäler des französischen Ruhms vernichtet haben. Gott verhüte, daß wir ihnen jemals die Waffen in die Hand geben.

An der inneren Tüchtigkeit unserer Armee darf also nicht gerüttelt werden.

Keine Nation hat bis jetzt in ihrer Gesamtheit eine Erziehung genossen, wie die unsrige durch die allgemeine Militärpflicht. Die Aufgabe, aus einem Rekruten einen Soldaten zu machen, d. h. einen Mann, der nicht bloß Parademarsch übt und auf Wache zieht, sondern der in gründlicher Kenntnis seiner komplizierten Waffe und im vollen Vertrauen auf diese unter den schwierigsten Verhältnissen selbständig handeln soll, einen Mann, der gelernt hat zu gehorchen und zu befehlen — denn auch der letzte Musketier wird Vorgesetzter, sowie er auf Posten zieht oder eine Patrouille führt — diese Aufgabe ist so leicht nicht, wie es vielleicht am Schreibtisch aussieht. Es handelt sich dabei nicht bloß um die technische, ich möchte sagen handwerksmäßige Abrichtung des Mannes; damit stellen wir ein Material her, das mit Nutzen in den festen Rahmen der Armee eingereiht werden, aber niemals den Kern der Armee bilden kann. Die Österreicher haben den Feldzug von 1859 zum großen Teil dadurch verloren,

daß es an gedienten Leuten fehlte. Sie hatten bei Ausbruch des Krieges ihre Neuorganisation noch nicht zur vollen Durchführung gebracht und mußten infolgedessen eine unverhältnismäßig große Anzahl von Rekruten einreihen, die den zuverlässigen Halt der Truppen in Frage stellte; und so zeigten sich die jungen österreichischen Soldaten jener zähen Ausdauer nicht gewachsen, in der die durch längere Dienstzeit und vorherige Kriegserfahrung gestählten französischen Regimenter sich bewährten.

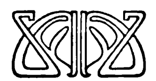
Es handelt sich wie gesagt bei uns um weit mehr als um die technische Ausbildung, es handelt sich um die Ausbildung und Festigung moralischer Eigenschaften, um die militärische Erziehung des Jünglings zum Manne. Das läßt sich nicht einexerzieren, es will eingelebt und angewöhnt sein.

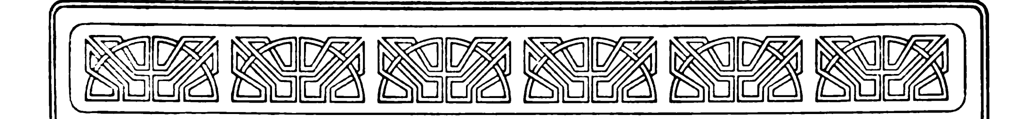
Es ist allerdings der Militärdienst nicht eine produktive Arbeit, aber er bezweckt und erreicht die Sicherheit des Staates, ohne die jede produktive Arbeit unmöglich ist; er bildet die Schule für die heranwachsenden Generationen in Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue — Eigenschaften, die für die spätere produktive Arbeit nicht verloren gehen.

Man hat nun gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Das bloße Wissen erhebt aber den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand hat unsere Schlachten gewonnen, der die Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Wir können die Armee demnach schon im Innern nicht entbehren zur Erziehung der Nation, um wieviel weniger nach außen.

Niemals kann die Armee ein Provisorium sein, sie läßt sich nicht in Wochen oder Monaten improvisieren, sie will durch eine lange Reihe von Jahren erzogen sein, denn die Grundlage jeder militärischen Organisation beruht auf Dauer und Stabilität. Die Armee ist die vornehmste aller Institutionen im Lande; denn sie allein ermöglicht das Bestehen aller übrigen Einrichtungen: alle politische und bürgerliche Freiheit, alle Schöpfungen der Kultur, die Finanzen, der Staat stehen und fallen mit dem Heere.

Je besser unsere Streitmacht zu Lande und zu Wasser organisiert ist, je vollständiger ausgerüstet, je bereiter für den Krieg, um so eher dürfen wir hoffen, den Frieden zu bewahren oder aber den unvermeidlichen Kampf mit Ehren und Erfolg zu bestehen.





Cannae.

(Fortsetzung.)

Napoleon hatte sich allmählich von der Vernichtungsschlacht abgewendet, den Weg, der ihn zu seinen großen Siegen geführt, verlassen. Zögernd und vorsichtig nahmen seine Gegner die niedergeworfene Waffe auf. Die Rollen vertauschten sich. Die Katzbach, Dennewitz und Kulm reichen bereits an Vernichtungsschlachten heran. Der Aufmarsch im Rücken des Gegners, dessen Einschließung von allen Seiten hätte Leipzig zu dem vollkommensten Cannae gemacht, wenn nicht der Schrecken, den der furchtbare Mann einflößte, die Freilassung eines Ausweges angeraten hätte. Mit Waterloo endlich sind wir nach fünfzehn Jahren wieder nach Marengo zurückgekehrt. Zweifelhaftes, ja mehr als zweifelhaftes Ringen in der Front. Dann der tödliche Stoß in die Flanke. Ein Stück Cannae bereits, kein ganzes, aber ein höchst erfolgreiches Stück. Das eine Schlachtfeld dient zum „Vorzimmer, aus dem Caesar in den Krönungssaal tritt". Von dem anderen führt der Weg nach St. Helena. Die Vereinigung getrennter Armeen auf dem Schlachtfelde war das Problem, das oft vergebens angestrebt, in beiden Schlachten glücklich gelöst war. Nach einem halben Jahrhundert wurde, was vergessen, wieder hervorgeholt, der Faden, der im Blücherschen Hauptquartier gesponnen, wieder aufgenommen.

Seit den ersten Monaten 1866 stand Preußen vor einem Kriege gegen Österreich, zunächst gegen Österreich allein. Denn ob die deutschen Mittelstaaten der einen oder der anderen Partei folgen oder ganz beiseite stehen würden, war noch zweifelhaft. So schied die Grenzstrecke Görlitz—Oderberg, im wesentlichen durch einen Gebirgszug gebildet, die sich zum Kampfe rüstenden Gegner. Nördlich und südlich dieser Linie mußten, ehe es zum Kriege kam, die beiden Heere aufzumarschieren suchen. Skizze 1.

Strategische Autoritäten drangen auf eine Versammlung der preußischen Armee in Oberschlesien. Von hier aus bedürfe es nur eines kurzen Stoßes, um das Herz

der Doppelmonarchie zu treffen, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Allerdings war, um von preußischem Gebiete nach Wien zu kommen, der Weg von Oberschlesien aus der kürzeste. Um aber diesen äußersten Winkel des Landes, den Ausgangspunkt für den beabsichtigten kurzen Stoß zu erreichen, hatten die sich sammelnden Teile der Armee die denkbar weitesten Wege zurückzulegen. Kein preußischer Aufmarsch erforderte eine längere Zeit als derjenige in Oberschlesien und kein österreichischer eine kürzere als derjenige gegenüber in Mähren. Dem Feinde wurde es jedenfalls möglich sich vorzulegen, den Stoß gegen das Herz zu parieren. Spätestens bei Olmütz wären die Angreifer auf das volle feindliche Heer gestoßen. Masse stand dann gegen Masse. Wurden die Preußen besiegt, so liefen sie Gefahr, „gegen Polen gedrängt zu werden". Gewannen sie die Schlacht, so stand es wahrscheinlich den Österreichern frei, nach Wien und hinter die Donau zurückzugehen, Verstärkungen an sich zu ziehen, die erlittenen Verluste auszugleichen. Dann konnten die Sieger immerhin auf ein Wagram hoffen, mußten aber doch auch auf ein Aspern gefaßt sein. Voraussichtlich zog sich der Feldzug hin und gewährte den außenstehenden Mächten Zeit und Gelegenheit, sich in den Streit zu mischen, den Sieger um die Früchte seiner Erfolge zu bringen. Nicht einen kurzen Stoß nach Wien zu führen, sondern die feindliche Armee von Wien und Donau abzudrängen, war ersichtlich die Aufgabe. Solche Erwägungen und Betrachtungen erwiesen sich indes als gegenstandslos. Die Grundlage des ganzen Planes war hinfällig, ein Aufmarsch in Oberschlesien nicht nur langwierig, sondern kaum ausführbar. Das VI. und ein Teil des V. Armeekorps konnten wohl mit Fußmarsch das Gebiet der oberen Oder erreichen. Die übrigen sieben bis acht Armeekorps aber, die auf Eisenbahntransport angewiesen waren, sahen sich mit ihren Truppenzügen, sie mochten von Königsberg oder von Wesel und Trier her kommen, schließlich auf die eine Strecke Breslau—Ratibor beschränkt. Denn die eingleisige Stichbahn Liegnitz—Frankenstein würde der überlasteten Hauptlinie nicht viel abnehmen können. Den Ablauf eines auf die Dauer von mehr als zwei Monaten zu berechnenden Aufmarsches hätte der Feind schwerlich abgewartet, sondern die halb vollendete Versammlung auseinander getrieben. Moltke wollte daher von einem Aufmarsch in Oberschlesien nur für den Fall etwas wissen, daß Preußen wesentlich stärker und schneller als der Feind dort auftreten könnte. Die Erfüllung dieser Bedingung vermochte ihm indes niemand zu gewährleisten. Ein aus Fußmärschen und Eisenbahntransporten kombinierter Aufmarsch in Schlesien konnte höchstens bei Breslau stattfinden. Von dort aus ist aber der Weg über Oberschlesien nach Wien nicht der kürzeste. Allerdings hat auch Napoleon, um an den Feind heranzukommen, nicht immer den nächsten Weg eingeschlagen, sondern beträchtliche Umwege nicht gescheut. Aber diese führten ihn in die Flanke und gegen den Rücken des Feindes. Das wäre hier nur ausführbar gewesen, wenn die Österreicher das Unwahrscheinliche, wenn nicht Unmögliche getan und ihren Aufmarsch nach Böhmen

gelegt hätten. Blieben sie in Mähren, so führte die Umgehung durch Oberschlesien gerade vor die feindliche Front.

Ein anderer Aufmarsch mußte also gesucht werden. Da Preußen die Gehässigkeit „der Aggression“ dem Gegner zuschieben wollte, mußte es sich auf die Verteidigung vorbereiten. Einem Angriff der Österreicher, sie mochten durch Böhmen oder durch Schlesien gegen Berlin vorgehen, konnte man von der Lausitz aus am besten entgegentreten. Gaben aber günstige Umstände der vorsichtigen und zurückhaltenden Politik dennoch die Initiative in die Hand, so drang man über Görlitz gerade auf Wien vor, in der Aussicht, den in Böhmen oder in Mähren entgegentretenden Gegner von der Hauptstadt und der Donau abzudrängen. Alle diese Vorteile fielen aber in sich zusammen; denn ein Aufmarsch in der Lausitz war mit nicht viel geringeren Schwierigkeiten verbunden, als ein solcher in Oberschlesien. Neun Armeekorps auf einer Eisenbahn in die Gegend von Görlitz zu befördern, kostete eine längere Zeit, als der Feind dazu einräumen würde. Die versammelten Massen in der öden Heidegegend zu ernähren, war unmöglich, 250 000 Mann durch die Enge von Görlitz, Seidenberg, Friedland und Reichenberg nach Böhmen hineinzuzwängen, unausführbar.

Es wurde klar, man konnte die ganze Armee nicht in einer Masse und nicht mittels einer Eisenbahn versammeln, auch nicht das vorliegende Gebirge auf einer Straße überschreiten. Alle verfügbaren Eisenbahnen waren zum Aufmarsch zu benutzen. Deren gab es allerdings nur zwei: Kreuz—Posen—Lissa—Breslau und Frankfurt—Kohlfurt—Görlitz mit Zuflüssen von rückwärts und Verzweigungen nach vorwärts. Mit einer Masse in der Lausitz, einer anderen in Schlesien, mit dem Gebirge davor, war indes nicht viel gewonnen. Eine Besserung des Zustandes trat erst ein, als sich herausstellte, daß Sachsen jedenfalls zu Österreich halten würde. Gegen diese beiden Verbündeten eröffneten sich noch die Linien: Berlin—Jüterbog—Herzberg, Magdeburg—Halle und Eisenach—Weißenfels—Zeitz. Da die der Grenze zunächst stehenden Korps wenigstens zum Teil ihre Ziele mittels Fußmarsch erreichen konnten, so blieb für jede der fünf Linien nicht viel mehr als ein Korps zu transportieren übrig. Der Aufmarsch konnte daher verhältnismäßig rasch bis zum 5. Juni ausgeführt werden. Allerdings stand nun die Armee in einer langen Linie von Zeitz bis Waldenburg—Schweidnitz. In dieser dünnen Kordonstellung durfte ein Angriff nicht abgewartet werden. Es war daher auch die Absicht Moltkes, sofort nach dem Eintreffen des letzten Transportzuges die Grenze zu überschreiten und die Vereinigung nach vorwärts in Böhmen zu suchen, nicht in einem Punkt, sondern nur derart, daß die Korps beim Zusammentreffen mit dem Feinde sich gegenseitig zu unterstützen vermochten. Vor allem war nötig, in Sachsen einzurücken, mit dem rechten Armeeflügel die Übergänge des Lausitzer und Erzgebirges zu gewinnen und dann von zwei Seiten, aus Sachsen und Schlesien, in Böhmen einzudringen, die Vereinigung her-

der Doppelmonarchie zu treffen, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Allerdings war, um von preußischem Gebiete nach Wien zu kommen, der Weg von Oberschlesien aus der kürzeste. Um aber diesen äußersten Winkel des Landes, den Ausgangspunkt für den beabsichtigten kurzen Stoß zu erreichen, hatten die sich sammelnden Teile der Armee die denkbar weitesten Wege zurückzulegen. Kein preußischer Aufmarsch erforderte eine längere Zeit als derjenige in Oberschlesien und kein österreichischer eine kürzere als derjenige gegenüber in Mähren. Dem Feinde wurde es jedenfalls möglich sich vorzulegen, den Stoß gegen das Herz zu parieren. Spätestens bei Olmütz wären die Angreifer auf das volle feindliche Heer gestoßen. Masse stand dann gegen Masse. Wurden die Preußen besiegt, so liefen sie Gefahr, „gegen Polen gedrängt zu werden". Gewannen sie die Schlacht, so stand es wahrscheinlich den Österreichern frei, nach Wien und hinter die Donau zurückzugehen, Verstärkungen an sich zu ziehen, die erlittenen Verluste auszugleichen. Dann konnten die Sieger immerhin auf ein Wagram hoffen, mußten aber doch auch auf ein Aspern gefaßt sein. Voraussichtlich zog sich der Feldzug hin und gewährte den außenstehenden Mächten Zeit und Gelegenheit, sich in den Streit zu mischen, den Sieger um die Früchte seiner Erfolge zu bringen. Nicht einen kurzen Stoß nach Wien zu führen, sondern die feindliche Armee von Wien und Donau abzudrängen, war ersichtlich die Aufgabe. Solche Erwägungen und Betrachtungen erwiesen sich indes als gegenstandslos. Die Grundlage des ganzen Planes war hinfällig, ein Aufmarsch in Oberschlesien nicht nur langwierig, sondern kaum ausführbar. Das VI. und ein Teil des V. Armeekorps konnten wohl mit Fußmarsch das Gebiet der oberen Oder erreichen. Die übrigen sieben bis acht Armeekorps aber, die auf Eisenbahntransport angewiesen waren, sahen sich mit ihren Truppenzügen, sie mochten von Königsberg oder von Wesel und Trier her kommen, schließlich auf die eine Strecke Breslau—Ratibor beschränkt. Denn die eingleisige Stichbahn Liegnitz—Frankenstein würde der überlasteten Hauptlinie nicht viel abnehmen können. Den Ablauf eines auf die Dauer von mehr als zwei Monaten zu berechnenden Aufmarsches hätte der Feind schwerlich abgewartet, sondern die halb vollendete Versammlung auseinander getrieben. Moltke wollte daher von einem Aufmarsch in Oberschlesien nur für den Fall etwas wissen, daß Preußen wesentlich stärker und schneller als der Feind dort auftreten könnte. Die Erfüllung dieser Bedingung vermochte ihm indes niemand zu gewährleisten. Ein aus Fußmärschen und Eisenbahntransporten kombinierter Aufmarsch in Schlesien konnte höchstens bei Breslau stattfinden. Von dort aus ist aber der Weg über Oberschlesien nach Wien nicht der kürzeste. Allerdings hat auch Napoleon, um an den Feind heranzukommen, nicht immer den nächsten Weg eingeschlagen, sondern beträchtliche Umwege nicht gescheut. Aber diese führten ihn in die Flanke und gegen den Rücken des Feindes. Das wäre hier nur ausführbar gewesen, wenn die Österreicher das Unwahrscheinliche, wenn nicht Unmögliche getan und ihren Aufmarsch nach Böhmen

gelegt hätten. Blieben sie in Mähren, so führte die Umgehung durch Oberschlesien gerade vor die feindliche Front.

Ein anderer Aufmarsch mußte also gesucht werden. Da Preußen die Gehässigkeit „der Aggression" dem Gegner zuschieben wollte, mußte es sich auf die Verteidigung vorbereiten. Einem Angriff der Österreicher, sie mochten durch Böhmen oder durch Schlesien gegen Berlin vorgehen, konnte man von der Lausitz aus am besten entgegentreten. Gaben aber günstige Umstände der vorsichtigen und zurückhaltenden Politik dennoch die Initiative in die Hand, so drang man über Görlitz gerade auf Wien vor, in der Aussicht, den in Böhmen oder in Mähren entgegentretenden Gegner von der Hauptstadt und der Donau abzudrängen. Alle diese Vorteile fielen aber in sich zusammen; denn ein Aufmarsch in der Lausitz war mit nicht viel geringeren Schwierigkeiten verbunden, als ein solcher in Oberschlesien. Neun Armeekorps auf einer Eisenbahn in die Gegend von Görlitz zu befördern, kostete eine längere Zeit, als der Feind dazu einräumen würde. Die versammelten Massen in der öden Heidegegend zu ernähren, war unmöglich, 250 000 Mann durch die Enge von Görlitz, Seidenberg, Friedland und Reichenberg nach Böhmen hineinzuzwängen, unausführbar.

Es wurde klar, man konnte die ganze Armee nicht in einer Masse und nicht mittels einer Eisenbahn versammeln, auch nicht das vorliegende Gebirge auf einer Straße überschreiten. Alle verfügbaren Eisenbahnen waren zum Aufmarsch zu benutzen. Deren gab es allerdings nur zwei: Kreuz—Posen—Lissa—Breslau und Frankfurt—Kohlfurt—Görlitz mit Zuflüssen von rückwärts und Verzweigungen nach vorwärts. Mit einer Masse in der Lausitz, einer anderen in Schlesien, mit dem Gebirge davor, war indes nicht viel gewonnen. Eine Besserung des Zustandes trat erst ein, als sich herausstellte, daß Sachsen jedenfalls zu Österreich halten würde. Gegen diese beiden Verbündeten eröffneten sich noch die Linien: Berlin—Jüterbog—Herzberg, Magdeburg—Halle und Eisenach—Weißenfels—Zeitz. Da die der Grenze zunächst stehenden Korps wenigstens zum Teil ihre Ziele mittels Fußmarsch erreichen konnten, so blieb für jede der fünf Linien nicht viel mehr als ein Korps zu transportieren übrig. Der Aufmarsch konnte daher verhältnismäßig rasch bis zum 5. Juni ausgeführt werden. Allerdings stand nun die Armee in einer langen Linie von Zeitz bis Waldenburg—Schweidnitz. In dieser dünnen Kordonstellung durfte ein Angriff nicht abgewartet werden. Es war daher auch die Absicht Moltkes, sofort nach dem Eintreffen des letzten Transportzuges die Grenze zu überschreiten und die Vereinigung nach vorwärts in Böhmen zu suchen, nicht in einem Punkt, sondern nur derart, daß die Korps beim Zusammentreffen mit dem Feinde sich gegenseitig zu unterstützen vermochten. Vor allem war nötig, in Sachsen einzurücken, mit dem rechten Armeeflügel die Übergänge des Lausitzer und Erzgebirges zu gewinnen und dann von zwei Seiten, aus Sachsen und Schlesien, in Böhmen einzudringen, die Vereinigung her-

zustellen. Der eigentliche Aufmarsch wurde somit nach Böhmen gelegt. Von dort nach Wien war der Weg nicht weiter als von Oberschlesien. Man hatte Berlin hinter sich und konnte nicht nach Polen abgedrängt werden. Dagegen hatte man alle Aussicht, den Feind, der seinen Zentralpunkt nach Olmütz gelegt hatte, von Wien und der Donau abzudrängen. Dieser Aufmarsch hätte sich zu jener Zeit leicht ausführen lassen. Kaum war ein nennenswerter Widerstand zu erwarten. Die Armee konnte in sich zusammenschließen, bevor es zur Schlacht oder zu erheblichen Kämpfen gekommen wäre. Politische Rücksichten verboten jedoch, schon jetzt die Grenze zu überschreiten und zwangen, einen Zustand beizubehalten, der nur als ein schnell zu überwindender Übergang gedacht war. Um die lange Linie etwas zu verkürzen, wurden die bei Halle und Zeitz ausgeladenen Korps (das halbe VII. und das VIII.) nach Torgau, die zwischen Elbe und Lausitzer Neiße mit Eisenbahn oder Fußmarsch versammelten II., III. und IV. Korps nach Hoyerswerda, Spremberg und Muskau, das Gardekorps dahinter nach Kottbus, das I. Korps von Görlitz nach Hirschberg, das V. und VI. Korps nach Landeshut geschoben. Aus diesen Stellungen konnte der rechte Flügel (Elbarmee) auf dem linken Elbufer, die Mitte (Erste Armee) über Bautzen und Görlitz, das I. Korps über Warmbrunn und Schreiberhau, das V. und VI. (Zweite Armee) von Landeshut aus in Böhmen eindringen. Ohne die Offensive in bedenklicher Weise zu schädigen, die Zahl der Einmarschstraßen zu sehr zu beschränken, die Richtung des rechten Flügels auf Wien zu verlieren, durfte die Armee nicht weiter zusammengeschoben werden. Schon war durch das Aufgeben von Zeitz ein Abdrängen der sächsischen Armee von Süden wesentlich beeinträchtigt.

Ebenso wie die Sachverständigen den Preußen anrieten, sich in Oberschlesien zu versammeln, verlangten sie von den Österreichern, den Aufmarsch nach Böhmen zu legen. Aber auch hier waren die in Aussicht gestellten Vorteile eines kurzen Stoßes auf Berlin nur dann zu erreichen, wenn es gelang, wesentlich schneller und stärker als der Gegner aufzutreten. Diese Bedingung war aber ebensowenig für die Österreicher in Böhmen, wie für die Preußen in Oberschlesien zu erfüllen. Hier, weil sieben bis acht Korps von der einen Eisenbahn Breslau—Ratibor nicht getragen werden konnten, dort, weil sechs Armeekorps für das eingleisige Eisenbahndefilee Böhmisch-Trübau—Pardubitz zu viel waren. Man konnte die im Frieden bereits in Böhmen vorhandenen Truppen und das dort zu erwartende sächsische Korps allenfalls von rückwärts verstärken. Für die Versammlung der Masse gab aber die aus dem Süden über Wien, Gänserndorf, Lundenburg, Brünn, die aus Ungarn ebenfalls, aber auf besonderem Gleis über Gänserndorf und Lundenburg und weiter über Olmütz nach Böhmisch-Trübau führende, sowie die aus Galizien bei Prerau einmündende Eisenbahnlinie den Versammlungsbezirk an.

Moltke hat 1870 genau angegeben, wo die französische Armee aufmarschieren würde. Um dies zu erfahren, hatte er weder zahlreiche Spione besoldet, noch hohe

Beamte mit großen Summen bestochen. Zur Ergründung des Staatsgeheimnisses hatte er sich auf denjenigen Kostenaufwand beschränkt, der zum Erwerb einer leidlichen Eisenbahnkarte erforderlich war. Im Zeitalter der Eisenbahnen ist der Aufmarsch jeder Armee durch diese Schienenstraßen bedingt und gegeben. Er mag etwas weiter vor oder etwas weiter zurück gelegt werden. Der Hauptsache nach ist er feststehend. Dies ist noch heute nahezu in Geltung, wo ein dichtes Eisenbahnnetz die Länder umspannt, und es war im erhöhten Grade 1866 der Fall, als nur wenige Eisenbahnlinien den Grenzen zuführten. Die Kritik hat sich daher ganz unnötigerweise über den damaligen preußischen und österreichischen Aufmarsch aufgeregt, sich über die Zersplitterung des einen, die Zurückhaltung des anderen ereifert. Im wesentlichen waren beide gegeben. Für die Preußen war der aufgezwungene Aufmarsch trotz mancher unabänderlichen Schwierigkeiten günstig. Aber auch der Aufmarsch in Mähren mit ein oder zwei vorgeschobenen Armeekorps in Böhmen entsprach der Auffassung, die sich die Österreicher von ihrer Aufgabe gemacht hatten. Sie waren überzeugt, daß die „preußische Armee bei ihrer rascheren Mobilmachung schlagfertig an der Grenze stehen könne, bevor das eigene Heer den Aufmarsch, möglicherweise sogar seine Kriegsformation beendet haben würde." Wollten sie nicht gestört und überrascht werden, so mußten sie ihren Aufmarsch nach rückwärts legen, ebensogut wie die Deutschen vier Jahre später ihren Aufmarsch hinter den Rhein zurückgelegt haben. Gaben ihnen aber das Zögern und die Unentschlossenheit des Gegners unvorherzusehenderweise doch noch die Initiative in die Hand, so standen sie für eine Offensive besser in Mähren als in Böhmen. Hier waren sie von vornherein durch eine Umfassung bedroht oder genötigt, sich angesichts des Feindes auf getrennten Gebirgsstraßen durchzuarbeiten, von dort konnten sie den Angriff gegen die linke Flanke der langgestreckten preußischen Aufstellung richten. Diese Gunst der Lage unter Umständen zu benutzen, lag den Österreichern fern. Im Bewußtsein, nach Zahl und Organisation die schwächeren zu sein, hielten sie sich zu einer defensiven Haltung verpflichtet, die sie als „eine bedauerliche, aber feststehende Tatsache" hinnahmen. Sie wollten den Feind, falls dieser aus Oberschlesien hervorbrach, in einer Stellung Olmütz—Mährisch-Trübau erwarten. Erschien kein Feind von dort, so gedachten sie nach Böhmen zu marschieren und eine Stellung Josefstadt—Königinhof—Miletin einzunehmen.

Anders stellten sich die österreichischen Absichten in den Augen der Bewohner der zunächst liegenden preußischen Provinz Schlesien dar. Die Vorposten, die der Feind nahe an die Grenze Oberschlesiens und der Grafschaft Glatz seiner Sicherheit wegen vorgeschoben hatte, ließen keinen Zweifel, daß eine Invasion der Provinz und eine Brandschatzung Breslaus bevorstände. Das Oberkommando der Zweiten Armee glaubte auf diese nach zahlreichen Nachrichten berechtigt erscheinenden Befürchtungen Rücksicht nehmen zu müssen und entschloß sich, zur Rettung des bedrohten Landes in eine schon früher erkundete Stellung hinter der Neiße zwischen Patschkau und Grottkau

zu rücken. Da für eine so lange Front zwei Armeekorps nicht genügten, so wurde eine Unterstützung durch das I. und noch durch ein anderes Korps erbeten. Die Bitte fand die Genehmigung des Königs. Das I., V. und VI. Korps wurden der Neiße zu in Marsch gesetzt und das in Reserve hinter der Ersten Armee stehende Gardekorps mittels Eisenbahn nach Brieg befördert. Von dem Rest dieser Armee rückten das III. Korps nach Löwenberg, Friedeberg, Wiegandsthal, das IV. nach Lauban, Greiffenberg, das II. nach Niesky, Reichenbach, Görlitz und Seidenberg, das Kavalleriekorps in die Gegend von Löwenberg. Wenn irgend etwas Schlesien gefährden konnte, so war es die Maßnahme, die zu seiner Sicherheit getroffen wurde. Die Österreicher waren fest entschlossen, in der Defensive zu verharren, aber eine solche Trennung des Feindes: die eine Hälfte zwischen Torgau und Görlitz, die andere mehr als 120 km davon an der Neiße mußte doch imstande sein, den festesten Entschluß zu erschüttern. Mochten auch die Österreicher sich dem ganzen preußischen Heere nicht gewachsen glauben, mit der kleineren Hälfte konnten sie es doch wohl aufnehmen. Ganz so leicht und einfach, wie er auf den ersten Anblick erscheint, wäre indessen der Angriff auf die isolierte Zweite Armee nicht gewesen. Die ausgesuchte Stellung war recht stark, die Überlegenheit des Angreifers nicht geradezu überwältigend, eine Umgehung durch Gebirge und die Festung Glatz erschwert. Zeigte sich die Stellung nicht mehr haltbar, so gedachte man die Zweite Armee ohne wesentliche Schädigung so weit zurückzuziehen, daß sie von der Ersten Armee aufgenommen werden konnte. Die Gefährdung, welcher sich die Zweite Armee durch den Abmarsch an die Neiße aussetzte, mochte daher vielleicht nicht allzusehr in das Gewicht fallen. Weit übler war es, daß die gesamte, so schön gedachte Offensive in Frage gestellt war. Die Ausführung des Planes: Vorziehen des rechten Flügels durch Sachsen bis an die österreichische Grenze, von dort aus und von Schlesien Eindringen in Böhmen, Aufsuchen des Feindes mit einer vereinigten Armee von neun Armeekorps unter dem Bestreben, diesen von Wien abzudrängen, hätte besser als irgend eine Stellung Schlesien und Breslau geschützt und vor allem die Aussicht auf eine entscheidende Vernichtungsschlacht gewährt. Jetzt waren für den Einmarsch in Böhmen nicht voll fünf Armeekorps vorhanden. Ob und in welcher Weise ein Zusammenwirken der beiden Heereshälften sich ermöglichen lassen würde, war von den Maßregeln abhängig, welche die leicht zu vereinigenden Österreicher gegen die, wie es schien, unheilbar getrennten Preußen ergreifen würden. Dieser ungünstige Zustand hatte durch Moltke nicht abgewendet werden können. Die Sicherung Schlesiens war dem König als eine landesväterliche Pflicht dargestellt worden. Die Beweisführung Moltkes, daß diese Pflicht sehr gut durch eine Offensive nach Böhmen, sehr schlecht oder garnicht durch eine Defensive in Schlesien zu erfüllen wäre, hatte nicht überzeugend gewirkt. Die Autorität des Chefs des Generalstabes war damals noch gering, desto wirkungsvoller zeigten sich politische Rücksichten und persönliche Einflüsse. Wie schon oft in diesem Kriege bei Vorbereitungen, Mobil-

machung, Aufmarsch, wurde Moltke wiederum ein mühsam aufgebauter Plan zerstört. Es blieb ihm überlassen, die Bruchstücke aufzulesen, etwas Neues zusammenzufügen. Trotz aller ihm bereiteten Schwierigkeiten hielt er an der Offensive fest. Er war entschlossen, mit der Elb- und Ersten Armee in Böhmen einzurücken. Sobald dies geschah, würden sich die Österreicher, was sie auch für Absichten haben mochten, wenigstens mit ihrer Hauptmasse ebendorthin wenden, sich gegen die Zweite Armee mit einem kleineren Heerteil begnügen. Ein Sieg über diesen schwächeren Feind wäre dann der Zweiten Armee leicht gemacht, ein Zusammenwirken mit den beiden anderen Armeen ermöglicht. Zu besorgen war aber, daß preußischerseits solange gezögert und gewartet würde, bis die Österreicher mit einer Offensive nach Schlesien hinein zuvorkamen. Der Entschlossenheit des österreichischen Oberbefehlshabers Benedek war zuzutrauen, daß er sich durch eine nachträgliche Gegenoffensive nach Böhmen hinein nicht zur Umkehr würde bestimmen lassen. Es würde sodann nur übrig bleiben, mit der Ersten Armee zur Unterstützung oder Aufnahme der Zweiten Armee in der Richtung auf die Neiße vorzugehen. Damit würde die Aussicht nicht auf einen Sieg, aber auf einen vernichtenden Sieg aufgegeben werden. Die besiegten Österreicher konnten sich voraussichtlich ohne erhebliche Belästigung nach Olmütz, nach Wien, hinter die Donau zurückziehen.

Es war ein Glück, daß Österreich den Bruch früher herbeiführte, als die Verhältnisse in Schlesien geklärt waren und die Vorteile einer Offensive dorthin zu erkennen waren. Da es sich seinem Gegner unterlegen fühlte, wollte es sich beizeiten der Unterstützung der deutschen Mittelstaaten vergewissern. Bei der Abstimmung des Bundestages vom 14. Juni erklärte sich die große Mehrzahl derselben gegen Preußen. Um dieser Erklärung sofort die Tat folgen zu lassen, waren weder Österreich noch die Mittelstaaten genügend vorbereitet. Beide hatten offenbar gehofft, entweder Preußen durch die Menge seiner Feinde einzuschüchtern, zur Aufgabe seiner Forderungen zu bestimmen, oder wenigstens durch Verhandlungen die für Mobilmachung und Vervollständigung der Ausrüstung ihrer Armeen erforderliche Zeit zu gewinnen. Das war aber doch eine Täuschung. Preußen erkannte, daß es die höchste Zeit sei, aus der vorsichtigen Zurückhaltung herauszutreten. Bereits am 15. wurde an Sachsen, Hannover und Kurhessen ein Ultimatum gestellt, dem, als es verworfen wurde, noch an demselben Tage eine Kriegserklärung und am nächsten der Beginn der Feindseligkeiten gegen diese drei Mächte folgte. Dadurch wurde auch Österreich zu einer Entscheidung gezwungen. In der Bundestagssitzung des 16. ließ das Wiener Kabinett erklären, daß „infolge von Preußens Vorgehen gegen Sachsen, Hannover und Kurhessen S. M. der Kaiser mit seiner vollen Macht diesen Regierungen beistehen und demgemäß mit Aufbietung aller militärischen Kräfte unverzüglich handeln werde". Dieses unverzügliche Handeln konnte nicht in einem Verbleiben in Mähren, auch nicht in einem Einrücken in Schlesien, sondern nur in

einem Vormarsch nach Böhmen bestehen, wollte man anders dem zuverlässigsten Bundesgenossen, Sachsen, das Treuwort halten, und sich der Unterstützung des mächtigsten Bundesgenossen, Bayern, vielleicht auch Württembergs und Hessens, vergewissern. Denn erst durch die 40 000 bis 50 000 Bayern hoffte Österreich die Überlegenheit über Preußen zu gewinnen. Dieser Vorteil war schwerwiegend genug, um über den Nachteil hinwegsehen zu lassen, der in der steten Bedrohung der rechten Flanke der von Mähren nach Böhmen marschierenden Armee lag. Wieviel des Feindes sich in Schlesien befände, wußte man freilich nicht. Die Österreicher waren wohl schon seit langem über die Stellungen und Bewegungen ihrer Gegner dauernd auf dem laufenden erhalten. Sie konnten aber über die bis zum 18. in Schlesien im Gange befindlichen Truppenmärsche und Truppentransporte am 16. noch nicht im klaren sein. Von zwei Korps, die sich bei Neiße und Glatz befinden sollten, hatte man in Wien gehört. Aber man wußte auch als sicher, daß die preußische Hauptarmee noch zwischen Torgau und Landeshut stände. Man durfte sich durch „die Demonstrationen" jener zwei Korps nicht irreführen lassen. Am 16. wurde der Befehl zum Vormarsch nach Böhmen gegeben.

Für Preußen war geboten, sich zunächst gegen Hannover und Kurhessen zu wenden. Diese beiden Mächte, deren Gebiet zwischen der östlichen und westlichen Hälfte der Monarchie lag, konnte man nicht hinter sich lassen, um gegen Österreich und die Süddeutschen in den Krieg zu ziehen. Man hätte, während man nach der einen Seite im Kampf stand, einen überraschenden Angriff im Rücken zu gewärtigen gehabt. Ebensowenig durfte man die hannoverschen und hessischen Kontingente nach Süden marschieren lassen, damit sie die ohnehin schon übergroße Zahl der Feinde vermehrten. Sie mußten noch, so lange sie sich im preußischen Machtbereich befanden, „durch Entwaffnung oder Angriff außer Wirksamkeit gesetzt werden". Eine weitere Aufgabe Preußens bestand darin, die Streitkräfte der süddeutschen Mächte, besonders Bayerns, von Böhmen abzuziehen. Österreich hatte soeben an der Spitze aller deutschen Mittelstaaten das isolierte Preußen bekämpfen wollen. Um den Preis von drei Divisionen wollte nun Preußen Österreich isolieren. Um diese beiden Aufgaben durchzuführen, waren die Division Beyer (18 Bataillone, 5 Schwadronen, 18 Geschütze)*) bei Wetzlar, die 13. Division unter Goeben (12 Bataillone, 9 Schwadronen, 41 Geschütze) bei Minden, die Division Manteuffel (12 Bataillone, 8 Schwadronen, 24 Geschütze)*) bei Altona, die beiden letzteren unter dem Befehl des Generals v. Falckenstein, verfügbar. Diese drei Divisionen überschritten am 16. Juni die feindlichen Grenzen in der Richtung auf Kassel und Hannover, und schon am nächsten Tage rückte die 13. Division in letztere Stadt ein. Die Hannoveraner wie die Hessen hatten sich dem überraschenden Angriff entzogen. Mittels Eisenbahn waren jene nach Göttingen, diese nach Hersfeld übergeführt worden. Von dieser damaligen

*) Im wesentlichen durch Abgabe der neunten Regimenter der acht Armeekorps und weiterer zwei Regimenter des IV. und V. Korps gebildet.

Endstation setzten die Hessen, etwa 4000 Mann, den Rückzug nach Frankfurt ungesäumt fort und entkamen glücklich. Die Hannoveraner blieben zunächst in Göttingen, um sich nach übereiltem Abzug einigermaßen kriegsfähig zu machen. Da die Division Goeben am 19. nachrückte, so war wenig Zeit übrig, das Versäumte nachzuholen. Wenn auch von allen Seiten Reservisten zuströmten, und Züge mit Kriegsmaterial aller Art im Laufe des 17. von Hannover folgten, blieb der Zustand der Truppen ein durchaus „unfertiger". Namentlich reichte die verfügbare Munition vielleicht nur für zwei Gefechtstage aus. Ließen sich die Hannoveraner, solange sie auf sich allein angewiesen waren, auf einen Feldzug in Norddeutschland ein, so konnten sie wohl einen Einzelerfolg über den noch weit auseinandergezogenen Feind davontragen, mußten aber schließlich der großen Überlegenheit und dem Mangel an Munition erliegen. Im Hauptquartier schwankten anfangs die Ansichten zwischen „Schlacht bei Göttingen", „Anknüpfung von Unterhandlungen" und den dazwischen liegenden Möglichkeiten hin und her. Die Schwierigkeiten einer Kriegführung ohne Aussicht auf Ersatz, Nachschub und Verstärkung drängten sich auf. Die Notwendigkeit, den Rückhalt, welcher durch den Verlust der Hauptstadt und des größten Teiles des Landes eingebüßt war, bei den Verbündeten zu suchen, führte zu dem Entschluß eines „ungesäumten Abzuges zu den Bayern unter Vermeidung ernsthafter Gefechte". Die Gefahr, durch Goeben in der Front, durch Beyer im Rücken angegriffen zu werden, beschleunigte die Ausführung. Schon war der Weg über Kassel verlegt, derjenige über Eschwege bedroht. Man beschloß daher einen dritten über Heiligenstadt, Wanfried, Treffurt auf Eisenach einzuschlagen. Mit 20 Bataillonen, 24 Schwadronen, 42 Geschützen, etwa 17 000 Mann und 3000 Unbewaffneten wurde der Marsch am 21. angetreten. Dieser Abzug war zu sehr in den obwaltenden Verhältnissen begründet, als daß er nicht in Berlin vorhergesehen worden wäre. Die Verfolgung war einzuleiten. Nach Napoleonischem Muster mußte ein Teil dem Feinde „l'épée dans les reins" folgen, der andere sich ihm auf kürzerem Wege vorlegen. Am 20. hatte Goeben Alfeld—Bodenburg erreicht. Manteuffel stand mit einer Brigade bei Hannover, mit der anderen bei Celle, Beyer war mit seinem Gros in Kassel eingerückt und hatte somit von dort einen kürzeren Weg nach Eisenach, als der Feind von Göttingen aus. Einen zweiten kürzeren Weg dorthin bot die Eisenbahn über Braunschweig, Magdeburg und Halle. Moltkes einfacher Plan ging somit dahin: Beyer marschiert über Ötmannshausen nach Eisenach, die Division Manteuffel wird mittels Eisenbahn ebendorthin transportiert, beide gehen dann dem Feinde entgegen, wo sich dieser auch befinden mag. Goeben folgt wie bisher und greift den Feind im Rücken an. Dieser Plan wurde jedoch nur soweit zur Ausführung gebracht, daß Beyer am 20. unter Besetzthaltung von Kassel und Besetzung von Münden in Richtung von Ötmannshausen nach Waldkappel ging, und Goeben den Marsch auf Göttingen fortsetzte. Einen Transport der Division

Skizze 2.

Manteuffel über Magdeburg verwarf jedoch Falckenstein. Er wollte „eine ihm bedenklich erscheinende Zersplitterung seiner Streitkräfte vermeiden und nicht einen Teil derselben außer aller Verbindung ganz aus der Hand geben". Eine Zersplitterung zu vermeiden war aber nicht möglich. Denn sie war bereits im höchsten Maße vorhanden: Beyers letztes Bataillon befand sich am 20. noch bei Fritzlar, Manteuffels bei Lüneburg. Zwischen diesen äußersten Punkten waren die preußischen Streitkräfte, getrennt durch die Hannoveraner, auf langer Linie zu suchen. Eine solche Zersplitterung nicht zu vermeiden, sondern aufzuheben, war die Aufgabe. Diese ließ sich nicht schneller und einfacher erfüllen, als durch den von Moltke gemachten Vorschlag. Einschließung der Hannoveraner und Vereinigung der drei Divisionen fiel zusammen. Bis zum 24. konnte der eine Feldzug beendigt, die Armee zur Eröffnung eines neuen versammelt sein. Da aber Falckenstein anordnete, daß die Division Manteuffel von Hannover und Celle nicht über Magdeburg dem Feinde vorgelegt, sondern über Braunschweig und Seesen der 13. Division Bataillon für Bataillon nachgezogen wurde, blieb die Zersplitterung beibehalten, die Division Manteuffel für die nächste Zeit außer Wirksamkeit gesetzt, die Einschließung der Hannoveraner in Frage gestellt. Moltke hatte sich bereits bemüht, den Ausfall der einen Division nach Möglichkeit zu ersetzen. Das Koburg-Gothaische Regiment, drei Bataillone, einige Kavallerie, zwei Ausfallgeschütze aus Erfurt wurden unter Befehl des Obersten v. Fabeck gestellt und nach Eisenach transportiert. Wenn nur Beyer den Marsch über Waldkappel ebendorthin fortsetzte, Goeben den Hannoveranern folgte, konnte man wohl auch ohne Manteuffel auskommen. Alles ließ sich auch am 21. gut an. Fabeck war in Eisenach eingetroffen, Beyer, jetzt ebenfalls Falckenstein unterstellt, behielt Kassel besetzt, schob Abteilungen gegen Münden und nach Allendorf und erreichte mit dem Gros Reichensachsen und Lichtenau, Goeben Einbeck—Oppershausen, zwei Landwehr-Bataillone aus Magdeburg unter General v. Seckendorff Bleicherode. Innerhalb dieser weiten Umstellung schob sich die hannoversche Marschkolonne in den Raum zwischen Dingelstädt und Siemerode. Alles wäre wohl ordnungsmäßig verlaufen, wenn nicht Falckenstein trotz aller entgegenstehenden Meldungen und Nachrichten angenommen hätte, die Hannoveraner würden in guter Stellung halbwegs zwischen Nörten und Göttingen Widerstand leisten, und beschlossen hätte, sie am 23. dort anzugreifen. Daß für die bevorstehende Schlacht Goeben Auftrag erhielt, sich gegen die Front zu wenden, brachte keinen Nachteil, spornte vielmehr die 13. Division am 22. zu einer erhöhten Marschleistung bis Göttingen an. Bedenklicher war der an Beyer erteilte Befehl, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Skizze 3.

Skizze 4.

Nach Meldungen und Nachrichten aller Art mußte dieser General den Abmarsch der Hannoveraner von Göttingen mindestens als höchst wahrscheinlich annehmen und konnte daher seinen Auftrag am einfachsten durch Fortsetzung des Marsches nach Eisenach ausführen. Der Wortlaut des Befehls schien aber

deutlich auf einen Angriff gegen den Rücken der „Hannoveraner, welche zwischen Göttingen und Nörten stehen sollen", hinzuweisen. Beyer behielt daher Kassel und Allendorf besetzt und schickte die Avantgarde von Münden nach Dransfeld, das Gros von Reichensachsen und Lichtenau nach Witzenhausen, die Reserve nach Kaufungen. Eine der bisherigen entgegengesetzte Marschrichtung war eingeschlagen. Der Feind, von jeder Flankenbedrohung befreit, schien ungestört den Marsch nach Süddeutschland fortsetzen zu können. Das Erscheinen von Truppen Beyers am 21. bei Allendorf, von Patrouillen rechts der Werra, die Möglichkeit einer preußischen Besetzung der Übergänge über den Hainich östlich Wanfried, Treffurt und Mihla bereits am 22. bestimmten jedoch den hannoverschen kommandierenden General v. Arentschildt, zuerst den beabsichtigten Marsch von Heiligenstadt auf Wanfried, dann den von Mühlhausen über Langula auf Eisenach aufzugeben und über Langensalza zu marschieren. Auf diesem Umwege war Eisenach von den Hannoveranern, die am 22. Abends zwischen Dingelstädt und südlich Mühlhausen standen, nicht viel früher zu erreichen als von Goeben, der zur selben Zeit in Göttingen, und von Beyer, der mit Gros und Reserve bei Allendorf, Witzenhausen und Kaufungen stand. Wurde nur an den Engen von Eisenach etwas Widerstand geleistet, so konnte wohl Beyer über Ötmannshausen, Goeben über Eschwege rechtzeitig herbeikommen, um ein Entweichen unmöglich zu machen. Aber auch wenn Goeben dem Feinde über Mühlhausen folgte, war der von diesem gewonnene Vorsprung kein allzugroßer. Zu der nämlichen Stunde des 22., in der Goeben in Göttingen einzog, verließ die hannoversche Arrieregarde Heiligenstadt, um bei Dingelstädt wieder haltzumachen. Wenn nur für einen Tag dem Verfolgten Aufenthalt bereitet wurde, konnte der Verfolger ihn einholen. Diesen einen Tag zu schaffen war das eifrige Bestreben Moltkes. Da durch den Marsch der Hannoveraner auf Mühlhausen auch Gotha bedroht erschien, so konnten die bisher bei Eisenach verfügbaren fünf Bataillone nicht ausreichen. Weitere Truppen mußten herbeigeholt werden. Seckendorff wurde mit seinen zwei Landwehr-Bataillonen von Bleicherode nach Gotha beordert, auf unmittelbaren königlichen Befehl zwei Bataillone 4. Garde-Regiments auf die Eisenbahn gesetzt, aus Dresden zwei Batterien, aus Magdeburg zwei bis drei Ersatz- und Landwehr-Bataillone herbeigerufen, Fabeck mit seinen fünf Bataillonen nach Gotha gezogen. Als die Hannoveraner am 23. mit der Brigade Bülow Behringen, der Reserve-Kavallerie Reichenbach, den Brigaden Knesebeck und de Vaux die Gegend südlich und nördlich Langensalza, der Brigade Bothmer Groß-Gottern, der Arrieregarde Mühlhausen erreicht hatten, fanden sie Fabeck vor sich bei Gotha, Seckendorff in ihrer linken Flanke bei Urleben und mußten nach allen bisherigen Nachrichten Eisenach als besetzt annehmen. Ohne Kampf, wenn auch gegen unbedeutende Kräfte, konnten sie nicht weiter kommen. Zum Kampf schienen sie auch entschlossen zu sein. Am 24. früh wurden die Truppen zum Angriff auf Gotha bereitgestellt. Fabeck war verloren.

Skizze 5.



Doch die Ausführung unterblieb. Moltke hatte veranlaßt, daß ein Parlamentär die kategorische Forderung stellte, der gänzlich umringte Feind habe ungesäumt die Waffen zu strecken. Die Hannoveraner waren allerdings umstellt, aber mit recht schwachen Abteilungen und auf recht weite Entfernungen. Sie waren auch über die Lage der Dinge ziemlich genau unterrichtet, kannten namentlich die geringe Stärke der Fabeckschen Truppen. Aber die mit solcher Bestimmtheit und ruhiger Sicherheit ausgesprochene Forderung verfehlte doch ihre Wirkung nicht. Die Hannoveraner ließen sich auf Unterhandlungen ein, in der Hoffnung, freien Abzug gegen die Zusage zu erhalten, sich für längere Zeit nicht am Kriege zu beteiligen. Da das Hin und Her der Parlamentäre, die Anfragen in Berlin, die Antworten von dort längere Zeit in Anspruch nehmen mußten, wurden die Truppen in ihre Unterkunft entlassen. Sie hatten diese noch kaum erreicht, als ein entschlossener Flügeladjutant den König selbständig bestimmte, die Besetzung des frei gefundenen Eisenach zu befehlen. Die nach Behringen vorgeschobene Brigade Bülow sollte eine Erkundung vornehmen, die Stadt, wenn sie frei vom Feinde wäre, besetzen, den Durchbruch der ganzen Armee ermöglichen. Inzwischen war Oberst v. der Osten-Sacken mit fünf Kompagnien*) 4. Garde-Regiments an dem bedrohten Punkt eingetroffen und ließ einem an ihn abgesandten Parlamentär keinen Zweifel, daß er den ihm anvertrauten Posten mit seiner kleinen Truppe aufs äußerste verteidigen würde. Die Ungewißheit des Erfolges, gegen eine mit Zündnadelgewehren bewaffnete Infanterie von freilich kaum ein Drittel der eigenen Stärke, die Scheu, eine friedliche, gänzlich unbeteiligte Stadt zu beschießen, die Überzeugung, auf sich allein angewiesen zu sein, endlich die unberufene Einmischung eines hannoverschen Parlamentärs, der seine Unterhandlungen nicht gestört wissen wollte, bestimmten Kriegsrat wie Brigadekommandeur, von einem Angriff abzustehen und einen Waffenstillstand bis zum nächsten Morgen abzuschließen. Damit war jeder Durchbruchsversuch so gut wie aufgegeben, die hannoversche Armee zum Stillstand gebracht, ein Tag und mehr als der gewonnen. Die Verfolger mußten schon ganz nahe heran sein. Am nächsten Tage konnte die Entwaffnung vorgenommen werden.

Die Verfolgung, die nach Napoleon „l'épée dans les reins“, nach Gneisenau „bis zum letzten Hauch von Mensch und Tier“ durchgeführt werden soll, war indessen von Goeben nach vier Marschtagen am 23. durch einen Ruhetag unterbrochen worden. Nur eine schwache Avantgarde unter Wrangel wurde nach Siemerode vorgeschickt und brachte die nicht überraschende Meldung, der Feind habe den Rückzug fortgesetzt. Beyer hatte allerdings Befehl erhalten, nach Ötmannshausen zu marschieren. Aber nur er selbst mit der schwachen Reserve gelangte dahin. Gros und Avantgarde, ohne genügenden Befehl und Aufklärung über die Sachlage gelassen, wollten noch immer in der „Schlacht von Göttingen“ die Entscheidung geben,

*) Drei Kompagnien hatten den Übergang bei Mechterstädt besetzt.

marschierten nach Friedland und befanden sich Abends, nach Beseitigung aller Mißverständnisse, in Hohengandern, Witzenhausen und Allendorf. Da die Hannoveraner sich nicht dort, wo er es wünschte, zur Schlacht stellen, auch sich nicht einholen lassen wollten, hatte sich Falckenstein entschlossen, sie ihrem Schicksale zu überlassen, nach Frankfurt abzumarschieren, das 8. Bundeskorps auseinander zu sprengen und die bedrohte Rheinprovinz zu decken. Dazu sollte am 24. Goeben Münden, Manteuffel Göttingen erreichen, Beyer sich bei Ötmannshausen sammeln. Falckenstein ließ damit die Hannoveraner unangefochten in seinem Rücken, gab den Bayern freie Hand, sich an der nahe bevorstehenden Entscheidung in Böhmen zu beteiligen und wandte sich gegen einen Feind, der noch keineswegs kriegsbereit, ohne Nachteil unbeachtet bleiben konnte. Wie Schlesien am besten durch einen Einmarsch in Böhmen, so ließ sich die Rheinprovinz am leichtesten durch eine Waffenstreckung der Hannoveraner schützen. Nach einem solchen Erfolg hätte kein Süddeutscher gewagt, die Nahe zu überschreiten. Hessen und Nassauer hätten gewußt, daß sie jetzt nicht in fremde Länder einzufallen, sondern ihre eigene Haut zu schützen hätten. Der Abmarsch nach Frankfurt durfte nicht zugelassen werden. Wollte man nicht alles preisgeben, den Krieg mit einem verhängnisvollen Mißerfolg eröffnen, mußte der König einschreiten. Ein erster Befehl, über Kassel möglichst viele Truppen nach Eisenach zu transportieren, wurde mit einem kühlen „unausführbar" beantwortet. Die Bahn sei bei Münden gründlich zerstört. Ein zweiter am 24. früh eingehender Befehl, eine Brigade Manteuffels über Seesen und Magdeburg nach Gotha zu befördern, ließ doch den Ernst des Königlichen Willens erkennen. Nun wurde das Unmögliche möglich.

Goeben machte einen Gewaltmarsch nach Kassel und schiffte dort sechs Bataillone mit entsprechender Kavallerie und Artillerie ein. Ebendorthin zu marschieren erhielt Beyer Befehl. Von der Manteuffelschen Division ging eine Brigade unter General Flies mit Eisenbahn über Magdeburg nach Gotha. Schon in der Nacht zum 25. erreichte ein Teil der Truppen sein Ziel. Der Rest wurde im Laufe des folgenden Tages bei Eisenach und Gotha erwartet. Mit Verlust von zwei Tagen schien nun doch der ursprüngliche Plan Moltkes einigermaßen zur Ausführung gebracht zu werden. Abgesehen von den Truppen Fabecks und Sackens waren zwei gemischte Divisionen im Begriff, sich bei Eisenach—Gotha dem Feinde vorzulegen. Die dritte Division jedoch, die über Göttingen hatte folgen sollen, fehlte. Von den Brigaden, die sie bilden konnten, befand sich die eine (eine Goebensche) in Kassel, die andere (eine Manteuffelsche) war zwischen Münden und Göttingen gestaffelt. Die Vereinigung aller Streitkräfte gegen die Hannoveraner war offenbar nicht zu erreichen. Ein Drittel sollte doch für den erhofften Feldzug gegen das 8. Bundeskorps bereitgehalten werden. Bereits am 25. zum Angriff überzugehen, erschien Goeben, dem der Oberbefehl über die bei Eisenach und Gotha sich sammelnden Truppen übertragen war, nicht angebracht. Erst ein Teil der Bataillone war zur Stelle. Viele von Beyers Division befanden sich noch weit ab im An-

Skizze 6.



marsch. Von denjenigen des Detachements Flies waren die letzten erst am 26. früh zu erwarten, die bereits angekommenen an beiden Orten durch starke Märsche übermüdet. Eine vierundzwanzigstündige Waffenruhe, die der in das hannoversche Hauptquartier entsendete Generaladjutant v. Alvensleben abgeschlossen hatte, war daher nicht unwillkommen. Vorteilhafter war sie noch für die Hannoveraner. Nachdem diese auf einen Durchbruch verzichtet hatten, die Aussicht auf einen freien Abzug immer geringer geworden, war ihre hauptsächlichste Hoffnung auf eine Befreiung durch die Bayern gerichtet. Um sich ihrer zu versichern, mußte Zeit gewonnen werden. Dabei kam zustatten, daß weder Anfang noch Ende der Waffenruhe festgesetzt, auch eine Kündigungsfrist nicht ausgemacht war. Nur mit Mühe konnte der Sachverhalt festgestellt, die Waffenruhe gekündigt und der preußische Angriff auf 10° Vormittags des 26. angesetzt werden. Die Hannoveraner standen am 25. noch in dem zwei Tage vorher eingenommenen Unterkunftsraum längs der Straße Groß-Lupnitz, Behringen, Langensalza, Groß-Gottern, Mühlhausen. Da die belegten Ortschaften nach zwei Tagen nicht mehr viel bieten konnten, so wurde im Vertrauen auf die abgeschlossene Waffenruhe versucht, den Unterkunftsraum namentlich über Mühlhausen hinaus zu erweitern. Dadurch entstanden Truppenbewegungen, die unmöglich gewesen wären, wenn Manteuffel, statt zwischen Kassel und Göttingen stehen zu bleiben, am 24. und 25. über Heiligenstadt auf Mühlhausen vorgerückt wäre. Von der Bevölkerung wurden diese Bewegungen als: „Hannoversche Truppen marschieren durch Mühlhausen", dann „Die hannoversche Armee marschiert durch Mühlhausen" weiter erzählt und mit „Die hannoversche Armee ist durch Mühlhausen marschiert" nach Berlin gemeldet.

An dem entgegengesetzten Ende der langen hannoverschen Aufstellung sah Goeben Vortruppen bei Groß-Lupnitz und Stockhausen, ein Detachement bei Mechterstädt, und hörte von stärkeren Truppen bei Behringen, in denen er die ganze hannoversche Armee vermutete. Er gedachte sie am nächsten Tage anzugreifen. Dazu wollte er nicht wie Hannibal gerade auf den Feind vorgehen, ihn in der Front festhalten und dann mit zurückgehaltenen Staffeln gegen dessen Flanken einschwenken. Auch beabsichtigte er nicht wie Friedrich und Napoleon mit seiner ganzen Armee um einen feindlichen Flügel herumzumarschieren. Vielmehr stellte er bereits am 25. Abends die Brigade der 13. Division unter Kummer bei Waltershausen, Langenhain und Sondra zum Flankenangriff bereit, während Beyer von Hötzelroda aus zum Frontalangriff vorgehen sollte. Der Feind wartete selbstverständlich nicht ab, daß die von großer Überlegenheit kunstgerecht gelegte Schlinge zugezogen wurde. Bülow nahm noch vor Mitternacht seine Vortruppen von Groß-Lupnitz und Mechterstädt zurück und machte sich bereit, beim Vorgehen des Feindes weiter auszuweichen. Die Meldung von dem Zurückgehen der hannoverschen Vortruppen ging in der Nacht zum 26. etwa gleichzeitig mit der über Berlin kommenden Nachricht des Landrats v. Wintzingerode ein, die gesamte hannoversche Armee sei bereits durch Mühlhausen zurückgegangen. Der

Widersinn dieser Nachricht lag auf der Hand. Dennoch wurde sie kaum von jemand bezweifelt. Niemand hielt es für der Mühe wert, sie durch eine Patrouille auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Mochte Moltke an sie glauben oder nicht glauben, jedenfalls sah er in ihr eine Befreiung von den hemmenden Abmachungen der Waffenruhe. Jetzt konnte man sogleich verfolgen und angreifen. Er telegraphierte daher an den inzwischen nach Eisenach gelangten Falckenstein: „Rücken Sie unverzüglich nach und benachrichtigen Sie General Manteuffel in Göttingen, daß er gleichzeitig vorgehe. Ein Teil der Truppen in Gotha kann vielleicht mittels Eisenbahn nach Nordhausen geführt werden. General Flies erhält Abschrift dieses Telegramms. Es dürfte sich bei Ihrer Überlegenheit empfehlen, die entbehrlichen Truppen zur Beobachtung der Bayern usw. und mit Rücksicht auf die demnächstigen Operationen bei Eisenach zu belassen." Der letzte Satz wurde nicht nach der Absicht des Verfassers gedeutet. Moltke wollte nur eine kleine Abteilung in Eisenach belassen. Falckenstein, zu dem ein Gerücht gelangt war, die Bayern seien bereits bis Vacha vorgedrungen, betrachtete die Hälfte seiner Streitkräfte als entbehrlich gegen die Hannoveraner und wollte sie gegen die Bayern verwenden. Beyer mit der Reserve wurde nach Berka—Gerstungen, Glümer nach Sallmannshausen—Hörschel, Kummer nach Eisenach in Marsch gesetzt. Schachtmayer hatte in Eschwege zu bleiben und Allendorf wieder zu besetzen. In einer ausgedehnten Stellung Berka—Eisenach wurde der Angriff der Bayern erwartet. Für Manteuffel sollten erst am 26. zwölf Bataillone bei Göttingen zusammengebracht werden. Nur Flies wurde die Aufgabe des „unverzüglichen Nachrückens" gelassen. Moltke hatte ein Zusammenwirken aller Kräfte auf einem Punkt beabsichtigt. Falckenstein hielt an der Dreiteilung fest. Damit war das Mittel gefunden, an keiner Stelle einen Erfolg, an mehreren aber vielleicht einen Mißerfolg davonzutragen. Die angeordneten Bewegungen waren im vollen Gange, als bald nach Mittag Nachrichten eingingen: von Berlin, die Hannoveraner befänden sich noch bei Langensalza, aus Vacha, von Bayern wäre nichts zu sehen. Die getroffenen Anordnungen erwiesen sich als gegenstandslos. Zu ändern war an ihnen für den 26. aber nichts mehr. Nur Manteuffel hatte auf eigene Hand das in Göttingen befindliche Detachement Korth nach Duderstadt und die allmählich mittels Eisenbahn von Münden, Kassel und Eisenach*) eintreffenden Truppen nach Beienrode und Siemerode marschieren lassen.

Skizze 7.

Den Hannoveranern lag selbstverständlich ein Abmarsch über Mühlhausen in „das Königreich" ganz fern. Nach Kündigung der Waffenruhe schien aber ein Angriff von Gotha, Waltershausen und Eisenach her bevorzustehen. Den wollten sie nicht bei Langensalza in einer der Umfassung ausgesetzten Stellung abwarten. Der kommandierende General v. Arentschildt befahl daher: „Die preußischen Truppen sind

*) Zwei Bataillone 4. Garde-Regiments.

im Vormarsch, es soll ihnen Widerstand geleistet werden, eine jede Brigade hat sich fechtend in der Richtung auf Sondershausen zurückzuziehen." Dazu sollten sich konzentrieren: die Brigaden Bothmer bei Gräfentonna, de Vaux südlich Langensalza, Bülow bei Schönstedt, Knesebeck und die Reserve-Kavallerie zwischen Sundhausen und Thamsbrück. Die Bewegungen dieser beiden letzteren Truppenkörper von Langensalza auf die Höhen des linken Unstrutufers wurde von einem der vielen preußischen Parlamentäre und Unterhändler, welche in diesen Tagen zwischen Gotha und Langensalza verkehrten, beobachtet und als Abzug nach Kirchheiligen gedeutet. Der „Abzug nach Kirchheiligen" kam als „Abzug nach Sondershausen" zu Falckenstein und wurde von ihm so lange als zuverlässig angenommen, bis ein durch den Regierungspräsidenten in Erfurt mitgeteilter „Abzug über Tennstedt nach Sömmerda" noch glaubwürdiger erschien. An diesem auf bloßen Gerüchten beruhenden Abzug nach Sömmerda hielt Falckenstein fest, obgleich Flies, der bis Henningsleben vorgerückt war, die Hannoveraner nach wie vor bei Langensalza meldete. Ebenso hielt Falckenstein an einem Vordringen der Bayern im Werratale fest, obgleich nur Gerüchte sie anfangs in Meiningen, dann höchstens in Wernshausen meldeten. Auf Grund dieser angeblichen Sachlage: Abzug der Hannoveraner auf Sömmerda, Vordringen der Bayern im Werratal beschloß Falckenstein, mit Goeben die Bayern in der mehr als 20 km langen Stellung Berka—Gerstungen—Eisenach zu erwarten. Flies sollte die hannoversche „Arrieregarde" bei Langensalza nicht angreifen, ihr aber an der Klinge bleiben, falls sie zurückginge. Manteuffel hatte in Göttingen für alle Fälle zu verbleiben. Bei diesem Entschluß verharrte der General, obgleich der König noch am Abend telegraphisch befahl, die hannoversche Sache „coute que coute" zu Ende zu bringen. Sicherlich hatte Falckenstein das Recht und die Pflicht, königliche, aus der Ferne gegebene Befehle nach dem Befund an Ort und Stelle abzuändern. Dabei war aber doch vorauszusetzen, daß der verworfene Befehl durch etwas Besseres ersetzt würde. Angesichts zweier wirklicher oder vermeintlicher Feinde aber mit drei getrennten Abteilungen stehen zu bleiben, konnte unter keiner Bedingung etwas Besseres sein. Da Falckenstein sich über die königlichen Befehle hinwegsetzte, war es folgerichtig und erklärlich, daß sich die Divisionskommandeure über die Befehle Falckensteins hinwegsetzten. Sie erhielten von Berlin die Telegramme des Königs in Abschrift, und beurteilten die Lage der Dinge ebenso wie ihr Vorgesetzter nicht von ferne, sondern an Ort und Stelle. Manteuffel, der bereits am 26. auf eigene Hand bis Duderstadt und Beienrode vorgegangen war, wollte am 27. ebenso auf eigene Hand weiter nach Worbis und Dingelstädt gehen, und Flies entschloß sich auf Grund des königlichen Befehls die Sache coute que coute zu Ende zu bringen, die Hannoveraner trotz ihrer mehr als doppelten Stärke anzugreifen. Er mochte dabei voraussetzen, daß Falckenstein infolge des nämlichen Befehls zu seiner Unterstützung herbeieilen würde.

Auf der anderen Seite in Langensalza wurde am Abend des 26. erwogen, ob

man nicht am nächsten Tage den isolierten Flies angreifen solle. Die von vornherein als Grundsatz ausgesprochene Absicht, ohne ernsthaftes Gefecht nach Süddeutschland zu entkommen, sowie die unerschütterliche Hoffnung auf die bayrische Unterstützung hielten von einer Maßregel ab, die allein imstande war, die Sache zu einem erträglichen Ende zu bringen. Man beschloß, hinter der Unstrut auf beiden Seiten der von Langensalza nach Sondershausen führenden Straße ebensowohl einen Angriff der Preußen, wie das Herankommen der Bayern abzuwarten. Es sollten Stellung nehmen: Bülow und die Reserve-Artillerie bei Thamsbrück, de Vaux bei Merxleben, Knesebeck dahinter, Bothmer bei Nägelstedt, die Reserve-Kavallerie bei Sundhausen.

Skizze 8.

Flies, der für die Nacht nach Westhausen—Warza zurückgegangen war, konnte diese Stellung bei der doppelten Stärke des Feindes nur angreifen, indem er unterhalb, vielleicht bei Gräfentonna, über die Unstrut ging und sich dann gegen die feindliche linke Flanke wandte. Er rückte aber am 27. gegen die Mitte der Front vor und vertrieb dort die in Langensalza belassenen Vortruppen. Zwei Bataillone Knesebecks, zur Unterstützung über Merxleben vorgezogen, wurden ebenfalls zurückgeworfen und der Jüdenhügel besetzt. Dieser Erfolg brachte jedoch keine besonderen Vorteile für den weiteren Angriff. Man stand vor einer langen aus Damm und Brücke bestehenden Enge, vor einem Dorfe, einer Höhe, dem Kirchberg, und einem von Dämmen eingefaßten Fluß. Alles war stark besetzt. Die Kuppe des Jüdenhügels überragte wohl den gegenüberliegenden Kirchberg. Aber sie war in der Richtung des Feindes so schmal, daß die wenigen Batterien, die man besaß, nur in Staffeln aufgestellt werden konnten. Die überlegene feindliche Artillerie niederzukämpfen, dann über Enge und vielleicht auch über den Fluß vorzudringen, erschien ganz unmöglich. Hier festzuhalten und an einer anderen Stelle einen Übergang zu unternehmen, war man zu schwach. Unabsichtlich geriet man in die Defensive. Auf preußischer Seite kämpften sechs gezogene Vierpfünder und vierzehn glatte Geschütze, deren Schußweite nicht ganz ausreichte, gegen zwölf gezogene Sechspfünder und drei glatte Geschütze auf dem Kirchberg, sechs gezogene Sechspfünder nördlich Merxleben und vier gleiche Geschütze südlich Taubenhorn nahe der Unstrut, welche die Stellung auf dem Jüdenhügel in Flanke und Rücken fassen konnten. Zur Bekämpfung dieses gefährlichsten Feindes wurde die gezogene Batterie vom Jüdenhügel nach dem Erbsberg geschoben, so daß auf der ersteren Höhe nur vierzehn glatte Geschütze verblieben. Trotz der großen feindlichen Überlegenheit konnte sich die preußische Artillerie in ihren Stellungen behaupten. Die preußische Infanterie hatte zunächst das Bad, Kallenbergs Mühle und das rechte Ufer der Salza über Graesers Fabrik bis zur Ziegelei, später auch den Erbsberg besetzt. So standen zwei Verteidiger, ein schwacher südlich, ein starker nördlich der Unstrut sich gegenüber. Der stärkere wurde unwillkürlich zum Angriff gedrängt. Diesen auszuführen erschien sehr einfach. De Vaux greift von

Merxleben, Bülow von Thamsbrück, Bothmer, dem Knesebeck und die Reservekavallerie folgen, von Nägelstedt aus an. Die Schlacht von Cannae konnte so auf die einfachste Weise ihre Wiederholung finden. Bülow wie Bothmer waren aber nach links und rechts an Merxleben herangerückt und erschwerten sich dadurch das Vorgehen. Ersterem gelang es indes, bei dem Kalkberg über den Fluß zu kommen. Knesebeck folgte ihm. Ihr Angriff gegen die Salza bis zur Ziegelei brauchte trotz großer Überlegenheit nicht zu gelingen. Als aber ihr rechter Flügel in Langensalza eindrang, war der Jüdenhügel nicht mehr zu halten. Da nun auch von Merxleben her vorgegangen wurde, so gerieten die Verteidiger, besonders diejenigen, welche sich zur hartnäckigen Gegenwehr in Örtlichkeiten eingenistet hatten, in arge Bedrängnis. Die Niederlage wäre vollständig gewesen, wenn Bothmer ebenfalls über die Unstrut gegangen, den Feind im Rücken angegriffen hätte. Er hatte aber auf jeden Übergang verzichtet, nachdem ein südlich Taubenhorn unternommener Versuch mißglückt war. Die Reservekavallerie, nach Napoleonischem Muster hinter der Mitte versammelt, drängte sich mit Mühe über Brücke und Damm, um den abziehenden Feind zu verfolgen. Die unternommenen Attacken scheiterten jedoch an der guten Haltung der Linie und Landwehr und wurden bald aufgegeben. Der Sieger ließ sich an dem Besitz der feindlichen Stellung genügen. Der Weg über Henningsleben blieb frei, und am Abend konnte Flies das am Morgen verlassene Lager bei Westhausen und Warza wieder beziehen. Abgesehen von den beiderseitigen Verlusten hatte sich die Lage in den letzten 24 Stunden nur wenig geändert. Die Hannoveraner standen bei Langensalza, Flies bei Westhausen. Manteuffel war etwas näher gerückt, ohne jedoch unmittelbar eingreifen zu können. Wichtiger noch war es, daß Goeben nach der von Flies erlittenen Niederlage doch nicht länger müßig bei Eisenach stehen bleiben konnte. Er war für den 27. (Falckenstein war in Verwaltungsangelegenheiten nach Kassel gefahren) mit dem Oberbefehl betraut worden, und hatte den ganzen Tag in Erwartung eines Angriffs der Bayern bei Eisenach—Gerstungen gestanden. Der Kanonendonner von Langensalza hatte ihn nur wenig gekümmert, ihm nur von einem unbedeutenden Arrieregardengefecht erzählt. Der wirkliche Gegner beschäftigte ihn weniger als der eingebildete. Am Abend telegraphierte er an Beyer nach Gerstungen: „Ich lasse alarmieren. Feindliche Kolonnen marschieren auf die gegenüberliegenden Höhen, steigen herunter. Ich verteidige Eisenach, wenn der Feind stark ist“. Die feindlichen Kolonnen erwiesen sich als Gespenster. Hätten diese Gespenster Fleisch und Blut und hätten die Hannoveraner eine Art Napoleon zum Führer gehabt, so wäre Flies am 27., Goeben am 28. vernichtet worden, ihm durch einen Angriff der Bayern in der Front, der Hannoveraner im Rücken ein Cannae bereitet worden. Der Beweis wäre erbracht worden, daß man nicht wohl daran tut, einem Gegner eine Defensivschlacht zu liefern, während ein anderer im Rücken steht.

Skizze 9.

Goeben wurde aus seiner Hypnose erst in der Nacht durch ein königliches, an

Falckenstein gerichtetes Telegramm geweckt, in dem es hieß: „Ich befehle Ihnen, mit allen verfügbaren Streitkräften direkt und unverzüglich gegen die Hannoveraner vorzugehen. Auf Bayern und Süddeutsche ist vorerst keine Rücksicht zu nehmen, sondern nach meiner schon ausgesprochenen Willensmeinung die vollständige Entwaffnung der Hannoveraner zu bewirken." Nun wurden Bataillone zur unmittelbaren Unterstützung von Flies mittels Eisenbahn nach Gotha befördert, Beyer von Gerstungen herangeholt, und endlich am 28. 3⁰ Nachmittags der Marsch auf Langensalza angetreten. Goeben war noch nicht weit gelangt, als ihm ein Parlamentär mit der Nachricht entgegenkam, die Hannoveraner wollten kapitulieren.

Im Hauptquartier zu Langensalza war am frühen Morgen ein Kriegsrat abgehalten worden. Man hatte den gestern geschlagenen Feind vor sich. Ein zweiter war im Anmarsch auf Mühlhausen. Ein dritter stand bei Eisenach. Es war aber ebensowenig zu erwarten, daß einer von diesen beiden letzteren vor dem späten Abend herankommen würde, wie für diese Zeit auf eine Unterstützung durch die Bayern zu rechnen war. Für den 28., wenigstens für den größten Teil dieses Tages, hatten es die Hannoveraner nur mit dem besiegten Gegner von gestern zu tun. Wenn sie diesen ungesäumt angriffen, so würden sie ihn voraussichtlich zum Rückzug etwa bis Gotha gezwungen haben. Damit war aber wenig gewonnen. Nach Verbrauch des Restes ihrer Munition wären die Hannoveraner wehrlos in die Hände ihrer von allen Seiten anrückenden Feinde gefallen. Um diesem Schicksal zu entgehen, mußte Flies vernichtet werden. Die Gelegenheit dazu hatten sie am 27. aus den Händen gegeben. Ob sie das Versäumte am 28. nachzuholen verstehen würden, war unwahrscheinlich. Verstanden sie es dennoch, so hätten sie freien Abzug nach Süddeutschland gewonnen. Aber ohne Munition, ohne die Möglichkeit zu kämpfen, nicht viel besser als mit Stöcken und Knütteln bewaffnet, brachten sie ihren Verbündeten keine Unterstützung, sondern legten ihnen nur die Last auf, 20 000 Mann zu verpflegen und unterzubringen. Wo sie auch hinkamen, fanden sie fremdartige Gewehre, Geschütze und Munition. Um sich kriegsfähig zu machen, hätte es vieler Wochen, einer längeren Zeit bedurft, als der Krieg voraussichtlich dauern würde. Es wäre nichts übrig geblieben, als die Mannschaften in andere Kontingente einzustellen, die hannoversche Armee aufzulösen. Vom soldatischen Standpunkt wäre trotz alledem eine neue Schlacht am 28. wohl zu wünschen gewesen. Diese verlangte auch der König. Die Generale widersprachen. Sie hielten offenbar einen letzten Verzweiflungskampf der völlig verfahrenen politischen Lage nicht entsprechend.

Der Erfolg, welcher preußischerseits am 28. nach Überwindung ungezählter Schwierigkeiten, Irrungen und Mißverständnisse, nach vielen Hin- und Hermärschen, großen Anstrengungen und Entbehrungen und nach Verlust eines blutigen Gefechts gewonnen war, hätte bereits am 24. glatt, anstandslos und ohne Blutvergießen erreicht werden können, wenn von vornherein die einfachen Vorschläge Moltkes befolgt

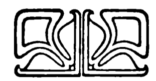
worden wären. Aber die preußischen Generale, so ausgezeichnet und hervorragend sie auch waren, vermochten sich nicht in den Ideenkreis des grauen Theoretikers, der nicht einmal eine Kompagnie geführt hatte, zu finden. Sie hielten an den Anschauungen fest, die sie aus oft mißverstandenen Napoleonischen Lehrsätzen und langjährigen Friedens- und Manövererfahrungen geschöpft hatten. Die sagten ihnen aber nichts von Vernichtungsschlachten, Einschließungen, Verfolgungen und ähnlichen Phantastereien. Ein Gegner besetzt eine Stellung, der andere, dem dazu ein Mehr von ein bis zwei Bataillonen zugebilligt wird, greift an. Der Besiegte geht ab. Der Sieger läßt ihn seine Wege ziehen und wendet sich der Aufgabe des nächsten Manövertages zu. Moltke suchte ruhig und unverdrossen die gestörten Zirkel immer wieder herzustellen. Zuerst hatte er sich auf gütliches Zureden beschränkt. Schließlich mußte er zur Anwendung königlicher Befehle schärfster Form greifen. Daß er doch seinen Willen durchgesetzt und alles zu einem glücklichen Ende geführt hat, ist gewiß nicht die geringste seiner Leistungen gewesen.

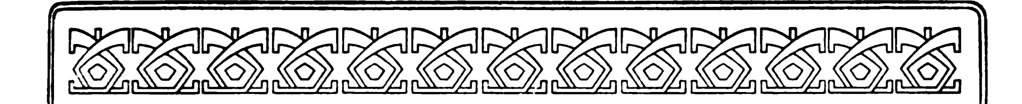
Eine Schlacht bei Cannae war am 28. Juni geschlagen oder vielmehr eingeleitet und angedeutet worden. Einleitung und Andeutung hatten genügt, um den Gegner von der Aussichtslosigkeit eines Widerstandes zu überzeugen und ihn außer Wirksamkeit zu setzen. Dem uralten Programm jener Schlacht am Aufidus entsprechend, war der Umzingelung und Einschließung wie damals ein Sieg des Terentius Varro über die Iberen und Gallier, so hier ein Sieg Arentschildts über Flies vorangegangen. Erst durch diesen Sieg war der Sieger völlig in die verhängnisvolle Lage geraten, die seinen Untergang herbeiführte.

Die nächste Folge dieser modernen Schlacht von Cannae war die Herstellung eines Norddeutschen Bundes, eines einigen Deutschlands wenigstens bis zum Main, dem anzugehören die Könige von Sachsen und Hannover sowie der Kurfürst von Hessen verschmäht hatten. Die übrigen Fürsten Norddeutschlands erklärten sich bereit, ihre Kontingente dem neuen Bundesfeldherrn zur Verfügung zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Schlieffen,
Generaloberst.





Anlage und Durchführung von Übungsritten und Übungsreisen im Gelände.

Geländeritte bilden eine der wichtigsten Gelegenheiten für die taktische Ausbildung der Offiziere. Die Felddienst-Ordnung unterscheidet in Ziffer 14 dreierlei Arten:

1. „Die von den Kommandeuren mit den Offizieren auszuführenden Übungsritte oder Besprechungen möglichst in unbekanntem Gelände sind besonders geeignet, den Gesichtskreis der Offiziere zu erweitern, sowie Findigkeit im Gelände und Kartenlesen zu fördern." Diese Übungsritte finden also innerhalb der Regimenter und selbständigen Bataillone in der Regel vom Standorte aus zu Pferd, Rad oder auch mit Benutzung der Bahn statt. Die Geldmittel hierfür sind beschränkt, deshalb muß häufig in den Standort zum Übernachten zurückgekehrt, ja sogar mehr als zwölfstündiges Wegbleiben von der Garnison vermieden werden. Es kann sich daher bei diesen Übungsritten nur um das Durchspielen kleinerer Lagen handeln, die einen bis zwei Operationstage umfassen.

2. „Die Übungsreisen unter Heranziehung von Offizieren aller Waffen dienen der taktischen Ausbildung in gemischten Verbänden." Für diese Übungsreisen stehen also Offiziere aller Waffen und größere Geldmittel zur Verfügung. Ihre Leitung wird meistens höheren Offizieren, häufig Generalen, übertragen. Es können und sollen größere Lagen, etwa bis zur Division, durchgesprochen werden. Die Übungsreisen beginnen meistens an einem mit der Eisenbahn erreichten, von den Friedensstandorten aller Teilnehmer genügend weit entfernten Orte; auch findet mehrfacher Quartierwechsel statt. Für mehr als sechs bis sieben Übungstage reichen aber auch die Geldmittel für diese Reisen meistens nicht aus, in vielen Fällen nur für drei bis vier. Dementsprechend kann aber doch eine zusammenhängende größere Lage von mehreren Operationstagen durchgespielt werden.

3. „Generalstabsreisen und Kavallerie-Übungsreisen sind vorzugsweise zur Ausbildung für größere Verhältnisse des Krieges bestimmt." Diese Reisen finden alljährlich unter der Leitung der Truppen-Generalstabschefs und der Kavallerie-In-

spekteure und zwar stets in unbekanntem Gelände statt und dauern einschließlich Sonn- und Ruhetage rund vierzehn Kalender- oder zehn bis elf Übungstage. Sie dienen in erster Linie der Ausbildung der Generalstabsoffiziere und der Kavallerieoffiziere in der höheren Truppenführung.

Für diese letztgenannten Generalstabs- und Kavallerie-Übungsreisen besteht nun innerhalb des Generalstabes und der beteiligten kavalleristischen Kreise eine schon seit langen Jahren fortwirkende, bis auf Reyher und Moltke zurückzuführende, vortreffliche Schulung, so daß ihre sich allen Fortschritten des Heerwesens beständig anpassende Durchführung völlig verbürgt erscheint. Von ihnen soll also in nachstehendem nicht die Rede sein.

Eine solche alljährlich nach bestimmten Terminen und Gelegenheiten immer wieder von den Älteren auf die Jüngeren überlieferte Schulung gibt es dagegen nicht für die Übungsritte und Übungsreisen. Obwohl ihre Anlage und Leitung im Grunde nicht leichter ist, als die der Generalstabsreisen, so ist doch jeder damit Beauftragte auf seine eigene Kraft und seine zufällig erworbene Erfahrung angewiesen; denn auch unsere Vorschriften enthalten für diese Ritte nur wenige allgemeine Anhaltspunkte. Und doch tritt an jeden Offizier vom selbständigen Bataillonskommandeur an aufwärts früher oder später, meistens aber recht unvermittelt, die Anforderung heran, einen Übungsritt oder eine Übungsreise anlegen und durchführen zu müssen; aber auch jüngere Offiziere in Adjutanten- oder sonstigen Vertrauensstellungen sehen sich oft ganz plötzlich vor die Aufgabe gestellt, beim Entwerfen oder Durchführen eines Übungsrittes usw. verantwortlich mitzuwirken. Wohl denen unter ihnen, die schon einmal einen solchen Ritt unter vorbildlicher Leitung als Führer oder Unterführer haben mitmachen dürfen, oder die gar Gelegenheit gehabt haben, als Gehilfen eines seiner Aufgabe voll gewachsenen Leitenden einen Einblick in die Anlage und Durchführung selbst zu gewinnen. Sie haben die beste Vorbereitung gehabt und brauchen keine weitere Anleitung. Wo dies aber nicht zutrifft, da ist doch zuweilen der Eindruck, den die Bewilligung von Geldmitteln zur Abhaltung eines Übungsritts oder gar einer Übungsreise auf die Beteiligten hervorruft, nicht, wie es sein sollte, der der ungemischten Freude, sondern der der Befürchtung, der Aufgabe nicht genügend gewachsen zu sein und die Kritik der Untergebenen scheuen zu müssen.

In der Tat ist auch die Leitung eines Übungsritts für jeden Vorgesetzten ein ernster Prüfstein daraufhin, ob er über soviel aus Truppenerfahrung und kriegsgeschichtlichem Studium erworbene militärische Phantasie und Gestaltungskraft verfügt, um eine für die gegebene Zeit ausreichende, einfache und doch lehrreiche Kriegslage für zwei Parteien entwerfen zu können; ferner ob er soviel Urteilskraft, Gewandtheit und Überblick besitzt, um zwar den Faden der Kriegshandlung sicher in der Hand zu behalten, dabei aber doch den Parteiführern und Unterführern einen solchen Spiel-

raum zu lassen, daß sie das bestimmte Gefühl haben, zu führen und nicht etwa geführt zu werden.

So sind vielleicht einige Winke und Ratschläge für diese Ritte und Reisen nicht ganz unwillkommen und auch nicht ganz überflüssig, vorausgesetzt, daß sie aus der Praxis stammen und sich an bestimmte Beispiele knüpfen.

Dies ist bei den nachstehenden Ausführungen der Fall; sie sind entstanden namentlich aus den Erfahrungen der drei letzten Jahre, in denen ich als Leitender der „Schlußübungsreise“ eines Hörsaals der Kriegsakademie nicht nur eine Reihe von Übungsanlagen zu entwerfen und durchzuführen hatte, sondern dabei auch all die kleinen und großen Nöte am eigenen Leibe erfahren habe, die — in ganz anderer Weise wie bei den Generalstabsreisen — gerade mit der Leitung dieser kleineren Ritte und Reisen verbunden sind. Dabei glaubte ich zu finden, daß sich immer wieder die gleichen Sünden und Unterlassungen strafen, und die gleichen Tugenden belohnen; ferner daß es gewisse Klippen gibt, die zu vermeiden, und gewisse Hülfen, die zu empfehlen sind.

Die Beispiele, an die sich meine Bemerkungen knüpfen, sind mit geringen Änderungen der Schlußübungsreise des Hörsaals IIIc im Jahre 1909 entnommen.

Zur Verständlichmachung muß ich daher kurz auf den Verlauf einer solchen Reise eingehen.

Jede Schlußübungsreise dauert drei Wochen; nach Abzug der Reise-, Sonn- und Ruhetage ergeben sich rund 14 bis 15 Übungstage.

Die Zeiteinteilung für die Reise des Hörsaals IIIc 1909 war (ohne Reisetage) folgend:

2. bis 5.	Juli	Wolfenbüttel (4. Sonntag),
6.	"	Ritt von Wolfenbüttel nach Lichtenberg,
7. 8.	"	Lichtenberg,
9.	"	Ritt von Lichtenberg nach Hildesheim,
10. 11.	"	Hildesheim (11. Sonntag),
12.	"	Ritt von Hildesheim nach Bockenem,
13.	"	Ritt von Bockenem nach Goslar,
14. 15. 16.	"	Goslar,
17.	"	Ritt von Goslar nach Clausthal-Zellerfeld,
18.	"	Clausthal-Zellerfeld (Sonntag),
19.	"	Ritt von Zellerfeld nach Osterode,
20.	"	Osterode.

Nach den Bestimmungen entwirft der Leitende (Oberst oder Oberstleutnant), der die Offiziere des Hörsaals im Laufe des Lehrjahrs in Taktik und Generalstabsdienst unterrichtet und dabei nach ihren theoretischen Leistungen kennen gelernt hat, ent-

weder für den ganzen Verlauf der Reise oder für ihre einzelnen Zeitabschnitte einfache Kriegslagen, im allgemeinen innerhalb des Rahmens einer mobilen Division auf jeder Partei; auf Grund dieser Kriegslagen führen die vier dem Leitenden zugeteilten Abteilungsführer (Generalstabsoffiziere) mit je einem Viertel des Hörsaals (rund zwölf Offizieren) die Operationen in voller Selbständigkeit durch. Mit dem Leitenden selbst aber reiten an jedem Übungstage von jeder Abteilung zwei bis drei Herren, so daß jeder Offizier elf- bis zwölfmal bei seinem Abteilungsführer und dreimal bei dem Leitenden eine Übung mitmacht. Bei dem Letzteren wechseln also entweder täglich oder alle zwei Tage die Persönlichkeiten; er ist deshalb genötigt, für seine Ritte kurze ein- oder zweitägige Übungsritte zu entwerfen, während die Abteilungsführer mit ihren Abteilungen, bei denen täglich nur wenige Herrn fehlen, mehrtägige, durchlaufende Übungsreisen durchspielen können. So soll daher auch in folgendem besprochen werden:

I. Die Anlage und Durchführung der siebentägigen Übungsreise Wolfenbüttel—Lichtenberg—Hildesheim.

II. Die Anlage und Durchführung der ein- bis dreitägigen Übungsritte von Lichtenberg, Hildesheim, Bockenem, Goslar und Clausthal-Zellerfeld aus.

I. Siebentägige Übungsreise Wolfenbüttel—Lichtenberg—Hildesheim.

Drei Übungstage von Wolfenbüttel aus;
ein Übungstag auf dem Ritte Wolfenbüttel—Lichtenberg;
zwei Übungstage von Lichtenberg aus;
ein Übungstag auf dem Ritte Lichtenberg—Hildesheim.

Es bedarf kaum der Begründung dafür, daß im vorliegenden Falle für die Übungsreise Wolfenbüttel—Hildesheim—Goslar—Osterode nicht eine zusammenhängende Kriegslage entworfen wurde, sondern eine für den Ritt Wolfenbüttel—Hildesheim, eine zweite für den Ritt Hildesheim—Goslar, eine dritte für den Ritt Goslar—Osterode. Zwar kommen im Kriege im wahren Sinne des Wortes die „unglaublichsten“ Bewegungen und Operationsrichtungen bis zur Bewegung der Parteien im Kreise vor; aber solche Operationen bieten keine Vorbilder, sondern legen nur Zeugnis ab von der genugsam bekannten menschlichen und militärischen Unvollkommenheit. Friedens-Übungslagen sollen aber vor allem einfach und übersichtlich sein; die beiden Parteien sollen sich daher auch nicht von Anfang an auf unwahrscheinliche und abenteuerliche Fronten und rückwärtige Verbindungen angewiesen sehen.

So ist es also auch bei der Übungsreise Wolfenbüttel—Lichtenberg—Hildesheim von vornherein das natürlichste und einfachste, wenn sich die Operationen zwischen

einer Ost- und einer Westpartei entlang der Linie Schöningen—Wolfenbüttel—Hildesheim abspielen.

Wirft man also zunächst einmal eine Ostdivision bei Schöningen, eine Westdivision bei Hildesheim auf die Karte (z. B. Vogelsche Karte 1 : 500 000), und nimmt man sich vor, beiden Divisionen eine triftige Veranlassung zum Vormarsch auf Wolfenbüttel zu geben, so ist die Grundlage der Übungsanlage fertig. Ein ungefähr gleichzeitiger Vormarsch beider Divisionen an die Oker muß zu Kämpfen in der Gegend von Wolfenbüttel führen.

Skizze 10.

Eine zweite Erwägung liegt ebenfalls auf der Hand. Da der Ritt die Teilnehmer von Wolfenbüttel nach Hildesheim führen soll, ist es notwendig, daß die Ostpartei auf irgend eine Weise in Vorteil gesetzt wird. Dafür gibt es eine Reihe von Mitteln, von denen aber hier zunächst einmal das nächstliegende das ist, die Ostpartei im eigenen Lande auftreten zu lassen, wodurch für Ost zum mindesten ein Anspruch auf bessere Nachrichten und Verbindungen und günstigere Verhältnisse für den Nachschub, auch an Truppen, geschaffen werden.

Also erstes Ergebnis der Überlegung: eine blaue Ostdivision bei Schöningen gegen eine rote Westdivision bei Hildesheim.*)

Nun handelt es sich aber um den größeren taktischen oder strategischen Rahmen, in dem sich diese beiden Divisionen bewegen sollen. In diesem Punkte stellen wir heutzutage sowohl bei taktischen und Kriegsspiel-Aufgaben, als auch bei Übungsreisen (nicht Ritten) ganz erheblich höhere Ansprüche als früher. Allerdings nicht etwa aus Gründen vermehrter theoretischer Gelehrsamkeit, denn das wäre ein Rückschritt gegen die so unendlich einfachen Übungsanlagen, wie sie z. B. Moltke noch bei kleineren Aufgaben und Reisen entwarf; sondern deshalb, weil der Zukunftskrieg mit seinem sofortigen Aufgebote von Massenheeren, seinen weiten Räumen und Ausdehnungen, seinen weitverzweigten rückwärtigen Verbindungen, namentlich den Schienenverbindungen und auch mit seinen verwickelten politischen Gestaltungen und Beziehungen

*) Die Manöver-Ordnung bestimmt zwar in der Anmerkung zu Seite 18: „Die Parteien werden als blaue (im eigenen Lande) und rote unterschieden." Damit ist aber keineswegs verboten, die Parteien außerdem noch als Ost-, West-, Nord-, Südparteien zu bezeichnen. Diese vor Erscheinen der Manöver-Ordnung allgemein gebräuchliche Bezeichnung ist auch heute noch in vielen Fällen sehr praktisch, weil sie eben mit einem Wort Front und Basis der Parteien kennzeichnet. „Bei Hildesheim steht eine blaue Partei einer roten gegenüber" kann mißverstanden werden, denn man kann sich die Parteien in jedem Winkel zur Windrose denken. Dagegen läßt die Ausdrucksweise „Bei Hildesheim steht eine blaue Ost- einer roten Westdivision gegenüber" keinerlei Zweifel über die allgemeine Lage. Man kann es bei Besichtigungen oft deutlich beobachten, wie sich der zu Besichtigende zunächst gar nicht in den Gedankengang des Auftragstellers hinein versetzen kann, weil er sich die blaue und rote Partei westlich und östlich gedacht hat, der Auftraggeber aber nördlich und südlich.

Bei Übungsreisen und ganz besonders bei Übungsritten, wo man mit ganz kurzen „Lagen" auskommen will, ist die Bezeichnung der Partei nach der Himmelsrichtung meistens sehr praktisch. Ausnahmen bestätigen nur die Regel.



von Anfang an so schwierige Verhältnisse schaffen wird, daß wir unsere Führer aus Gründen der geistigen Gymnastik notwendigerweise schon im Frieden in ähnliche Lagen bringen müssen, wenn sie nicht im Kriege durch die Wucht der Eindrücke überwältigt werden sollen. Außerdem sollen aber die Führer dabei auch die wichtige Kunst erlernen, aus all dem Beiwerk einer größeren Lage schnell und sicher das gerade für ihren Auftrag Wichtige herauszuschälen und sich vor allem darüber klar zu werden, inwieweit sie von den großen Verhältnissen und Verbänden abhängig, inwieweit sie frei davon, also noch selbständig sind.

Um nun einen solchen natürlichen größeren Rahmen für unsere beiden Divisionen zu erfinden, ist ruhiges, öfters wiederholtes Nachdenken an der Hand einer guten Übersichtskarte und in der Erinnerung an kriegsgeschichtliche Lagen oder auch an solche, die man im Manöver und Kriegsspiel selbst erlebt hat, notwendig. Hier kann keine Anleitung und auch kein Ratschlag etwas nützen, es sei denn der, daß man sich besonders vor allem zu Verwickeltem hüten möge. Zu diesem Verwickelten gehören aber z. B. die ersten Berührungen der Heere an den politischen Grenzen, weil dabei die nach verschiedenen Richtungen führenden Märsche der Grenzschutztruppen samt Verstärkungen und die Bewegungen der zur Fahne Einberufenen einschließlich des Landsturms ein verwirrendes Bild geben.

Ein Gedanke wird sich aber in unserem Falle sehr bald aufdrängen: der Wunsch, die beiden Divisionen auf die Nordflügel größerer Verbände zu bringen; und daran wird sich ein weiterer Wunsch anschließen, nämlich der, die Verhältnisse bei den größeren Verbänden so zu gestalten, daß sich dort wichtige Entscheidungen vorbereiten, deren Ausgang einerseits für die Operationen der beiden durchzuspielenden Flügeldivisionen von Bedeutung ist und anderseits auch wieder von diesen Operationen selbst beeinflußt wird. Ein Blick auf die Karte zeigt weiterhin, daß sich der Gebirgsblock des Harzes geradezu dazu anbietet, um das kleinere Operationsgebiet von dem größeren zu trennen. Also weiteres Ergebnis: die Armeen oder Heere südlich, die Divisionen nördlich des Harzes.

Nun aber erhebt sich mit Recht sogleich die wichtige Frage: wie soll es begründet werden, daß auf beiden Seiten ganze Divisionen von den großen Entscheidungen ferngehalten werden? Schwerlich wird sich dafür ein durchschlagender rein militärischer Grund ausfindig machen lassen; dagegen läßt sich vielleicht aus der Geschichte der so viel umstrittenen hannöverschen und braunschweigischen Gebiete ein politisch-militärischer Grund herausfinden. Daraus entspringt der weitere Gedanke, die beiden Divisionen nicht nur mit dem nördlichen Flankenschutz der größeren Verbände zu beauftragen, zu denen sie gehören, sondern sie auch mit der Inbesitznahme oder der Verteidigung von Stadt und Land Braunschweig zu betrauen. Aus solchen Gedanken und Erwägungen heraus ist nun allmählich die nachstehende Kriegslage 1. entstanden, an deren Inhalt die weiteren Bemerkungen angeknüpft werden sollen.

Kriegslage 1. **Blau.**

Allgemeine Kriegslage.

In einem Kriege Deutschlands und Österreichs gegen Rußland, Frankreich und England stehen sich Ende Juni die großen Landheere gegenüber. Die deutsche Flotte hat die Herrschaft in der Ostsee siegreich behauptet, ist aber in der Nordsee im letzten Junidrittel von Übermacht in die befestigten Häfen zurückgedrängt worden. Gleichzeitig ist eine englische Armee in der Zuider See gelandet, hat Holland zur Neutralität gezwungen und den Vormarsch in östlicher Richtung angetreten. Daraufhin sind preußische Streitkräfte von der Ostseeküste und aus Festungsbesatzungen mit Bahn und Fußmarsch in der Provinz Sachsen zusammengezogen worden.

Besondere Kriegslage für Blau.

Bis zum 1. Juli Nachmittags sind unter dem Befehle des Generalobersten A. in der Provinz Sachsen versammelt:

a) die 7. Armee (drei Armeekorps, eine Kavallerie-Division) in der Linie Sangerhausen—Artern—Kölleda, Kavallerie-Division Sondershausen;
b) die 5. Kavallerie-Brigade (1/4. 8. 1.) um Halberstadt;
c) die 50. Infanterie-Division (13. 4. 12.) zwischen Helmstedt und Schöningen.

Weiter soll

d) am 2. Juli von 2° Morgens ab von Rostock her mit einstündiger Zugfolge ausladen:
die 5. gemischte Landwehr-Brigade (6. 1. 1.) unter Oberst Ö. in Öbisfelde,

und soll

e) am 2. Juli von 5° Morgens ab von Berlin her in halbstündiger Zugfolge eintreffen:
die 6. gemischte Landwehr-Brigade (6. 1. 1.) unter Oberst M. in Magdeburg.

Magdeburg selbst hat eine Besatzung von vier Bataillonen, einer Eskadron sechs Batterien, einem Bataillon schwerer Feldhaubitzen.

Auf die Nachricht, daß die englischen Hauptkräfte die Linie Münden—Uslar erreicht hätten, daß aber Teilkräfte in die eigentliche Provinz Hannover eingerückt seien, gibt die Leitung des Westheeres dem Generaloberst A. den Auftrag, den Schutz der rechten Heeresflanke und die Deckung Norddeutschlands gegen die Engländer zu übernehmen. Generaloberst A. erteilt daraufhin dem Führer der 50. Infanterie-Division (Generalleutnant B.) nachstehenden telegraphischen Befehl:

Querfurt ab 1. Juli 10° Abends.
Sommerschenburg an 11° Abends.

„7. Armee geht morgen südlich des Harzes in Richtung Duderstadt zur Offensive gegen die englischen Hauptkräfte vor, Armeehauptquartier morgen Allstedt. Alle Truppen nördlich des Harzes, sowie die Festung Magdeburg werden Ihnen hiermit unterstellt. Ihre nächsten Aufgaben sind: Schutz der rechten Armeeflanke und Deckung der Provinz Sachsen. Aus politischen Gründen ist es ferner dringend erwünscht, Stadt und Land Braunschweig nicht in englische Hand fallen zu lassen.

Oberkommando."

Dem Generalleutnant B. ist bis 11° Abends bekannt, daß feindliche Kavalleriepatrouillen die Bahnstrecken von Braunschweig—Königslutter und Wolfenbüttel—Schöppenstedt an mehreren Stellen zerstört, daß Truppen aller Waffen sich am 1. Juli Vormittags im Marsch von Elze auf Hildesheim befunden haben, und daß in Hannover gegen Mittag feindliche Kavallerie eingerückt ist.

Die letzten Junitage und der 1. Juli waren drückend heiß.

Die Truppen der 50. Infanterie-Division sind durch die auf unvorbereitetem Material bei mangelhafter Verpflegung und in aller Hast ausgeführten Bahntransporte sehr mitgenommen.

Aufgabe:

1. Beurteilung der Lage,
2. Anordnungen des Generalleutnants B.,
3. Skizze 1 : 100 000 der gedachten Lage der fechtenden Teile am 2. Juli für die Kavallerien 7° Vormittags, für die übrigen Teile 9° Vormittags.

Kriegsgliederung.

5. Kav. Brig. (Generalm. R.) 1/4. 8. 1.

Drag. 5 — Ul. 5

Funk. Stat. — Fldsig. Abt. — berittene Pi. Abt. — Radf. K. — 5

M. G. 5 — 1/2 l. M. K.

Unterbringung in Ortsbiwaks.

Truppen	Ort (Stabsquartiere unterstrichen)	Bemerkungen
5. Kav. Brig. Funk. St. Fldsig. Abtlg. Pi. Abtlg. **Ul. R. 5.** r. Battr. mit 1/2 l. M. Kol.	Halberstadt, Wehrstedt, Klein-Quenstedt.	1. Große Bagage bei den Truppen.
Drag. R. 5 ohne 1 Esk.	Aspenstedt, Ströbeck, Derenburg.	
1 Aufkl. Esk. Dr. R. 5 mit Radf. Komp.	Abbenrode	

Kriegsgliederung.

50. J. D. (GenLt. B.) 13. 4. 12.

51. J. B. — 50. J. B.

J. R. 52. — J. R. 50.

J. R. 53. — J. R. 51.

M.G.50 Jäg.50

Drag. 50

50. F. A. B.

F. A. R. 51. — F. A. R. 50.

II. I. II. (F.) I.

I. M. K. I. M. K. I.(F)M.K. I. M. K.

½K.T.A. — 2 Funk. Stat. — Fernsp. Abt. — San.K.50 — D.Br. Tr. — 1./Pi.50

Munitions-Kolonnen.

4 F. 3 2 1 A. 2 1 J.

Trains.

3 2 1 Fp.K. 3 2 1 Pr.K.

1—4 F. L. 1 Pf.D.

Unterbringung in Ortsbiwaks.

Truppen	Ort (Stabsquartiere unterstrichen)	Bemerkungen
50. J. D. Stab, Nachr. Abtlgn., San. Kp., Div. Br. Tr., Pi. Kp.	Sommersdorf, Sommerschenburg, Marienborn.	1. Das Div. Stabsqu. ist mit den Brigadestäben telegraphisch verbunden. 2. Große Bagage bei den Truppen. 3. Je 1 Offz. Ptrle. ist auf Braunschweig und Wolfenbüttel entsandt. Aufenthalt unbekannt.
50. J. Brig. 1. 2. Drag. 50, F. A. R. 50 mit I. Mun. Koln.	Im Umkreise Helmstedt, Runstedt, Büddenstedt, Hohnsleben, Helmstedt. Brig. Stab: Harbke. Vorposten: Lelm—F. Brunsleberfeld.	
51. J. Brig. Stb., 3. 4. Drg. 50, Stb., 50 F. A. Brig., F. A. R. 51 mit I. M. Koln.	Im Umkreise Esbeck, Hoiersdorf, Hötensleben, Offleben, Reinsdorf, Esbeck. Brig. Stäbe: Schöningen. Vorposten: Gr. Dahlum—Jerxheim.	
Mun. Kol. u. Trains.	Im Umkreise Belsdorf, Eilsleben, Üplingen, Barneberg, Völpke, Belsdorf.	

Skizze 11.

Besondere Kriegslage für Rot.

Skizze 10.

Die englische Armee (drei Armeekorps und eine Kavallerie-Division) steht am 1. Juli mit den Hauptkräften in Linie Münden—Uslar, mit der Kavallerie bei Göttingen, in der Absicht, über Gotha weiterzumarschieren, um bei der großen Entscheidung in Franken mitzuwirken. Die von ihr abgezweigte 1. Infanterie-Division (13. 4. 12.) hat am späten Abend nach sehr anstrengendem Marsche Hildesheim, mit einem Streifkorps (½. 6. 1.) Hannover erreicht. Sie hat den Auftrag, sich in raschem Zugreifen der Provinz Hannover und des Herzogtums Braunschweig zu bemächtigen, welche beiden Staaten nach dem in Franken erhofften großen Siege das politische Handelsobjekt Englands bilden sollen. Als am 1. Juli Abends im englischen Hauptquartier die Nachricht eingeht, daß in Gegend Sondershausen—Sangerhausen bereits eine Kavallerie-Division und zwei bis drei feindliche Armeekorps versammelt seien, beschließt der Armeeführer zunächst mit diesen Kräften abzurechnen; dem Führer der 1. Infanterie-Division erteilt er folgenden telegraphischen Befehl:

Hofgeismar ab 1. Juli 10⁰ Abends.
„Nachrichten . . . . Hildesheim an 10³⁰ Abends.
Armee tritt morgen in offensiver Absicht Vormarsch gegen die Linie Sondershausen—Nordhausen an. Ihr Auftrag bleibt bestehen, außerdem wird Ihnen der Schutz der linken Armeeflanke übertragen und hierzu die Garde-Kavallerie-Division (1. 12. 2. Gandersheim) unterstellt. Armeehauptquartier morgen Dransfeld . . . .

Oberkommando."

Dem Generalleutnant R. ist in Hildesheim bis 10³⁰ Abends bekannt, daß am 30. Juni und 1. Juli auf der Strecke Magdeburg—Eilsleben Nacht und Tag Truppentransporte stattgefunden haben, daß aber die Bahnstrecken Wolfenbüttel—Schöppenstedt und Braunschweig—Königslutter von seinen Kavallerie-Patrouillen zerstört sind. Ferner, daß von Mitternacht des 1./2. Juli ab die letzte englische Landungsstaffel — die 60. gemischte Brigade (9. 1. 6. eine Maschinengewehr-Abteilung) — mit holländischem Bahnmaterial auf der inzwischen wiederhergestellten Bahn über Osnabrück mit halbstündiger Zugfolge in Hannover zur Besetzung dieser Stadt eintreffen und unter seinen Befehl treten soll.

Die letzten Junitage und der 1. Juli waren drückend heiß.

Aufgabe:

1. Beurteilung der Lage,
2. Anordnungen des Generalleutnants R.,
3. Skizze 1:100 000 der gedachten Lage der fechtenden Teile am 2. Juli
   für die Kavallerien 6⁰ Vormittags,
   für die übrigen Teile 9⁰ Vormittags.

Kriegsgliederung.

G. Kav. Div. (Generalm. G.) 1. 12. 2.

G. Reiter 2 — G. Reiter 1

2 Funk. Stat. — Fldsig. Abt. — beritt. Pi.Abt. — Radf.Btl. (2 1 / 4 3) — G — G

½ l.M.K.

Karte 12.

Unterbringung in Ortsbiwaks

Truppen	Ort (Stabsquartiere unterstrichen)	Bemerkungen
G.Kav.Div. Nachr. Abtlgn. Pi. Abtlgn. **G. Reiter 2** 2. Esk. G. Reiter 1 G. Bttren. ½ l. M. Kol.	Im Umkreise Gandersheim, Ellierrode, Harriehausen, Dannhausen, Ackenhausen, Gandersheim.	1. Große Bagage bei den Truppen.
G. Reiter 1		
Stab u. 1 Esk.	Seesen.	
1 „	Herrhausen.	
1 „	Bornhausen.	
1 Aufkl. „	Langelsheim.	
Radf. Btl. St. u. 3 Komp.	Seesen.	
1 „	Langelsheim.	

Kriegsgliederung.

1. J. D. (Genlt. R.) 13. 4. 12.

2. J. B. 1. J. B.

J. R. 3 J. R. 1

J. R. 4 J. R. 2

M.G.1 Jäg.3

Huf. 3

1. F. A. B.

F. A. R. 2 F. A. R. 1

II. I. II. (F.) I.

l. M. K. l. M. K. l.(F)M.K. l. M. K.

San.K.1 Div. Br.Tr. ½K. T.A. 2Funk. Stat. Frnspr. Abt. 1/Pi.3

Munitions-Kolonnen.

4(F) 3 2 1 A. 2 1 J.

Trains.

3 2 1 Fp.K. 3 2 1 Pr.K.

1—4 F.L. 1 Pf.D.

Streifkorps Hannover
(Glm. H.) ½. 6. 1.

G. R. 3

G. R. 4

2. 1. Radf.

R.

½ l. M. K.

60. gem. Brig. (Glm. L.) 9. 1. 6.

J. R. 61 J. R. 60

1. Ldw. Esk.

M. G. 60 Jäg. 60

F. A. R. 60

l. M. K. l. M. K.

Unterbringung in Ortsbiwaks.

Truppen	Ort (Stabsqartiere unterstrichen)	Bemerkungen
1. Inf. Div. Stab Nachr. Abtlgn. San. Komp. Div. Br. Tr. Pi. Komp. **2. Inf. Brig.** 1. 2. Huf. R. 3 F. A. R. 2 mit l. Mun. Kol.	Im Umkreise Himmelsthür, Marienrode, Diekholzen, Söhre, Marienburg, Bavenstedt, Drispenstedt, Steuerwald, Himmelsthür. Div.- u. Brigstbe.: Hildesheim.	1. Div. Stabsqu. u. Brig. Stabsqu. sind telegr. verbunden. 2. Große Bagage bei den Truppen. 3. Je 1 Offz. Ptle. in Gegend Börßum, Wolfenbüttel und Braunschweig.
1. Inf. Brig. St. 3. 4. Huf. R. 3 F. A. R. 1 mit l. Mun. Kol.	Im Umkreise Egenstedt, Düngen, Ottbergen, Farmsen, Kemme, Bettmar, Einum, Achtum, Itzum, Egenstedt. Brig. St.: Wendhausen. Vorposten: Heersum—Wöhle—Schellerten.	
Mun. Kol. u. Trains	Gr. u. Kl. Escherde und westlich.	

A. Bemerkungen zu der allgemeinen Kriegslage.

Ein großer Kampf zwischen Deutschland-Österreich und Rußland-Frankreich ist zugrunde gelegt; in diesen greift England zuerst zur See, dann aber — und zwar gerade noch so rechtzeitig, um an den großen Entscheidungen und ihren Früchten teilnehmen zu können — zu Lande ein. Die Lage ist überall aufs höchste gespannt: die nächste Woche wird aller Wahrscheinlichkeit nach über das Schicksal der Heere und zugleich auch der deutschen Reichshauptstadt entscheiden. Damit ist von vornherein auch über die Operationen der Parteien um Schöningen und Halberstadt der nötige Kriegshauch verbreitet: es darf keine Zeit verloren, vielmehr muß rasch und energisch gehandelt werden und zwar aus militärischen, moralischen und politischen Gründen. Diese Eigenschaft der vorliegenden Aufgabe gehört zu den „Tugenden", nach denen beim Entwerfen jeder Übungsreise gestrebt werden muß; in jedem Teilnehmer soll von vornherein das Gefühl erweckt werden, daß die Lage von Führern und Truppen die höchste Anspannung aller seelischen und körperlichen Kräfte fordert. Solche Lagen sollen wir bei den Übungsreisen (und -Ritten) durchspielen, um von Anfang an das allseitige Interesse zu erwecken, und um die Entschlußkraft und Freudigkeit aller Teilnehmer herauszuforderu und zu stärken.

Ist es aber nötig, für die Operationen zweier Divisionen einen solch großen Apparat in Bewegung zu setzen? Die neuere Kriegsgeschichte antwortet mit „Ja". Wenn wir die letzten drei großen Feldzüge — 1870/71, 1877/78 und 1904/05 — daraufhin betrachten, so finden wir, daß nirgends einzelne Divisionen oder selbst Korps zu selbständigem Operieren im freien Felde gegen einen einigermaßen ebenbürtigen Gegner gelangt sind, ohne daß sie an wichtigen strategischen Fäden mit der großen Gesamthandlung zusammenhingen. Ihre Führer mußten daher auch unausgesetzt ihr Verhältnis zu den großen Verbänden im Auge behalten. Der große Rahmen ist also notwendig, aber es empfiehlt sich für Übungsreisen sehr, die große Lage allen Teilnehmern ohne zu viele Worte und Einzelheiten in Gestalt einer Übersichtsskizze in die Hand zu drücken und anschaulich zu machen, so daß nicht „Atlanten gewälzt" und nicht „Weltgeschichtsbände studiert" werden müssen.

Die Meinung, es sei leichter, eine brauchbare Unterlage in kleinerem Rahmen zu schaffen, ist übrigens irrig. Denkt man sich z. B. in der Kriegslage 1. die großen Heere weg, so ist es sehr schwer, eine brauchbare Unterlage für die beiden südlich des Harzes operierenden Armeen zu finden. Aber wenn sich die beiden Divisionsführer diese große strategische Lage in bezug auf ihre eigene Lage und Aufgabe in Ruhe betrachten, so werden sie auch sogleich zu der Überzeugung kommen, daß für sie keinerlei verwickelte Beziehungen daraus erstehen, sondern nur die Mahnung, ihren Gegner so schnell und so gründlich als möglich zu schlagen, um recht bald zunächst ein moralisches Gewicht in die schwankende Wagschale des Sieges werfen zu können,

und um außerdem baldmöglichst für weitere Leistungen bereit zu sein. Sie werden aber auch kein Gefühl der räumlichen Beengung durch den großen strategischen Rahmen, sondern im Gegenteil das Gefühl völlig genügender Ellenbogenfreiheit empfinden. Diese letztere muß ebenfalls bei jeder Übungsanlage im Hinblick auf möglichste Freiheit in den Entschlüssen angestrebt werden — sie wird dadurch erreicht, daß die nächst höheren Verbände durch Raum und Gelände genügend weit von den kleineren getrennt sind.

Noch ist die Frage zu beantworten, ob sich nicht der Leitende durch die großen Verhältnisse insofern eine Last auflädet, als er die beiden Parteiführer allzuhäufig mit Nachrichten über die Armeen und Heere versehen muß. Aber auch davon kann hier nicht die Rede sein. Wir werden sehen, daß an den sieben Übungstagen höchstens drei Operationstage gründlich durchgespielt werden können: also der 2., 3. und 4. Juli. In diesen Tagen werden aber die Divisionsführer nach aller kriegsgeschichtlichen Erfahrung von den Operationen der Heere wahrscheinlich überhaupt nichts erfahren. Der Leitende braucht ihnen also nur an jedem Operationstage eine Nachricht über die Lage der eigenen Armee zu geben, und selbst diese kann z. B. bei der in feindlichem Lande befindlichen roten Partei leicht ausbleiben. Geprüft muß diese Frage allerdings werden, denn es ist eine selbstgeschaffene, fatale Plage für den Leitenden, wenn er gezwungen ist, zu häufig Nachrichten über Nachbarabteilungen geben zu müssen.

Soll nun also die allgemeine Kriegslage als feststehend angesehen werden, so empfiehlt es sich, sie nebst Übersichtsskizze allen Teilnehmern an der Reise mehrere Tage vor deren Beginn zuzustellen; denn dies entspricht den Verhältnissen des Krieges, wo den Führern ebenfalls die große Lage zu der Zeit bekannt wäre, zu der die Landungen in der Zuider See und die Versammlung von Streitkräften in der Provinz Sachsen beginnen. Daß die allgemeine Kriegslage nur das enthalten darf, was tatsächlich beiden Parteien bekannt sein kann, ist zu beachten und nachzuprüfen; fast immer läßt sich dabei noch kürzen.

B. Bemerkungen zu den besonderen Kriegslagen.

Über die Rollen der beiden, absichtlich gleich stark gemachten Armeen, ist wenig zu sagen; sie ziehen sich naturgemäß zum Entscheidungskampf an, der in der Gegend Duderstadt—Gr. Bodungen am 3. oder 4. Juli stattfinden oder doch beginnen wird — ganz wie es der Leitung paßt. Dieser Spielraum ist für den Leitenden wichtig; es wäre z. B. nicht zweckmäßig, wenn sich die Armeen schon mit ihren Hauptkräften bei Sondershausen und Göttingen gegenüberständen, denn dann müßte die Entscheidung dort spätestens am 3. Juli fallen. Ganz nebenbei, und nur zur Klärung der Begriffe über Geländereisen innerhalb der deutschen Armee überhaupt, sei hier noch bemerkt, daß

die Lage und Aufgabe der beiden Armeen einschließlich der zugehörigen Teile nördlich des Harzes sehr wohl die Grundlage für eine Korps-Generalstabsreise abgeben könnten, während die auf der Skizze eingezeichnete Gesamtlage der kontinentalen Heere eine ähnliche Lage bietet, wie sie großen Generalstabsreisen eigentümlich sind, wobei dann z. B. die Heeresbewegungen in Franken im Gelände, diejenigen zu beiden Seiten des Harzes und in Polen—Preußen auf der Karte durchgespielt werden.

Auffallen könnte nun aber noch bei beiden besonderen Kriegslagen die Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung der Parteien: die beiden Divisionen bilden eigentlich nur noch den festen Kern, um den sich zahlreiche kleinere Verbände gruppieren. Aber gerade in dieser Mannigfaltigkeit liegt ein besonderer Reiz und Vorteil für die Gestaltung der Übungsreise, denn es wird dadurch die nötige Abwechslung verbürgt.

Zunächst wäre es unwahrscheinlich, wenn Divisionen mit so wichtigen und auch räumlich umfassenden Aufgaben nicht über größere Kavalleriekörper verfügten; außerdem werden aber durch deren Zuteilung die Übungen von vornherein ganz wesentlich belebt. Da nun aber Blau aus dem oben angeführten Grunde im ganzen stärker an den hauptsächlich schlachtenentscheidenden Waffen, also an Infanterie und Artillerie gemacht werden muß, so ist es ein Gebot der ausgleichenden Gerechtigkeit, dafür Rot eine überlegene Kavallerie zuzuteilen: deshalb also bei Blau nur eine Kavallerie-Brigade, bei Rot eine immerhin noch schwache Kavallerie-Division. Noch stärkere Kavallerie-Verbände, also z. B. eine normale Kavallerie-Division mit 0. 24. 2. beanspruchen viel Zeit zum Durchspielen und eignen sich daher weniger für eine nur siebentägige Übungsreise. Durch die erst im letzten Augenblick erfolgte Zuteilung der größeren Kavalleriekörper zu den Divisionen ist es gerechtfertigt, daß beide Parteiführer von dem Vorhandensein der feindlichen Kavalleriekörper am 1. Juli Abends noch keine Kenntnis haben. Dies muß aber gleich am ersten Übungstage zu lehrreichen, beiderseitigen Überraschungen führen.

Was die Zuteilung der übrigen Gruppen zu der blauen und roten Division anbelangt, so hat sie zunächst ihren Grund und ihre Berechtigung in der Erfahrungstatsache, daß trotz aller Vorsicht in der Regel schon am ersten Übungstage die Stärke der in den Kampf getretenen Verbände — hier also der beiden Divisionen — den Gegnern ziemlich genau bekannt wird, namentlich in bezug auf die Artillerien; die Art und Weise der Zuteilung aber entspricht insofern den Verhältnissen des Krieges, als auch dort die Führer in ähnlichen Lagen fast niemals alle ihre Truppen schon von Anfang an in der Hand und unter ihrem Befehl haben, vielmehr in deren rascher und zweckmäßiger Versammlung und Gruppierung und in deren festem Indiehandnehmen meistens die erste Probe ihres Könnens abzulegen haben. Man denke z. B. an die zersplitterte Aufstellung der am 5. August 1870 Nachmittags dem Marschall Mac Mahon für die Verteidigung des Unter-Elsasses unterstellten Teile des 1.,

5. und 7. französischen Armeekorps und der Kavallerie-Division Bonnemains, und ebenso setze man sich in die Lage eines jeden mit dem Schutze von Küsten oder Provinzen beauftragten oder von Landungen abhängigen Führers. Die Führer werden aber auch außerdem durch Zuteilung von erst mit der Bahn eintreffenden Verstärkungen sogleich vor die schwierige Frage gestellt, ob und inwieweit sie deren Eintreffen abwarten sollen oder nicht; auch gewinnen sie dabei einen praktischen Einblick in die besonderen Verhältnisse des Militär-Eisenbahnwesens und die Leistungsfähigkeit, aber auch Empfindlichkeit der Bahnen, schließlich auch noch in die verschiedenartige Leistungsfähigkeit von aktiven und Landwehrtruppen. Für die Leitung aber ergeben sich aus dem Vorhandensein von selbständigen Unterabteilungen und dem nur allmählichen Eintreffen von weiteren Truppen auf beiden Seiten eine Reihe von vorteilhaften Handhaben für die Belebung des Rittes; unter der Voraussetzung allerdings, daß diese Unterabteilungen mitsamt den zugehörigen Bahntransporten das Gesamtbild der Operationen nicht allzusehr verwirren.

Zunächst können einer größeren Anzahl von älteren Offizieren sogleich wichtige Unteraufgaben zugeteilt werden z. B. die Führung der beiden größeren Kavalleriekörper und des Streifkorps Hannover, der gemischten Landwehr-Brigaden oder der englischen Landungsstaffel. Dies ist noch aus einem besonderen Grunde wichtig. Der Leitende wird nämlich bei jeder Partei vor Beginn der Reise nicht bloß einen, nämlich den ältesten Teilnehmer die Aufgabe 1. bearbeiten lassen, sondern mehrere, z. B. die drei ältesten Stabsoffiziere. Er wird dann auf jeder Partei denjenigen Stabsoffizier zur Führung am ersten Übungstage bestimmen, dessen Lösung mit der größten Wahrscheinlichkeit zu lehrreichen taktischen Berührungen in erreichbarer Nähe von Wolfenbüttel führt. Damit ist keineswegs gesagt, daß diese Lösung die beste ist — sie kann z. B. im Gegenteil die allerunvorsichtigste sein. Es liegt also auch keinerlei Zurücksetzung der anderen Lösenden vor, wie ja überhaupt die vorübergehende Unterstellung eines im gleichen Range stehenden Offiziers unter einen solchen von jüngerem Patent bei Kriegsspiel und Übungsreisen auf keine Schwierigkeiten stößt. Gehört diese Lösung nun aber z. B. bei Blau dem jüngsten der drei Stabsoffiziere an, so führt dieser zwar am ersten Übungstage die 50. Infanterie-Division; aber auch für die beiden älteren Stabsoffiziere findet sich an diesem Tage ein reiches Feld der Tätigkeit in der Führung der 5. Kavallerie-Brigade, der gemischten Landwehr-Brigaden und der Besatzung von Magdeburg. Es wäre nicht angängig, die beiden älteren Stabsoffiziere etwa am ersten Übungstage zur Leitung treten zu lassen, denn dadurch würden sie ja einen vollen Einblick in die Verhältnisse bei Rot gewinnen. So aber kann noch im Laufe des ersten Übungstages oder auch am zweiten der älteste Stabsoffizier die Führung der blauen Partei übernehmen, am dritten oder vierten auch noch der zweitälteste, wenn der Leitende einen mehrfachen Wechsel in der Führung für lehrreich hält. Immer werden sich aber für die ausgeschalteten älteren Offiziere

wichtige Kommandostellen finden, deren Eingreifen sogar in gewissen Augenblicken gefechtsentscheidend sein kann.

Ebenso wichtig ist aber, daß der Leitende dadurch, daß er die Eisenbahntransporte der rückwärtigen Teile in seiner Gewalt hat, daß er also z. B. blaue Transporte über Öbisfelde hinaus oder rote über Hannover hinaus entweder ganz mißlingen oder verzögern oder nur bis zu einer bestimmten Station hin zulassen oder aber auch bis nahe an das Gefechtsfeld gelingen lassen kann — daß er dadurch auch bei den am wenigsten erwarteten Maßnahmen der Parteiführer und dem eigentümlichsten Verlaufe der ersten taktischen Zusammenstöße noch mit natürlichen Mitteln einen Druck auf einen beliebigen Punkt der Gefechtslinie z. B. auf einen Flügel ausüben und der „Reise" dadurch immer wieder ohne gewaltsame Eingriffe die gewünschte Richtung geben kann. Bei den Generalstabsreisen ist es allerdings vielfach gebräuchlich, die Quartiere nach dem Verlauf der taktischen Handlungen zu bestimmen, also die berittenen Quartiermacher oft erst vom Übungsfelde auf Grund der letzten Entschlüsse der Parteiführer in die schleunigst telegraphisch benachrichtigten Quartierorte wegzuschicken. Dies Verfahren ist unzweifelhaft sehr kriegsmäßig; aber bei einfachen Übungsreisen bedeutet es doch eine große Erschwerung für den Leitenden, der zudem fast nie über ein genügend zahlreiches und geübtes Quartiermacherpersonal verfügt. Daß aber auch bei der scheinbar einfachsten Kriegslage, bei der sich die Parteien wie z. B. hier mit der unzweifelhaften Front Ost—West gegenüberstehen, in kürzester Zeit die merkwürdigsten Fronten und Rückzugsrichtungen entstehen können, dafür bieten Krieg und Manöver Beispiele in Hülle und Fülle, und dafür gab auch der Verlauf der Übungsreise 1909 einen sehr lehrreichen Beweis. Nach den ersten Operationstagen hatten nur noch bei zwei Abteilungen die Parteien die ungefähre Front Ost—West, die eine ganz nahe, die andere schon weit westlich der Oker; bei einer Partei aber hatte Blau, bei einer andern Rot den Rücken mehr oder weniger nach Süden nehmen müssen. Bei zwei Parteien war Blau in starkem oder leidlichem Vorteil, bei einer schwankte die Wagschale des Sieges noch sehr hin und her, bei einer aber war Rot im Begriffe, glänzend zu siegen. Hier mag übrigens eingeschaltet werden, daß sich nirgends in der Armee schon im Frieden der Einfluß der Führung auf das Schicksal der Truppen so einleuchtend nachweisen läßt, wie bei diesen Übungsritten der Kriegsakademie; denn hier werden Operationen in vier verschiedenen Abteilungen, aber auf der ganz gleichen Grundlage, im gleichen Gelände und bei gleicher Witterung durchgeführt. Niemand kann es daher in Zweifel ziehen, daß es nicht eine von Anfang an günstigere oder ungünstigere Lage, auch nicht Glück, Unglück, Zufall oder Witterungseinflüsse, sondern eben nur die mehr oder weniger zweckmäßigen Maßnahmen der Führer und Unterführer sind, die bei der einen Abteilung Blau, bei der andern Rot zum Siege oder zur Niederlage führen. Der vorstehend kurz geschilderte Verlauf der Reise zeigt aber auch mit besonderer Deutlichkeit, daß der Leitende einer Übungsreise — wie auch eines

Manövers! — bei beiden Parteien wirksamer, schon durch die Kriegslage begründeter und vorbereiteter Einwirkungsmittel bedarf.

Wenn man beide Kriegslagen schließlich noch in bezug auf die Stärkeverhältnisse im ganzen gegeneinander abwägt, so ergibt sich, daß Blau verfügt über:

50. J. D.	13 Btle.	4 Esk.	12 fahr. Battr.	— schw. Battr.
5. Kav. Brig.	$1/4$ "	8 "	1 " "	— " "
5. gem. Ldw. Brig.	6 "	1 "	1 " "	— " "
6. gem. Ldw. Brig.	6 "	1 "	1 " "	— " "
Von der Besatzung von Magdeburg etwa verfügbar	2 "	$1/2$ "	6 " "	4 " "
zusammen	$27\,1/4$ Btle.	$14\,1/2$ Esk.	21 fahr. Battr.	4 schw. Battr.

Rot über:

1. J. D.	13 Btle.	4 Esk.	12 fahr. Battr.	—
G. Kav. D.	1 "	12 "	2 " "	—
Streifkorps Hannover	$1/2$ "	6 "	1 " "	—
60. gem. Brig.	9 "	1 "	6 " "	—
zusammen	$23\,1/2$ Btle.	23 Esk.	21 fahr. Battr.	—

Das Übergewicht von Blau besteht also in dreidreiviertel Landwehr-Bataillonen und vier schweren Batterien, dasjenige von Rot in achteinhalb Eskadrons: ein Verhältnis, bei dem gewiß nicht bloß die Zahl, sondern sehr wesentlich auch die Führung den Ausschlag für den Sieg gibt, zumal da es in hohem Grade von ihrer Geschicklichkeit abhängen wird, all diese Bataillone, Eskadrons und Batterien zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Fleck zur Wirkung zu bringen.

Noch möge auf einige untergeordnete, aber doch nicht ganz unwichtige Punkte aufmerksam gemacht werden, die die Leitung erleichtern. Es sind für Blau und Rot ganz verschiedene Truppenbenennungen gewählt, um den leidigen Verwechslungen vorzubeugen.

Blau: 50. Infanterie-Division, 5. Kavallerie-Brigade, 5. und 6. gemischte Landwehr-Brigade;

Rot: 1. Infanterie-Division, Garde-Kavallerie-Division, 60. gemischte Landwehr-Brigade. Außerdem sind die Führer aller wichtigeren Verbände schon in der Kriegsgliederung mit leicht zu merkenden Namen versehen. Der rote Führer Generalleutnant R., der blaue Generalleutnant B., der Führer der Garde-Kavallerie-Division Generalmajor G., der 5. gemischten Landwehr-Brigade Öbisfelde Oberst Ö. usw. Dadurch wird namentlich im mündlichen Verkehr von vornherein die Kürze im Ausdruck gefördert; es macht schließlich im Laufe der Reise Stunden aus, wenn im Gelände und auch

bei den Beurteilungen der Lage usw. immer gesagt wird „der Kommandeur der 50. Infanterie-Division“ statt einfach „General B.“. So und nicht anders spricht man ja auch im Manöver und im Kriege. Für die Unterschriften unter den Befehlen empfiehlt sich allerdings — wiederum entsprechend den Verhältnissen des Ernstfalls — die Bezeichnung der Dienststelle, also z. B. „B., Gen. Lt. 50. J. D.“. Schließlich ist noch zu bemerken, daß auf beiden Seiten namentlich die Kavallerieverbände absichtlich sehr reichlich mit Maschinengewehren, berittenen Pionieren, Radfahrern und Nachrichtenabteilungen ausgestattet sind; denn dadurch werden nicht nur die Gefechte, namentlich bei den Zusammenstößen der Kavallerie mit Truppen aller Waffen abwechslungsreicher und ernsthafter gestaltet, sondern es wird auch die erwünschte Gelegenheit zur recht häufigen Verwendung all dieser Teile im Gelände und im Rahmen eines größeren Ganzen geboten. Nachträgliche Zuteilungen während der Übungsreise wirken fast immer ungerecht und kommen zudem sehr häufig zu spät.

Soweit nun die Übungsanlage bis jetzt festliegt, ist sie natürlich nicht mit einem Male entstanden; es sind vielmehr durch wiederholtes Durchdenken, durch Hin- und Herschieben der Verbände, durch Hinzufügen und Wegnehmen von Truppen usw. schließlich die Grundlagen zustande gekommen, auf denen der Leitende seine Reise aufbauen zu können glaubt in dem Bewußtsein, möglichst gerechte und zugleich abwechslungsreiche Verhältnisse geschaffen zu haben und im großen keinerlei Besorgnis mehr hegen zu müssen, daß es der Leitung an Mitteln zur Einwirkung und an Stoff zu Besprechungen mangeln könnte. Eine ideale Kriegslage, an der kein befugter und unbefugter Kritiker mehr etwas aussetzen könnte, wird man niemals zustande bringen — gewiß läßt sich auch an der vorliegenden mancherlei beanstanden. Aber man muß auch einmal zum Schluß und Entschluß kommen; durch endloses Grübeln wird eine Kriegslage nicht besser. Daß sich aber der Leitende die obenerwähnte wichtige Überzeugung verschafft und nicht etwa schon vorher zu der weiteren Ausarbeitung der Lage der einzelnen Parteien übergeht, das ist nun wieder einer der Punkte, auf die man beim Entwerfen von Übungsanlagen besonders zu achten hat. Denn nachträgliche Verbesserungen in dem grundlegenden Teil der Anlage sind schwer anzubringen und führen einen nicht schon sehr gewandten Leitenden leicht in Widersprüche und Unmöglichkeiten hinein — namentlich dann, wenn sie schließlich aus Zeitmangel in der Eile eingefügt werden müssen.

Vielleicht ist es noch am Platze, ein Wort zu sagen über den in dem roten wie blauen Auftrag steckenden politischen Bestandteil der Lage. Rot soll „sich in raschem Zugreifen der Provinz Hannover und des Herzogtums Braunschweig bemächtigen, welche beiden Staaten nach dem in Franken erhofften großen Siege das politische Handelsobjekt Englands bilden sollen. Außerdem ist ihm der Schutz der linken Armeeflanke übertragen.“ Blau soll die rechte Armeeflanke schützen und die Provinz

Sachsen decken. Aber „aus politischen Gründen ist es ferner dringend erwünscht, Stadt und Land Braunschweig nicht in englische Hand fallen zu lassen.“ Nun hört man häufig die Ansicht aussprechen, erstens „Generale sollen keine Politik treiben“ und zweitens „den Führern dürfen keine Doppel- oder gar mehrfachen Aufträge erteilt werden.“ Gewiß sollen Generale keine Politik auf eigene Faust treiben, aber sie sollen der von ihrem obersten Kriegsherrn gebilligten Politik und Diplomatie die Unterpfänder verschaffen oder erhalten, deren diese zur vorteilhaften Beendigung des Völkerstreites bedürfen. In diesem Sinne ist der Zug Werders und Manteuffels nach dem südöstlichen Frankreich (Besitz Belforts), der Zug Gurkos über den Balkan (Besitz von Adrianopel), die Unternehmung der Japaner gegen Sachalin aufzufassen — und in der gleichen Richtung liegt hier auch der Kampf um den Besitz von Braunschweig und Hannover. Mehr als je werden in künftigen Kriegen gerade die auf selbständigen Kriegsschauplätzen operierenden Unterführer ähnlichen politischen Aufgaben gerecht werden müssen. Jedesmal werden sie aber dabei — und so auch in der vorliegenden Aufgabe — in die Versuchung gebracht werden, den Ortsbesitz über den Schlachterfolg zu stellen und ihre Kräfte zu zersplittern, statt sie zum entscheidenden Schlage und Siege über den den Orts- und Landbesitz bedrohenden Gegner zusammenzufassen in der Erkenntnis, daß eben der Schlachterfolg über jenen Besitz entscheidet und zwar um so dauernder und nachhaltiger, je größer er ist. So ist es also keineswegs zu verwerfen, sondern geradezu zu empfehlen, militärische und politische Gesichtspunkte und Ziele in den Übungsaufgaben zu vereinigen.

Bezüglich der Doppelaufträge aber beweist ebenfalls die Kriegsgeschichte, daß kaum je ein selbständiger Führer nur einen abgegrenzten Auftrag zu erfüllen hatte. Man lese z. B. die Instruktionen Moltkes für den General v. Werder (Generalstabswerk, Zweiter Teil. Band I. Seite 117* u. 135*), oder man versetze sich in die Lage des Generals v. der Tann im Anfang Oktober 1870 oder der Ersten Armee nördlich von Paris im Januar 1871 oder auch in diejenige der Vierten japanischen Armee kurz nach ihrer Landung bei Takuschan. Der oben erwähnte Ausspruch hat seinen Grund darin, daß eben zuweilen im Frieden und Krieg Doppel- und mehrfache Aufträge erteilt werden, deren gleichzeitige Erfüllung unmöglich ist oder doch zu halben Maßregeln oder gefährlicher Zersplitterung der Kräfte führt. So z. B. im Frieden bei Besichtigungen und Manöveranlagen Aufträge wie „den Gegner bei A anzugreifen, dabei aber den hinter dem Ausgangspunkte des Angriffs gelegenen Punkt B zu decken, oder auch — im Kriege — der Auftrag an Sassulitsch, den Yalu zu verteidigen, sich aber dabei in kein entscheidendes Gefecht einzulassen, oder an Stackelberg, möglichst weit nach Port Arthur vorzustoßen, um von dort Kräfte weg und auf sich zu ziehen, aber dabei sein Korps nicht aufs Spiel zu setzen. Wenn jedoch die mehrfachen Aufträge gleichzeitig erfüllbar sind, dann sind sie auch gerechtfertigt und durchaus den Verhältnissen des Krieges entsprechend. Wir müssen aber auch unsere Unterführer recht

häufig vor solche Aufträge stellen, damit sie sich gewöhnen, die schwierige Überlegung anzustellen: welcher Auftrag ist der wichtigste, und mit wie wenig Kräften kann ich zugleich auch die übrigen Aufträge erfüllen? Dabei wird sich häufig, und so auch im vorliegenden Falle, zeigen, daß die kräftige und geschickte Ausführung des wichtigsten Auftrages schon zum guten Teil die Erfüllung der anderen vorbereitet oder in sich schließt.

Wenden wir uns nun zu den Einzelheiten der besonderen Kriegslagen, zunächst bei Blau und daran anknüpfend bei Rot. Hierzu genügt nicht mehr die Übersichtskarte, sondern jetzt ist an der Hand der Karte 1 : 100 000 vor allem zweierlei zu überlegen:

a) wie soll die 50. Infanterie-Division untergebracht sein;

b) welche Nachrichten sollen dem Generalleutnant B. bis zum 1. Juli Abends zugegangen sein?

Zur Beantwortung der Frage **a** ist nun vor allem eine Orientierung über das von der 50. Infanterie-Division am 2. Juli zu durchschreitende Gelände und über die Bedeutung des Oker-Abschnitts auf der Strecke Braunschweig—Wolfenbüttel—Börssum notwendig.

Das von der 50. Infanterie-Division aus der Gegend von Schöningen in der Richtung nach der Oker bei Wolfenbüttel zu durchschreitende Gelände ist hauptsächlich wegen der meistens nordsüdlich verlaufenden Wegeverbindungen des buckligen Bergwaldes „Der Elm" schwierig, jedenfalls viel schwieriger als der Vormarsch aus der Gegend von Hildesheim gegen die Oker. Nähert sich aber Blau der Oker, so findet es außerdem den ziemlich unwegsamen, die östlichen Anmarschrichtungen stark überhöhenden Bergwaldzug der „Asse" in seiner linken Flanke und muß sich damit irgendwie abfinden. Es ist deshalb zweckmäßig und gerechtfertigt, wenn Blau so untergebracht wird, daß es in zwei Kolonnen vormarschieren kann — Rot dagegen so, daß ihm ein Vormarsch in zwei Kolonnen keinen Nutzen bringt. Damit sind zugleich wieder zwei Vorteile verbunden:

Blau, das ja doch bei entsprechender Führung aus eigener Kraft siegen soll, ist in einem weiteren Punkte auf einfache Weise günstiger gestellt, und außerdem ist die Leitung in der Lage, auf den Unterschied in dem Vormarsch einer Division auf einer oder auf zwei Straßen hinzuweisen, was namentlich für die Schlußbesprechung von Wert ist.

Wie weit sollen nun aber die Vorposten von Blau von der Oker entfernt bleiben? Gleich weit, wie die von Rot, oder näher? Dies hängt davon ab, ob die Leitung einen Kampf um den Oker-Abschnitt selbst herbeiführen will, bei dem die Aussichten für beide Parteien so ziemlich die gleichen sind, oder ob es Blau noch am 2. Juli möglich gemacht werden soll, wenigstens die Oker-Übergänge mit Infanterie fest in die Hand zu nehmen, bevor rote Infanterie dort eingetroffen sein kann. Das

letztere entspricht unzweifelhaft den Zwecken der Leitung; denn die Oker ist ein aus dem nahen Harz kommender Gebirgsbach, der z. B. nach starken Regengüssen am ersten Tage der Übungsreise ein sehr erhebliches Hindernis darstellen kann; ein Angriff von Blau über die Oker hinüber ist aber nach der Karte ohnehin schon ein bei Tage schwer auszuführendes Unternehmen. Blau soll aber doch über die Oker hinüberkommen, dies muß ihm also erleichtert werden. Im übrigen wird Blau durch das Näherheranlegen an die Oker nicht etwa ungerechterweise dauernd in Vorteil gebracht; im Gegenteil, der Kampf, den es voraussichtlich westlich der Oker, — den Gegner nahe gegenüber und die Oker im Rücken —, zu führen hat, bleibt eine sehr schwierige Aufgabe. So ist das Ergebnis vorstehender Betrachtung das, daß die Vorposten von Blau etwa eine Meile näher an die Oker zu legen sind, als die von Rot. Im Zusammenhang mit der verschiedenartigen Breite uud Tiefe der Unterbringung bei Blau und Rot wird dies den von der Leitung erwünschten Zweck erreichen lassen.

Im übrigen ist über die Unterbringung der Divisionen auf beiden Seiten nur noch das Eine zu sagen, daß sie möglichst einfach zu gestalten und mitzuteilen ist, da sie ja doch sogleich am 2. früh verlassen wird, also keine weitere Rolle für den Übungsritt spielt; daß sie ferner auf ihre Vollständigkeit hin geprüft werden muß (einschließlich großer Bagagen, Munitionskolonnen und Trains), und daß es notwendig ist, die Art der Verbindungen zwischen den höheren Stäben anzugeben. Dabei kann ein wichtiger Einfluß auf die Aufbruchsmöglichkeiten ausgeübt werden; so könnte z. B. bei Rot die telegraphische Verbindung zwischen Hildesheim und Gandersheim als zerstört angenommen werden, wenn man einen zu frühen Aufbruch der Garde-Kavallerie-Division zu verhindern wünschte.

Wichtig ist nun ferner noch die Beantwortung der Frage b: welche Nachrichten sollen dem Generalleutnant B. bis zum 1. Juli Abends zugegangen sein?

Entsprechend den Verhältnissen des Krieges lieber zu wenig als zu viel. Es fragt sich daher, ob nicht schon die in der Kriegslage erwähnte Mitteilung genügt, daß „englische Teilkräfte in die eigentliche Provinz Hannover eingerückt seien.“ Aber für eine Übungsreise, bei der es unter allen Umständen in der Gegend von Wolfenbüttel schon am ersten Übungstage zu lehrreichen Kämpfen kommen soll, wäre das doch zu wenig: es wäre in diesem Falle z. B. kaum etwas dagegen einzuwenden, wenn der blaue Führer mit der ganzen 50. Infanterie-Division nördlich des Elms auf Braunschweig marschierte. Hier zeigt sich der Unterschied zwischen einer Übungsreise und einem Kriegsspiel; bei letzterem könnte man diesen Marsch ruhig zulassen und hätte nur auf dem Spieltisch eine Anzahl weiterer Blätter nach Norden hin aufzulegen. Bei der Übungsreise spielt aber der 20 km lange unnötige Hin- und Herritt Wolfenbüttel—Braunschweig eine wichtige Rolle, und wie stände es erst, wenn nun Rot nicht auf Braunschweig, sondern etwa auf Wolfenbüttel oder gar auf Börssum vormarschierte? Dann müßte man erst wieder einen halben oder ganzen

4*

Operationstag Kriegsspiel auf der Karte treiben, um die Parteien zum Gefecht zusammenzubringen. Dies ist aber gerade wieder eine der Klippen, die bei der Anlage einer Übungsreise unter allen Umständen zu vermeiden sind: nichts soll sich auf der Karte, alles im Gelände abspielen, von Anfang bis zum Schluß der Reise. Dementsprechend ist durch die Nachricht, „daß rote Truppen aller Waffen sich am 1. Juli Vormittags im Marsch von Elze auf Hildesheim befunden haben", der Blick des blauen Parteiführers ebenso nach der Gegend von Hildesheim gelenkt, wie der des roten nach der Gegend westlich Eilsleben durch die Mitteilung, „daß am 30. Juni und 1. Juli auf der Strecke Magdeburg—Eilsleben Nacht und Tag blaue Truppentransporte stattgefunden haben." Damit ist eine weitere und notwendige Bürgschaft dafür geschaffen, daß sich in einer ohne Überanstrengung der Pferde erreichbaren Nähe von Wolfenbüttel — die Mehrzahl der Teilnehmer verfügt ja nur über ein Pferd — die ersten entscheidenden Kämpfe abspielen. Wer da glauben wollte, daß den beiden Parteiführern durch diese Nachrichten ihre Aufgaben allzusehr erleichtert würden, der befände sich sicherlich im Irrtum: sie sind immer noch schwer genug und erfordern ein hohes Maß von Umsicht und Energie.

Darüber, ob es zweckmäßig ist, dem blauen Parteiführer schon jetzt das Eintreffen feindlicher Kavallerie in Hannover mitzuteilen, kann man verschiedener Ansicht sein. Aber der blaue Führer hat im eigenen Lande immerhin einen gewissen Anspruch auf gute Nachrichten, und außerdem wirkt ja diese Nachricht auf ihn eher beunruhigend als umgekehrt, ist also keine besondere Bevorzugung, sondern mehr eine weitere Versuchung zur Zersplitterung für ihn. Schließlich ist es notwendig, Blau das mitzuteilen, was sich im Laufe des 1. Juli unmittelbar vor seiner Vorpostenfront ababgespielt hat, nämlich die Zerstörung der Bahnstrecken von Braunschweig nach Königslutter und von Wolfenbüttel nach Schöppenstedt durch feindliche Kavallerie-Patrouillen. Die Annahme dieser Zerstörungen jebst aber empfiehlt sich, damit der blaue Führer nicht auf den Gedanken kommt, sogleich Teile der 50. Infanterie-Division mit der Bahn nach Braunschweig und Wolfenbüttel vorzuwerfen, wodurch die Lage wieder allzusehr zugunsten von Blau verändert würde; ferner aus dem Grunde, damit Blau auch die nördlich und südlich von Königslutter und Schöppenstedt nach Westen führenden Bahnen durch feindliche Patrouillen bedroht weiß, also auch durch etwaige Mitteilungen der Leitung über Zerstörungen, z. B. der Bahn Öbisfelde—Braunschweig nicht unnötig überrascht wird.

Die den beiden Parteiführern bis zum 1. Juli Abends zugegangenen Meldungen müssen nun aber auch ihre natürlichen Träger haben, am einfachsten in Gestalt von Offizierpatrouillen, wie deren zwei bei Blau, drei bei Rot in der Unterbringungsübersicht angegeben sind. Das Vorhandensein dieser Patrouillen ermöglicht es ferner der Leitung, die Führer am 2. Juli ganz nach Wunsch mit weiteren Nachrichten zu versehen. Zu gleichem Zwecke sind auch schon von den größeren Kavalleriekörpern

Aufklärungsabteilungen vorgeschoben, deren Verhalten am 2. Juli Morgens sogleich reichliches Material zur Besprechung des Aufklärungsdienstes bieten wird.

Zu der besonderen Kriegslage für Rot ist nach dem bisher Gesagten nur noch zu bemerken, daß auch der rote Parteiführer Kenntnis erhalten muß oder doch kann von den durch seine Offizierpatrouillen vorgenommenen Bahnzerstörungen östlich der Oker.

Noch ist aber eine wichtige Erwägung anzustellen. Zu welcher Abendstunde sollen die beiden Führer im Besitze ihrer Aufträge und Nachrichten, also auch imstande sein, ihre Anordnungen zu erlassen? Dabei muß die mit den heutigen technischen Mitteln — Telegraph, Fernsprecher, Lichtsignal, Funkentelegraph, Motorrad und Selbstfahrer — mögliche Schnelligkeit der Befehlserteilung in Rechnung gesetzt werden. Kann z. B. der blaue Führer seine Befehle schon um 8⁰ Abends erteilen, so ist es leicht möglich, daß er die 5. Kavallerie-Brigade sogleich alarmiert, schon gegen 10⁰ oder 11⁰ Abends von Halberstadt losreiten läßt und sie, — da er ja von der feindlichen Kavallerie-Division bei Seesen—Gandersheim nichts weiß, — z. B. auf die Höhen westlich der Oker-Linie Braunschweig—Wolfenbüttel entsendet mit dem Auftrage, der 50. Infanterie-Division den Übergang über die Oker offen zu halten. Vielleicht verstärkt er die 5. Kavallerie-Brigade hierzu auch noch durch ebenfalls alarmierte und geradeaus vorwärts getriebene Divisionskavallerie mit Artillerie. An und für sich wären nun ja auch diese Anordnungen lehrreich und würden z. B. bei einem Kriegsspiel auch vom Standpunkte der Leitung aus nicht zu beanstanden sein. Für die Übungsreise aber ergäbe sich bei diesen Anordnungen der große Übelstand, daß die blaue 5. Kavallerie-Brigade sich mit Tagesanbruch des ersten Operations- und Übungstages (2. Juli) schon auf dem westlichen Oker-Ufer befände, ohne in irgendwelche Berührung mit der vielleicht auf das rechte Oker-Ufer bei Börssum vorgetriebenen roten Garde-Kavallerie-Division getreten zu sein.

Daraus geht hervor, daß sich der Leitende wenigstens für die ersten Übungstage einen gewissen Plan darüber machen muß, was er an den einzelnen Tagen durchspielen will. Nun lehrt die Erfahrung, daß mehrere Operationstage vergehen können, ohne daß es zu ernsthaften und daher lehrreichen Berührungen und Zusammenstößen der beiderseitigen Kavallerien kommt, z. B. wenn hier Blau im Laufe des 2. Juli seine Kavallerie auf den Nordflügel nimmt, Rot aber sie auf dem Südflügel beläßt. Es ist daher ratsam, daß die sichere erste Gelegenheit ausgenutzt wird, wo sich die beiden größeren Kavalleriekörper auf den gleichen Flügeln befinden und unzweifelhaft nach dem gleichen Ziele, nämlich nach der oder über die Oker-Strecke Börssum—Wolfenbüttel vorgetrieben werden, wobei sie durch ihre Aufklärungsglieder auf natürlichste Weise von ihrem Vormarsche Nachricht erhalten, also sich auch miteinander so oder so abfinden müssen. Es muß mithin verhindert werden, daß die Kavallerien ohne Kampf aneinander vorbeireiten.

Auf Grund der schon bisher angestellten sonstigen Erwägungen kann man aber ferner als ziemlich sicher annehmen, daß am 2. Juli früh Blau aller Wahrscheinlichkeit nach mit der 50. Infanterie-Division in zwei oder drei Kolonnen vormarschiert, deren südlichste vermutlich über Schöppenstedt gehen wird, während Rot mit der 1. Infanterie-Division wohl in einer Kolonne auf dem kürzesten Wege über Salder oder Engelnstedt vorrückt. Bei Aufbruchszeiten, die für den Juli normal sind, also etwa 5⁰, wird Blau nach etwa fünf Stunden sich mit seiner Südkolonne Wolfenbüttel nähern, Rot die Linie Salder—Engelnstedt überschreiten. Um aber diese normale Aufbruchszeit herbeizuführen, mußte in der besonderen Lage für Rot angegeben werden, daß die 1. Infanterie-Division erst am späten Abend des 1. Juli nach sehr anstrengendem, bei drückender Hitze ausgeführtem Marsche Hildesheim erreicht hat; ebenso empfahl es sich, einem Nachtmarsch der 50. Infanterie-Division einen Riegel vorzuschieben durch Angaben über den anstrengenden Bahntransport am 30. Juni und 1. Juli. Wählt trotzdem einer der Führer einen zu frühen Aufbruch, so kann ihn die Leitung auf Grund der Kriegslage für unausführbar oder aber die Truppe nach drei- bis vierstündigem Marsche als für ein bis zwei Stunden ruhebedürftig erklären.

Hiernach kann der Leitende seinen Übungsplan für die ersten Tage mit genügender Sicherheit aufbauen und zwar vielleicht folgendermaßen:

Erster Übungstag. Wolfenbüttel, 2. Juli.

Ritt nach Südosten. (Höhen um Gr. Bievende?)

Besprechung der für die 5. Kavallerie-Brigade und Garde-Kavallerie-Division getroffenen Anordnungen (Aufklärung, Sicherung, Vormarsch) auf Grund der ihnen von den Führern erteilten Aufträge;

Verhalten der Kavallerieführer, wenn sie Nachricht erhalten von dem feindlichen größeren Kavalleriekörper;

vielleicht Zusammenstoß in der Zeit zwischen 7⁰ und 9⁰ Vormittags, Kavalleriegefechte oder Abschnittskämpfe mit Fußgefecht;

Verhalten der Kavallerieführer, wenn sie vor oder nach dem Zusammenstoß Nachricht erhalten vom Anmarsch feindlicher Kolonnen aller Waffen gegen die Oker (bei diesen Ereignissen sind alle roten Herren verteilt auf die Kavallerie-Division, die blauen auf die 5. Kavallerie-Brigade und auf die südlichste Marschkolonne der 50. Infanterie-Division; außerdem werden nur noch besetzt die Führer der beiderseitigen Divisionskavallerien);

Besprechung des Vormarsches der 50. Infanterie-Division, namentlich der südlichen Kolonne;

vielleicht Einwirkung der Garde-Kavallerie-Division auf die südliche Kolonne.

Abschlußlage für den 2. Juli Mittags:

a) bei der 50. Infanterie-Division, deren Kräfte nach Erreichen des Oker-Abschnitts einschließlich Aufschließen erschöpft sind,
b) bei der 5. Kavallerie-Brigade,
c) bei der Garde-Kavallerie-Division,
d) bei den beiderseitigen Divisionskavallerien,
e) für die rückwärtigen Abteilungen beider Parteien.

Im Gelände sind zum Schlusse auf Meldekarten einzuverlangen:

1. Beurteilung der Lage und Entschluß des blauen Führers, sowie Skizze der Unterbringung der Teile a, b, d, nachdem alle blauen Führer erfahren haben, daß eine rote Kolonne aller Waffen zwischen 10° und 11° Vormittags die Linie Salder—Engelnstedt im Marsch gegen die Oker überschritten hat.
2. Beurteilung der Lage und Entschluß des roten Führers, nachdem er zwischen 10° und 11° Vormittags beim Überschreiten der Linie Salder—Engelnstedt Nachrichten von den Ereignissen auf dem östlichen Oker-Ufer erhalten hat, soweit sie ihm bis zu dieser Zeit zugegangen sein können.

Demnach ist auch hier die Abschlußlage für den Mittag des 2. Juli festzulegen. Skizze der Unterbringung zu c, d und e.

Zweiter Übungstag. Wolfenbüttel, 3. Juli.

Entsendung aller Herren der roten und blauen Partei zur kriegsmäßigen Erkundung desjenigen Geländes, das nach den Entschlüssen der Führer vom 2. Juli Mittags in Betracht kommt:

a) für die Gruppierung und Unterbringung am 2. Juli;
b) für die Ausführung von Angriff oder Verteidigung am 3. Juli.

Auf Grund mündlicher Rücksprache mit den beiden Führern trifft der Leitende:

a) etwa 8° Vormittags die blauen Herren an einem geeigneten Punkte z. B. bei der Windmühle südöstlich der Kaserne Wolfenbüttel und reitet mit ihnen die blaue Front z. B. Wolfenbüttel—Kl. Stöckheim ab, wobei der Führer seine Befehle, jeder Unterführer an Ort und Stelle die Aufstellung und die geplanten Maßnahmen seines Verbandes vorträgt;
b) etwa 11° Vormittags die roten Herren (zu denen die blauen mitreiten) z. B. auf dem Linden-Berg nordöstlich Thiede. Dort und z. B. auf dem Ritte Linden-Berg—Fümmelse nimmt er die entsprechenden Vorträge des roten Führers und der roten Unterführer entgegen. Gegen 1° befindet sich der Leitende sodann mit allen Herren z. B. bei Höhe 82 westlich der Auguststadt, von wo anscheinend ein großer Teil des Oker-Abschnitts Halchter—Wolfenbüttel—Leiferde übersehen werden kann.

Hier wird nun kurz der (im ganzen ruhige) Verlauf des Nachmittags des 2. Juli geschildert und dann für beide Parteien festgelegt und zwar für alle ihre Teile:

die Lage am 3. Juli 1° Morgens mit den bis dahin bei Blau und Rot eingegangenen Nachrichten; es werden demnach verlangt von den Führern:

a) schriftliche Anordnungen auf Grund dieser Lage;
b) Skizze 1 : 100 000 über die Aufstellung aller wichtigen Teile um 1° Morgens.

Diese schriftlichen Anordnungen und die beiden Skizzen werden es dem Leitenden ermöglichen, den ungefähren Plan für den dritten Übungstag festzusetzen.

Dritter Übungstag. Wolfenbüttel, 5. Juli.

Z. B. Ritt nach dem Kali-Bergwerk Thiederhall. Durchsprechen der ersten Kämpfe zwischen Blau und Rot.

Weiter kann der Übungsplan nun im einzelnen nicht im voraus festgelegt werden; ja es ist schon sehr zweifelhaft, ob die drei Übungstage auch nur annähernd so verlaufen, wie der Leitende es sich gedacht hat. Und doch bedeutet dieses Programm für ihn eine wichtige und dringend anzuratende Vorbereitung. Denn mögen die Führer nun befehlen, die Unterführer tun, was sie wollen, das Programm für die drei ersten Tage steht doch insofern fest, als unter allen Umständen ausgeführt werden:

Am ersten Übungstag: Ritt nach Südosten. Kavallerieberührungen. Abschluß der Lage am 2. Juli Mittags. Entschlüsse der beiden Führer.

Am zweiten Übungstag: Geländeerkundungen aller Herren auf beiden Oker-Ufern. Abreiten der blauen Front, dann der roten. Festlegen der Lage für den 3. Juli 1° Morgens.

Am dritten Übungstag: Ritt auf das linke Oker-Ufer. Beginn des Entscheidungskampfes — noch bei Nacht oder bei Tage, entweder Begegnungskampf, wenn beide angreifen oder Angriff und Verteidigung, vielleicht allerdings auch zögerndes Stehenbleiben beider Parteien und Kanonade, weil beide das Eintreffen ihrer Verstärkungen ganz oder zum Teil abwarten wollen.

Nach Eingang der schriftlichen Lösungen zu der Kriegslage 1. kann der Leitende aber mit leichter Mühe in dieses Programmgerippe den zweckmäßigen Ort für den Ritt nach Südosten am ersten Tage einfügen; ebenso auf Grund des Verlaufs des Vormittags des ersten Übungstages die genaueren Zeiten und Orte für die Erkundungen und Treffpunkte am zweiten Übungstage; schließlich am Nachmittage des zweiten Übungstages den Treffpunkt für den dritten Übungstag. Er mußte aber jenes Programmgerippe schon vor Herausgabe der Aufgabe an die Teilnehmer entwerfen, weil eben in der Aufgabe selbst in den berührten Punkten (Unterbringung, Verbindungen, Eintreffzeit der Nachrichten bei den Führern) darauf Rücksicht zu nehmen war.

Zum Schlusse kommen wir noch zu der Überlegung, ob sich der Leitende von vornherein ein Programm für die Bewegung der rückwärtigen Teile machen soll oder nicht. Ich glaube im allgemeinen ja, d. h. insofern, als es im Interesse der Einfachheit des Spiels erwünscht ist, daß die Kämpfe am frühen Vormittage des 3. Juli sich in der Hauptsache nur zwischen der 50. Infanterie-Division und der 1. Infanterie-Division abspielen, daß also die rückwärtigen Teile erst im Laufe des Kampftages selbst und zwar nach längerem Marsche auf dem Schlachtfelde eintreffen. Dadurch hat der Leitende mehr Zeit, um ihre Bewegungen in Ruhe regeln zu können, und dadurch wird ferner den Unterführern Gelegenheit gegeben, in drängenden Lagen zu zeigen, daß sie auch an das Voraussenden der berittenen Waffen zu ihren kämpfenden Divisionen und an das Ablegen der Tornister denken. Der Leitende wird aber trotzdem gut tun, sich die Entscheidung über die Benutzbarkeit der Bahnen möglichst lange vorzubehalten. Er erreicht dies leicht dadurch, daß er die beiden Parteiführer zwar nach Belieben ihre Anordnungen für die von ihnen beabsichtigten Bahntransporte treffen läßt, ihnen aber so lange keine Nachrichten über die Ausführbarkeit der getroffenen Anordnungen gibt, als es ihm für die Leitung paßt — unter der den Verhältnissen des Krieges entsprechenden Annahme, daß die telegraphische Verbindung mit den Bahnstationen abgerissen ist. Stellt sich also z. B. im Gelände heraus, daß der Angriff von Blau außergewöhnlich schwer ist, dann kann der Leitende die nach Anordnung des blauen Führers mit der Bahn von Magdeburg bis Schöningen beförderten vier schweren Batterien oder auch Teile der mit der Bahn von Öbisfelde bis Reindorf weiterbeförderten 5. gemischten Landwehr-Brigade noch rechtzeitig in der Nähe des Schlachtfeldes eintreffen lassen, um den Angriff vorwärts zu tragen. Ebenso kann er aber auch in dem Falle, daß Rot in Überschätzung der am frühen Morgen des 3. Juli tatsächlich an der Oker verfügbaren blauen Kräfte weder einen Angriff gegen Blau, noch eine Verteidigung auf den Höhen unmittelbar westlich der Oker wagt, sondern z. B. eine Bereitstellung hinter der Fuhse einnehmen will, rote mit der Bahn von Hannover bis Peine oder sogar Vechelde weiter beförderte Kavallerie, Artillerie und Infanterie noch am Abend des 2. Juli oder doch am frühen Morgen des 3. zur Unterstützung von Rot auf dessen linken Flügel erscheinen lassen, während die blauen Bahntransporte ausbleiben. Wie er nun aber tatsächlich dieses Eintreffen regeln will, das muß er ganz vom Bedürfnisse abhängig machen, wobei ihm jedoch das angenehme Bewußtsein zur Seite steht, daß er in keinerlei Verlegenheit und Hilflosigkeit geraten kann.

Über den dritten Übungstag hinaus ist also das Festlegen eines bis ins einzelne gehenden Planes nicht möglich. Dies schließt aber nicht aus, daß sich der Leitende, der während der Reise selbst von allen Sorgen für eine zureichende und zweckentsprechende Ausfüllung und Ausnutzung der Übungstage frei sein soll, doch auch schon seine Gedanken für die Gestaltung der weiteren Übungstage im großen und ganzen

macht. Ohne alles bedenkliche Vorausdisponieren kann dies etwa in folgender Weise geschehen:

Vierter Übungstag. Ritt von Wolfenbüttel nach Lichtenberg.

Weiteres Durchspielen des Kampfes vom 3. Juli, in dessen Verlauf bei beiden Parteien die rückwärtigen Teile eintreffen und eingreifen. Entscheidung zugunsten von Blau — soweit nötig unter starker Anrechnung der Wirkung der schweren Artillerie.

Wenn aber der blaue Erfolg zu groß zu werden droht, dann Schwächung von Blau durch Zurückrufen der schweren Artillerie nach Magdeburg und (oder) durch Abberufung der 5. Kavallerie-Brigade zur 7. blauen Armee.

Jedenfalls keine rote Niederlage; Rot muß sich am 3. Juli Abends hinter der Fuhse wieder zum Kampf stellen können. Sollte aber Rot infolge besonders guter Führung auf der ganzen Linie im Vorteil sein, dann Abberufung der Garde-Kavallerie-Division zur englischen Armee und (oder) aufständische Bewegung in Hannover.

Fünfter Übungstag. Ritt von Lichtenberg aus.

Ritt an die Fuhse. Besprechung der beiderseitigen Lage am Abend des 3. Juli. (Gefechtsvorposten, Nahaufklärung, Unterbringung, Verpflegung, Munitionsersatz, Sanitätsdienst.)

Am Abend des 3. Juli treffen bei den Parteien folgende Nachrichten ein:

a) Mitteilung der englischen Armee an Rot:

„Englische Armee steht bei Duderstadt der anscheinend gleich starken 7. blauen Armee zu dem morgen, am 4., zu erwartenden, vielleicht mehrtägigen Entscheidungskampfe gegenüber. Verhindern Sie unter allen Umständen eine Einwirkung des Ihnen gegenüberstehenden Gegners gegen die linke Flanke und den Rücken der Armee.“

b) Mitteilung der 7. Armee an Blau:

„Nutzen Sie Ihren Erfolg schnell und gründlich aus und suchen Sie baldmöglichst Teile in Flanke und Rücken der englischen Armee zu entsenden, der die 7. Armee heute zu dem am 4. zu erwartenden, vielleicht mehrtägigen Kampfe bei Duderstadt gegenübersteht.“

Hiernach werden von Blau und Rot einverlangt: Entschlüsse der Führer.

Erwägungen des Leitenden hierüber:

Der rote Führer wird entweder zum Angriff schreiten — namentlich wenn er Nachrichten über Schwächung von Blau erhalten hat, was sich die Leitung vorbehält; oder er wird eine Flankenstellung mit Vorstoßabsicht, z. B. in der Linie Hohenassel—Nettlingen einnehmen.

Der blaue Führer wird angreifen. Also Ergebnis: am fünften Übungstage, jedenfalls noch Durchspielen der einleitenden Bewegungen zur Durchführung der Entschlüsse der beiden Führer.

Sechster Übungstag. Vormittags: Ritt von Lichtenberg aus.

Durchspielen des zweiten Kampfes zwischen Rot und Blau bis zum Herannahen der Entscheidung. Keine Schwächung der Parteien während des Kampfes, weil unkriegsmäßig.

Siebenter Übungstag. Ritt Lichtenberg—Hildesheim.

Ritt nach dem Brennpunkt der Entscheidung. Diese wird ganz nach den Leistungen der Führer getroffen. Ob Blau siegt oder Rot, in beiden Fällen Besprechung der Rückzugs- und Verfolgungsbefehle. Muß Rot zurück, dann kann auch noch auf dem Ritte nach Hildesheim eine Aufnahmestellung (z. B. bei Ottbergen) zur Sicherstellung des Abzuges besprochen werden.

Nachmittags Schlußbesprechung in Hildesheim. Sie kann wirksam vorbereitet und auch abgekürzt werden dadurch, daß noch vor der Besprechung den blauen Herren die umgedruckte rote, den roten Herren die blaue Kriegslage 1. zur Durchsicht zugestellt wird.

Nach Festlegung auch dieses Plangerippes für die zweite Hälfte der Übungsreise kann der Leitende seine geistige Vorarbeit für einen nutzbringenden Verlauf der Reise als beendigt ansehen. Er wird nunmehr — aber nicht allzufrühe, weil sonst der Reiz des Unbekannten verloren geht — die Aufgaben zur Bearbeitung der ersten Entschlüsse ausgeben. Es ist nicht vorteilhaft, wenn den Bearbeitern zu viel Zeit für die Lösungen gelassen wird: einmal entspricht dies nicht den Verhältnissen des Krieges, und dann erhält man dadurch meistens zu „feine Arbeit", d. h. derartig bis ins kleinste ausgetüftelte Anordnungen, wie sie im Ernstfalle erfahrungsgemäß in der zur Verfügung stehenden beschränkten Zeit nicht getroffen werden können. So ist für die vorliegende Aufgabe 1. nach vorheriger Ausgabe der allgemeinen Kriegslage eine sechs- bis achtstündige Frist angemessen. Es wird dadurch auch dem Leitenden unnötiges Eingehen in alle möglichen Einzelheiten, überhaupt unnötige Arbeit erspart. Sehr erleichtert wird dem Leitenden der erste Anfang der Leitung im Gelände — und bekanntlich ist aller Anfang schwer —, wenn er sich außer der „Beurteilung der Lage" und den „Anordnungen" auch noch die in Ziffer 3 der Aufgabe geforderte Skizze 1 : 100 000 der gedachten Lage der fechtenden Teile einreichen läßt — im vorliegenden Falle am besten getrennt für die Kavallerien (6° Vormittags) und die übrigen Teile (9° Vormittags). Zur Anfertigung dieser Skizzen werden die Führer jüngere Herren ihrer Partei heranziehen.

Wenn es nun die dem Leitenden zur Verfügung stehende Zeit irgendwie zuläßt, dann kann ihm nichts dringender empfohlen werden, als daß er selbst, womöglich in der gegebenen Frist, sowohl die Aufgabe von Blau, als auch die von Rot löst. Dies hat den unschätzbaren Vorteil, daß der Leitende nicht nur in gewissem Grade — wenn auch natürlich nicht mehr in ganzer Unbefangenheit — die Schwierigkeiten der beiderseitigen Aufgaben kennen lernt, sondern daß er auch mit den Truppenverbänden und dem Gelände, den rückwärtigen Verhältnissen und dem Bahnnetze so gründlich vertraut wird, daß ihm sowohl bei der Durchsicht der Lösungen zu Aufgabe 1. als auch später in den drei ersten Übungstagen keine Truppen- oder Geländebezeichnung und auch kein Entschluß mehr ganz überraschend kommt. Ist auch diese Arbeit noch geleistet, dann kann sich der Leitende als völlig gewappnet für die Reise ansehen.

Aber die Gewappneten hatten von jeher ihren Knappen bei und hinter sich, und so braucht auch der Leitende einer Übungsreise notwendig einen Gehilfen. Seine Auswahl ist sehr wichtig, denn er soll dem Leitenden nicht bloß alle Kleinarbeit abnehmen vom Durchsehen der Umdruckaufgaben*) bis zum Ordnen der von Anfang bis zum Schluß der Reise eingehenden Arbeiten, Skizzen und Meldekarten; nein, er muß auch imstande sein, dem Gange der Reise mit solchem Verständnis zu folgen, daß er jederzeit über alle Entschlüsse und alle Orts- und Zeitangaben bei Blau und Rot gewissenhaft Auskunft zu geben vermag. Er muß ferner dauernd den Verlauf der beiderseitigen Operationen in klaren Einzeichnungen in der Karte festhalten, um den Leitenden jeden Augenblick anschaulich orientieren zu können; er muß schnell und doch richtig Marsch- und Transportbewegungen berechnen können; er muß schließlich die wichtigeren Bemerkungen des Leitenden für die Schlußbesprechung so niederzuschreiben wissen, daß sie dem Leitenden ohne weitere Arbeit, zu der er ja am siebenten Übungstage Nachmittags auch keine Zeit mehr hat, als Anhalt dienen können. Dabei soll er mit Takt und Aufopferung jede Unstimmigkeit im Keime ersticken helfen, die sich je etwa innerhalb der oder zwischen den Parteien oder gar zwischen den Parteien und dem Leitenden erheben wollten. Der Gehilfe ist also eine wichtige Vertrauensperson.

Nun aber kann auch die Reise nach Wolfenbüttel am 1. Juli mit Vertrauen und Freudigkeit angetreten werden. Frei von drückenden Sorgen kann sich der Leitende mit ganzer Seele dem reizvollen Geschäfte hingeben, auf frischen, fröhlichen Geländeritten den geistigen Schiedsrichter zu machen zwischen den in heißem Bemühen um die Siegespalme ringenden Parteiführern. Dabei wird er die Erfahrung machen, daß — alles Vorausdenken und Vorbereiten am Schreibtisch in Ehren — draußen in Gottes frischer Luft eben doch noch der Augenblick die allerbesten Gedanken zur Lenkung

*) In der vorliegenden Aufgabe hatte z. B. der Schreiber willkürlich bei Blau den Ort „Eilsleben“ durch den ihm bekannteren „Eisleben“ ersetzt

und Belebung des Spiels bringt, daß gegenüber dem häuslichen Kartenstudium das wirkliche Gelände die größten und lehrreichsten Überraschungen bietet, und daß die Witterungsverhältnisse eine nur zu häufig unterschätzte Rolle spielen. Trotz aller Mängel der Anlage wird es gewiß eine schöne Reise werden, die noch lange in aller Erinnerung fortlebt, und bei der Leitender wie Teilnehmer gleich viel lernen, wenn der erstere noch die wichtige Gabe besitzt, bei aller Gerechtigkeit doch keinen Führer in allzugroßes taktisches Elend geraten zu lassen, und zwar den Tag gründlich für mündliche und schriftliche Entschlußfassung, für geistige und körperliche Leistungen auszunutzen, dafür aber am Abend im Quartier keine dienstlichen Anforderungen mehr zu stellen, sondern ihn dem Frohsinn, dem Humor, dem kameradschaftlichen Zusammenleben und der Erholung zu widmen. Je gründlicher er sich selbst auf die Reise vorbereitet hat, desto mehr kann auch er an jedem Abend die wohlverdiente Ruhe und Ausspannung mitgenießen, um nach ungestörtem, gesundem Schlafe am anderen Morgen wieder der Frischeste von allen zu sein. Wenn sich dann die Reise nach dem vorbedachten Plane ruhig und sicher ohne gewaltsame Eingriffe der Leitung abspielt, dann wird der Leitende auch den Lohn seiner nicht geringen Arbeit ernten, indem er Urteile hört wie etwa das folgende: „So eine Übungsreise anlegen und leiten, das kann nicht schwer sein, aber führen, das ist die Kunst!" Damit ist bewiesen, daß der Zweck der Reise — Führen lernen — in eleganter und einwandfreier Weise voll erreicht ist.

II. Die Anlage und Durchführung von ein- bis dreitägigen Übungsritten von Lichtenberg, Hildesheim, Bockenem, Goslar und Clausthal-Zellerfeld aus.

Sehr viel einfacher und auch leichter gestaltet sich die Anlage von ein- bis zwei- auch dreitägigen Übungsritten. Vor allem ist dabei nicht der große strategische und taktische Rahmen erforderlich wie bei einer Übungsreise. Es wäre dies eine ähnliche Verschwendung, wie wenn man eine flüchtige Skizze in einen prunkvollen Rahmen einfassen ließe, anstatt sie mit einigen Nägelchen an der Wand zu befestigen. Ganz ähnlich brauchen auch die den Übungsritten zugrunde liegenden Kriegslagen, namentlich für ein- und zweitägige Ritte, nur mit den einfachsten Mitteln in einen kriegerischen Rahmen eingespannt zu werden. Weitläufige Unterlagen sind vom Übel; die allgemeine Kriegslage kann, wenn sie überhaupt für nötig erachtet wird, nicht einfach und kurz genug sein; alle überkritischen Fragen über das „woher stammen die Parteien usw." sind nicht am Platze. Man wirft die Parteien so auf die Karte, daß sie sich in passender Entfernung mit feindlichen Absichten und bestimmten Zielen gegenüberstehen oder entgegenmarschieren, und legt den Hauptwert darauf, daß womöglich schon mit dem Abreiten vom Quartier die taktische Handlung wenigstens bei

einer Partei sogleich im Gelände durchgesprochen werden kann: ferner darauf, daß es mit aller Sicherheit schon am ersten Tage zum Zusammenstoß oder doch zu dessen ernsthafter Einleitung kommt, so daß am zweiten Tage jedenfalls noch der Kampf selbst durchgespielt werden kann. Ein dritter Tag kann dann den „Auslauf" bringen. In bezug auf die Stärken wird man sich zwischen einer gemischten Brigade und höchstens einer Division bewegen — ein Mehr ist nicht zweckmäßig, weil es leicht zur Oberflächlichkeit im Spielen verführt. Man wird bei diesen Ritten grundsätzlich im Gelände nur Sattelentschlüsse und entweder mündliche Anordnungen oder solche auf Meldekarte oder durch technische Nachrichtenmittel verlangen, möglichst lange im Gelände bleiben, im Quartier aber keinerlei taktische Anforderungen mehr stellen. Die Pferde können bei diesen Ritten sehr wohl zwei oder drei Tage lang tüchtig angestrengt werden, da sie ja nachher Zeit zum Ausruhen haben.

Lange Schlußbesprechungen im Quartier sind meistens unnötig, weil sich die einfachen Operationen vor den Augen aller Teilnehmer schnell und anschaulich abspielen, und deshalb am Schlusse des Rittes meistens keine großen Geheimnisse mehr zu enthüllen sind, weder über die beiderseitigen Stärken noch über die Absichten. Einige Schlußworte im Gelände genügen daher fast immer.

Im Gegensatz zu den Übungsreisen ist es ferner bei den Übungsritten nicht nur angängig, sondern häufig geradezu zu empfehlen, daß der Leitende eine Partei selbst führt; denn dadurch wird nicht nur viel Zeit gespart, sondern auch Gelegenheit gegeben einesteils zu recht eingehender Besprechung aller Verhältnisse auf der einen, in allen Dienststellen besetzten Partei, anderenteils zu rascher dem Gelände und den Ereignissen ganz nach Wunsch angepaßter Belebung des Spiels. Beispiele sollen dies näher erläutern.

In diesem Sinne sind die nachstehenden Übungsritte entworfen. Die Teilnehmer — hier sämtliche bei dem Leitenden reitende Herren — erhielten die umgedruckten Aufgaben meistens am Tage des ersten Rittes 6⁰ Morgens und hatten ihre Lösungen dem Leitenden auf Meldekarten bis 7⁰ einzureichen. Dieser sah sie bis 7³⁰ rasch durch und traf um diese Zeit bei oder vor dem allgemeinen Abreiten Bestimmung darüber, welcher von den Bearbeitern auf jeder Partei zunächst die Führung zu übernehmen hatte. Natürlich geschah auch hier die Auswahl lediglich im Hinblick auf die Frage, welche Lösungen den spannendsten Verlauf des Ritts verbürgten. Um diese Frage rasch und zutreffend beantworten zu können, ist es aber auch bei diesen Übungsritten notwendig, daß der Leitende die Aufgaben selbst vorher gründlich, also auch schriftlich für sich gelöst hat. Dadurch erkennt er am leichtesten die überhaupt möglichen und auch die wahrscheinlichen Entschlüsse und weiß daher schon im voraus, welcher Entschluß von Blau und Rot am besten zusammenstimmt, d. h. mit Sicherheit zu lehrreichen taktischen Berührungen führt. Das vorstehende Verfahren hat den Vorteil, daß alle Teilnehmer gänzlich

unbefangen und ohne durch nächtliches Gedanken-Umherwälzen verstört zu sein, frisch und ausgeschlafen an ihre Aufgaben herantreten, daß sie aber dann doch genötigt sind, sich rasch in eine allerdings einfach und recht klar zu gestaltende Lage hineinzudenken und ebenso rasch ihre ersten Entschlüsse und Anordnungen zu treffen. Beim Wegreiten vom Quartier gab dann zunächst der eben ernannte Führer der einen Partei, später der der anderen in Gegenwart des Leitenden seine Befehle an die Unterführer aus, die dann sogleich in die Tat umgesetzt wurden. Es können aber auch die Aufgaben einen halben Tag vor dem ersten Morgenritt — womöglich aber nicht früher — ausgegeben und die Lösungen noch am Abend einverlangt werden, so daß der Leitende mehr Zeit hat für deren Durchsicht und Auswahl. Den Führer für jede Partei wird man aber doch wohl am besten erst am anderen Morgen bestimmen.

Noch ist zu bemerken, daß der Leitende eines ein- bis zweitägigen Übungsritts nicht immer notwendig eines Gehilfen bedarf, sondern dem Gange der Ereignisse auch mit eigenen Einzeichnungen in die Karte folgen kann, namentlich wenn es sich um so kleine Verbände, wie eine gemischte Brigade handelt. Unter Umständen kann es sich aber empfehlen, wenn er bei *jeder* Partei einen Herrn — nicht den Führer — für gewissenhafte Beantwortung seiner Fragen nach Stärken und Zeiten verantwortlich macht und ihn auch für einfache Marschberechnungen und dergleichen in Anspruch nimmt. Anderseits wird aber der hier zuletzt behandelte dreitägige Übungsritt doch auch wieder eine Lage bringen, in der der Leitende nicht nur einen, sondern sogar zwei Gehilfen recht wohl brauchen kann.

Auf die Entstehung der nachfolgenden Kriegslagen soll nicht weiter eingegangen werden; sie machen keinen Anspruch auf besondere Erfindungsgabe; jeder mit einiger Phantasie begabte ältere Offizier wird jederzeit solche Lagen in Hülle und Fülle erdenken und zu Papier bringen können. Bei letzterer Tätigkeit ist nur auf eines aufmerksam zu machen: auf möglichste Kürze. Manche an und für sich brauchbare Kriegslagen lassen — zuweilen bei beiden Parteien, noch häufiger aber nur bei einer — deutlich erkennen, daß der Verfasser zu früh mit dem „Kürzen" aufgehört hat; andere wieder, daß er das Bestreben gehabt hat, recht gründlich zu sein und jedes woher, wohin und warum ausführlich zu begründen. Dies ist aber bei diesen kurzlebigen Lagen und Übungsritten schon deshalb unnötig, weil ja die Parteiführer bei dem Spiele in keiner Weise für die *Entstehung* der Lage verantwortlich gemacht werden. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen den kleinen Ritten und den größeren Reisen, bei denen die Führer doch schon durch die erste Gruppierung ihrer Streitkräfte und durch die Wahl der Vormarschrichtung und Kampffront von Anfang an einen wichtigen Einfluß auf den Gang der Kriegshandlung ausüben. Hier bei den *Übungsritten* wird von den Führern nur verlangt, daß sie sich schnell und geschickt in eine meistens schon recht gespannte, zum baldigen Zusammenstoß führende Lage hineinversetzen und in deren Sinne kräftig und zielbewußt handeln. Bei

manchen Lagen könnte und kann man auch geradezu die Annahme machen, daß der höhere Führer gefallen ist, und daß der bei dem Ritte Führende eben erst das Kommando übernommen hat.

Vom Nachschub, von den Kolonnen und Trains und den rückwärtigen Verbindungen kann bei den Übungsritten nur in großen Zügen gesprochen werden, denn dafür reichen die wenigen Stunden der Ritte nicht aus; es muß ohnehin ein streng festzuhaltender Grundsatz für die Übungsritte sein, daß alles das, was ebensogut zu Hause, an der Hand der Karte und beim Kriegsspiel besprochen werden kann, nicht im Gelände durchzuspielen ist, sondern daß dort nur die taktische Verwendung der fechtenden Teile aller Waffen unter ernsthaftester Berücksichtigung des Geländes und der Witterung zur Sprache kommt.

Um aber sicher zu sein, daß auch bei wenig unternehmenden und wenig warmblütigen Führern doch recht viele durch die Lage und das Gelände angeschnittene und angebotene Fragen behandelt werden, dafür gibt es ein einfaches, namentlich für Übungsritte, aber auch für Reisen sehr zu empfehlendes Mittel. Der Leitende macht dem Führer während des Rittes im Namen und in der Rolle des Generalstabsoffiziers oder des Brigadeadjutanten oder eines Infanterie-Brigadekommandeurs oder des Kavallerie- oder Artillerieführers allerhand mehr oder weniger verlockende und verfängliche, zweckmäßige und unzweckmäßige Vorschläge, zu denen der Führer Stellung nehmen muß — und zwar meistens in sehr kurzer Zeit. Um solche Fragen jederzeit aufwerfen zu können, ist es aber doch recht gut, wenn der Leitende sich schon vor dem Ritte seine Gedanken gemacht hat namentlich über die Anfangslage und die ersten Entschlüsse, aber auch über das Auftretenlassen feindlicher Truppen usw. Das übrige muß und wird dann schon die Lage bringen, wenn sie nur recht aus dem Leben gegriffen ist. Noch besser ist es aber, wenn es dem Leitenden gelingt, ein gut Teil jener Vorschläge aus den als Unterführer, Adjutanten usw. eingeteilten Teilnehmern selbst herauszulocken.

Alle weiteren Bemerkungen lassen sich am besten an die Kriegslagen selbst anknüpfen, wobei aber, um Wiederholungen zu vermeiden, mit möglichster Kürze verfahren und deshalb teilweise der Telegrammstil angewandt werden soll. Nur noch das eine möge bemerkt werden. Die nachstehenden „Übungsritte" bringen nur Aufgaben des freien Bewegungskrieges, nicht aber solche für besondere Ausbildungszwecke wie z. B. Grenzschutz in bestimmtem Gelände, Angriff auf eine verschanzte Stellung oder gar auf ein Sperrfort, nächtliches Herangehen an eine starke Verteidigungsstellung und dergl. Solche besonderen Aufgaben gehören mehr in das Gebiet der Schulung von Führern und Truppe für bestimmte Aufgaben, als in dasjenige der freien, nur der Ausbildung der Offiziere dienenden Geländeritte. Allerdings kann man auch bei diesen, ohne sie zu ausgesprochenen Schulritten zu machen, einen gewissen Ausbildungszweck durchsetzen, — namentlich in der Absicht, dem Offizierkorps Abwechslung

zu verschaffen; also z. B. heute ein Ritt im freien, morgen im bewaldeten, das nächstemal im hügeligen, das übernächstemal im gebirgigen Gelände, einmal einen Abschnittskampf, ein andermal einen solchen um Engen. Ebenso das einemal neben dem größeren Infanterieverband einen größeren Kavallerie-, das anderemal einen stärkeren Artillerieverband und dergl. Die Herbeiführung der Abwechslung geschieht also besser durch veränderte Auswahl des Geländes und Zusammensetzung der Verbände, als durch Festlegen auf einen ganz bestimmten, eng umgrenzten Zweck.

Die Kriegsgliederungen für die folgenden Aufgaben sind der Einfachheit halber meistens der Kriegsgliederung von Blau und Rot auf Seite 38—41 entnommen. Die Zuteilung von kleineren Teilen, wie Nachrichtenabteilungen ist dabei der Phantasie des Lesers überlassen.

1. Zweitägiger Übungsritt.

Erster Übungstag von Lichtenberg aus.

Zweiter Übungstag. Ritt Lichtenberg—Hildesheim.

Annahme: Der Ritt findet im Anschluß an die Brigadeübungen (Brigade-Stabsquartier Lichtenberg) statt. Hildesheim ist der Standort der meisten Teilnehmer.

Rot. (Ost). Eine Ostdivision, die 5. (13. 4. 12.) unter General R. ist am 7. Juli 5⁰ Vormittags aus Ortsbiwaks zwischen Salder und Reppner auf Hildesheim aufgebrochen, um diesen wichtigen Bahn- und Straßenknotenpunkt in Besitz zu nehmen. Hildesheim soll in der Nacht vom 6./7. Juli von feindlicher Kavallerie besetzt gewesen sein, Truppen aller Waffen sollen seit dem Abend des 6. dort ausladen.

Aufgabe a. Wie denken Sie sich die Lage der Division einschließlich der Aufklärungsteile um 7⁰ Vormittags?

Aufgabe b. Die 7⁰ Vormittags von Südosten her in Lichtenberg eingetroffene 5. Kavallerie-Brigade (acht Eskadrons Dragoner-Regiments Nr. 1 und 2, zwei Batterien, eine Maschinengewehr-Abteilung, ein Radfahrer-Zug) findet dort den schriftlichen Befehl der 5. Infanterie-Division vor „über Bahnhof Derneburg vorzugehen, diesen Bahnhof zu zerstören, die linke Flanke der Division zu decken, gegen Hildesheim aufzuklären und baldmöglichst Anschluß an die 5⁰ Vormittags aus Gegend nördlich Salder auf Hildesheim vormarschierende Division zu suchen." Die Bevölkerung ist feindselig.

Nachrichten s. oben.

Anordnungen des Kommandeurs der 5. Kavallerie-Brigade, Generalmajors L.

Blau (West). Zum Schutze des wichtigen Bahnhofes Hildesheim gegen Truppen aller Waffen, die am 6. Juli Nachmittags aus Gegend Wolfenbüttel in westlicher Richtung vormarschiert sind, sind Westtruppen mit Fußmarsch und Bahn bei Hildesheim zusammengezogen worden. Weitere Truppen sollen folgen. Am 7. Juli 5⁰

Vormittags liegt das Ulanen=Regiment Nr. 1 (drei Eskadrons) in Gr. Düngen und Heinde, der Stab der 1. Kavallerie=Brigade (Generalmajor K.), das Ulanen=Regiment Nr. 2 (vier Eskadrons), die eine reitende Abteilung, ein Zug Maschinengewehre in Wendhausen, das Ulanen=Regiment Nr. 3 (drei Eskadrons) in Farmsen und Dinklar, der Stab der einen verstärkten Brigade (Generalmajor J.) mit neun Bataillonen (Regimenter Nr. 1 und 3), einer Eskadron Husaren und der 9. Batterie Feldartillerie=Regiment Nr. 1, einer Pionier=Kompagnie um Achtum und Einum. General K. ist dem General J. unterstellt.

Aufgabe a. (zunächst nach der Karte zu lösen) Anordnungen des Generals J.

Aufgabe b. Gedachte Lage der Westtruppen einschließlich der Aufklärungsteile auf Grund dieser Anordnungen 7° Vormittags.

Bemerkungen.

A. Gedachter Verlauf des Rittes.

Am 7. Juli. Ritt Lichtenberg—Westerlinde—Grasdorf. Vormarsch der roten 5. Kavallerie=Brigade. Maßnahmen der blauen 1. Kavallerie=Brigade.

Vermutlich Abschnitts=Kavalleriekämpfe in Gegend Luttrum—Wartjenstedt—Holle und später weiter westlich. Durchspielen dieser Kämpfe bis zu einer ersten Entscheidung zwischen 8 und 9° Vormittags (Operationszeit). Die blauen Herren reiten sodann zur Erkundung des Geländes östlich Hildesheim nach Gegend Wendhausen—Ottbergen und treffen etwa 1° Nachmittags auf Höhe 132 nordwestlich Nordassel ein.

Der Leitende reitet mit den roten Herren nach Norden dorthin, wo sich 7° Vormittags die Anfänge der 5. Division befinden. Der rote Divisionsführer erhält die ersten Nachrichten über die Anwesenheit von Truppen aller Waffen östlich Hildesheim. Danach trägt er seine Beurteilung der Lage und seine Absichten vor.

Dann Ritt nach Höhe 132 nordwestlich Nordassel.

Dort legt der Leitende die Lage der 5. Infanterie=Division um 7³⁰ Vormittags fest und ebenso für die gleiche Zeit die der 1. verstärkten Infanterie=Brigade nach Anhörung der Vorträge des blauen Führers und der blauen Unterführer.

Von den Ereignissen bei den beiderseitigen Kavallerien bis 7³⁰ Vormittags haben die Führer der roten Division und der blauen Brigade keine Nachricht. Rückkehr nach Lichtenberg.

Am 8. Juli: Ritt nach Höhe 132 nordwestlich Nordassel.

Durchführung des Kampfes zwischen den Generalen R. und J.

Entweder: Begegnungskampf;

oder: Angriff von Rot gegen eine frontale blaue Verteidigungsstellung oder vielleicht auch eine Flankenstellung von Blau.

Blau muß zurück; es werden ihm aber im Augenblick des Zurückgehens neu ausgeladene Verstärkungen in der Gegend östlich Hildesheim zur Verfügung gestellt.

Aufnahme oder Gegenstoß.

Gleichzeitig mit dem Durchspielen der Kämpfe zwischen den Generalen R. und J. Weiterspielen der beiden Kavalleriekörper soweit möglich im Gelände, sonst nach der Karte. Schlußworte im Gelände. Ritt nach Hildesheim.

B. Erwägungen des Leitenden über die Aufgaben von Blau und Rot.

1. Kavallerie. Aufgabe der roten Kavallerie-Brigade nicht leicht, da Sperrung des Innerste-Tals durch blaue Kavallerie unschwer auszuführen. Deshalb bei Rot Überlegenheit an Maschinengewehren und Radfahrern nötig, namentlich für den Fall, daß Blau seine ganze Kavallerie-Brigade mit Sperrung des Innerste-Tals beauftragt. Vielleicht muß rote Kavallerie nördlich oder südlich ausbiegen. Sie kann auch Teilunternehmungen gegen die Hildesheimer Bahnhöfe anordnen.

2. Hauptkräfte. Aufgabe für Blau schwieriger als für Rot. Eigentliche Verteidigungsstellung für Blau liegt in Linie Hohenassel—Berel, die aber nicht mehr erreicht werden kann. Stellung Ottbergen—Schellerten hat gefährliche südliche Flankenanlehnung. Stellung Uppen—Wald Ilse*)—Bettmar sehr nahe an den Bahnhöfen von Hildesheim. Bei Wahl dieser Stellung aber allerdings noch mehrere Stunden Zeit zum Eingraben vorhanden. Begegnungskampf für Blau großes Risiko. Wirklich brauchbare Flankenstellungen nicht vorhanden. Kämpfe müssen aber unter allen Umständen lehrreich verlaufen.

Blau muß jedoch rechtzeitig durch weiter ausladende Truppen unterstützt werden, deren Verwendung ein Prüfstein für den Führer sein wird.

Blau muß Bahnhöfe Hildesheim mit Teilen besetzt halten, um kleinere Unternehmungen gegen sie abwehren zu können.

Aufgabe für Rot.

Rot muß in mehreren Kolonnen (mindestens zwei, noch besser drei) aus seinen Biwaks aufbrechen, und zwar mit einer an Infanterie besonders starken südlichen Kolonne, um die gedeckte Annäherung durch das Vorholz und die damit verbundene Möglichkeit zur Umgehung des Südflügels aller denkbaren blauen Verteidigungsstellungen auszunutzen.

Schwierigkeit der Verbindung (auch mit der 5. Kavallerie-Brigade) und Befehlsgebung. Besondere Unternehmungen zur Zerstörung der Bahnhöfe, Störung und Meldung weiterer Ausladungen.

Stoff für die beiden Übungstage ist genügend vorhanden, auch für Abwechslung ist gesorgt. Erster Übungstag: Kavalleriekämpfe und erste Entwicklungen der größeren Körper, zweiter Übungstag: Kämpfe aller Waffen. Es könnte auch noch ein dritter

*) Hier ist als bezeichnend für den Unterschied zwischen Karte und Wirklichkeit zu bemerken, daß der Wald Ilse tatsächlich im Jahre 1909 gar nicht mehr vorhanden war.



Ritt von Hildesheim aus ausgeführt werden, bei dem zuerst die Ereignisse an den Bahnhöfen, dann aber der Vorstoß von Blau und der Rückzug von Rot durchgespielt würden.

2. Eintägiger Ritt vom Standorte Hildesheim aus.

Wenn man bei einem vom Standorte selbst auszuführenden, nur eintägigen Übungsritte zunächst Morgens 15 km wegreiten, also auch Nachmittags 15 km wieder zurückreiten wollte, lediglich um die Teilnehmer in ein einigermaßen unbekanntes Gelände zu bringen, so würde diese Absicht erstens doch nicht zur Genüge erreicht werden, und zweitens bliebe dann für die eigentliche Übung nicht mehr viel Zeit und Menschen- wie Pferdekraft übrig. Die nachfolgende Aufgabe möchte daher einen Weg angeben, wie man auch in großer Nähe des Standortes, also in sehr bekanntem Gelände, einen für alle Teilnehmer lehrreichen Ritt anlegen kann dadurch, daß man die durchzuspielende Lage in einen so großen Rahmen bringt, wie er bei den Gefechts- und Felddienstübungen der Garnison niemals vorkommt. Dadurch wird die Ausnutzung selbst des völlig bekannten Geländes mit einem Schlage völlig anders. Zugleich soll die nachstehende Aufgabe ein Beispiel dafür geben, daß man gerade bei derartigen eintägigen Ritten auch leicht solche Aufgaben des freien Bewegungskrieges zum Gegenstand der Besprechung machen kann, deren Lösung man weder auf dem Truppenübungsplatz noch im Manöver zu sehen bekommt, deren Betrachtung aber doch zu den Forderungen der Zeit gehört. So die hier verlangte Aufstellung und Bewegung einer größeren Armeereserve hinter einer Schlachtenfront. Daß solche Aufgaben in künftigen Kriegen eine große Rolle spielen werden, das beweisen uns schon die großen Generalstabsreisen und Kriegsspiele, ganz besonders aber auch der Verlauf des Mandschurischen Feldzugs, wo bei den Japanern und namentlich bei den Russen die Verschiebungen der Armee- und Heeresreserven hinter der Front einen großen Einfluß auf die Schlachtenentscheidungen ausgeübt haben. Schließlich bietet die Aufgabe ein Beispiel dafür, daß alle Teilnehmer **einer** Partei (Rot) zugeteilt werden, während sich der Leitende die Führung der anderen Partei vorbehält.

Lage. Die Linie Nordrand von Kl. und Gr. Giesen — 103 westlich Gr. Giesen — 85 ist das östliche Viertel einer roten Armeestellung; der blaue Infanterie-Angriff ist im allgemeinen bis in die Linie des Fluß-Grabens vorgeschritten.

Aufgabe für Rot (sämtliche Herren). Auf die Nachricht, daß der Gegner Truppenbewegungen aus Gegend Sarstedt—Gödringen in Richtung auf die Waldstücke östlich Kl. Förste vornehme, erhält die westlich Sorsum als Armeereserve aufgestellte 5. Infanterie-Division (13. 4. 12 + 1 Bataillon schwerer Feldhaubitzen) 8⁰ Vormittags von dem Armeeführer den Befehl, sogleich in das Gelände zwischen Himmelsthür und Giesener Berge zur Verfügung des Kommandierenden Generals des rechten Flügelkorps (X.) zu rücken.

Aufgabe: a) Wie ist die 5. Infanterie-Division aufgestellt? Skizze 1 : 50 000.
b) Anordnungen des Divisionsführers, Generals R.

Bemerkungen. Im vorliegenden Falle ist der Leitende in der Lage und tut gut daran, einige Tage vor dem Übungsritte selbst den Ritt Sorsum—Himmelsthür—Steuerwald—Waldstücke südöstlich Kl. Förste auszuführen und sich dabei seine eigenen Gedanken über die Lösung der Aufgabe und über ihre weitere Ausgestaltung und Belebung zu machen.

Dann wird er vielleicht zu folgenden Erwägungen kommen. Bei Sorsum an der Hand der Skizzen zu besprechen:

a) **Die Aufstellung der Division:** so, daß sie möglichst gedeckt, aber auch derart gegliedert steht, um den Vormarsch sowohl nach Norden als auch nach Nordosten jederzeit in mehreren Marschkolonnen antreten zu können. Keine unnützen Aufmärsche in tiefe und breite Kolonnen abseits der Wege. Aufenthalt des Divisionskommandeurs. Verbindung mit dem Kommandierenden General des X. Armeekorps. Schutz der rechten Flanke gegen den Finken-Berg-Wald, in den z. B. eine über Hildesheim vorgegangene feindliche Aufklärungseskadron schon eingedrungen sein kann. Geländeerkundungen nach den beiden wahrscheinlichen Vormarschrichtungen.

Belebung durch feindliches Karabiner- und Maschinengewehr-Feuer aus dem Waldrand westlich Rotz-Berg z. B. gegen die ohne Bedeckung unvorsichtig bis nach Höhe 116 südlich Sorsum herausragende schwere Artillerie.

b) **Die Anordnungen des Divisionsführers für die Bewegung der** Division nach dem Gelände zwischen Himmelsthür und Giesener Berge.

Persönliches Verhalten des Divisionskommandeurs. Vorausreiten mit Bedeckung. Verbindung mit den Kolonnen. Schutz der rechten Flanke.

Erkundungen für die neue Aufstellung der Division für den Fall, daß keine weiteren Befehle eintreffen. Erkundungen des Innerste-Abschnittes Hildesheim—Hasede.

Übergänge. Schußfeld usw. Entsendung von roten Offizieren zur persönlichen Berichterstattung bei dem Leitenden über diese Verhältnisse. Meldung an den Kommandierenden General des X. Armeekorps.

c) **Belebung des Marsches:**

1. Zu dem Zeitpunkt, wo die Anfänge der Divisionskolonnen etwa die Bahnlinie Hildesheim—Emmerke gerade überschritten haben, trifft beim Divisionskommandeur die dringende Aufforderung des an das X. Armeekorps links anschließenden IX. roten Armeekorps ein, sogleich mit möglichst starken Teilen das IX. Armeekorps zu unterstützen, da ihm bei Rössing (1 km westlich Höhe 85) ein Durchbruch durch den Gegner drohe.

Der von dem Divisionskommandeur zum Kommandierenden General des X. Armeekorps entsandte Offizier ist noch nicht zurück. Entscheidung: Teile nach

Rössing schicken? Wieviel? Welche? Unberittene und (oder) berittene? Nur mit schwerer Artillerie nach Gegend nördlich Rössing wirken? Von wo aus?

2. Die Hauptteile der Division sind inzwischen jedenfalls im Marsch geblieben. Als der Divisionsführer die Höhen nördlich Himmelsthür erreicht hat, trifft Nachricht vom X. Armeekorps ein.

„Kommandierender General des X. Armeekorps ist gefallen; General R. älter, als beide Divisionskommandeure des X. Armeekorps. Chef des Stabes hat inzwischen das Kommando übernommen, läßt melden, daß das X. Armeekorps trotz starker Verluste doch noch eine Stunde lang in der Front standhalten könne, daß aber inzwischen starke feindliche Infanterie und Artillerie die Waldstücke südöstlich Kl. Förste erreicht haben und von dort die rechte Flanke des Armeekorps bedrohen.“ Entscheidung des Kommandeurs der 5. Infanterie-Division.

Soll er das Kommando über das X. Armeekorps übernehmen oder dem ältesten Divisionskommandeur übertragen? Wie soll er gegenüber der demnächst zu erwartenden umfassenden Bewegung des Gegners südöstlich Kl. Förste verfahren?

Defensive hinter der Innerste? Offensive über Hasede? Über Steuerwald—Höhe 90 südwestlich Asel?

3. Ausführung der Offensive.

Zusammenstoß östlich der Innerste. Dabei auf dem östlichen Flügel Zusammenstoß größerer Kavalleriekörper, die auf die Flügel herbeigeeilt sind.

Mit diesem Übungsprogramm in der Tasche oder vielmehr im Kopfe kann der Leitende einen langen Übungstag ausfüllen.

3. Eintägiger Ritt vom Standorte Hildesheim aus.

Allgemeine Kriegslage. In einer Feldschlacht westlich Hildesheim sind die siegreichen roten (West) Truppen am späten Abend des 9. Juli noch bis in die Linie Neuhof—Ochtersum—Achtum—Einum—Hönnersum gefolgt; die geschlagenen blauen (Ost) Truppen lagern mit ihrer Masse um Ottbergen, Farmsen und Schellerten; Teile sind südlich nach Gegend Söhre—Diekholzen ausgewichen.

Besondere Kriegslage für Blau. Bei der zwischen Söhre und Diekholzen liegenden 50. Infanterie-Division (ohne Infanterie-Regiment Nr. 53 und ohne II. Abteilung Feldartillerie-Regiments Nr. 51, also 10. 4. 9.) geht am 10. Juli 4⁰ Morgens folgende Weisung des Führers der Osttruppen ein: „Da heute Nacht Verstärkungen aus Braunschweig eingetroffen sind, weitere im Laufe des Vormittags folgen sollen, so werde ich den Kampf in meiner jetzigen Aufstellung zunächst defensiv, später offensiv wieder aufnehmen. Wirken Sie nach Kräften mit!“

Der Gegner bei Neuhof—Ochtersum wird auf etwa eine Division geschätzt. In der Nacht haben nur Patrouillenberührungen stattgefunden. Die blauen Truppen

haben schwer gelitten. Ein Teil der Kolonnen und Trains ist verloren gegangen, der Rest lagert südlich Söhre.

Aufgabe: Entschluß und Anordnungen.

Besondere Kriegslage für Rot. Bei der um Neuhof—Ochtersum liegenden 1. Infanterie-Division (13. 4. 12.) geht am 10. Juli 4⁰ Vormittags folgende Weisung des Führers der Westtruppen ein: „Die roten Hauptkräfte setzen unverzüglich die Verfolgung in östlicher Richtung fort. Schließen Sie sich dieser Bewegung unter rascher Abrechnung mit den nach Gegend Söhre—Diekholzen ausgewichenen feindlichen Teilkräften baldmöglichst an."

In der Nacht haben nur Patrouillenberührungen stattgefunden. Die Truppen sind sehr ermüdet.

Aufgabe: Entschluß und Anordnungen.

Bei dieser Aufgabe soll unmittelbar südlich Hildesheim ein Kampf am frühen Morgen durchgespielt werden. Es wird sich empfehlen, die allgemeine Kriegslage am Nachmittage des 9. auszugeben und am 10. 3³⁰ Morgens mit allen Teilnehmern zunächst nach Ochtersum zu reiten. Dort übergibt der Leitende beiden Parteien die besonderen Kriegslagen und schickt sodann die blaue Partei in die Linie der blauen Nachtruppen, also auf den Exerzierplatz, von wo aus sie sich ein Bild machen soll über die von ihr gewünschte Gruppierung der 50. Infanterie-Division am 10. Juli 4⁰ Morgens. Inzwischen gibt der Leitende dem Führer der roten Partei ein Bild von der Gruppierung und Aufstellung der 1. Infanterie-Division z. B. 3. ¹/₄. 3 um Neuhof, Rest zwischen Ochtersum und Stein-Berg, ein Bataillon nach 129 südwestlich Ochtersum vorgeschoben. Mehr wird wohl von der gruppenweise bei sinkender Nacht in Gegend Neuhof—Ochtersum eingetroffenen Division nicht geschehen sein. Ferner gibt der Leitende dem roten Führer Nachrichten über die ungefähre Linie der (starken) blauen Nachtruppen, z. B. in Linie Barienrode—Exerzierplatz—Heidekrug, mehrere Kompagnien nach Marienrode vorgeschoben. Danach faßt Rot seinen Entschluß und gibt seine Befehle; die Unterführer treffen ihre ersten Anordnungen: all dies noch in Gegenwart des Leitenden. Dieser reitet nunmehr zu Blau und nimmt zunächst den Vortrag des blauen Führers über seine Wünsche für die Aufstellung der 50. Infanterie-Division entgegen, woraus eine mehr oder weniger verständnisvolle Auffassung über die Lage von Blau ersichtlich sein wird. Er setzt dann die Aufstellung und Gruppierung der blauen Nachtruppen und Hauptkräfte fest und gibt Blau die nötigsten Nachrichten über die roten Vortruppen. Hiernach faßt Blau seinen Entschluß und gibt seine Befehle; die Unterführer treffen ihre ersten Anordnungen.

Wichtig ist, daß sich der Leitende schon jetzt von beiden Führern eine Beurteilung der Lage geben läßt und sie nach ihrer Absicht im großen fragt. Daß Rot an-

greifen muß, ist klar; aber es fragt sich, ob mit starkem rechtem Flügel oder starkem linkem, oder mit starker Mitte (Durchbruch). Es fragt sich ferner, wo der rote Führer Artilleriestellungen findet, und außerdem muß er sich sozusagen strategisch entschließen, ob er Blau nach Südwesten in die Wälder des Forstes Diekholzen oder nach Osten auf die Innerste werfen, oder ob er Blau auseinandersprengen will. Lauter wichtige, aber nur im Gelände zu entscheidende Fragen.

Die gleichen Fragen sind natürlich bei Blau aufzuwerfen. Auch der blaue Führer kann sich von seinen Höhen herab im Morgengrauen mit allen seinen Kräften oder auch mit Teilen auf seinen Gegner stürzen in der Hoffnung, ihn zu überraschen, zu verblüffen und zurückzuwerfen oder ihm doch so zu imponieren, daß Blau Zeit gewinnt zur geordneten Abstoßung seiner Trains und zur Einnahme einer haltbaren Verteidigungsstellung z. B. in Linie Egenstedt—F. Söhre, Artillerie auf dem Sonnen-Berg. Der blaue Führer muß sich aber vor allem klar werden, wohin er beim Kampfe mit Rot, auch wenn er ihn defensiv führen will, den Rücken nehmen soll, nach Süden (Forst Diekholzen) oder nach Osten. Auch kann er auf den Gedanken kommen, für den Fall, daß er von Übermacht angegriffen wird, Teile über Diekholzen nach Süden zurückgehen zu lassen, denen rote Kräfte folgen müssen, mit den Hauptkräften aber auf den Sonnen-Berg zurückzugehen. Also auf beiden Seiten schwierige Erwägungen und Entschlüsse und reichliche Gelegenheit zu den weiter oben erwähnten Versuchungen der Führer und Unterführer. Will der Leitende die taktische Befähigung aller Teilnehmer kennen lernen, so hat er in dieser Lage ein einfaches Mittel, indem er auf beiden Seiten sämtliche Teilnehmer eine Beurteilung der Lage auf Meldekarte niederschreiben läßt und diese Meldekarten später im Quartier einer prüfenden Durchsicht unterzieht. Auch Besprechungsstoff geben solche Beurteilungen in reichem Maße.

Das weitere Programm für die Durchführung des Rittes ist einfach: Durchführung des Kampfes nach den Entschlüssen der beiden Führer. Sollte Rot überrumpelt werden, dann Eintreffen von Verstärkungen aus rückwärtigen Staffeln von Hildesheim her. Verteidigt sich Blau, dann mehr oder weniger schnelles Geltendmachen der roten Überlegenheit. Geht Blau exzentrisch zurück, dann Durchspielen des roten Nachdrängens

a) über Diekholzen,

b) über den Sonnen-Berg.

Droht der rote Erfolg zu groß zu werden, dann trifft von den blauen Hauptkräften rechtzeitig eine Kavallerie-Brigade (z. B. 0. 8. 2.) über Heinde—Gr. Düngen zur Unterstützung ein.

Der große Kampf östlich Hildesheim wirkt im übrigen durch seinen gewaltigen Kanonendonner belebend auf das Spiel ein, ohne daß so bald nähere Mitteilungen über Stand und Verlauf gegeben zu werden brauchen. Soll der Ritt aber auf

zwei Tage ausgedehnt werden, dann kann wiederum eine völlige Veränderung der Lage dadurch herbeigeführt werden, daß entweder eine Siegesbotschaft von Blau oder von Rot eintrifft.

Übrigens bietet diese Lage trotz der kleinen Verbände auch Gelegenheit, auf beiden Seiten schwere Artillerie auftreten zu lassen, die gerade nach der Schlacht nicht immer da sein wird, wo sie eigentlich hingehört, nämlich an der entscheidenden Stelle. Sie kann mit der blauen Division abgedrängt und kann auch fälschlicherweise bei der roten Division geblieben sein, der sie am Schlachttage zugeteilt war.

4. Eintägiger Übungsritt von Hildesheim aus.

(Annahme: Ein Kavallerie- oder Artillerie-Regimentskommandeur spielt während eines von dem Regiment auszuführenden Reisemarsches von Hildesheim nach Bockenem mit der Mehrzahl seiner Offiziere die nachfolgende Lage durch.)

Rot (für sämtliche Herren). Das rote III. Armeekorps befindet sich im Marsch von Hildesheim über Heinde—Astenbeck—Ringelheim auf Goslar. Da feindliche Truppenanmärsche aus Richtung Goslar und Seesen gemeldet sind, so ist je ein Divisionskavallerie-Regiment (ohne eine Eskadron) zur Aufklärung über Ringelheim und Bockenem vorgetrieben. Als sich die hintere, 5. Infanterie-Division 8⁰ Vormittags Heinde nähert, geht nachstehender Befehl des Kommandierenden Generals ein:

„Feindliche Truppen, bis jetzt anscheinend nur starke Kavallerie mit Artillerie, besetzen soeben den Dehne-Berg 3 km östlich Holle, dahinter soll feindliche Infanterie östlich des Hein-Berges und durch diesen selbst eilig vormarschieren. Ich greife den Dehne-Berg mit der 6. Infanterie-Division an. Gewinnen Sie zunächst die Gegend von Werder nördlich Bockenem, klären Sie auf Seesen auf und halten Sie sichere Verbindung mit mir (Bahnhof Derneburg). Ihr Divisionskavallerie-Regiment tritt unter Ihren Befehl."

Aufgabe: Marschordnung (Skizze). Erwägungen über die Lage des III. Armeekorps und der 5. Infanterie-Division. Anordnungen.

Dieser Ritt findet also in unbekanntem Gelände statt. Um sein Offizierkorps mit den Führungsverhältnissen bei einer im Korpsverbande befindlichen Infanterie-Division bekannt zu machen, teilt der Regimentskommandeur alle Herrn bei der roten Partei ein und übernimmt die Führung von Blau selbst.

Er entwirft folgendes Programm für den Ritt:

1. Auf dem Ritte Hildesheim—Heinde schildert der rote Führer die Marschordnung der Division, sowie die von ihm für Aufklärung, Verbindung und Flankenschutz getroffenen Maßnahmen.

2. Daran anschließend trägt er seine Auffassung über die Lage des Armeekorps und die Aufgabe der Division 8⁰ Vormittags vor.

3. Bei Feinde erteilt er seine Befehle.

Wichtige Fragen: weitermarschieren in einer Kolonne über Gr. Düngen—Wesseln oder Abzweigen einer rechten Seitenkolonne von Scharfe Ecke über Marienburg auf Egenstedt—Detfurth?

4. In beiden Fällen erscheint gegen 8^{30} Vormittags auf den Höhen des Sonnen- und Stein-Berges feindliche Kavallerie mit Artillerie, Maschinengewehren und Radfahrern und beschießt die Marschkolonne der 5. Infanterie-Division. Die Innerste ist angeschwollen und nur auf den Brücken passierbar.

Hier und später unter Ziffer 6. zeigt sich der Vorteil, der darin liegt, daß der Leitende die Gegenpartei führt und dadurch imstande ist, ohne weitere Erklärung und Begründung feindliche Truppen auftreten zu lassen, wenn dies im Interesse des Spiels nützlich erscheint.

Durchspielen des (von Rot energisch zu führenden) Kampfes. Feindliche Kavallerie verschwindet in den Waldungen.

5. Fragen über Fürsorge für die Verwundeten.

Die 5. Infanterie-Division erreicht mit etwa einer Stunde Verzögerung mit dem Anfang Wesseln (9 bis 10^{0} Vormittags). Dort Nachricht vom Kommandierenden General des III. Armeekorps:

„Der Gegner am Dehne-Berg ist der 6. Infanterie-Division an allen Waffen überlegen; diese ist im Begegnungskampf auf die Linie Höhe westlich Sottrum—Grasdorf zurückgeworfen; Gegner schickt sich zum umfassenden Angriff gegen beide Flügel der 6. Infanterie-Division an."

Entschluß des Kommandeurs der 5. Infanterie-Division auf Meldekarte von allen Stabsoffizieren und Rittmeistern (Hauptleuten).

Wichtige Erwägungen: Weitermarschieren auf Nette? Unter Abzweigung einer linken Seitendeckung auf Hackenstedt? Abbiegen mit den Hauptkräften über Hackenstedt auf Sottrum, Belassung einer rechten Seitenkolonne aller Waffen auf Haidekrug bis 220 nördlich Nette?

6. Letzterer Entschluß wird durchgespielt. Der Führer der Seitenkolonne tritt in Verbindung mit dem inzwischen aus Gegend Bockenem nach Höhe 220 nördlich Nette zurückgegangenen Divisionskavallerie-Regiment und erhält von diesem die Meldung vom Anmarsch einer feindlichen Kolonne aller Waffen von Bockenem auf Nette (sie ist an Infanterie etwa ebenso stark anzunehmen wie die rote Seitenkolonne, an Artillerie dagegen stärker, um sie zum Angriff gegen die beherrschende Höhe 220 zu befähigen). Die Zeiten werden so geregelt, daß der Führer der roten Seitenkolonne bei sehr raschen und energischen Maßnahmen die Höhe 220 vor dem Gegner erreicht, daß es aber sonst zwischen 220 und Haidekrug zum Begegnungskampf kommt.

7. Nunmehr Abschluß oder Durchspielen des Rückzuges der blauen Kolonne auf



Schleweke oder Volkersheim. Verfolgung mit der ganzen roten Seitenkolonne oder nur mit Teilen, während der Rest nach der Linie Sottrum-Hackenstedt abbiegt? (Oberleutnants und Leutnants Entschluß auf Meldekarte).

5. Eintägiger Übungsritt von Bockenem aus.

(Annahme wie bei Aufgabe 4. Jedoch will der Regimentskommandeur das 7⁰ Vormittags von Bockenem in Quartiere nach Goslar und Oker marschierende Regiment bei einer zwischen 11⁰ und 12⁰ bei Langelsheim stattfindenden Rast einholen. Diejenigen Offiziere, die gestern mit den Eskadrons usw. geritten sind, beteiligen sich heute am Übungsritt.)

Allgemeine Kriegslage. Die Masse eines bei Hildesheim geschlagenen roten Südkorps ist am späten Abend des 12. Juli im Rückzuge über Forst Diekholzen in die Gegend südwestlich Bodenburg gelangt, dicht gefolgt von den blauen Hauptkräften; rote Teile haben über Gr. Düngen—Nette, verfolgt von blauen, Bockenem und Volkersheim erreicht.

Besondere Lage für Rot. In Bockenem hat Generalmajor R. in der Nacht vom 12. zum 13. das Kommando über die erschöpften, völlig durcheinander geratenen, fast unlenkbar gewordenen roten Truppen (10. ½. 6. [davon 3. ¼. 3. in Volkersheim], drei Batterien schwerer Feldhaubitzen und etwa 100 Wagen aller Art) übernommen und hat bis 3⁴⁵ Vormittags mit eiserner Faust die Ordnung wieder hergestellt. Es ist ihm bekannt, daß der weitere Rückzug des Südkorps über Seesen auf Nordhausen ausgeführt werden soll, und daß feindliche Fußtruppen in Nette und Werder, feindliche Kavallerie, Stärke unbekannt, in Königsdahlum genächtigt haben.

Aufgabe: Gedachte Lage um 4⁰ Vormittags. Skizze 1 : 25 000. Anordnungen.

Besondere Lage für Blau. In der Verfolgung der auf Bockenem abgedrängten roten Truppen, die auf eine starke gemischte Brigade geschätzt werden, hat der Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade, Generalmajor K., am späten Abend des 12. erreicht: mit je fünf Bataillonen, drei Batterien Nette und Werder, mit vier Eskadrons Ulanen und einer reitenden Batterie Bültum, mit drei Eskadrons Dragoner, einer reitenden Batterie und einer Maschinengewehr-Abteilung Königsdahlum. Die Infanterie ist sehr ermüdet.

Aufgabe: 1. Gedachte Lage am 13. Juli 4⁰ Vormittags (Skizze 1 : 25 000) unter der Annahme, daß der Gegner Bockenem noch nicht verlassen hat, und daß die Truppen vor 3⁴⁵ Vormittags nicht bewegungsfähig waren.

2. Anordnungen.

Bei diesem Ritte wird es zweckmäßig sein, die Aufgaben schon am Nachmittage des 12. auszugeben, so daß der Leitende die Lösungen und Skizzen der beiden Führer

noch am Abend durchzusehen und durchzudenken vermag. Er kann dann am 13. früh 4° an der Chausseegabel westlich Bockenem (anfangs zu Fuß, Pferde auf 5° dorthin bestellt) sogleich mit dem Durchspielen der Lage um 4° Vormittags beginnen, wo die Truppen beider Parteien gerade eine Viertelstunde in Bewegung sind.

Erwägungen des Leitenden für Rot:

a) Soll Rot mit allem oder mit Teilen einen Angriff am frühen Morgen machen, um sich zunächst einmal Luft zu machen?

Immerhin ein gefährliches Unternehmen.

b) Soll es Volkersheim und Bockenem mit Hauptkräften halten, mit Teilen die Kavallerie bei Königsdahlum verjagen und dann in dieser Richtung kämpfend den Rückzug antreten?

Ausgang nach der Geländegestaltung ebenfalls sehr zweifelhaft. Immer zwischen zwei Feuern.

c) Soll es Volkersheim nachhaltig, Bockenem nur vorübergehend behaupten, im übrigen aber mit den Hauptkräften so schnell wie möglich, also in mehreren Kolonnen, das Fuhrwerk voraus, auch querfeldein, noch unter dem Schutze der Morgendämmerung zunächst die Höhen von Mahlum gewinnen, in der Erkenntnis, daß der Abzug nur noch in dieser Richtung möglich ist, und daß der Anschluß an das Südkorps durch den Harz in Richtung Nordhausen gesucht werden muß?

Wohl die beste Lösung.

Also mehrere Herren die Lage bearbeiten lassen! Faßt trotzdem keiner den letztgenannten Entschluß, dann macht der Leitende allen Bearbeitern der Lösung, d. h. jedem unter vier Augen unter dem Namen des in der Nacht in Bockenem eingetroffenen Generalstabsoffiziers der Division den Vorschlag zur Ausführung des Entschlusses unter c. Entschließt sich auch daraufhin keiner der Führer zur Zustimmung, dann wird der Entschluß a oder b oder ein diesen ähnlicher durchgespielt, gleichviel zu welchem Ergebnis er führen wird. Auch dabei ist es wahrscheinlich, daß Rot, allerdings in großer Bedrängnis und unter schwerer Einbuße, schließlich sein Heil im Abzug nach Osten oder Südosten — also in Richtung auf die Regimentsrast Langelsheim — nehmen muß.

Für Blau: Daß Blau angreifen wird, darüber ist kein Zweifel. Aber der Vernichtungs- und Einkreisungsgedanke muß dabei vorherrschen. Also schleunigste Vereinigung der Gruppe Bültum mit der Gruppe Königsdahlum, Auftrag an beide Gruppen, die möglichst bald unter einheitlichen Befehl treten müssen, dem Gegner die Wege sowohl nach Osten als nach Süden, wenn nötig auch unter tüchtigen Opfern zu verlegen. Im übrigen keine zeitraubenden Flankenbewegungen, sondern in rücksichtslosem Vorgehen Angriff mit der Gruppe Werder auf und über Volkersheim, mit der Gruppe Nette auf Bockenem.

Weiteres Programm. Dem roten Führer soll je nach dem Verhalten der

beiderseitigen Führer und **Unterführer**, von denen namentlich bei Blau sehr viel abhängt, der Abzug mit mehr oder minder großer Einbuße an Truppen, Geschützen und Fuhrwerken gelingen. (Am 13. Juli 1909 glückte z. B. dem roten Führer der Abzug auf Mahlum ohne allzugroße Verluste vollkommen).

Weitere Durchführung der Rückzugs- und Verfolgungskämpfe gleichviel, in welcher Richtung sie verlaufen. Sobald es die bedrängte Lage der roten Partei wünschenswert erscheinen läßt, trifft bei ihr ein aus Richtung Goslar zu spät auf das Schlachtfeld heraneilender roter Truppenkörper ein; entweder eine gemischte Kolonne aller Waffen oder eine Kavallerie-Brigade, ganz wie es die Gefechts- und Geländeverhältnisse als wünschenswert erscheinen lassen; z. B. schon bei Mahlum oder aber erst bei Lutter am Barenberge oder bei Jerze.

Dadurch Neubelebung der Lage, die nunmehr so weit durchgespielt wird, bis ein geordneter Abzug von Rot (vermutlich auf Langelsheim) möglich ist. Dabei vielleicht noch Kavalleriekämpfe in dem dazu sehr geeigneten historischen Kavallerie-Kampfgelände südlich Lutter am Barenberge. (Kurzer Vortrag über das Treffen bei Lutter am Barenberge durch einen der Teilnehmer.)

Die nachfolgenden Ritte 6. und 7. sollen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen vom Standorte Goslar aus mit jedesmaliger Rückkehr in die Garnison ausgeführt werden.

6. Ein- bis zweitägiger Ritt von Goslar aus.

(Beginn 15. Juli.)

Allgemeine Kriegslage. Rote Südtruppen rücken über Altenau und Zellerfeld durch den Harz gegen blaue Nordtruppen, die sich bei Braunschweig—Wolfenbüttel sammeln.

Besondere Kriegslage für Blau. Die bei dem Führer der blauen Nordarmee (I. und II. Armeekorps) am 14. Vormittags eingehenden Nachrichten haben erkennen lassen, daß die gegnerischen Truppen noch am 14. Abends die Linie Altenau—Zellerfeld erreichen können. Da die Nordarmee ihren Vormarsch erst am 15. früh beginnen kann, so hat der Armeeführer noch am 14. die 5. Kavallerie-Brigade (eine Radfahrer-Kompagnie, acht Eskadrons der Ulanen-Regimenter Nr. 1 und 2, zwei Batterien, eine Maschinengewehr-Abteilung, unter General K. mit Fußmarsch, die verstärkte 9. Infanterie-Brigade (9. 1. 9. und eine Pionier-Kompagnie) unter General J. mit der Bahn (Bahnhof Börssum) nach Süden vorgeworfen mit dem Auftrag, dem Gegner den Austritt aus den Harz-Engen Oker und Goslar zu erschweren. 3° Morgens liegt die 5. Kavallerie-Brigade um Immenrode, die verstärkte 9. Infanterie-Brigade um Wehre und Schladen, wo eben erst die letzten Bataillone eingerückt sind. Über den Gegner sind keine weiteren Nachrichten eingegangen.

Aufgaben: 1. Anordnungen des Generals K., dem auch General J. untersteht, für 3⁰ Morgens.

2. Gedachte Lage um 4³⁰ Morgens (Skizze).

Besondere Kriegslage für Rot. Die aus dem I. und II. Armeekorps bestehende Südarmee hat am 14. Juli spät Abends nach anstrengendem Marsche Altenau und Zellerfeld erreicht. Auf die Nachricht, daß gegen 3⁰ Nachmittags stärkere feindliche Kavallerie Schladen in südlicher Richtung durchritten habe, und daß bald darauf mehrere Bataillone gruppenweise vom Bahnhof Börßum auf Schladen vormarschiert seien, befiehlt der Armeeführer das sofortige Vorwerfen der beiden Vorhuten nach Oker und Goslar, wohin die Armee 7⁰ Vormittags folgen soll. 5⁰ Vormittags haben beide Vorhuten — die Infanterie ohne Tornister — die Nordausgänge der beiden Orte mit den Infanteriespitzen erreicht. (Jede Vorhut sieben Bataillone, drei Eskadrons, sechs Batterien, eine Pionier-Kompagnie stark).*) Der 5⁰ Vormittags am Nordausgang von Goslar befindliche Kommandeur der 4. Infanterie-Division, Generalleutnant R., führt das Kommando über beide Vorhuten. Da unterwegs zahlreiche, von der feindlichen Bevölkerung angelegte Wegehindernisse weggeräumt werden mußten, so ist die rote Kavallerie beider Vorhuten bis jetzt nicht über die eigene Infanterie-Spitze hinausgekommen, und es fehlen Nachrichten vom Feind gänzlich.

Aufgabe: 1. Welche Anordnungen hat Generalleutnant R. bis 5⁰ Vormittags getroffen?

2. Marschskizze 1 : 100 000 für 5⁰ Vormittags.

Diese Aufgabe ist ein Beispiel für die immer lehrreichen, für Freund und Feind schwierigen Kämpfe um den Austritt aus Gebirgsengen, bei denen das Gelände eine so wichtige Rolle spielt, daß eine Lösung nach der Karte fast wertlos ist.

Hier z. B. zeigte es sich, daß Blau infolge der Bewachsung des ganzen Südhanges des Sudmer Berges überhaupt keine den Austritt aus den Gebirgstälern beherrschenden Artilleriestellungen fand, während solche für Rot in genügender Zahl und Brauchbarkeit zwischen Rabenkopf, Kaiserhaus und Bahnhof Oker vorhanden waren. Die nach den Engen vorgetriebenen roten und blauen Teile sind zum mindesten den ganzen Vormittag des 15. Juli selbständig, ihre Leistungen sind aber doch von großer Wichtigkeit für die noch im Laufe des Tages in dem umstrittenen Gelände eintreffenden beiderseitigen Hauptkräfte. Da von diesen im Laufe des Vormittags auch noch weitere Teile zur Unterstützung vorgetrieben werden können, bei Blau berittene und unberittene, bei Rot nur unberittene, so fehlt es nicht an Belebungsmitteln, und es wäre nicht schwer, aus dem eintägigen einen zweitägigen Ritt zu machen.

Erwägungen und Programm. 5⁰ Morgens Beginn des Spiels mit den

*) Vorhut Goslar unter Oberst G.; Vorhut Oker unter Oberst O. Die Bataillone der ersteren führen die Nummern 1 bis 7, die der letzteren die daran anschließenden Nummern.



blauen Herren bei dem Worte „Goslar" der Karte 1:100 000. Die roten Herren erkunden kriegsmäßig und treffen 7^0 auf dem Feldweg, der das „O" von Goslar schneidet, 500 m nordöstlich Bahnhof Goslar ein. Der blaue Führer gibt mündlich zuerst eine Beurteilung der Lage.

Hauptfragen dabei: Soll die Aufgabe offensiv oder defensiv gelöst werden? Entscheidend dafür ist das Gelände, das 5^0 Vormittags genügend sichtbar ist.

Wenn Offensive, dann wie? Gegen beide Gebirgsausgänge, aus denen der Gegner zu erwarten ist, mit ungefähr gleichen Kräften? Oder nur gegen einen mit den Hauptkräften offensiv, mit Teilkräften (z. B. verstärkter Kavallerie) gegen den anderen defensiv?

Gegen welchen offensiv, gegen welchen defensiv? Wiederum das Gelände entscheidend.

Wenn defensive Lösung: wo und wie?

Weiter: wenn der Gegner stark überlegen sein sollte, so daß Blau zurückgehen muß: wohin zurück? Frontal auf die anrückende Armee oder seitwärts nach der Flanke ausweichen?

Alle diese Fragen müssen bei der ersten Besprechung beantwortet werden, denn erst nach ihrer Erledigung kann der blaue Führer seine Anordnungen treffen.

Nunmehr Besprechung der gedachten Lage 4^{30} Vormittags.

Dann erste Nachrichten über den Anmarsch zweier feindlicher Kolonnen auf Oker und Goslar. Maßnahmen zwischen 4^{30} und 5^0; Festlegung der Lage 5^0 Vormittags.

Inzwischen sind die roten Herren eingetroffen.

Beurteilung der Lage und Entschluß. Natürlich Offensive, aber wie?

In erster Linie Artilleriestellungen! Dann selbständiges Vorgehen der beiden Kolonnen oder konzentrisches Zusammenwirken z. B. Richtung Ohlhof?

Wohin soll Kolonne Oker, wohin Kolonne Goslar bei einem Mißerfolg zurückgehen? Auf die Gebirgsausgänge? Nach den Flanken (Riechenberg, Harlingerode)?

Welches ist das erste Ziel des Angriffs? Sudmer Berg — Vorwerk Grauhof?

Dann Aufträge für die beiden Kolonnen? Verbindung und Befehlsübermittlung!

Nunmehr Durchspielen des Kampfes. Da die rote Partei an Infanterie und Artillerie stark überlegen ist, soll sie bei einigermaßen zweckmäßiger Führung die Höhen nordöstlich Goslar gewinnen (gegen 9^0 Vormittags). Dann aber erhalten beide Führer die Nachricht vom Anmarsch weiterer blauer Kräfte vom Bahnhof Börssum her.

Entschluß von Rot (alle Herren). Fortführung der Offensive? Defensive, Eingraben?

Entschluß von Blau (alle Herren). Zunächst Defensive? Wo?

Wiederaufnahme der Offensive? Wie?

Je nachdem noch Zeit vorhanden, werden nun noch die einleitenden Bewegungen oder auch dieser zweite Kampf durchgespielt.

Im Anschluß an die vorstehenden Gefechtslagen können auch in einem besonderen Übungsritte, an dem die Sanitätsoffiziere teilnehmen, die Anordnungen für den Sanitätsdienst und für den Munitionsersatz auf beiden Seiten eingehend durchgesprochen werden. Der Rahmen hierfür ist gerade groß genug; den Parteien sind die entsprechende Anzahl von Sanitätskompagnien und leichten Munitionskolonnen beizugeben; ebenso sind Angaben zu machen über den Verbleib der Feldlazarette und der Munitionskolonnen. Gerade für die Sanitätsübungsritte ist ein erstmaliges Durchsprechen der Maßnahmen in bekanntem Gelände namentlich für die jüngeren Offiziere und Sanitätsoffiziere zweckmäßig, da das Besprochene bei dem häufigen Wiedervorbeikommen an den betreffenden Geländestellen sich tiefer einprägt.

7. Ein- bis zweitägiger Übungsritt von Goslar aus.

Allgemeine Kriegslage. Eine vor Überlegenheit aus Gegend Hildesheim in Richtung auf Oschersleben zurückgehende blaue Armee hat am 15. Juli Abends die Gegend zwischen Wolfenbüttel und Hornburg erreicht, ihr gegenüber liegen auf dem westlichen Oker-Ufer die Hauptkräfte der nachdrängenden roten Armee. Blaue Teilkräfte sind über Ringelheim auf Goslar abgedrängt worden, dicht gefolgt von roten.

Besondere Kriegslage für Blau. Die blaue 50. Infanterie-Division hat, aufgescheucht von ihrem Gegner, in der Nacht vom 15. zum 16. Juli den Rückmarsch aus Gegend Heissum (südöstlich Ringelheim) fortgesetzt und gegen 3⁰ Vormittags die Höhen von Harlingerode und östlich Oker erreicht, wo die völlige Erschöpfung der Truppen gebieterisch eine zweistündige Rast erfordert. Mit dem verfolgenden Gegner ist bei Hahndorf die Fühlung verloren gegangen; es ist aber gelungen, die Oker-Übergänge bei und nördlich Unter-Oker zu zerstören. 4³⁰ Vormittags erhält der Divisionskommandeur, Generalleutnant B., aus Vienenburg folgende Mitteilung:

„Die unter meinem Kommando stehende 5. Kavallerie-Brigade (eine Radfahrer-Kompagnie, acht Eskadrons, eine Batterie) ist auf Befehl des Armee-Oberkommandos aus Gegend Hornburg in Vienenburg eingetroffen, um der 50. Infanterie-Division das Heranmarschieren an den Südflügel der von der Armee für den 16. geplanten Verteidigungsstellung Öselberg (südöstlich Wolfenbüttel)—Bornum—Hornburg zu erleichtern. Ich halte die Oker-Übergänge bei Vienenburg besetzt und bitte um weitere Befehle. Oberst K.“

Aufgabe: Gedachte Aufstellung. Anordnungen.

Besondere Kriegslage für Rot. Die rote 1. Infanterie-Division hat auch in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ihren Gegner nicht zur Ruhe kommen lassen, sondern über Heissum auf Hahndorf weiter vor sich her gedrängt. Dort ist aber die Fühlung abgerissen. Am 16. Juli 5⁰ Morgens liegen die stark erschöpften Truppen nach etwa zweistündiger Rast zwischen Bahnhof Hahndorf und Ohlhof, die Divisionskavallerie (1. bis 3. Eskadron Husaren-Regiments Nr. 3) um Immenrode.

Ein 4^0 Vormittags ohne Tornister noch bis auf den Sudmer Berg vorgeschobenes Bataillon, dem eine Batterie zugeteilt ist, hat 4^{50} Vormittags gemeldet, daß die Oker-Brücken bei und nördlich Unter-Oker zerstört und mit Postierungen besetzt seien, sowie daß zwischen Harlingerode und Oker Truppen zu liegen schienen. 5^5 Vormittags geht folgende Mitteilung des Armeeführers ein:

„Die feindliche Armee scheint sich östlich der Oker zum Kampfe zu stellen, Südflügel etwa Hornburg. Ich greife sie unverzüglich an und hoffe auf Ihr Mitwirken von Süden her."

Aufgabe: Entschluß und Anordnungen.

Programm und Erwägungen. Ritt auf den Nordost-Hang des Sudmer Berges, von wo guter Überblick.

I. Besprechung mit Blau. Beurteilung der Lage 4^{30} Vormittags (alle älteren Teilnehmer).

a) Gedachte Aufstellung. So, daß der Abmarsch nach Nordosten oder Osten unter Ausnutzung aller Wege (vielleicht auch zum Teil in Doppelmarschkolonne) rasch erfolgen kann, und daß eine, aus allen Waffen zusammengesetzte Nachhut ausgeschieden und ihr Führer mit der Deckung des Abzuges beauftragt ist.

Genaues Festlegen der Aufstellung.

b) Entschluß 4^{30} Morgens, nachdem Blau vom Marsch eines feindlichen Bataillons mit Artillerie auf den Sudmer Berg Nachricht erhalten hat.

Vorstoß gegen den Sudmer Berg wohl ausgeschlossen. Also Abmarsch auf kürzestem Wege zur Entscheidung?

Wo ist aber die Masse des verfolgenden Gegners geblieben?

Wird dieser über die Oker folgen oder zur Entscheidungsschlacht abrücken? Ganz oder mit Teilen? Über Vienenburg oder weiter nördlich?

Also Marsch nach der Gegend östlich Vienenburg, um sich, wenn nötig, dort dem Gegner mit Teilen oder mit allem vorzulegen? Oder Umweg über Abbenrode, um den Gegner an einen Abmarsch der Division nach Osten glauben zu machen?

Bedürfnis nach Nachrichten und Überwachung des auf dem westlichen Oker-Ufer befindlichen Gegners. Demnach Verwendung der 5. Kavallerie-Brigade wie?

Offensiv auf westlichem Oker-Ufer mit allem?

Oder nur mit Teilen, Masse defensiv zur Sperrung an der Vienenburger Enge?

In diesem Falle verstärken durch vorausgeschickte Kavallerie und Artillerie?

Der Entschluß des blauen Führers wird durchgespielt, einer der Herren überreicht dem Leitenden eine Skizze 1 : 100 000 über die Lage der Division (ohne Kavallerie-Brigade) um 5^{30} Vormittags.

II. Besprechung mit Rot. Beurteilung der Lage 5^0 Vormittags (alle älteren Teilnehmer).

a) Vormarsch auf Harlingerode, um dem offenbar erschöpften Gegner vollends

den Garaus zu machen und dann auf östlichem Oker-Ufer zur Entscheidung zu marschieren?

b) Nur Teile gegen den Gegner bei Harlingerode verwenden (z. B. das durch ein weiteres Bataillon und zwei Batterien verstärkte Bataillon auf dem Sudmer Berg), mit dem Auftrag, den Gegner festzuhalten und sich ihm später anzuhängen, mit der Masse Abmarsch zur Entscheidung?

c) In einer Kolonne über Vienenburg, ohne einen Zusammenstoß mit dem etwa von Harlingerode dorthin auf dem rechten Oker-Ufer abgerückten Gegner zu scheuen?

d) Oder Abmarsch in zwei Kolonnen über Lengde—Beuchte; Enge bei Vienenburg durch die zu verstärkende Divisionskavallerie sperren lassen?

Der Entschluß des roten Führers wird zunächst bis 5[30] Vormittags durchgespielt, Skizze wird einverlangt.

Nach aller Wahrscheinlichkeit finden nach den Entschlüssen der beiden Führer lehrreiche Kämpfe statt sowohl zwischen den roten Truppen am Sudmer Berge und den abziehenden blauen, als auch zwischen der auf das westliche Oker-Ufer vorgetriebenen blauen Kavallerie-Brigade, der roten Divisionskavallerie und den roten Vorhuten, schließlich später auch in der Gegend von Vienenburg zwischen den beiden Divisionen, Kämpfe, die nacheinander durchgespielt einen Übungstag mehr als reichlich ausfüllen (so auch z. B. am 16. Juli 1909).

Aber es ist in dieser Lage doch auch denkbar, daß der blaue Führer über Lochtum—Abbenrode auf Stötterlingenburg, der rote über Immenrode auf Beuchte abrücken will. Hat nun der Leitende diese Möglichkeit nicht vorausbedacht, dann tritt der erfahrungsgemäß gar nicht so seltene Fall ein, daß entweder allen Teilnehmern die Gefahr der Entgleisung des Übungsrittes deutlich wird, oder daß der Leitende mit gewaltsamen Mitteln eingreift, die niemanden überzeugen. Z. B. indem er den blauen Führer durch verfrüht gegebene Nachrichten über den Abmarsch von Rot auf Immenrode und durch plötzliche Wiederbelebung der körperlichen und moralischen Kräfte seiner Truppen zum Angriff über die Oker drängt, oder indem er gar bei Rot die Wege von Immenrode nach Lengde—Beuchte für ungangbar erklärt oder ähnliches. Es kommt dann vielleicht auch zu interessanten Kämpfen, aber zu „Zwangskämpfen", für deren Verlauf und Ausgang niemand außer dem Leitenden so recht verantwortlich gemacht werden kann. Dieser muß also eine kriegsmäßige Einwirkung auf eine der beiden Parteien vorbereitet haben, und dazu gibt ihm die verhältnismäßige Nähe der Armeeflügel die Handhabe. Es muß daher in dem besprochenen Falle unmittelbar, nachdem die Führer ihre Entschlüsse gefaßt und die einleitenden Bewegungen angetreten haben, eine weitere Nachricht von einer der Armeen oder von beiden eintreffen. Hier z. B. bei dem blauen Führer folgendes Telegramm:

„Verhindern Sie unter Mitwirkung der Ihnen unterstellten 5. Kavallerie-Brigade

Vienenburg) unter allen Umständen ein Eingreifen der Ihnen bisher gefolgten Kräfte gegen den linken im Gelände schwachen Flügel der Armeestellung. Während der Schlacht ist zuverlässige Sperrung der Vienenburger Enge durch Sie notwendig.
Oberkommando."

Durch diesen auf Meldekarte überreichten Armeebefehl wird erstens der blaue Führer 5^{15} Vormittags zu gar nicht einfachen Änderungen der Marschbewegungen und wohl auch des Auftrages an die Kavallerie-Brigade veranlaßt, und zweitens werden nunmehr durch Benachrichtigung der beiden Führer über die beiderseitigen Vormarschrichtungen mit Sicherheit Entwicklungen und Kämpfe zwischen Lochtum und Weddingen herbeigeführt, die nach Fronten und Geländeverhältnissen ebenso spannend, als schwierig und abwechslungsreich zu werden versprechen und einen zweiten Übungstag gewiß ausfüllen werden. Bei der Mannigfaltigkeit der in vorliegender Aufgabe möglichen Entschlüsse wird sich der Leitende über den weiteren äußeren Verlauf des Rittes aber nur noch notieren können: „Von der Nordostecke des Sudmer Berges wahrscheinlich Ritt nach den Höhen südwestlich Wöltingerode".

8. Dreitägiger Übungsritt von Goslar aus.

(17., 18. [als Werktag angenommen], 19. Juli.)

Die letzte Übungsanlage soll ein Beispiel bringen für einen dreitägigen von Goslar ausgehenden Übungsritt, bei dem entweder täglich in den Standort zurückgekehrt oder, falls die Mittel dazu vorhanden sind, zwei Tage in Clausthal und Umgegend Quartier genommen wird. Bei ganz geringen Mitteln können auch in Clausthal nur die Pferde untergebracht werden, die berittenen Offiziere aber täglich mit der Bahn nach Goslar zurückkehren. Auch sollen die unberittenen Offiziere an einem Teil der Besprechungen unter Benutzung von Fahrrädern und der Bahn Goslar—Clausthal teilnehmen können. Weiter wird sich diese Anlage im Gebirge abspielen und den Kampf regulärer Truppen gegen mehr oder weniger irreguläre zeigen, die sich aber im eigenen, nach Weg und Steg wohlbekannten Lande befinden. Schließlich soll dabei gezeigt werden, daß auch im Anschluß an längst vergangene, aber im lebendigen Gedächtnis gebliebene historische Ereignisse ohne Gefahr des Plagiats eine kriegsmäßige und lehrreiche Lage aufgebaut werden kann.

Allgemeine Kriegslage. Politische Grenzen und Heeresstärken wie 1809, Wegenetz, Bahnen und sonstige Verhältnisse wie 1909.

Die verbündeten österreichisch-preußischen Heere sind im freien Felde geschlagen und in die Osthälfte der beiden Monarchien zurückgedrängt worden; in der von französischen Truppen besetzten Westhälfte haben sich aber in Tirol, im Thüringer Walde und im Harz tapfer verteidigte Mittelpunkte der Volkserhebung gebildet.

Besondere Kriegslage für Rot. Zur Unterwerfung des Westharzes ist am 17. Juli 6^{0} Vormittags je eine gemischte Brigade (7. 1. 6., eine Batterie schwerer



Feldhaubitzen, ein drittel Pionier-Kompagnie, ein Zug Maschinengewehre) von Goslar, Seesen und Osterode auf Clausthal-Zellerfeld in Marsch gesetzt worden, wo die Landsturmtruppen und Volksaufgebote an mehreren preußischen Bataillonen mit einigen Batterien und Maschinengewehren einen kräftigen Rückhalt finden. Dem Generalmajor G. in Goslar ist der Oberbefehl über alle drei Kolonnen übertragen. Ihm ist weiter bekannt, daß gleichzeitig unter dem selbständigen Befehl des Obersten O. eine Kolonne von je drei Bataillonen, einer viertel Eskadron, einer leichten Feldhaubitz-Batterie und einer Pionier-Kompagnie von Oker und von Herzberg, 10 km südöstlich Osterode, aus auf Altenau vorrücken wird, um diesen angeblich leicht verschanzten Ort wegzunehmen und dann mit dem Generalmajor G. zusammenzuwirken.

Aufgabe: 1. Welche Anordnungen hat Generalmajor G. für den Vormarsch getroffen?

2. Marschordnung der Brigade Goslar um 6[30] Vormittags.

Besondere Kriegslage für Blau. Am 17. Juli 3[0] Vormittags stehen in Clausthal-Zellerfeld unter dem Generalmajor Z. marschbereit:

Feld-Bataillon Nr. 1 bis 4 mit je einem Zug Maschinengewehre, Feld-Eskadron Nr. 1, Feld-Batterien Nr. 1 bis 6 (drei Kanonen-, drei leichte Feldhaubitz-Batterien), Gebirgs-Batterie Nr. 1 bis 3 (auf Tragetieren), Landsturm-Bataillone Nr. 1 bis 10, Landsturm-Pionier-Kompagnie Nr. 1.

In allen Ortschaften des Westharzes sind Kundschafter im Dienste des Generalmajors Z. tätig, ein großer Teil der nicht zum Landsturm eingezogenen Bevölkerung hat sich freiwillig bewaffnet.

Dem Generalmajor Z. ist bis 3[0] Vormittags mit Sicherheit bekannt geworden, daß am 16. Abends in Oker und Herzberg schwächere, in Goslar, Seesen und Osterode aber stärkere feindliche Kolonnen aller Waffen, die auf je etwa eine gemischte Brigade geschätzt werden, zum Einmarsch in den Westharz versammelt waren. In Goslar ist ein feindlicher General mit seinem Stabe festgestellt worden. Dem Generalmajor Z. ist außerdem noch die Besatzung des zur Verbindung mit dem Ostharz mit feldmäßigen Befestigungen versehenen Ortes Altenau unterstellt, die aus den vier ältesten Landsturm-Bataillonen (Nr. 11 bis 14) mit einem Zug Pionieren und einigen alten 10 cm-Geschützen besteht.

Aufgabe: Beurteilung der Lage, Entschluß und Anordnungen.

Das Durchspielen dieser Lage mit ihren zahlreichen Verbänden wäre im offenen, ebenen Gelände für den Leitenden eine fast übermäßig schwierige Aufgabe; hier aber im Gebirge entspricht ein durch die Steigungen und die blauen Sperr- und sonstigen Maßnahmen verursachtes, fortwährend verzögertes, zeitweise auch ganz zum Stillstand gebrachtes Vordringen der roten Kolonnen durchaus der kriegsgeschichtlichen Erfahrung. Um sich mit solcher zu erfüllen, kann der Leitende nichts Besseres tun, als die unter ganz ähnlichen Verhältnissen verlaufenen heldenmütigen und hochinteressanten Kämpfe der Tiroler von 1809 zu studieren.

Die roten Kolonnen werden ihm also nicht zu schnell auf den Hals kommen. Immerhin empfehlen sich aber hier von vornherein drei Maßnahmen: erstens die Auswahl eines tüchtigen Gehilfen, zweitens die Besetzung aller roten und blauen Kolonnen und Besatzungen mit Unterführern und drittens das Festlegen eines bestimmten Spielplans für jeden der drei Übungstage. Der Gehilfe muß jederzeit alle Verbände sicher im Kopfe und auf seiner Karte haben. Durch die Besetzung aller Unterführerstellen wird eine ganz besonders zu begrüßende Belebung des Spiels erzielt, indem für seinen Gang außer den Generalen G. und Z. noch verantwortlich gemacht und daher lebhaft interessiert werden bei Rot:

Die Führer der Kolonnen Seesen und Osterode, Oker und Herzberg; bei Blau der Kommandant der Besatzung Altenau und die Führer der Teile, die der General Z. gegen die roten Kolonnen mit offensiven oder defensiven Aufträgen entsendet, also sieben bis acht Herren.

Dabei tritt nun aber auch eine wichtige und recht schwierige Anforderung an den Leitenden heran, ohne deren kurze Erwähnung eine Abhandlung über Übungsreisen und -Ritte ohnehin lückenhaft wäre. Es ist dies die Notwendigkeit, die im Kriege räumlich voneinander getrennten Führer auch beim Spiele selbst auseinanderzuhalten und sie nur mit den Mitteilungen über ihre gegenseitige Lage zu versehen, die sie auch in Wirklichkeit haben könnten.

Im vorliegenden Falle trifft dies namentlich für die roten Kolonnenführer zu, während bei Blau ein seit langem eingerichtetes, bei Tag und Nacht gut arbeitendes, erprobtes Verbindungsnetz angenommen werden kann und auch muß. Bei diesem Auseinanderhalten der getrennten Führer mitsamt ihren Unterführern müssen erstens die von dem Leitenden zu Beginn des Spiels darauf aufmerksam zu machenden Führer und Unterführer selbst mitwirken; vor allem ist dies aber wiederum Sache des Gehilfen. Verfügt der Leitende bei dem Ritte über ein ganzes Offizierkorps, so ist es im vorliegenden Falle eine gar nicht zu verwerfende Erleichterung für ihn, wenn er sich zwei Gehilfen, nämlich einen blauen und einen roten zur Seite nimmt.

Der dritte Punkt ist das Festlegen eines bestimmten Programms. Dazu ist aber ein vorheriges Durchdenken der für Rot und Blau möglichen Entschlüsse notwendig.

Bei Rot liegen die Verhältnisse einfach: unaufhaltsames Vordringen aller Kolonnen auf Clausthal-Zellerfeld und Altenau muß und wird auch die Parole für alle Führer und Unterführer sein. Die Schwierigkeit liegt also bei Rot nicht im Entschlusse, sondern in dessen Ausführung. Übrigens lassen sich gleich beim Beginn des Spiels an die roten Herren lehrreiche Fragen richten; z. B. die, ob sie denn mit der Zusammensetzung der roten Kolonnen einverstanden sind oder inwiefern nicht? Kolonne Goslar mehr Infanterie, weniger Artillerie? Kolonne Osterode mehr Artillerie? Kolonne Seesen schwächer, weil es nur erwünscht sein kann, wenn der Gegner sich auf sie wirft?

Bei Blau aber sind Entschluß und Ausführung gleich schwierig, und für den ersteren kann eine sehr verschiedene Auffassung vorwalten. Blau kann erstens eine verschanzte Zentralstellung auf den Höhen von Clausthal-Zellerfeld einnehmen und den roten Kolonnen zunächst nur schwache Teile entgegensenden — gewiß ein sehr gefährliches Verfahren, aber eben doch denkbar, namentlich wenn der blaue Führer glaubt, mit seinen Vorstößen gegen den bedrohlichsten Gegner rechtzeitig zu kommen. Zweitens kann der Führer von Blau den drei feindlichen Hauptkolonnen ungefähr je ein Drittel der blauen Streitkräfte mit offensivem oder defensivem Auftrage entgegenwerfen — dabei vielleicht eine Reserve bei Clausthal-Zellerfeld zurückhalten zur Verwendung nach den drei Richtungen. Drittens kann er sich mit den Hauptkräften in offensiver Absicht auf eine der drei feindlichen Kolonnen stürzen und nur Teilkräfte in defensiver Absicht mit dem Aufhalten der beiden anderen beauftragen. Viertens kann Blau (und dies war der Verlauf der Übung am 17. Juli 09) in Verfolg dieses letzten Gedankens gegen die Kolonnen Seesen und Osterode nur Teile zur zähen Defensive entsenden, mit den Hauptkräften aber sich bei Zellerfeld so bereit stellen, daß die absichtlich in ihrem Vormarsch nur wenig aufgehaltene Goslarer Kolonne unter dem feindlichen General beim Heraustreten aus dem schwierigen Waldgelände nördlich Zellerfeld mit überlegenen Kräften angefallen, geschlagen, vielleicht vernichtet wird. Außer diesen Entschlüssen sind aber noch manche dazwischen liegende möglich.

Die Aufstellung eines Programms ist also nicht ganz einfach; vor allem muß man sich aber dabei davor hüten, den Ereignissen Gewalt anzutun. Immerhin wird sich unter Vermeidung dieses Fehlers folgender Plan entwerfen lassen:

Am Tage vor dem ersten Übungstag, also am 16. Juli, Vormittags Ausgabe der Aufgaben.

Nachmittags Besprechung mit dem blauen und roten Führer (Generalleutnants Z. und G.) darüber, wie sie sich für den 17. früh die Verbindungen denken. Endgültiges Festlegen derselben. Diese Maßnahme empfiehlt sich, damit nicht gleich am Morgen des Übungstages im Gelände Zeit verloren wird zur Besprechung von Dingen, die ebensogut zu Hause erledigt werden können. Auch hat nun der Leitende samt seinen Gehilfen eine feste Grundlage für die Nachrichtenübermittlung. Weiter tragen die beiden Führer dem Leitenden ihren Entschluß in großen Zügen vor. Dies ist notwendig, damit der Leitende über die Verwendung der blauen Kräfte in der Hauptsache unterrichtet ist. In nachstehendem wird angenommen, daß sich Generalleutnant Z. für den vierten Entschluß entschieden hat und zwar:

Je zwei Landsturm-Bataillone, einige Reiter, ein Zug Feldartillerie, eine Gebirgs-Batterie, ein Maschinengewehr-Zug, ein Zug Pioniere, sind so nahe wie möglich an Seesen und Osterode heran zu zähestem Aufhalten des Gegners entsandt; drei viertel Eskadron mit einer Gebirgsbatterie und einem Maschinengewehr-Zug unter Ritt-

meister E. sind nach Norden vorgetrieben, um die Goslarer Kolonne an den wenigen dazu geeigneten Stellen zur Entwicklung zu zwingen und dadurch einigermaßen zu beunruhigen und zu ermüden, dann aber auf Zellerfeld zurückzugehen.

Zehn Bataillone (vier Feld-, sechs Landsturm-Bataillone), ein viertel Feld-Eskadron, fünf ein drittel Feld-Batterien, ein drittel Landsturm-Pionier-Kompagnie stehen unter dem Generalleutnant Z. völlig verdeckt hinter den — auch zur Verteidigung eingerichteten — Höhen nördlich Zellerfeld zum Vorstoß bereit.

Demnach: **Erster Übungstag.**

a) Die blauen Herren reiten in aller Frühe je nach ihren Führerrollen nach Lautenthal, Richtung Seesen, — nach den Höhen von Zellerfeld, über Zellerfeld — Richtung nach Osterode, nach Altenau zur Erkundung (Skizzen). Nur Rittmeister E. begleitet den Leitenden, der

b) 6° Vormittags mit allen roten Herren von Goslar auf Zellerfeld vorreitet. Sammelort für alle blauen Herren um 9³⁰ Vormittags am Nordrand von Zellerfeld.

c) Durchspielen der Ereignisse bei der Kolonne Goslar bis 10° Vormittags (um diese Zeit befindet sich die Kolonne infolge der kleinen Aufenthalte mit ihrer Mitte ungefähr bei Auerhahn). Der rote Führer ist bis dahin etwa in den Besitz folgender Eindrücke und Nachrichten zu setzen:

Die feindliche Kavallerie mit Geschützen und Maschinengewehren, die den Vormarsch der Kolonne bisher beschossen hat, ist auf die Höhen nördlich Zellerfeld (genaue Angabe) zurückgegangen. Patrouillen, die sich den Höhen nördlich Zellerfeld nähern wollen, erhalten Feuer. — Aus Richtung westlich Lautenthal Kanonendonner hörbar; aus Richtung Osterode nichts zu hören. Von Oberst D. ist eine 8° Vormittags aus Romker Halle abgegangene Meldung eingetroffen, seine Kolonne werde von allen Seiten durch feindliche irreguläre Truppen umschwärmt und beschossen, ein Geschütz sei nicht mehr fahrbar, er glaube nicht, vor Mittag vor Altenau eintreffen zu können. Mit der Kolonne Herzberg habe er noch keine Verbindung. (General G. und Oberst D. werden erst am späten Nachmittag erfahren, daß diese Kolonne von der feindlichen Bevölkerung unter erheblichen Verlusten zur Umkehr nach Herzberg gezwungen worden ist.)

d) Entschluß des Generals G.

Wohl Fortsetzung des Vormarsches auf Zellerfeld. Anordnungen. Erste Ausführung. Festlegen der Lage 10³⁰ Vormittags. Unterbringung der roten Herren in Auerhahn und in Hahnenklee.

e) Der Leitende nimmt bei Zellerfeld die mündlichen Berichte und Skizzen aller blauen Herren über die von ihnen ausgeführten Erkundungen entgegen.

f) General Z. zeigt dem Leitenden die Aufstellung seiner Truppen bei Zellerfeld. Er erhält genaue Nachrichten über die Lage nördlich und südlich Altenau und genügende über das Vorschreiten der Kolonne Seesen und Osterode, nämlich:



1. Der blaue Führer gegenüber Seesen mußte 8^{30} Vormittags aus seiner Stellung Eickmühl—Drachenberg 3 km östlich Seesen unter erheblichen Verlusten auf Lautenthal zurückgehen. Für diese von der Leitung angenommene, im Gelände gar nicht durchgespielte Schlappe ist natürlich der blaue Führer nicht verantwortlich; es muß ihm aber gesagt werden, daß von 8^{30} Vormittags ab, also mit der Einleitung des Rückzuges seine Verantwortlichkeit beginnt.

2. Der blaue Führer gegenüber Osterode hat dagegen 8^{0} Vormittags bei Lerbach einen unvorsichtig geführten roten Angriff so blutig abgewiesen, daß der Gegner eiligst auf Osterode zurückmarschiert ist.

g) Entschluß und Anordnungen des Generals Z.

Unterbringung der blauen Herren und der Leitung in Clausthal-Zellerfeld.

Der Leitende hat sich also für den ersten Übungstag die roten Kolonnen Osterode und Herzberg ganz, die Kolonne Oker genügend vom Leibe gehalten, so daß er beim Spiel nur noch mit der Kolonne Goslar und in beschränktem Grade mit der Kolonne Seesen zu tun hat.

Zweiter Übungstag.

a) Ritt mit den beteiligten roten und blauen Herren — Führern und Unterführern — nach Lautenthal. (Die übrigen blauen und roten Herren können kriegsmäßig [zu Fuß] erkunden. Zur Sicherstellung dieser Kriegsmäßigkeit kann ein Stabsoffizier als Vertreter des Leitenden als Schiedsrichter auf die Höhen bei Zellerfeld entsandt werden; er tritt daraufhin zur Leitung.)

Durchspielen der Ereignisse bei der Seesener Kolonne zwischen 8^{30} und 10^{30} Vormittags. Ergebnis: Die rote Überlegenheit hat sich weiter geltend gemacht. Blau geht entweder einheitlich in Richtung Bockswiese oder Wildemann oder exzentrisch in beiden Richtungen zurück. Ebenso kann Rot mit den Hauptkräften auf Bockswiese oder Wildemann oder irgendwie geteilt in beiden Richtungen folgen. Genaues Festlegen der Lage 10^{30} Vormittags.

b) Ritt nach „Zum Kronprinzen", 2 km nordöstlich Zellerfeld, wo allgemeiner Sammelort (etwa 9^{0} Vormittags). Nochmaliges kurzes Wiederholen der dortigen Lage um 10^{30} Vormittags. General G. und Z. erfahren 10^{30} Vormittags den Ausgang des Kampfes bei Lautenthal. Oberst O. bittet von Forsthaus Gemkenthal aus um Unterstützung, ebenso der von Lautenthal zurückgegangene blaue Unterführer.

Entschlüsse beider Führer. Wichtige Fragen:

1. Soll General G. das Herankommen der Kolonne Seesen abwarten oder nicht?

2. General Z. muß, wenn er nicht angegriffen wird, sogleich selbst zum Angriff übergehen, ehe die Kolonne Seesen gegen ihn wirksam werden kann.

c) Durchspielen des Kampfes.



1. Siegt General Z., was nach dem Gelände wahrscheinlich ist, dann wird General G. durch die Kolonne Seesen aufgenommen. Ein Rückzug auf Goslar ist für ihn nicht mehr ausführbar, weil inzwischen die Wege dorthin von der Bevölkerung für Artillerie und Fuhrwerk unfahrbar gemacht sind. Eine weitgehende Verfolgung durch Blau ist nach dem Gelände und nach den Stärken nicht möglich. Die roten Kolonnen Goslar und Seesen nächtigen daher unter General G. in der Gegend von Bockswiese—Wildemann—Lautenthal, die blauen Hauptkräfte unter General Z. um Zellerfeld.

2. Siegt General G., was nur unter sehr starken roten Verlusten möglich ist, dann muß General Z. auf Grund einer ihm von der Leitung zugehenden höheren Weisung auf Altenau zurückgehen, um sich den Truppen im Ostharz anzuschließen. Zur weitgehenden Verfolgung reichen aber die Kräfte von Rot am 17. Juli nicht mehr aus. Die roten Kolonnen Goslar und Seesen nächtigen also dann um Zellerfeld; Blau in Gegend westlich Altenau.

Über die Lage bei Altenau erfahren beide Führer in beiden Fällen, daß ein am Nachmittag des 17. von Norden her unternommener roter Angriff blutig abgewiesen worden ist, und daß zahlreiche Gefangene und mehrere Geschütze in die Hände von Blau gefallen sind.

Über die Kolonnen Herzberg und Osterode erhält Rot keine Nachrichten; Blau erfährt, daß im Laufe des Tages von dort her keine weiteren Unternehmungen erfolgt, daß aber feindliche Truppen von Herzberg auf Osterode abgerückt sind.

In beiden Fällen noch am zweiten Übungstage Besprechung der Unterbringung, Sicherung, Aufklärung, Verpflegung, des Munitionsersatzes und des Sanitätsdienstes (Sanitäts-Offiziere).

Dritter Übungstag. Nachrichten für Rot und Blau bis 5⁰ Vormittags.

1. Falls am 17. Juli General Z. gesiegt hat, erfährt er durch Meldung, der General G. aber nur durch Kanonendonner, daß die rote Kolonne aus Osterode am 18. 4⁰ Vormittags einen erneuten Angriff auf Lerbach unternommen hat. Der Ausgang des Kampfes bleibt zunächst beiden Generalen unbekannt.

Sammelort für alle Herren nordwestlich Zellerfeld.

Entschlüsse der Führer und Unterführer. Durchspielen der Kämpfe zwischen Zellerfeld und der Linie Bockswiese—Wildemann sowie der Kämpfe zwischen Zellerfeld und Lerbach.

2. Falls am 17. Juli General G. gesiegt hat, dann erhält General Z. folgende Nachrichten:

a) Der Angriff der vereinigten Osteroder—Herzberger Kolonne ist wiederum abgewiesen; mehrere Tausende freiwilliger Kämpfer haben sich der blauen Sperrabteilung angeschlossen; die Bevölkerung hat alle über Lerbach und Riefensbeek nach Norden führenden Wege gründlich unfahrbar gemacht.



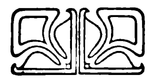
b) Drei bis vier blaue Feld-Bataillone mit drei Feld-Batterien befinden sich zu seiner Unterstützung in eiligem Anmarsch von Schierke auf Altenau, wo die Artillerie 5^{30}, die Infanterie 6^{0} eintreffen kann. Da General Z. auch über die bei Altenau frei gewordenen Truppen (vier Bataillone, eine Pionier-Kompagnie und einige schwere Geschütze) verfügt, so ist er nunmehr zur Wiederaufnahme der Offensive befähigt.

Demnach Durchspielen der Kämpfe zwischen Altenau und Clausthal-Zellerfeld.

In beiden Fällen Abschlußlage und Schlußbesprechung. Heimritt nach Goslar.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist erfüllt, wenn aus ihr brauchbare Winke und Anregungen zur lehrreichen Gestaltung von Übungsritten und Übungsreisen entnommen werden können. Nur Anregungen und Beispiele kann und will sie geben, keine starren Lösungen und noch weniger Rezepte. Jeder mit Anlage eines Rittes Beauftragte muß sich der zwar geistig anstrengenden, aber auch in hohem Grade lohnenden Mühe des Entwerfens von Aufgabe und Reiseplan aus eigener Kraft selbst unterziehen, schon deshalb, damit auch das Ergebnis einer sorgsam angelegten und gut durchgeführten Reise — innere Befriedigung des Leitenden und reicher taktischer Gewinn für alle Teilnehmer —, sein uneingeschränktes, eigenes Verdienst ist.

v. Moser,
Königlich Württembergischer Oberst und Abteilungschef
im Großen Generalstabe.



Der Feldzug von 1792.

1. Vorgeschichte des Feldzuges und Vormarsch der Preußen und Österreicher bis zur Maas.

Die preußische Armee unter Friedrich Wilhelm II.

Als König Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, stand die alte preußische Armee noch auf der Höhe ihres Ruhmes. In ihrem inneren Betriebe waren allerdings während des Bayrischen Erbfolgekrieges Mängel erkennbar gewesen, und auch in den Jahren nach dem Kriege bis zu seinem Tode hatte Friedrich der Große an ihr mehr zu tadeln als zu loben gehabt. Wir wissen heute, daß schon bald nach dem Siebenjährigen Kriege angefangen wurde, die Ausbildung in der Armee zu überfeinern und ihren geistigen Gehalt durch eine schematische Nachahmung und künstliche Ausgestaltung der taktischen Formen zu verflachen, die sich in den Schlesischen Feldzügen bewährt hatten. Dazu kamen die Überalterung des Offizierkorps und andere Schäden, die auf der damaligen Art des Mannschaftsersatzes und der Heereswirtschaft beruhten.

Nach außen traten indes die vorhandenen Mängel kaum hervor, und in Preußen selbst gab es nach dem Tode des großen Königs wohl nur wenig Leute, die sich ihrer voll bewußt waren. Nach wie vor war die Armee das starke Machtmittel, das die Bedeutung Preußens begründete. Ihre Überlegenheit wurde umsoweniger angezweifelt, als Preußen über den Feldherrn verfügte, der seit Friedrich dem Großen den meisten Ruhm genoß, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Wie hoch der Herzog in der Schätzung der damaligen Welt stand, beweist die Tatsache, daß ihm im Januar 1792 die französische Regierung in der Voraussicht europäischer Verwicklungen den Oberbefehl über die gesamten französischen Streitkräfte antrug. Man hoffte dadurch, den gefährlichsten Gegner für sich zu gewinnen und unschädlich zu machen. Der Herzog lehnte ab, indem er sich auf seine Stellung im preußischen Heere berief.*) Uns erscheint dieser Vorgang heutzutage seltsam; damals war es bei dem wenig entwickelten Nationalgefühl nichts Ungewöhnliches, daß selbst hohe Offiziere von einer Armee zur andern übertraten.

*) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 1. Band, Seite 312 und 411. — Menzel, Zwanzig Jahre preußischer Geschichte, Seite 147.

Der Zug nach Holland.

Skizze 13.

Kaum ein Jahr nach seiner Thronbesteigung fand Friedrich Wilhelm II. Gelegenheit, einen Teil seiner Armee ins Feld zu führen. Das geschah entsprechend den politischen Verhältnissen und Anschauungen jener Zeit in rein dynastischem Interesse. In Holland übte der Schwager des Königs, Prinz Wilhelm V. von Oranien, das Erbstatthaltamt aus. Er lag in Fehde mit einer gegenoranischen Partei, die bei zunehmender Verschärfung des Streites Bürgervereine und Milizen gegen die Regierung mobil machte. In dieser Zeit allgemeiner Gährung unternahm die Gemahlin des Erbstatthalters, des Königs Schwester, eine Reise von Nimwegen nach dem Haag. Sie wurde von einem Freikorps angehalten und für kurze Zeit gefangen gesetzt. Schon vorher hatte sie ihren Bruder gebeten, in Holland Ruhe zu stiften; Versuche des preußischen Gesandten, zwischen den Parteien zu vermitteln, waren indes gescheitert. Der König sah die Behandlung seiner Schwester als eine persönliche Kränkung an, und da er auf gütlichem Wege keine Genugtuung erhalten konnte, entschloß er sich, am 13. September 1787 ein Truppenkorps von 24 000 Mann unter dem Herzog von Braunschweig von Westfalen nach Holland einrücken zu lassen. Unter besonderer Sicherung der linken Flanke, die man von Frankreich gefährdet glaubte, marschierten die Preußen in drei Kolonnen in die Niederlande ein. Nirgends wurde namhafter Widerstand geleistet; nur vor Amsterdam fanden leichte Gefechte statt. Rechtzeitig vor der Besetzung der Stadt kam es zu einem Waffenstillstande mit den Häuptern der gegenoranischen Partei, die sich bequemen mußten, die Rechte des Erbstatthalters von neuem anzuerkennen. Nachdem am 15. April 1788 ein Bündnis zwischen Preußen und Holland abgeschlossen war, verließen die Preußen das Land, ohne daß es der König in seiner Großmut über sich gewinnen konnte, den Holländern eine Kriegsentschädigung abzuverlangen.

Es war dem Herzog von Braunschweig mithin sehr leicht gemacht worden, seinen bisherigen Ruhmestiteln noch den eines Eroberers von Holland hinzuzufügen. Der ganze Feldzug war nicht mehr als ein militärischer Spaziergang, trug aber dazu bei, den Glauben an die Unwiderstehlichkeit der preußischen Waffen zu heben. Im Grunde war der Zug nach Holland der erste Schlag, den Preußen gegen die Revolution führte, und damit der Vorläufer des fünf Jahre später unternommenen Zuges nach Frankreich. Die zahme gegenoranische Revolution kann allerdings mit der mächtigen Bewegung, die damals durch Frankreich ging, kaum verglichen werden.

Preußens Stellung zur französischen Revolution.

Schienen die ersten Bestrebungen der französischen Revolution darauf gerichtet zu sein, die Feudalrechte zu beseitigen und alle Stände gleich zu machen, so zeigte sich in ihrer weiteren Entwicklung eine unverhüllte Feindschaft wider das Königtum. Am 3. Dezember 1790 richtete König Ludwig XVI. ein Schreiben an die Kaiserin Katharina II. von Rußland und an die Könige von Preußen, Schweden und Spanien, in dem er seine bedrohte Lage schilderte und zu Maßnahmen aufforderte, um eine Weiterverbreitung der revolutionären Ideen zu verhüten. Der ritterliche König Friedrich

Wilhelm II. hielt es für seine Pflicht, für die Erhaltung des französischen Königtums einzutreten, und suchte Anschluß an Österreich, dessen Monarch, Leopold II., der Bruder der französischen Königin war. Diese Annäherung war möglich geworden, nachdem Preußen in dem Vertrage von Reichenbach am 27. Juli 1790 zugunsten des Friedens mit Österreich dem Wunsche entsagt hatte, sein Gebiet auf Kosten Polens zu erweitern. Damit waren scharfe Gegensätze beseitigt, die im Frühjahr 1790 sogar bis zu einer Mobilmachung der beiderseitigen Truppen und zur Versammlung der Heere an der preußisch-österreichischen Grenze geführt hatten.

Kaiser Leopold II. zeigte sich indes trotz seiner nahen verwandtschaftlichen Beziehung zum französischen Königshause einem Kriege mit dem revolutionären Frankreich wenig geneigt, ließ sich bei einer Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen im sächsischen Lustschlosse Pillnitz am 27. August 1791 auf keine bindenden Abmachungen für einen Befreiungszug nach Paris ein, sondern unterschrieb nur eine Erklärung, daß die Lage des Königs von Frankreich als ein Gegenstand der Fürsorge aller Souveräne von Europa anzusehen sei. Gleichzeitig wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die europäischen Mächte, deren Hilfe beansprucht werde, die Mittel nicht verweigern würden, um gegebenenfalls den französischen König zu befreien. Damit war ein gewaltsamer Eingriff in die französischen Verhältnisse vertagt; daß aber das Kriegsfeuer weiter geschürt wurde, dafür sorgten Frankreich und die Franzosen selbst.

Frankreich erklärt an Preußen und Österreich den Krieg.

Die Revolution hatte zahlreiche „Emigranten“ aus Frankreich gejagt, die ihr Leben und ihren Besitz gefährdet sahen; darunter waren viele Angehörige des hohen und höchsten Adels, auch die Brüder des Königs. Die Emigranten traten in die Nachbarstaaten über und ließen sich hauptsächlich in den Ortschaften am Rhein von Basel bis Cöln nieder. Coblenz war ihr Hauptquartier. Sie knüpften Verhandlungen mit zahlreichen deutschen Fürsten an und forderten zu einem Kriegszuge gegen das revolutionäre Frankreich auf; sie selbst rüsteten sogar, indem sie in Lüttich, Luxemburg, Coblenz, Trier und Ettenheim (südlich Straßburg) zum Teil mit der Unterstützung deutscher Fürsten Truppenkorps aus französischen Edelleuten, desertierten Soldaten und sonstigen Freiwilligen bildeten. Hiergegen erhob Ludwig XVI., der seit seinem verunglückten Fluchtversuch im Juni 1791 nur noch der Gefangene und ein fast willenloses Werkzeug der Nationalversammlung war, Vorstellungen und drohte dem Kurfürsten von Trier als dem Hauptbegünstiger der Emigranten den Krieg an. Kaiser Leopold beantwortete diese Drohung gleichfalls mit einer Kriegsdrohung, die die Erregung in Frankreich sehr steigerte. Noch eine andere Reibung bestand zwischen Frankreich und Deutschland. Einzelne deutsche Fürsten besaßen alte Feudalrechte im Elsaß, die ebenso wie alle übrigen Vorrechte durch die Revolution beseitigt worden waren. Auf den Einspruch der beteiligten Höfe bot Frankreich Entschädigungen an; diese wurden aber zurückgewiesen, und eine Wiederherstellung der alten Zustände gefordert. Da ein



friedlicher Ausgleich unmöglich schien, drängte alles der Entscheidung mit den Waffen zu. Am 7. Februar 1792 schlossen Österreich und Preußen ein förmliches Bündnis mit dem ausgesprochenen Zwecke, Deutschland in seiner bisherigen politischen Gestaltung zu erhalten; Rußland, England, Holland und Sachsen wurden zum Beitritt eingeladen. Von nun an wurde die Sprache der diplomatischen Noten Österreichs und Preußens schärfer; gleichzeitig wuchsen in Frankreich die Erbitterung gegen die verbündeten Mächte, namentlich gegen Österreich, und der Haß gegen das Königtum. Zwei Ereignisse traten hinzu, um den Ausbruch des Krieges zu beschleunigen. In Wien starb am 1. März 1792 Kaiser Leopold; sein Nachfolger, Kaiser Franz II. trug weniger Bedenken gegen einen Krieg als sein Vorgänger. In Paris sah sich Ludwig XVI. im gleichen Monat genötigt, aus der Gironde, der kräftigsten republikanischen Partei der Nationalversammlung, ein neues Ministerium zu bilden, dessen Seele Dumouriez war, der spätere Führer der Franzosen in der Champagne. Unter seinem Drucke mußte der widerstrebende König am 20. April 1792 den Krieg gegen Österreich bei der Nationalversammlung beantragen. Die Volksvertreter stimmten zu, indem sie in einer phrasenreichen Erklärung den bevorstehenden Krieg als die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen einen ungerechten Angriff bezeichneten. In Wahrheit war aber der Krieg nur ein Mittel, um die monarchische Verfassung Frankreichs ganz zugrunde zu richten, während die Truppen an den Grenzen beschäftigt waren.*)

Zustand der französischen Armee.

Man kann nicht umhin die fast naive Keckheit zu bewundern, mit der Dumouriez zum Kriege trieb. Daß mindestens zwei große Militärmächte, Österreich und Preußen, gegen Frankreich auftreten würden, darüber konnte kein Zweifel sein. Dabei war die französische Armee in der übelsten Verfassung. Zahlreiche Offiziere waren ausgewandert; in den Truppenteilen mischten sich Anhänger des Königs und der Republik. Die Truppen waren bei der allgemeinen Gärung im Innern des Landes kaum entbehrlich, die Mannszucht war schlecht, und es fehlte an Kriegsmaterial. Von den Generalen genoß nur Lafayette ein allgemeines Ansehen.

Trotzdem beschloß Dumouriez den Krieg angriffsweise gegen Österreich zu führen, in Belgien einzufallen, und die Bewohner dieses österreichischen Besitzes zu den Waffen zu rufen. Damit faßte er allerdings Österreich an einer empfindlichen Stelle; denn in Belgien war die Herrschaft der Habsburger bereits erschüttert, und eben erst ein Aufstand mit bewaffneter Hand gedämpft worden. Dumouriez' Pläne gingen aber noch weiter, er dachte auch an einen Vorstoß in der Richtung auf Mainz und gegen Savoyen, das damals sardinischer Besitz war. In ihm verkörperte sich zum ersten Mal der Glaube an die Unwiderstehlichkeit der frischen Kräfte, die durch die Revolution entfesselt waren und sich nicht nur im Innern, sondern auch über die Grenzen des bisherigen Frankreichs hinaus zu betätigen strebten.

*) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 1. Band, Seite 297.



Diesem hohen Gedankenfluge entsprach nun der Beginn des Krieges ganz und gar nicht. Frankreich hatte schon lange vor der Kriegserklärung mit Rüstungen und der Aufstellung einer Nationalgarde begonnen; der Ausbruch des Krieges fand seine Truppen an den Grenzen. Die Nordarmee — 50 000 Mann unter Marschall Rochambeau — stand in weiter Verteilung um Valenciennes, die Armee des Zentrums — 55 000 Mann unter General Lafayette — um Metz, die Rhein-Armee — 43 000 Mann unter Marschall Luckner — im Elsaß. Die angeführten Stärken erscheinen hoch; tatsächlich war aber nur wenig mehr als die Hälfte der Truppen für den Feldkrieg geeignet.*) Insbesondere fiel die Nationalgarde ganz aus. Außerdem betrieb Dumouriez die Aufstellung einer Südarmee unter General Montesquiou, die Savoyen besetzen sollte; es sei vorgreifend bemerkt, daß die Bildung dieser Armee nur sehr langsam zustande kam.

Erster Einbruch der Franzosen in Belgien.

Dagegen erfolgte im Norden der Einbruch der französischen Truppen in das österreichische Gebiet mit einer für die damalige Zeit überraschenden Schnelligkeit. Am 29. April rückte als Vorhut der Nordarmee General Biron mit 7500 Mann von Valenciennes auf Mons vor, während sich eine kleinere Abteilung unter Dillon von Lille auf Tournai wandte. General Lafayette setzte sich gleichzeitig in Marsch, um über Givet Namur zu erreichen. Die Rhein-Armee sollte sich zunächst defensiv verhalten.

Der Einmarsch nach Belgien geschah also in breiter Front in der Hoffnung, daß das Erscheinen der französischen Truppen einen neuen Aufstand gegen die österreichische Herrschaft entfachen werde. Im Lande befanden sich 43 000 Mann österreichischer Truppen unter dem Kommando des Feldzeugmeisters Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, die in zahlreichen Garnisonen lagen und die Grenze in einer weitläufigen Aufstellung sicherten. Eine Versammlung der Kräfte war zwar seit der Kriegserklärung geplant, kam aber nur teilweise zur Ausführung, war auch nicht nötig; denn schon die Berührung mit den Grenztruppen genügte, um die auf Mons und Tournai angesetzten französischen Kolonnen in wilder Flucht zurückfluten zu lassen. Am 30. April war die kaum überschrittene Grenze wieder frei; Lafayette, der inzwischen mit 11 000 Mann bis Givet gelangt war, stellte den Vormarsch auf Namur ein.

Dieses klägliche Ergebnis verdankten die Franzosen der Kopflosigkeit ihrer Führer und der Haltlosigkeit ihrer Truppen; die Wirkungen des Mißerfolges waren für sie aber vorteilhafter als für die Gegner. Bei diesen bestärkte sich die von den Emigranten eifrig genährte Anschauung, daß die durch inneren Zwiespalt zerrissene französische

*) Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. Vom k. und k. Kriegsarchiv. II. Band, Seite 15.

In der **Revue d'histoire 1907, La Manœuvre de Valmy**, Seite 217, werden abweichende Stärken angegeben, für Rochambeau 52 634, für Lafayette 50 000, für Luckner 49 000 Mann.



Armee einem entschlossenen Angreifer nicht gewachsen sei, und damit die Hoffnung, den zwar längst geplanten, schließlich aber von Frankreich aufgezwungenen Krieg mit leichter Mühe zu beenden. Bei den Franzosen erzeugten die erlittenen Rückschläge wohl Mißstimmung, aber keine Mutlosigkeit; im Gegenteil, Dumouriez faßte sofort den Entschluß, die Eroberung von Belgien von neuem aufzunehmen; die Rekrutierungen wurden vermehrt, ein scharfes Disziplingesetz erlassen, die Rüstungen eifrig fortgesetzt. Das, was den Gegnern den Grund zu einer Nichtachtung der militärischen Leistungsfähigkeit der Franzosen gab, war für diese der Anstoß zu erhöhter Tätigkeit, zur Stärkung der Machtmittel, zur Hebung des einheitlichen Geistes in der Armee, natürlich auf Kosten des Königtums.

Zweiter Einbruch der Franzosen in Belgien.

Von alledem war freilich in den ersten Wochen nach den Niederlagen wenig zu spüren. Dumouriez' ungestüme Angriffslust fand keine Unterstützung bei dem immer bedächtigen, ihm abgeneigten Lafayette und dem wenig energischen Luckner, der für Rochambeau nunmehr auch das Kommando über die Nordarmee übernommen hatte. Durch den ganzen Monat Mai schleppte sich ein lahmer Grenzkrieg der beiderseits weitläufig verteilten Truppen, der nur gelegentlich zu kleinen Gefechten führte; im übrigen blieb die Lage unverändert. Erst am 9. Juni hielten die französischen Führer ihre Armeen für genügend vorbereitet und verstärkt, um den Angriff auf Belgien zu wiederholen. Lafayette führte hierzu seine Truppen aus der Gegend von Givet nach Maubeuge, um sich auf Mons zu wenden, und schob schon am 7. Juni eine Vorhut an die Grenze vor. Diese wurde am 11. Juni von österreichischen Kräften unter dem Feldzeugmeister Grafen v. Clerfayt, der das Kommando über die in Belgien stehenden Feldtruppen übernommen hatte, geschlagen und auf ihr Gros geworfen; damit erreichten die Operationen Lafayettes vorläufig wieder ihr Ende. Luckner hatte inzwischen seine Truppen bei Lille zusammengezogen; zunächst unschlüssig, marschierte er am 17. Juni nach Menin und vertrieb am 18. Juni einen österreichischen Posten aus Courtrai. Dann blieb er halten und wartete auf die Erhebung der Belgier, die im Kriegsplan der Franzosen eine große Rolle spielte. Zu einer solchen kam es nicht, dagegen traten in Paris Ereignisse ein, die das Augenmerk der französischen Führer nach rückwärts wendeten. Am 20. Juni stürmte der jakobinisch gesinnte und geleitete Pöbel die Tuilerien und beleidigte das Königspaar aufs gröblichste. Lafayette eilte in die Hauptstadt, um für die Dynastie einzutreten; er fand aber keine Stimmung für seine Absicht und kein Gehör, so daß er am 30. Juni unverrichteter Sache zu seiner Armee zurückkehrte. Am gleichen Tage räumte Luckner, des Wartens auf den Aufstand der Belgier müde, seine Stellungen bei Menin und ging über Lille bis Famars zurück. Weiter nördlich blieben bei Dünkirchen und Maulde noch zwei Gruppen der Nordarmee; das Kommando über die letztere übernahm anfangs Juli Dumouriez, der sich als Minister in dem innerpolitischen Wirrwarr nicht hatte halten können. Sobald Belgien zum zweiten Male von den

Franzosen geräumt war, sahen sich die Österreicher veranlaßt, stärkere Kräfte — 23 000 Mann — bei Mons zu versammeln, nachdem sie — getreu den Anschauungen ihrer Zeit — bis dahin ihre Truppen zum Schutze der langen Grenze in einer weitläufigen Zersplitterung erhalten hatten.

Damit endete für dieses Mal der Krieg um Belgien; einige kleine Vorstöße der Österreicher, die unternommen wurden, als die Franzosen bald darauf begannen, von ihrer Nordgrenze Truppen fortzuziehen, führten zu keinem wesentlichen Ergebnis. Dumouriez' Absicht, die habsburgische Monarchie durch die Wegnahme der niederländischen Provinzen zu schädigen, war gescheitert. Trotz des Mißerfolges und, obwohl der bereits sehr fortgeschrittene Aufmarsch der Preußen und Österreicher am Rhein die Franzosen zwang, die Hauptkräfte nunmehr an der Ostgrenze zu verwenden, ließ der französische Führer den Gedanken der Eroberung Belgiens nicht fallen und behielt sich vor, im geeigneten Augenblick der Absicht die Tat folgen zu lassen. Für dieses Mal war aber der Erfolg auf der Seite der Österreicher geblieben und zeigt, daß sich gegen einen Feind, der von seinen überlegenen Kräften keinen Gebrauch zu machen versteht, gelegentlich auch das Kordonsystem als ausreichend erweisen kann, um einen Landstrich längere Zeit zu schützen. Taten waren freilich nicht geschehen, manche Gelegenheiten verpaßt, um den Franzosen mit versammelten Kräften einen empfindlichen Schlag zu versetzen und der Hauptentscheidung, die am Rhein fallen mußte, in günstiger Weise vorzuarbeiten.

Kriegsplan des Herzogs von Braunschweig.

Preußen rüstete seit Anfang Mai zum Kriege, Österreich hatte schon etwas früher begonnen, Truppen mobil zu machen, die seine schwachen Kräfte im Breisgau, dem damaligen Vorderösterreich, verstärken sollten. Während der langen Zeit der Rüstungen erlebten die Verbündeten manche Enttäuschungen auf politischem Gebiete. Von einem Anschluß Englands und Rußlands an das preußisch-österreichische Bündnis war keine Rede; schlimmer war, daß sich auch kein deutscher Reichsfürst mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Cassel, des späteren Kurfürsten Wilhelm I. bereit finden ließ, in größerem Umfange Streitkräfte zur Verfügung zu stellen. Daß die französischen Emigranten etwa 17 000 Mann zusammenbrachten, die bereit waren, gegen ihr Vaterland zu marschieren, war demgegenüber ein geringer Trost. Indes vermochten solche politischen Fehlschläge nicht die Zuversicht zu stören, daß der Krieg ein glänzender Sieg sein werde. Gern schenkte man den Voraussagen der Emigranten Gehör, daß die französischen Soldaten in Scharen zum verbündeten Heere übergehen, die Städte und Festungen willig ihre Tore öffnen würden. Besonders der König von Preußen, der sein Heer nach dem Vorbilde des großen Königs zu begleiten beabsichtigte, wenn auch nicht er, sondern der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl führen sollte, war der frohen Hoffnung, bald in Paris einziehen und Ruhe und Ordnung zugunsten des französischen Königtums wiederherstellen zu können.

Der Krieg war also durchaus als ein Angriffskrieg gedacht, der in der Hauptstadt des Gegners seinen Abschluß finden sollte. Aus dem Kriegsplan, den der Herzog von Braunschweig auf Veranlassung des Königs schon im Februar 1792 ausarbeitete, ging das freilich nicht deutlich hervor.

Der Herzog, aufgewachsen in der Schule Friedrichs des Großen, war dem österreichischen Bündnis wenig geneigt und haßte die Emigranten, die er für „Aufschneider" und „Windbeutel" hielt, zum Teil sicherlich nicht mit Unrecht. Er sah voraus, daß der Krieg kein leichtes Unternehmen sein werde, und betonte in seinem Kriegsplan die Notwendigkeit schnellen Handelns. Nach seiner Annahme war mit drei feindlichen Armeen zu rechnen, einer Nordarmee bei Lille, einer Zentrumarmee an der Mosel bei Metz und Diedenhofen oder weiter vorwärts an der Nied oder an der Saar und einer Rhein-Armee im unteren Elsaß. Dementsprechend sollten die verbündeten Heere gleichfalls in drei Gruppen operieren. Eine österreichische Armee in Flandern hatte die französische Nordarmee zu beschäftigen, eine solche im Breisgau den Rhein zu überschreiten, um im Elsaß gegen die französische Rhein-Armee eine vorteilhafte Stellung zu gewinnen. Zwischen beiden fiel der preußischen Armee die Offensive zu, die von Coblenz über Trier zunächst ins Luxemburgische, später bis zur Maas bei Dun oder oberhalb geführt werden sollte, um die französische Zentrumarmee aus einer ihr zugeschriebenen Stellung bei Metz herauszumanövrieren, sofern sie es nicht vorziehen würde, der preußischen Armee unmittelbar gegenüberzutreten. Die preußischen Operationen, besonders ein etwaiger Übergang über die Maas, sollten von der österreichischen Armee in Flandern unterstützt werden, entweder nur durch ein Detachement, das sich über die Ardennen heranzuziehen hatte, oder durch die ganze Armee, sofern die französische Nordarmee die Vereinigung mit der Zentrumarmee suchen und den Preußen beim Überschreiten der Maas Schwierigkeiten bereiten sollte. Daß es wünschenswert sei, diese Vereinigung hintanzuhalten, wurde besonders hervorgehoben. Wie nach Erreichung der Maas weiter zu verfahren sei, darüber sagte der Kriegsplan nichts; nur die Möglichkeit wurde noch angedeutet, daß die Eroberung einiger fester Plätze an der Maas notwendig werden könne.

Dieser Kriegsplan ist für die damalige Zeit charakteristisch. Der Aufmarsch macht sich abhängig von dem des Feindes; weil dieser drei weit getrennte Gruppen bildet, müssen auch die Verbündeten in drei weit getrennten Gruppen auftreten. Die Trennung der feindlichen Gruppen aufrechtzuerhalten, scheint der Hauptzweck der Operationen zu sein. Daneben wird die beabsichtigte Offensive der mittleren Gruppe fast schüchtern behandelt; ihr nächstes Ziel, die Maas, ist nur wenige Märsche von der Landesgrenze entfernt. Ein Zusammenwirken wird zwar für die nördliche und mittlere Gruppe ins Auge gefaßt, aber nur unter gewissen Bedingungen. Nichts hören wir von einem Zusammenfassen der Kräfte zur Entscheidung, von einem Aufsuchen der feindlichen Heeresmacht oder ihrer Teile, um sie zu schlagen und den Weg nach Paris

frei zu machen. Was der Herzog plant, ist ein Manöverkrieg, der die Entscheidung hinausschiebt, der Diplomatie überantwortet und nur durch die Wegnahme eines Streifen Landes und einiger Festungen für die politischen Verhandlungen oder, wenn sie scheitern sollten, für die Fortführung des Krieges im kommenden Jahre eine günstige Grundlage schaffen will.

Der Kriegsplan zeigt den Herzog recht als ein Kind seiner Zeit. Er war zwar ein Schüler Friedrichs des Großen, aber nicht des Königs, der im Bewußtsein seiner Überlegenheit mit raschen kühnen Schlägen den Feind zu vernichten trachtete, sondern des mit beschränkten Mitteln arbeitenden Feldherrn, der durch hinhaltende Schachzüge den Feind über seine Schwäche zu täuschen und dem letzten Ringen um die Entscheidung auszuweichen suchte. Wie fast allen Heerführern jener Zeit war auch dem Herzog aus der Erbschaft des großen Königs nur der Glaube an die Macht des Manövers, an die Notwendigkeit gemessener und methodischer Operationen, an die strategische Bedeutung gewisser geographischer Punkte oder Linien zugefallen. Und doch hätte er sich gerade bei Friedrich II. Rat holen können, wie ein Angriffskrieg gegen Frankreich zu führen war. In seinen „**Réflexions sur les projets de campagne**", die 1775 geschrieben sind, bespricht der König den Fall einer Koalition Preußens, Österreichs, des Deutschen Reichs, Englands und Hollands gegen Frankreich, das mit einigen andern Staaten — Spanien, Sardinien, Neapel — verbündet ist. Auf einem Nebenkriegsschauplatze im Mailändischen soll die Koalition 100 000 Mann verwenden, um Sardinien anzugreifen, 110 000 Mann gehen durch das Elsaß vor; 180 000 Mann schließlich führen von Flandern aus den Hauptstoß, „nicht etwa um in jedem Jahre eine Schlacht zu liefern und einige feste Plätze wegzunehmen, was sieben bis acht Feldzüge erfordern würde, vielmehr um in das Herz des Königreichs einzudringen, in der Richtung auf die Somme vorzugehen und zu gleicher Zeit die Hauptstadt zu bedrohen". Die Hauptarmee muß die Schlacht suchen, um das Übergewicht zu erlangen; wenn auch eine Anzahl von festen Plätzen belagert und erobert werden muß, so bleibt doch das Hauptziel Paris. Wird mit Nachdruck gegen die Armee operiert, die Paris decken soll, so wird sich das französische Ministerium beeilen, Frieden zu schließen.*)

Auch dieser Kriegsplan entspricht in der Verwendung sehr starker Kräfte zu Nebenzwecken, in der noch immer zu weit gehenden Berücksichtigung der festen Plätze nicht unseren heutigen Anschauungen, trägt aber durch die Betonung der Notwendigkeit, die Schlacht zu suchen und durch die Bedrohung der Hauptstadt den Frieden zu erzwingen, den Stempel einer kriegerischen Energie, die den Nachfolgern des großen

*) Die „Betrachtungen über Feldzugspläne" sind angeblich 1775 zum ersten Male gedruckt, aber nur wenigen Personen mitgeteilt worden. Sie sind 1808 erneut im Druck erschienen und von Massenbach 1809 in die „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staates usw." aufgenommen worden. Ob sie dem Herzog bekannt gewesen sind, steht dahin.

Königs fremd war und auch der Mehrzahl der späteren Heerführer gegen Frankreich trotz aller Erfahrungen der Napoleonischen Kriegszeit fremd blieb. Im Feldzugsplan für 1814 findet sich von neuem die Dreiteilung der verbündeten Streitkräfte: die Armee des rechten Flügels soll Holland erobern, die mittlere unter Blücher den Rhein in der Gegend von Mainz überschreiten, die französische Armee beschäftigen und gegen sie manövrieren, bis die Hauptarmee von der Schweiz und vom Ober-Rhein her die Verbindungslinien des Feindes, d. h. zunächst den geographischen Punkt der Hochfläche von Langres erreicht hat. Dann wird zwar ein Weitermarsch auf Paris in Aussicht gestellt, aber von einem Zusammenhandeln der Armeen zur Vernichtung der feindlichen Truppenmacht ist auch hier nicht die Rede. Noch immer wird im Manöver gegen die Flanken und den Rücken des Feindes, nicht aber in der Schlacht mit vereinigten Kräften die wirksamste Betätigung der Strategie erblickt. Daß die Kriegführung später über so zaghafte und künstliche Pläne hinaus gegangen ist, dafür hat Blücher das Verdienst. Sogar im Jahre 1815 taucht nochmals der alte Plan auf, in drei getrennten Gruppen aus Belgien, vom Mittel- und vom Ober-Rhein in Frankreich einzurücken; eine Reservearmee soll folgen, um einzugreifen, wenn eine Armee geschlagen ist. Dieses Mal wird aber Paris als Ziel für alle Armeen bezeichnet, der Waffenentscheidung soll nicht ausgewichen werden. Der Fortschritt ist unverkennbar; der Plan stammt von Gneisenau. Zur Ausführung ist er nicht gelangt, da Napoleons Vorstoß gegen Blücher und Wellington dem Angriff der Verbündeten zuvorkam. Einen gewaltigen Schritt tat aber Moltke vorwärts in der Erkenntnis und Durchdringung des Wesens der strategischen Offensive, als er im Jahre 1870 den Operationsplan gegen Frankreich nur darin bestehen ließ, die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und zu schlagen, wo sie gefunden wurde, und zu diesem Zweck die verfügbaren Streitkräfte auf dem kürzesten Wege möglichst geschlossen vorzuführen.*)

Massenbach, der spätere unglückliche Berater des Fürsten Hohenlohe im Jahre 1806, damals aber wohlgelitten und anerkannt als Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe, hat in seinen Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates**) dem Herzog den Vorwurf gemacht, daß er aus politischen Gründen einen „laulichten" Operationsplan entworfen habe, — sicherlich nicht ganz mit Unrecht! In einem Anschreiben zu seinem Plane betonte der Herzog ausdrücklich, daß er den Erwerbungen, die man in Polen zu machen hoffe, den Vorzug vor den Eroberungen in Frankreich gebe. Wozu sollte der Feldzug gegen Frankreich, der auf Befehl des Königs stattfand, zu einer umfangreichen Unternehmung ausgedehnt werden, wenn es an der Ostgrenze mit sehr viel geringerer Anstrengung möglich war, für Preußen neue Gebiete zu gewinnen?

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 36, Seite 107.
**) Band I, Erste Beilage.



In der Tat bemühte sich die preußische Diplomatie in jener Zeit von neuem in Wien, die Zustimmung Österreichs zur Angliederung polnischer Bezirke an Preußen zu erzielen, aber ohne Erfolg. Um so bereitwilliger zeigte sich Kaiserin Katharina II. von Rußland, deren Heere damals an den Grenzen Polens standen, dem preußischen Staate einen Anteil an der polnischen Beute zu gewähren. So bestanden die Gegensätze in der polnischen Frage zwischen Preußen und Österreich trotz des kriegerischen Bündnisses gegen Frankreich fort und gaben unzweifelhaft die Veranlassung, daß beide Staaten, um sich die Möglichkeit eines bewaffneten Auftretens im Osten Europas zu wahren, für den Kampf im Westen nicht ihre vollen Machtmittel in die Wagschale warfen.*)

Vereinbarungen zwischen Preußen und Österreich über den Kriegsplan.

Im Operationsplan des Herzogs war vorsichtiger Weise nicht angegeben, wie stark die drei Heeresgruppen gemacht werden sollten; dies blieb der Vereinbarung mit Österreich vorbehalten. Am 12. Mai fand eine Beratung in Sanssouci statt, bei der die Habsburgische Monarchie durch den Feldzeugmeister Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg vertreten wurde. Man kam überein, daß Preußen für die mittlere zum Angriff bestimmte Gruppe 42 000 Mann stellen sollte; von 56 000 Österreichern in Belgien hatte ein Korps die preußische Armee beim Vormarsch im Luxemburgischen zu verstärken; auch von der südlichen österreichischen Heeresgruppe, die sich 50000 Mann stark am Ober-Rhein sammeln sollte, wurden 23 000 Mann zur Teilnahme an den preußischen Offensivoperationen bestimmt.**) Über die Führung der Operationen wurde gleichfalls verhandelt; zu endgültigen Verabredungen kam es aber erst gelegentlich der Krönung des österreichischen Monarchen zum Römischen Kaiser in Frankfurt am Main im Juli 1792. In Weisenau bei Mainz traten in der Mitte dieses Monats der Herzog von Braunschweig, der Fürst zu Hohenlohe-Kirchberg und der österreichische Feldmarschall Graf Lacy zu neuen Besprechungen zusammen. Vom Gegner wußte man damals 19 000 Mann unter Lafayette bei Sedan, 17 000 Mann unter Luckner bei Metz; andere Truppen wurden angeblich im oberen Elsaß und an der Lauter, Karlsruhe gegenüber, zusammengezogen. Das waren jedenfalls schwächere Kräfte, als der Herzog von Braunschweig ursprünglich angenommen hatte, indem er die Franzosen auf 150 000 Mann schätzte. Unter seiner, als des Oberbefehlshabers der verbündeten Truppen, Führung sollte nunmehr die Hauptarmee, 45 000 Preußen und 8000 Emigranten, von Coblenz auf dem westlichen, mit einem Korps auf dem östlichen Mosel-Ufer nach Luxemburg vorrücken, von dort über Longwy auf Verdun weitergehen mit dem Ziel, die Vereinigung der Armeen Lafayettes und Luckners zu verhindern. Von Namur hatte Feldzeugmeister Graf

*) Preußen stellte von 171 000 Mann Infanterie und 41 000 Reitern, die seine Armee bei vollem Stande zählen sollte, nur 45 000 Mann ins Feld, Österreich von 270 000 Mann nur 80 000. — Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, Erster Teil, Seite 7.

**) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 1. Band, Seite 416.

v. Clerfayt mit 14 000 Österreichern und 4000 Emigranten über die Ardennen zu marschieren und sich bei Longwy mit der Hauptarmee zu vereinigen. Mit 33 000 Österreichern verblieb Herzog Albert zu Sachsen-Teschen in den belgischen Niederlanden; ein Angriff auf die festen Plätze im Norden Frankreichs mit 25 000 Mann wurde beabsichtigt. Von den österreichischen Truppen, die am oberen Rhein aufmarschierten, waren 15 000, nicht 23 000 Mann, wie ursprünglich festgesetzt, unter dem Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg bestimmt, bei Mannheim über den Rhein zu gehen und die feindlichen Kräfte zu schlagen, die sich angeblich unter dem General Kellermann an der Lauter sammelten; dann sollte über Kaiserslautern die Saar in der Gegend von Saarlouis und damit der Anschluß an die Hauptarmee erreicht werden. Die Truppen des Landgrafen von Hessen-Cassel, 6000 Mann, wurden der Hauptarmee angeschlossen. 7000 Österreicher und 2000 Mann kurmainzischer Truppen unter dem Feldmarschalleutnant Grafen v. Erbach sicherten den Rhein bei Philippsburg südlich von Speyer; 11 000 Österreicher und 6000 Emigranten unter dem Feldmarschalleutnant Fürsten Esterhazy waren zur Deckung des Ober-Rheins ausersehen; eine Diversion dieser Truppen ins Ober-Elsaß mit den Zielen Hüningen und Belfort wurde geplant.

Dieser endgültige Operationsentwurf bedeutete unzweifelhaft eine Stärkung des Offensivgedankens insofern, als sich nicht nur ein Teil der österreichischen Truppen in den Niederlanden, sondern auch des Korps am Ober-Rhein dem preußischen Vorgehen anzuschließen hatte, wenn auch diesen Anordnungen weniger der Gedanke an eine gemeinsame Offensive, als der eines Flankenschutzes der Hauptarmee zugrunde liegen mochte. Daß die 15 000 Mann des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg die Truppen Kellermanns an der Lauter aufsuchen und schlagen sollten, bevor sie der Hauptarmee nachmarschierten, war ein durchaus gesunder Gedanke, der vom Fürsten selbst ausging. Freilich, wie verfahren werden sollte, wenn Kellermann einer Entscheidung auswich, wurde im voraus nicht erwogen. Die Schwächen des Plans bestanden nach wie vor darin, daß zu Sicherungszwecken auf den Flügeln viel zu starke Truppen angesetzt wurden; es mangelte die Erkenntnis, daß die beste Deckung rückwärtiger Gebiete im Angriff mit vereinigten Kräften besteht. Ganz den Auffassungen jener Zeit entsprach die Absicht, mit den Sicherungskorps Diversionen gegen französische feste Plätze zu unternehmen. Man erhoffte dadurch eine Schwächung der feindlichen Hauptkräfte, die zu Entsendungen genötigt werden sollten. Die Wirkung solcher Operationen wurde sehr überschätzt; man rechnete nicht mit Widerständen, die in den bedrohten Landstrichen gerade erst durch derartige Unternehmungen erweckt zu werden pflegen.*) Ein schwerwiegender Nachteil des ganzen Planes war aber die Minderung des zur Offensive bestimmten Korps Hohenlohe um 8000 Mann, die bei den da-

*) v. Clausewitz, Vom Kriege, 7. Buch, 20. Kapitel.



maligen Gesamtstärken schon sehr ins Gewicht fielen, hervorgerufen durch die Rücksicht auf Verwicklungen im Osten Europas; also eine Herabsetzung der Stärke gerade der Heeresgruppe, die für den Angriff nicht stark genug gemacht werden konnte.

Bedenken gegen den Krieg.

Bei der allgemein bestehenden Hoffnung, den Krieg mit Hilfe gutgesinnter französischer Landeseinwohner schnell und glücklich zu beenden, kam die Schwäche der für den Angriff bestimmten Truppen schwerlich einer der maßgebenden Persönlichkeiten voll zum Bewußtsein, wenn es auch nicht an Warnern fehlte; nur der Herzog von Braunschweig selbst, der dem ganzen Unternehmen nicht geneigt war, scheint bedenklich geworden zu sein.*) Er war kein starker Charakter, aber ein Mann von Einsicht. Ihm entging auch nicht, daß der bevorstehende Krieg ein ganz unklares politisches Ziel hatte. Man zog aus, um den bedrohten französischen König wieder in seine Rechte einzusetzen, der doch — wenigstens dem Namen nach — immer noch der Herrscher des Volkes war, dem der Feldzug galt. Wie nahe lag die Voraussicht, daß dieser Krieg die Stellung des Königs eher zu verschlechtern als zu verbessern geeignet war, weil der Monarch verdächtig erscheinen mußte, mit den Feinden des Vaterlandes im Einvernehmen zu sein! Der Einmarsch in Frankreich konnte einen Zusammenbruch des Königtums hervorrufen, bevor die Verbündeten die Möglichkeit hatten, entscheidend einzugreifen. Etwas von dieser Erkenntnis hatte sich den Machthabern auch schon mitgeteilt; man war einig darüber, daß es unmöglich sein werde, das absolute Königsregiment in Frankreich im alten Umfange wieder aufzurichten und die Konstitution ganz zu beseitigen; nur auf die Erhaltung der Monarchie innerhalb der neugeschaffenen politischen Verhältnisse kam es an. Das war nun freilich gar nicht nach dem Sinne der Emigranten, die die Eröffnung des Feldzuges so eifrig gefördert hatten, in der Hoffnung, das Zeitalter der Feudalrechte in Frankreich wieder erstehen zu sehen. Da ihre weitgehenden Forderungen abgelehnt wurden, kam es zu Reibungen mit ihnen; diese Meinungsverschiedenheiten, das erwachende Mißtrauen gegen sie und die Mißstimmung, die ihr sittenloser Lebenswandel in den rheinischen Städten hervorrief, brachten es dahin, daß sie nicht einheitlich in besonderem Korps zu einer Diversion von Basel aus, wie ursprünglich geplant, verwendet, sondern vielmehr auf die österreichischen und das preußische Korps verteilt wurden. Damit war ihre Mitwirkung allerdings zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Die Laune des Herzogs, der auf die Emigranten ohnehin nicht viel, auf ihre Verheißungen gar nichts gab, wurde durch solche Streitigkeiten und auch durch die ärgerliche Erfahrung nicht gebessert, daß die Österreicher die versprochenen Truppen nicht in vollem Umfange stellten. Er stand aber mit seiner ungünstigen Beurteilung des Krieges ziemlich allein. Im Volke sowohl wie in der Armee, der preußischen und der österreichischen, herrschte Stimmung für den Feldzug. Die Umsturzideen der

*) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 1. Band, Seite 525.



Revolution waren östlich des Rheins im allgemeinen auf keinen fruchtbaren Boden gefallen; wo vereinzelte Volksbewegungen gegen gutsherrliche Bedrückungen stattfanden, waren sie mit leichter Mühe gedämpft worden. Dagegen sah man in den Franzosen den hassenswerten Zerstörer altehrwürdiger Einrichtungen, und das Wort „Patriot", das man nach französischem Muster auf die Revolutionäre anwandte, wurde fast ein Schimpfwort. Wie nahe sich Preußen und Österreicher trotz der langjährigen Erbfeindschaft im gemeinsamen Handeln gegen Frankreich verbunden fühlten, beweist die festliche, fast begeisterte Aufnahme, die die preußischen Truppen bei ihrem Marsch von Schlesien nach dem Rhein in Böhmen fanden.*) Zwischen den Kabinetten bestand freilich das alte Mißtrauen trotz des kriegerischen Bündnisses fort.

Aufmarsch der Verbündeten.

Am 20. April 1792 hatten die Franzosen den Krieg erklärt, im Juli trafen die Kolonnen der Verbündeten am Rhein ein, den bis dahin die schwachen Kaiserlichen Truppen im Breisgau und hessische Truppen bei St. Goar bewacht hatten. Es war ein Glück, daß die Franzosen, die schon Ende April operationsbereit waren — soweit dieses Wort überhaupt auf ihre Truppen angewendet werden kann —, die Ablenkung nach den Niederlanden fanden und sich auch später im Mai, als sie am Rhein schon starke Kräfte versammelt hatten, zu einer Offensive über den Strom nicht veranlaßt sahen. Die Preußen rückten in drei Hauptkolonnen an, mit je einer aus Westfalen, der Mark und Schlesien; dazu kamen noch zwei Nebenkolonnen. Am 19. Juli vereinigten sich ihre Truppen in einem Lager bei Rübenach, westlich von Coblenz; sie zählten 47 Bataillone, 70 Eskadrons, 14 Batterien. Die Zahl der Eskadrons war also, wie immer in den preußischen Kriegen des 18. Jahrhunderts, sehr viel höher als die der Bataillone. Die Armee gliederte sich in eine Avantgarde unter dem Generalleutnant Prinzen zu Hohenlohe, dem späteren unglücklichen Führer von Jena und Prenzlau, in ein erstes Treffen, das der Herzog von Braunschweig selbst kommandierte, in ein zweites Treffen unter dem Generalleutnant v. Courbière, in die Kavallerie unter dem Generalleutnant v. Lottum und in zwei kleine Korps unter den Generalmajoren v. Eben und v. Köhler. Der Herzog nahm in Horchheim Quartier; der König traf am 23. Juli von Mainz bei der Armee ein, bezog das jetzt verschwundene Schloß Schönbrunnslust und hielt am 25. und 27. Juli Revuen ab. Von den Österreichern, deren Verstärkungen durch Franken und die Oberpfalz, durch Bayern und Schwaben anmarschiert waren, standen zu gleicher Zeit 25 000 Mann des Herzogs zu Sachsen-Teschen in den Niederlanden zwischen Tournai und Mons und in Flandern,**) 14 000 Mann des Grafen v. Clerfayt mit 4000 Emigranten bei Namur, 15 000 Mann des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg bei Schwetzingen südlich von Mannheim, 9000 Mann des Grafen v. Erbach bei Philippsburg, 11 000 Mann des

Trupppeneinzeichnung auf Skizze 13.

*) Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzuge der Preußen nach Champagne 1792. Liegnitz und Leipzig bei D. Siegert 1802.

**) Außerdem 8000 in den Garnisonen Belgiens.

Fürsten Esterhazy mit 6000 Emigranten im Breisgau; 6000 Hessen befanden sich unter der Führung ihres Landgrafen noch bei St. Goar, 8000 Emigranten der Hauptarmee bei Bingen. Damit war der Aufmarsch der verbündeten Streitkräfte gemäß den getroffenen Vereinbarungen vollzogen; der Feldzug konnte eröffnet werden. Das Signal zum Beginn der Feindseligkeiten gab das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli an die Einwohner Frankreichs, dessen Sprache — weit entfernt, die Franzosen einzuschüchtern — nur geeignet war, ihre Erbitterung gegen die Einmischung der Fremden und das Mißtrauen gegen den eigenen König zu steigern. Daß sich der Herzog bereit finden ließ, dies von ihm selbst nicht gebilligte, von Emigranten entworfene Schriftstück mit seinem Namen zu unterzeichnen, ist für die Beurteilung seines Charakters von Bedeutung.

Aufmarsch der Franzosen.

In Frankreich war man schon seit Ende Juni über die Aufmarschabsichten der Verbündeten gut unterrichtet. Zeit war also genug vorhanden, um ihrer Offensive zuvorzukommen; da aber der französischen Armee ein eigentliches Oberhaupt fehlte, und die häufig wechselnden Kriegsminister sich nur mühsam Geltung verschaffen konnten, gingen die Gegenmaßregeln sehr langsam vorwärts. Daß starke Kräfte in die Gegend zwischen Maas und Mosel geschoben werden mußten, um den Stoß der Verbündeten aufzufangen, war ohne weiteres klar; indes erst in der Mitte des Juli fanden sich die Nordarmee von Famars und die Zentrumarmee von Maubeuge her auf dem Marsche zur Ostgrenze in der Gegend von Marle zusammen. Von dort marschierte Luckner mit der Zentrumarmee, deren Kommando er inzwischen von Lafayette übernommen hatte, nach Metz weiter, wo er Ende Juli eintraf; Lafayette, der sich nicht weit von Paris entfernen wollte, weil er seine Rolle als Beschützer der Dynastie noch nicht als erledigt ansah, kam mit der bisherigen Nordarmee, die jetzt den Namen „Ardennen-Armee“ erhielt, bis in die Gegend zwischen Sedan und Montmedy. Unter seinem Oberbefehl übernahm General Dumouriez das Kommando über die Truppen, die zwischen Dünkirchen und der Sambre gegen Belgien stehen geblieben waren und mit den dortigen österreichischen Kräften gelegentliche Berührungen hatten.

Dumouriez war zwar ursprünglich von Luckner angewiesen, mit einem Teil der Truppen nach Metz zu folgen, benutzte aber die Gelegenheit, um sich mit Zustimmung des Kriegsministeriums der Weisung Luckners zu entziehen und bei Valenciennes ein selbständiges Korps zu bilden, dessen Kommando dem Namen nach ein General Dillon führte. Dieser Vorgang ist bezeichnend für die Verhältnisse auf französischer Seite. Von den Generalen, die im Vordergrunde standen, war Luckner vielleicht der einzige, der es mit seiner militärischen Aufgabe ernst und ehrlich meinte, obwohl auch bei ihm Zweifel möglich sind. Lafayette verfolgte royalistische Absichten, die mit den Anschauungen der Masse des Volkes jedenfalls nicht übereinstimmten. Dumouriez hatte selbstsüchtige, ehrgeizige Pläne, die sich mit seinen auf die Eroberung Belgiens gerichteten Ideen vermengten. Ein tatkräftiger Feind hätte aus diesen politischen

Gegensätzen großen Nutzen ziehen können, da bei den französischen Führern schwerlich der gute Wille vorhanden war, sich im Falle der Not gegenseitig zu unterstützen.

Ende Juli, als der Aufmarsch der Verbündeten vollzogen war, befanden sich die französischen Streitkräfte in folgender Aufstellung: die neugebildete Nordarmee unter Dillon stand mit 27 000 Mann um Valenciennes, die Ardennen-Armee mit 24 000 Mann unter Lafayette in der Gegend von Sedan, die Zentrumarmee mit 18 000 Mann unter Luckner bei Longeville, westlich von Metz. Von der Rhein-Armee unter dem General Biron, die bisher noch keine Rolle im Feldzug gespielt hatte, befanden sich 8000 Mann unter Kellermann bei Landau, das damals eine französische Enklave auf deutschem Gebiet war, 12 000 Mann unter Biron selbst bei Weißenburg, 10 000 Mann waren am Ober-Rhein verteilt. Rund 99 000 Mann standen für den Feldkrieg bereit, während noch 58 000 Mann in den Garnisonen des Landes verblieben. Die Kräfte auf der französischen und der gegnerischen Seite hielten sich im ganzen genommen ungefähr die Wage; auf beiden Seiten fielen erhebliche Truppenmengen für die eigentlichen Operationen aus, da man sich noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen hatte, daß derjenige, der die kriegerische Entscheidung sucht, auch den letzten Mann einsetzen muß, um stark zu sein.

Die preußische Armee marschiert von Coblenz nach der Grenze.

Der Herzog von Braunschweig hatte in seinem Operationsplan betont, daß schnell gehandelt werden müsse; indes schon im Lager von Rübenach gab es für die Preußen einen ärgerlichen Aufenthalt von mehreren Tagen, weil nicht genügend Brot für die Armee gebacken war. Dieser Mangel an Vorsorge, der ungenügende Futterzustand der Trainpferde, die jetzt schon nach den langen Anmärschen lebendigen Skeletten glichen und den ganzen Feldzug noch vor sich hatten, erweckten trübe Aussichten auf entbehrungsreiche Tage, da man sich nach dem damaligen Kriegsbrauch in der Verpflegung, abgesehen vom Pferdefutter, ganz von Magazinen abhängig machte. Zudem begann schon in den letzten Julitagen das verhängnisvolle kalte Regenwetter, das dem unglücklichen Feldzuge das Hauptgepräge gab. Endlich am 28. Juli setzte sich die preußische Armee von Rübenach nach Trier in Marsch, wo sie am 4. und 5. August anlangte.

Sie benutzte mit dem vorausgehenden Korps des Generals v. Eben, der Avantgarde und dem Gros die Straße über Kaisersesch und Wittlich durch die Eifel, mit dem Korps des Generals v. Köhler auf dem rechten Mosel-Ufer die Straße über Cappel und Waldrach durch den Hundsrück. Die Märsche durch das Gebirgsland waren äußerst beschwerlich und gaben schon einer Menge von Zugpferden den Rest; im ganzen wurden in sieben bis acht Tagen rund 120 km zurückgelegt. Bei Trier bezog das Gros ein Lager mit der Mosel und Saar vor der Front; die Avantgarde sicherte bei Tawern zwischen beiden Flüssen; Eben stand bei Grewenmachern, Köhler bei Saarburg. Nun gab es abermals einen Aufenthalt von mehreren Tagen, angeblich um das Eintreffen des österreichischen Korps Hohenlohe-Kirchberg an der

Skizze 14.

Saar abzuwarten; in Wirklichkeit lagen aber erneute Verpflegungsschwierigkeiten vor. Erst am 10. August setzte sich das Korps Eben von Grewenmachern wieder in Marsch und erreichte mit Teilen Flaxweiler nordöstlich von Luxemburg, mit Teilen Stadtbredimus an der Mosel; am 11. kam es bis Frisingen. Die Avantgarde verließ Tawern erst an diesem Tage, marschierte bis Sinz und nahm durch eine vom Prinzen zu Hohenlohe selbst geführte Abteilung das feste Schloß Sierck;*) am 12. erreichte sie die Gegend von Remich westlich der Mosel, am 13. Frisingen, wo sie sich mit dem Korps Eben vereinigte. Das Gros der preußischen Armee brach am 12. August von Conz bei Trier auf, erreichte an diesem Tage Kirf, am 13. über Remich ein Lager bei Mondorf. Damit war man endlich an der französischen Grenze angekommen; wiederum aber verursachten Verpflegungsschwierigkeiten einen Aufenthalt von vier Tagen. Schon jetzt, noch diesseits der Grenze, wurde angefangen zu plündern, wenn auch zunächst nur auf den Feldern. Ein nächtlicher Alarm, der eine große Unordnung hervorrief, war eine weitere schlimme Vorbedeutung.

Hinter der preußischen Armee besetzte das Korps Köhler von Saarburg aus die verlassene Stellung bei Tawern; die der Hauptarmee zugeteilten Emigranten trafen am 13. August von Bingen bei Trier ein; die Hessen rückten am 16. von St. Goar auf Trier nach, das sie am 21. August erreichten. Erhebliche Kräfte befanden sich also in zweiter Linie, um den Rücken zu decken.

Vormarsch der Österreicher.

Inzwischen hatten sich auch die österreichischen Truppen in Bewegung gesetzt, die an der Offensivoperation der Preußen beteiligt werden sollten. Feldzeugmeister Graf v. Clerfayt war mit seinen 14000 Mann und 4000 Emigranten am 7. August von Namur aufgebrochen und stand am 16. August bei Arlon; seine Vereinigung mit der Hauptarmee war also so gut wie vollzogen. Feldzeugmeister Fürst zu Hohenlohe-Kirchberg hatte mit seinem Korps am 2. August von Schwetzingen aus den Rhein überschritten, um, dem Kriegsplan entsprechend, die französische Abteilung des Generals Kellermann bei Landau anzugreifen. Da aber die Franzosen hinter die Weißenburger Linie auswichen, deren Wegnahme einen ausgedehnten Stellungskampf erfordert hätte, glaubte der Fürst sich nicht länger aufhalten zu dürfen und rückte am 8. August aus der Gegend nördlich von Landau nach Neustadt, wo er aus Verpflegungsrücksichten bis zum 14. August rastete. Wiederholt durch den Herzog von Braunschweig zur Beschleunigung seiner Bewegungen nach der Saar aufgefordert, erreichte er am 15. August Kaiserslautern, am 17. Homburg in der Pfalz, wo er auch am 18. blieb. In 18 Tagen hatte also dieses Korps rund 110 km zurückgelegt und dabei die sehr

Skizze 13.

Skizze 14.

*) Sierck war nur schwach besetzt. Der Feind verlor 1 Offizier, 23 Mann als tot; 1 Offizier, 40 Mann wurden gefangen. Auf preußischer Seite wurde nur ein Husar getötet. Diese erste Waffentat rief in der preußischen Armee großen Jubel hervor. Vgl. Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, 11. Heft, Seite 7.



wichtige Aufgabe nicht gelöst, den in der Flanke seines Vormarsches stehenden Gegner zu schlagen.

Sturz des französischen Königtums.

Bei den Franzosen hatten sich inzwischen bedeutende Ereignisse vollzogen, freilich nicht auf operativem Gebiet. Luckner war am 3. August zwar mit der Zentrumarmee den Preußen von Metz bis Reichersberg entgegengerückt, um Diedenhofen zu decken, und hatte Fentsch mit 4000 Mann besetzt; das war indes auch die einzige Maßregel neben dem Rückzug Kellermanns bis zur Lauter, die durch die Vorwärtsbewegung der Verbündeten hervorgerufen wurde. Im übrigen blieben die Franzosen stehen. In Paris aber stürmte am 10. August der Pöbel zum zweiten Male die Tuilerien; der König, der den Schutz der Nationalversammlung aufsuchte, wurde in Haft genommen. Die königsfeindliche Partei der Jakobiner riß die Herrschaft an sich, und es begann das entsetzliche Wüten der Revolution, durch das die Machthaber die Gegner der Volkssouveränität und die Freunde des Königs einzuschüchtern versuchten.

Der Herzog von Braunschweig plant die Eroberung von Longwy.

Als die Nachrichten von diesen Vorgängen das preußische Hauptquartier im Lager von Mondorf erreichten, mußte sich jeder Einsichtige sagen, daß das französische Königtum kaum noch zu retten sei. Nur höchste Eile konnte helfen. Der König von Preußen, dem die Operationen schon längst viel zu langsam erschienen waren, drängte auf Beschleunigung des Vormarsches nach Paris. Der Herzog von Braunschweig sah die Berechtigung dieses Vorwärtsdrängens wohl ein; indes standen schnelle Operationen so wenig im Einklang mit seiner methodischen Auffassung der Kriegführung, daß er sich nicht zu dem Entschlusse aufraffen konnte, rücksichtslos auf die Hauptstadt vorzumarschieren. Das, was er in der nächsten Zeit im Sinne des bisherigen Kriegsplanes wirklich zu tun beabsichtigte, war eine Musterleistung der Manöverstrategie. Eine feindliche Armee stand bei Sedan, eine bei Diedenhofen; zwischen beiden lag die unbedeutende Festung Longwy. Nicht eine der feindlichen Armeen oder beide nacheinander, sondern diese kleine Festung sollte das nächste Operationsziel für die preußische Hauptarmee und das österreichische Korps Clerfayt bilden. Dadurch schob man sich zwischen die feindlichen Armeen und erhielt ihre Trennung aufrecht, wobei man freilich bei ihnen eine recht geringe Neigung zu Gegenoperationen voraussetzte. Die französische Zentrumarmee sollte bei Diedenhofen dadurch an die Mosel gefesselt werden, daß das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg unter Beschleunigung seines Weitermarsches von Homburg in den Raum zwischen der Saar und der Mosel einrückte. Inzwischen sollten die preußischen Truppen bei Trier, das Korps Köhler mit den Emigranten, Remich besetzt halten, während die Hessen Trier sicherten.

Nach den Anschauungen jener Zeit wäre es ein grober Kunstfehler gewesen, eine Festung, die — wie hier Longwy — unmittelbar an der Vormarschstraße lag, unerobert hinter sich zu lassen. Das mag die Absichten des Herzogs erklären.

Zweifellos kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß die Lage, die er sich damit schuf, schwere Gefahren in sich barg. Schon eine feindliche Armee, die vereinigten Truppen Birons und Kellermanns an der Lauter, hatte man ungeschlagen im Rücken gelassen; jetzt war man im Begriff noch an einer anderen Armee bei Diedenhofen vorbeizumarschieren, ohne mit ihr abzurechnen. Nichts hinderte die beiden Armeen — um nur eine der drohenden Möglichkeiten zu erläutern — im Rücken der Preußen, während diese auf Longwy weitergingen, das nachfolgende Korps Hohenlohe-Kirchberg aus verschiedenen Richtungen mit fast doppelter Überlegenheit anzufallen. Den an Zahl unterlegenen französischen Feldtruppen war damit Gelegenheit gegeben, einen wichtigen Teilerfolg zu erringen, der auf die Offensive der Verbündeten voraussichtlich eine völlig hemmende Wirkung ausgeübt hätte.

Das ist freilich eine nachträgliche Erwägung; der Herzog hatte auf Grund der damaligen Kriegserfahrungen wohl keinen Anlaß, von seinen Gegnern ein so tätiges Verhalten vorauszusetzen.

Eroberung von Longwy.

Nachdem die Preußen von Frisingen aus am 15. August das Schloß Rodemachern und am 16. unter leichten Gefechten Ottingen und Wolmeringen besetzt hatten, marschierten sie am 18. August mit der Avantgarde bis Kail, mit dem Gros bis Bettemburg. Am 19. August wurde bei strömendem Regen die französische Grenze überschritten. Die Avantgarde machte über Aumetz einen Vorstoß gegen die französischen Truppen, die Luckner nach Fentsch entsendet hatte. Es kam zwischen Aumetz und Fentsch zu einem Gefecht, durch das die französischen Vorposten zurückgedrängt wurden, und ein Chasseur-Regiment schwere Verluste erlitt.*)

Am Abend lagerte die preußische Avantgarde bei Crusnes, das Gros bei Tiercelet auf den durch heftige Regengüsse erweichten Äckern. Die Bagagewagen waren allenthalben stecken geblieben, das, was an Lebensmitteln und anderen Bequemlichkeiten fehlte, wurde durch Plünderung der naheliegenden Ortschaften aufgebracht, die einen so großen Umfang annahm, daß der Herzog von Braunschweig mit strengen Erlassen und Strafen einschreiten mußte.

Am 20. August schlossen die Preußen die Festung Longwy von Süden ein, indem sie sich gegen die französischen Armeen bei Sedan und Diedenhofen durch das zweite Treffen sicherten, das die Front nach Westen und Süden nahm. Gleichzeitig war das österreichische Korps Clerfayt, das am 19. August Arlon verlassen hatte, im Norden der Festung eingetroffen. Am 21. August wurde Longwy erkundet, und am Abend die Beschießung durch zwei Batterien zehnpfündiger Mörser und Haubitzen eröffnet. Am 22. August begann der Kommandant, Oberst Legrand, der die Festung mit 2600 Mann und 70 Geschützen verteidigte, Verhandlungen anzuknüpfen, und am

*) Von den Franzosen wurden angeblich 50 Mann getötet oder verwundet, 67 Mann gefangen. Die Preußen verloren einige Husaren.



23. August fand die Übergabe statt.*) Der Erfolg war zwar leicht gewesen, aber die royalistische Stimmung der Bevölkerung, von der man eine große Unterstützung der Operationen erhofft hatte, machte sich nur in geringem Maße bemerkbar. Die wohlgefüllten Magazine von Longwy kamen den Verbündeten zugute, soweit sich eine ordnungsmäßige Verteilung der Vorräte ermöglichen ließ. Bis zum 28. August blieben die Hauptarmee und das Korps Clerfayt in und bei Longwy stehen. Die Brotverpflegung verursachte wiederum Schwierigkeiten. Das weiße französische Brot behagte den Mannschaften nicht; das Brot der Feldbäckerei erwies sich als wässerig und ungenießbar. Erneutes heftiges Regenwetter machte den Aufenthalt in den Zeltlagern geradezu unerträglich.

Dumouriez übernimmt das Kommando der Ardennen-Armee.

Skizze 15.

Inzwischen war das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg am 19. August von Homburg aufgebrochen und stand am 26. in einem Lager bei Remich an der Mosel, wo es sich mit dem preußischen Korps Köhler vereinigte, das mit den Emigranten der Hauptarmee von Tawern bis Stadtbredimus vorgerückt war. Die Hessen kamen an diesem Tage von Trier bis Tawern. Auf französischer Seite war am 19. August ein Ereignis von größter Tragweite eingetreten; Lafayette, der sich durch seine royalistische Haltung im Gegensatz zu den herrschenden revolutionären Anschauungen und damit auch zu seinen eigenen Truppen gebracht hatte, verließ am 19. August die von ihm kommandierte Ardennen-Armee und trat mit einer Anzahl von Offizieren auf österreichisches Gebiet über; er wurde bei Rochefort von den Österreichern angehalten und in Antwerpen gefangen gesetzt, weil man in ihm einen Feind des französischen Königtums zu sehen glaubte. Neben vielen anderen wunderlichen Erscheinungen schuf also dieser Feldzug auch das unerhörte Ereignis, daß ein Armeeführer angesichts des Feindes aus der ihm anvertrauten Kommandostelle fahnenflüchtig wurde, weil er seine persönliche Sicherheit durch die eigenen Mannschaften gefährdet sah. An seine Stelle trat — zum Glück für Frankreich — der Mann, der den Feldzug zugunsten der Franzosen wenden und beenden sollte, wenn auch weniger durch eigenes Geschick als durch das Ungeschick der Verbündeten — Dumouriez. Am 28. August übernahm er in Sedan das Kommando über die Ardennen-Armee. Daß er sehr eigentümliche Anschauungen von der Kriegführung hatte, bewies die sofortige Wiederaufnahme seines Lieblingsplans, den Krieg nach Belgien hineinzutragen. Erst als er sich in den nächsten Tagen überzeugen mußte, daß die Fortsetzung des Vormarsches der Preußen und Österreicher die geplante Diversion unmöglich machte, sann er auf Mittel und Wege, um ihnen den Weitermarsch über die Maas zu verlegen. Hierzu wurden Verstärkungen von der Nordarmee auf die Maas in Marsch gesetzt. Bei der französischen Zentrumarmee vollzog sich gleichfalls in dieser Zeit ein Kommandowechsel. Luckner, der am 23. August seine Truppen von Fentsch und Reichers-

*) Der Kommandant ertränkte sich nach der Kapitulation.

berg in ein Lager bei Frescaty, südlich von Metz, zurückgeführt hatte, wurde nach Chalons gesandt, um dort Freiwillige zu organisieren, und trat sein Kommando an Kellermann ab, der am 27. August bei Metz eintraf. Auch dieser Wechsel bedeutete eine Stärkung der Franzosen. Es kam hinzu, daß sich inzwischen die Wirkungen der revolutionären Erziehung der Truppen bemerkbar machten, die Anhänger des Königs verschwanden nach und nach aus ihren Reihen; ein einheitlicher, opferwilliger Geist bildete aus den lose gefügten Verbänden allmählich brauchbare Werkzeuge in der Hand der Führung.

Eroberung von Verdun.

Die Verbündeten hatten Longwy nehmen können, ohne von den feindlichen Feldarmeen gestört zu werden; im Gegenteil, die Zentrumarmee hatte sich über Metz zurückgezogen und damit die Trennung von der Ardennen-Armee noch vergrößert. Kein Wunder, daß der Herzog von Braunschweig als nächstes Operationsziel wiederum keine der feindlichen Armeen, sondern abermals eine Festung ins Auge faßte, Verdun. Fiel Verdun in die Hand der Verbündeten, so hatte man an der Maas festen Fuß gefaßt; man stand nach wie vor mitten zwischen den beiden feindlichen Hauptarmeen und besaß eine Basis sowohl für die Fortführung der Operationen, wie auch für etwaige Verhandlungen. Damit wurde das erreicht, was dem Herzog und anderen strategischen Künstlern jener Zeit ungefähr als der größte Erfolg vorschwebte, eine nach damaliger Auffassung günstige strategische Lage, hervorgezaubert nur durch die Macht des Manövers, ohne Gefährdung der Streitkräfte in der Schlacht. Wie gründlich mußte sich die Auffassung vom Wesen des Krieges umgestalten, bis Moltke den Satz niederschrieb, daß die Vereinigung getrennter Heeresteile zu gemeinsamem Wirken in der Schlacht das Höchste sei, was strategische Führung zu erreichen vermöge.*)

Nach den Befehlen des Herzogs rückte die preußische Armee am 29. August von Longwy auf Verdun vor, das Korps Clerfayt sollte diese Bewegung durch ein Vorgehen von Longwy auf Stenay gegen Sedan decken, das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg, verstärkt durch die Emigranten, von Remich aus einen „Versuch" gegen Diedenhofen machen. Drei verschiedene Unternehmungen waren also Ende August im Gange. Die Hauptarmee traf am 30. August vor Verdun ein und bezog ein Lager östlich der Festung, während ein Teil unter dem Generalleutnant Grafen v. Kalckreuth auf das linke Maas-Ufer übertrat, um die Stadt auch von Westen einzuschließen. Nach einer kurzen Beschießung durch drei Belagerungsbatterien ergab sich Verdun am 2. September; die Garnison, etwa 5000 Mann, erhielt freien Abzug, der Kommandant Beaurepaire erschoß sich.

Versuch gegen Diedenhofen.

Die Aufnahme durch die Bevölkerung ließ mehr als in Longwy eine Unterstützung durch royalistisch gesinnte Kreise erhoffen; indes war auch hier von einer

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 36, Seite 76.



allgemeinen Parteinahme der Bürger für die Verbündeten keine Rede. Inzwischen war Clerfayt am 29. und 30. August von Longwy über Longuion nach Marville gelangt und marschierte am 31. August südlich von Montmedy auf Stenay weiter. Seine Vorhut stieß bei Baalon auf vorgeschobene Teile der französischen Ardennen-Armee; diese wichen über Stenay auf Mouzon zurück, so daß Clerfayt Stenay ohne Kampf mit einem Detachement besetzen konnte, während das Gros um Baalon ein Lager bezog. So befand sich die Maas Anfang September an zwei Stellen, bei Verdun und bei Stenay in den Händen der Verbündeten. Dagegen mißlang der „Versuch" des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg auf Diedenhofen, obwohl an dieser Unternehmung die Emigranten der Hauptarmee beteiligt wurden, von denen man eine besondere Unterstützung, auch durch ihre Beziehungen zu Persönlichkeiten der Besatzung, erwartete. Das Korps Hohenlohe brach am 28. August von Remich auf und marschierte mit dem Gros über Rodemachern an Diedenhofen vorbei bis zur Orne bei Reichersberg, um dort gegen die französische Zentrumarmee südlich Metz zu sichern. Eine Abteilung blieb bei Obergentringen, um die Festung von Westen einzuschließen; die Einschließung auf der Ostseite sollten 2000 Emigranten übernehmen. Dazu kam es aber erst am 3. September, weil man bis zu diesem Tage auf Brückengerät warten mußte, um die Mosel bei Königsmachern zu überschreiten. Nachdem der Kommandant zweimal ergebnislos zur Übergabe aufgefordert worden war, erfolgte eine Beschießung mit unzureichenden Mitteln. Die Verteidigungsartillerie erwies sich sogar als überlegen, so daß Fürst Hohenlohe am 6. September die Belagerungsartillerie zurückziehen mußte.

Der König befiehlt die Fortführung der Offensive über die Maas.

Durch das Verharren des Korps Hohenlohe-Kirchberg vor Diedenhofen, durch das Verweilen der Hauptarmee bei Verdun und des Korps Clerfayt bei Stenay an der Maas trat Anfang September eine Unterbrechung in den Operationen der Verbündeten ein. Nur die Hessen und das Korps Köhler rückten der Hauptarmee von der Mosel nach. Im übrigen diente die Pause zu eifrigen Verhandlungen über die Fortsetzung des Krieges. Die politische Lage forderte wegen der Gefährdung der französischen Königsfamilie die ungesäumte Weiterführung des Kriegszuges auf Paris, die strategische Lage verlangte nach den damals gültigen Grundsätzen eine Vervollständigung der Basis an der Maas durch Eroberung der nächstgelegenen Festungen Sedan, Montmedy, Diedenhofen und Metz. Vertreter der ersteren Anschauung war der König von Preußen, getragen von dem ritterlichen Gefühl der Verantwortung für die Erhaltung der französischen Dynastie, gedrängt von den Emigranten und der allgemeinen Stimmung in der Armee; für den Festungskrieg trat der Herzog von Braunschweig ein, unterstützt vom Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg.*) Der Herzog konnte sich zur Empfehlung seiner methodischen Kriegführung darauf berufen, daß die bisherigen

*) Kriege gegen die Französische Revolution 1792 bis 1797. Vom k. und k. Kriegsarchiv. II. Band, Seite 147.

Operationen zwar langsam, aber durchaus programmäßig und erfolgreich verlaufen seien; man war, ohne durch den Feind gefährdet zu sein, bis an die Maas gelangt, hatte zwei Festungen erobert, und sogar die Voraussicht erfüllte sich, daß es glücken werde, die feindliche Armee bei Metz aus ihrer flankierenden Stellung herauszumanövrieren; am 6. September ging die gewisse Nachricht ein, daß Kellermann mit der Zentrumarmee über Pont a Mousson auf Chalons marschiere. Gleichzeitig wurde freilich auch bekannt, daß die Ardennen-Armee von Sedan nach Süden gezogen sei. Indessen nicht die Erkenntnis, daß man der augenscheinlich angestrebten Vereinigung der beiden französischen Armeen nunmehr zuvorkommen müsse, sondern der Wunsch, im Interesse der französischen Dynastie schnell zu handeln, und der Glaube, daß sich die französischen Truppen nach wie vor als ungefährlich erweisen würden, bestimmten den König Friedrich Wilhelm II., seinem Feldmarschall die ungesäumte Fortführung der Offensive über die Maas anzubefehlen.

Der König traf mit seinem Befehl unzweifelhaft das Richtige. Der Herzog handelte danach, wenn auch gegen seine Überzeugung, und trat damit in die zahlreiche Klasse der unglücklichen Feldherren ein, die zwar als Heerführer die Verantwortung tragen, aber doch dem Einflusse einer höheren Macht unterliegen und durch sie geschoben oder in ihren Maßnahmen beschränkt werden.*)

*) Goethe, der im Gefolge des Herzogs von Sachsen-Weimar, von Longwy aus, den Feldzug mitmachte, stellte auf dem Marsch nach Verdun folgende Betrachtungen an:

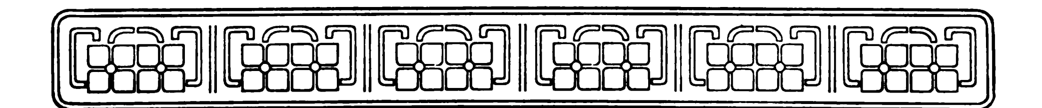
„Nun aber sahen wir über Hügel und Tal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer anderen Seite den Hügel krönte oder das Tal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurteilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei? welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen."

Campagne in Frankreich 1792. Am 28. und 29. August.

(Fortsetzung folgt.)

v. Borries,
Major im Großen Generalstabe.





Die englische Seemacht im Halbinselkriege 1808 bis 1814.

Lage Englands nach dem Seesieg von Trafalgar am 21. Oktober 1805.

Durch die Schlacht von Trafalgar war England unbestrittener Herr der Meere geworden. Es nutzte diesen schwer erkämpften Erfolg, um durch Fortnahme feindlicher Kolonien sein Machtgebiet zu vergrößern und durch Erschließung neuer Absatzgebiete und Handelswege seiner Industrie und seinem Handel neue Reichtumsquellen zu sichern. Insoweit waren die Ziele einer Politik verwirklicht, die das Inselreich von den Interessen der Festlandsmächte entfernte.

England war jetzt für Napoleon durch Waffengewalt unangreifbar geworden, sah sich aber selbst ebenfalls außer stande, ihn mit den Mitteln des Seekrieges niederzuzwingen, die dem Inselreich allein zur Verfügung standen, und war daher geneigter, zu der Koalitionspolitik des jüngeren Pitt zurückzukehren, die das Grenville-Ministerium verlassen hatte. Die gefährliche wirtschaftliche Krisis am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war überwunden, und der Nationalwohlstand in schnellem Steigen, nachdem Großbritannien den holländischen, französischen und spanischen Seehandel zu seinen Gunsten vernichtet hatte. Aber gesichert war das englische Wirtschaftsleben noch keineswegs, denn wiewohl sich seine Staatsmänner wieder in der Lage fühlten, die Kriege der Festlandsmächte durch britisches Geld zu beleben, trug das Land noch eine schwere Kriegsrüstung. Noch immer kreuzten englische Linienschiffsgeschwader in aufreibendem Blockadedienst vor den französisch-spanischen Häfen von Brest bis Toulon, und noch immer lastete — seit 1801 — auf der englischen Geschäfts- und Handelswelt der beängstigende Druck französischer Invasionsgefahr. In unseren Tagen ist es nicht ohne Interesse festzustellen, daß schon damals außer der begründeten Besorgnis vor Bootslandungen und ähnlichem selbst die drohende Untertunnelung des Kanals und Luftballonlandungen die öffentliche Meinung schreckten. Derartige Besorgnisse führten wiederholt zu Paniken in der englischen Geschäftswelt, die sich durch die Londoner Börse weiten Kreisen in äußerst störender Weise mitteilten. Als Beleg dafür, wielange die Furcht vor einer französischen überlegenen Flottenliga auf den englischen Staatsmännern und der öffentlichen Meinung lastete,

dient ein offizielles Memorandum vom Jahre 1808, das noch mit der Möglichkeit rechnet, Napoleon könne aus den Häfen seines Weltreiches 121 Linienschiffe gegen Großbritannien zusammenbringen. Derartige Besorgnisse weisen auf die Schwächen der See- und Handelsmächte hin, deren äußerst empfindliches merkantiles Wirtschaftssystem leicht unter politischen Spannungen leidet, weil die reine Seemacht nicht die Mittel hat, eine einmal geglückte Invasion wieder zurückzutreiben.

Lebensinteressen von Handel und Industrie bestimmten also die Haltung des Kabinetts in der Folge; ihr durch parlamentarische Mehrheiten vertretener Einfluß wurde oft genug in den politischen Maßnahmen der Regierung und sogar unmittelbar in ihren kriegerischen Entschließungen fühlbar. Darin kann in Kriegszeiten eine ernste Gefahr des parlamentarischen Systems liegen, die nur eine äußerst starke und zielbewußte Regierung — wie die der beiden Pitts — überwinden wird.

Napoleon sucht mit Hilfe der Kontinentalsperre die englische Macht zu brechen.

Auf der gegnerischen Seite erkannte Napoleon klar die Unmöglichkeit, die Quellen der englischen Macht mit den Mitteln des Landkrieges allein zu zerstören, und faßte den großartigen und kühnen Gedanken, diesen Erfolg durch wirtschaftliche Maßnahmen zu erzwingen. Das Riesengebäude seines Weltreiches stand auf tönernen Füßen, solange es ihm nicht glückte, den ehernen Ring zu sprengen, mit dem die englische Küstenblockade in erster Linie Frankreich, das Kernland seiner Macht, wirtschaftlich erwürgte. Er konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das ungeheuerliche Raub- und Erpressungssystem, nach dem er die unterworfenen Staaten für die Bedürfnisse seiner Weltmachtbestrebungen brandschatzte, keine gesunde Grundlage für irgendwelche dauernde Staatenbildung abgab. Schon wurde es immer schwerer, den aus Kontributionen geschaffenen Staatsschatz zu erhalten, der bis auf 850 Millionen Frank gestiegen war und schon 1810 auf 350 sank.

Am 21. November 1806 erging das berühmte „Berliner Dekret", das mittels der sogenannten Kontinentalsperre den englischen Handel vom europäischen Festlande auszuschließen suchte. Das englische Kabinett antwortete mit einer Reihe von Beschlüssen, deren Gesamtergebnis, neben einer Papierblockade aller französischen und verbündeten Häfen, der von der Regierung ausgesprochene Satz war: „Für den Feind gibt es keinen Handel außer über England". Die im Dezember 1807 erlassenen Mailänder Dekrete Napoleons bezweckten sodann die Unterdrückung des Handels der Neutralen mit England. Um die Wirksamkeit seiner Maßnahmen zu gewährleisten, zwang der Kaiser im Tilsiter Frieden Rußland zur Anerkennung der Kontinentalsperre; seinem Plane, Dänemark und seine Flotte den gleichen Zwecken dienstbar zu machen, kam England zuvor, indem es im September 1807 wenigstens die dänische Flotte, nach Bombardierung von Kopenhagen, fortnahm. Daß es nicht gelang, dem englischen Handel alle legitimen und illegitimen Wege nach Nord- und Mittel-Europa zu sperren, lag — abgesehen von dem Lizenzsystem — daran, daß dieses Ziel selbst für einen Napoleon zu weit gesteckt war, und daß er vorerst

durch die Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel und mit Österreich gefesselt wurde. Erst als nach dem Wiener Frieden vom 15. Oktober 1809 der Kaiser seine volle Aufmerksamkeit der Durchführung der Kontinentalsperre zuwandte, traten für England ernste Schwierigkeiten ein. Zunächst aber bildete sich der Zustand heraus, daß sich unter Unterdrückung der neutralen Handelsschiffahrt Englands Handel und seine soeben aufblühende, konkurrenzlose Maschinenindustrie ein europäisches, fast ein Weltmonopol sicherten und riesige Reichtümer erwarben.

England blockiert die spanischen Häfen.

In Südeuropa, auf dem linken Flügel der Napoleonischen Kontinentalstellung blockierte England die Häfen des Frankreich verbündeten Spaniens und legte es finanziell lahm durch Abschneiden der gewohnten Geldzufuhren aus seinen Kolonien. Dagegen befand sich Portugal in einer merkwürdigen Neutralität und hielt seine Häfen der starken britischen Einfuhr in die Halbinsel offen.

Skizze 16.

Diese Adern des englischen Handels zu unterbinden, war das Ziel des Septembererlasses Napoleons von 1807 und der Entsendung Junots, der am 12. Oktober 1807 auf dem Marsche nach Portugal die spanische Grenze überschritt. Das englische Kabinett hatte schon seit Jahren diese Gefahr ins Auge gefaßt, aber vergeblich noch im Jahre 1806 durch eine Sondergesandtschaft den Abschluß eines Handelsvertrages, einer Militärkonvention und eines Bündnisses mit der Lissaboner Regierung angestrebt. Jetzt brach die schwache portugiesische Herrschaft fast wehrlos zusammen, der an der Küste kreuzende Admiral Sir Sidney Smith konnte nur noch die königliche Familie nebst Flotte und Staatsschatz nach Brasilien entführen (29. November 1807).

Dieser geschickte Schachzug des englischen Admirals hatte den doppelten Erfolg, daß sich einmal Junot außerstande sah, mit einer rechtmäßigen Regierung einen Frieden zu schließen, der im anderen Falle zweifellos zu völliger Unterwerfung des wehrlosen Landes unter den Willen des Imperators geführt hätte, und daß auf der anderen Seite England jetzt den brasilianisch-portugiesischen Hof leicht zu Zugeständnissen für seinen Handel mit Brasilien als Ersatz für den verlorenen portugiesischen bewegen konnte.

Englische Seekriegführung.

Dieses erste Eingreifen der englischen Seemacht in den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel ist bezeichnend für die Ziele und Mittel des Seekrieges. Die Seeherrschaft zugunsten von Handel und Industrie behaupten und ausdehnen, zu Lande durch kleine Unternehmungen den Gegner ermüden, die Verbündeten ermuntern, das ist die natürliche Taktik einer Macht, die, auf die Flotte basiert, nur über schwache Landungskorps verfügt. Trotzdem hatte England, indem es auf der ganzen Welt gleichmäßig auftrat, 1808 auch rund 200 000 Mann zu Lande unter Waffen und vergrößerte seine Staatsschuld von 1793 bis 1815 um 850 Millionen Pfund Sterling,*) wovon 614 Millionen auf die unmittelbaren Kriegskosten entfielen. Von der Beeinflussung

*) Ein Pfund Sterling etwa gleich 20 Mark.

der Kriegshandlung durch den Zweck des Krieges sagt Clausewitz: „Bedenken wir, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt . . . . . . Die Politik wird also den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt." Träger dieser Politik und der aus ihr geborenen Strategie waren in vorderster Linie die sehr selbständigen und verantwortungsfrohen englischen Admirale, die bei den damaligen Verkehrsmitteln noch mehr als heute erzogen sein mußten, keine heimatlichen Instruktionen für Einzelfälle abzuwarten, und die noch dazu fast alle bei Jervis, dem „Großen Grafen", und bei Nelson höchste Verantwortungslust als vornehmste Soldatenpflicht gelernt hatten.

Der Vorstoß Junots hatte Englands Handel also keinen erheblichen Nachteil gebracht; nicht einmal Portugal war ihm, trotz der Verzettelung der Franzosen in zahlreichen Häfen, ganz gesperrt. Das Londoner Kabinett sah sich fürs erste zu weiterem Eingreifen auf der Halbinsel nicht veranlaßt.

Napoleon macht seinen Bruder Joseph zum König von Spanien. Aufstand in Spanien.

Im Sommer 1808 änderte sich plötzlich die Lage. Durch ein gewissenloses Intriguenspiel hatte Napoleon im April 1808 zu Bayonne Karl IV. und den Thronfolger von Spanien nebst ihrem allmächtigen Günstling Godoy bei Seite geschoben, um seinen Bruder Joseph an Stelle der Bourbonen auf den spanischen Thron zu setzen. Sein Hauptbeweggrund war wohl, mehr noch als der Wunsch nach kräftigerer Ausnutzung der spanischen Kriegsmittel, die Leere seiner Kassen; ein Teil der ersten Regierungsakte galt denn auch ihrer Füllung aus den Schätzen der spanischen Kirche und Aristokratie.

Schwerlich konnte irgend jemand voraussehen, daß sich das unter dem dumpfen Drucke schlechter Regierungen und bigotter Priester dahinlebende Volk gegen die neue Herrschaft auflehnen würde. Als der Haß gegen Napoleon, „die Personifikation der Revolution", die kirchenfeindliche Demokratie und die Furcht vor Beraubung das Unwahrscheinliche bewirkten, kamen das aufständische Volk und seine führenden Klassen, infolge völligen Mangels an politischer Schulung und selbstloser staatlicher Energie, nicht zur Bildung einer brauchbaren Regierung, sondern das ganze Reich löste sich in ein Chaos von Provinzen und Landschaften unter der Führung lokaler „Junten" auf. Die Schuld der Jahrhunderte rächte sich jetzt an dem gewissenlosen Staate, der auf Kosten seiner Kolonien ein lässiges Parasitendasein geführt hatte, anstatt die sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte des eigenen Landes zu ernster, pflichttreuer Arbeit zu erwecken. Infolge eigensüchtiger Kurzsichtigkeit hatte die Kolonialpolitik die sittlichen Kräfte des Staates untergraben, anstatt, großartiger gehandhabt, eine Quelle sittlicher Kraft zu werden.

Während sich die spanische Zentral-Junta, deren Sitz — je nach der Kriegslage — Madrid, Sevilla oder Cadiz war, damit beschäftigte, für ihre Mitglieder

hohe Titel und Einnahmen, für sich selbst sogar die Bezeichnung „Majestät“ zu beschließen, die Inquisition wieder einzuführen und den geplanten Armeen ihre Schutzheiligen zuzuweisen, während sich die neuen Machthaber in den Provinzen an einer wilden Schreckensherrschaft berauschten, fehlten im Lande jede Spur einer Organisation, Geld, Waffen, Munition, Ausrüstung — kurz alles, was zum Kriege Voraussetzung ist. Zwar sah sich später (Juli 1808) Dupont gezwungen, mit 18 000 Franzosen bei Baylen im freien Felde zu kapitulieren, wurde aber doch mehr durch die überraschend geschaffene strategische Lage als durch spanische Kriegstüchtigkeit überwältigt. So belebend dieser blendende Erfolg auf die Insurrektion wirkte — König Joseph sah sich genötigt, Madrid sofort wieder zu verlassen —, so verhängnisvoll war er anderseits, weil er das ohnehin mit den Leistungen im argen Mißverhältnis stehende Selbstbewußtsein der neugeschaffenen spanischen Generale mächtig hob und jede Verständigung mit ihnen erschwerte. Die Bemerkung Collingwoods, daß „Massen von Menschen noch keine Heeresmacht ausmachen“, hat bis zuletzt für die spanischen Truppen Geltung behalten, wenn auch später manches besser wurde. Dem Siege von Baylen folgte kein zweiter, und die heroische Verteidigung Saragossas blieb vereinzelt.

Der Mangel an jeglicher Kriegsrüstung ließ die hilfesuchenden Blicke der Junten auf das kapitalgewaltige England richten; im Juli 1808 erschienen dort um Unterstützung bittende Abgesandte von Asturien und Galizien. Das Londoner Kabinett kam damit in eine der wunderlichsten Lagen. Mit dem Königlich Bourbonischen und jetzt Bonapartischen Spanien, ohne ergangene Kriegserklärung, im Kriege, seine Häfen blockierend und bemüht, seine amerikanischen reichen Kolonien zu erobern, wurde es um ein Bündnis und materielle Kriegshilfe von dem revolutionären Spanien angegangen. Aber in Regierung und Volk war nur eine Stimme; die Flammenzeichen des gänzlich unverhofften Aufstandes riefen zu neuem, hoffnungsfrohem Kampf gegen die immer unerträglicher werdende Bedrückung des französischen Usurpators. Mit dem Entschluß zur Hilfe begannen jedoch erst die Schwierigkeiten für die britische Diplomatie. Eine Zentralregierung, mit der man hätte verhandeln können, gab es praktisch in Spanien nicht; denn „Politik ist die Intelligenz des personifizierten Staates“ (Clausewitz), und diese Personifikation fehlte. Die inneren Verhältnisse des jeder Ordnung beraubten Landes und seine militärischen Kräfte waren von London aus durchaus nicht zu übersehen; schon damals bot Spanien das traurige Bild, das ein spanischer Schriftsteller für einen späteren Zeitpunkt zeichnet: „Ein Schiff im Sturm, ohne Kapitän, Lotsen, Kompaß, Karte, Segel oder Ruder.“ Und Sir Arthur Wellesley, der spätere Herzog von Wellington,*) schreibt in gleichem Sinne an seinen Bruder H. Wellesley: „Wie kann Spanien seinen Verbündeten treu sein, wenn es sich

*) Seite 130.

selbst nicht treu ist?" Disziplinlosigkeit und Selbstsucht, Thronstreitigkeiten, politische, kirchliche, wirtschaftliche, provinzielle Sonderbestrebungen, Neid gegen England und Mißtrauen gegen Portugal rissen bis zum Kriegsende das unglückliche Land hin und her und verhinderten — unbeschadet einzelner heroischer Leistungen — das planmäßige Zusammenfassen aller Volkskräfte für den idealen Zweck der Befreiung von der Fremdherrschaft, das Preußen wenige Jahre später durchführte.

Englands Eingreifen auf der pyrenäischen Halbinsel.

Das englische Ministerium Castlereagh—Canning ging schwerlich mit festem Plane an das spanische Unternehmen; nur eins bewiesen seine ersten Maßnahmen schon unwiderleglich, nämlich, daß es entschlossen war, auch ferner die Lage für seinen Seehandel auszunutzen, also am Seekriege festzuhalten, ihn höchstens durch kleinere Landoperationen zu stützen und im übrigen anderen, d. h. den Aufständischen in diesem Falle, die Waffen gegen den großen Rivalen in die Hand zu drücken. Daneben aber liefen zum Schaden dieser Pläne die Bestrebungen, durch Augenblickserfolge im Lande Stimmung zu machen, wobei das Ministerium den Versuch nicht verschmähte, seinen Verbündeten durch List und Gewalt Ceuta, Cadiz, Tarifa, Algeciras, Madeira zu entreißen.

Die unmittelbare Kriegshandlung belebten die an den Halbinselküsten kreuzenden Geschwader und Expeditionen von Gibraltar, Cadiz, den Balearen, Sizilien u. a., während die Blockadeflotten von Brest und Toulon ihnen den Rücken deckten. Politisch wurde die Volkserhebung durch englische Agenten in den Provinzen und Geschäftsträger bei den Junten mangels einer Zentralregierung geschürt, und Waffen, Geld und Kriegsgerät wurden mit vollen Händen an die Provinzen gespendet.

Um den wichtigen Flotten- und Handelsstützpunkt Lissabon wiederzunehmen, wurde nunmehr, im Einverständnis mit der portugiesischen Regierung, Wellesley entsandt und zwar — um die Ironie nicht fehlen zu lassen — mit den Truppen, die beim Eintreffen der spanischen Gesandtschaft im Begriffe gewesen waren, zur Eroberung spanischer Kolonien abzusegeln.

Wellesley landet am 1. August 1808 nördlich von Lissabon.

Am 1. August 1808 landete Wellesley bei Figuéira nördlich Lissabon; es dauerte volle vier Tage, ehe er seine 9000 Mann an Land hatte.

Schon vorher hatten die englischen Flottenführer an den spanischen Küsten tatkräftig eingegriffen. Gegen Junot in Lissabon hatte General Spencer mit 4500 Mann unter Mitwirkung des Blockadegeschwaders von Cadiz einen Handstreich versucht, der freilich scheiterte; von Gibraltar aus hatte Hew Dalrymple die andalusischen Aufständischen auf eigene Faust mit 10 000 Gewehren und 40 000 Dollar*) unterstützt, die ihm die Kaufmannschaft zur Verfügung stellte, und im Osten hatte Collingwood, der Führer des Mittelmeer-Geschwaders, mit dem General-Kapitän der Balearen, Marquis Palacios, ein Abkommen geschlossen, das ihn instandsetzte, über die

*) Ein Dollar etwa gleich vier Mark.

dortigen spanischen Schiffe zu verfügen und mit seinen Truppen die wichtige Sperrfestung Gerona und den befestigten Hafen Tarragona zu besetzen. Ein anderer bedeutender spanischer Führer, einer der wenigen, der seine Truppen in Zucht erhielt und infolgedessen Erfolge erzielte, Marquis de la Romana, landete im Herbst 1808 mit 9500 Mann in La Coruña, wohin ihn Sir James Saumarez auf englischen Schiffen aus den Reihen der Napoleonischen Hilfsvölker von Schleswig entführt hatte.

Die englischen Operationsgebiete.

Diesen ersten Unternehmungen entsprechend entwickelten sich auf der Halbinsel vier Gebiete der Wirksamkeit der englischen Seemacht:

a) die Balearen und die katalonische Küste, deren Seefestungen und feste Plätze durch die englische Mittelmeerflotte versorgt wurden, und wo die fast ausschließlich nahe der Küste laufenden Landverbindungen ein stets willkommenes Ziel für Landungsunternehmungen gegen die auf ihnen geführten französischen Verbindungen boten;

b) die Südküste mit Cadiz und Gibraltar, von wo sich der englische Einfluß durch Agenten und Waffeneinfuhr auf die Südprovinzen geltend machte, und wo in den englischen Garnisonen dieser Plätze und dem Gibraltar-Geschwader stets bereite Landungskräfte zur Verfügung standen;

c) die biskayischen Provinzen, wohin eine starke Einfuhr der von England hergegebenen Waffen, Munition, Ausrüstung, Bekleidung und Geld stattfand, von wo sich zahlreiche politische Agenten über das Land verbreiteten, und wo die englischen Kreuzergeschwader, besonders in späteren Jahren, von der Küste aus den Widerstand gegen die französische Nordarmee stützten;

d) Portugal mit Lissabon, das Operationsgebiet Wellesleys.

Verhältnis Englands zu Spanien.

Die nach der Süd- und Nordküste strömenden Mengen an Bargeld, Waffen, Munition, Ausrüstung, Lebensmitteln u. a. erforderten riesenhafte Anstrengungen Englands, wenn auch sein Industrie- und Handelsmonopol dafür sorgte, daß die Ausgaben für Waren und Transport meist in englische Taschen zurückflossen und als werbendes Kapital dem Handel gewinnreiche Wege eröffneten. So kosteten schon die Neubewaffnung und Ausrüstung des Romanaschen Korps und die ersten Zahlungen an Galicien und Asturien England mehrere Millionen Dollar, und bis Ende 1808 sollen gegen 160 000 Gewehre Spanien und Portugal erreicht haben. Im ganzen lieferte Großbritannien umsonst in den ersten elf Monaten des Aufstandes, vorwiegend nach La Coruña und Cadiz, etwa 2 000 000 Pfund Sterling in Gold, 150 Geschütze, 6 500 000 Infanteriepatronen, 15 000 Fässer Pulver, 92 000 Uniformen, dazu Ausrüstung usw. Dadurch waren aber die Ansprüche der anmaßenden Junten keineswegs befriedigt. So forderte z. B. die Junta von Galicien Bewaffnung und Feldausrüstung für 50 000 Mann, ohne auch nur über 10 000 zu verfügen, die durch den Bischof vertretene von Oporto verlangte hartnäckig 40 000 Gewehre usw., um ihre 4000 Mann auszustatten, und die unfähige Zentral-

Junta suchte ihre Bedeutung noch 1811 dadurch nachzuweisen, daß sie von England kostenlos beanspruchte: 10 000 000 Dollar sofort, 500 000 Ellen Militärtuch, 4 000 000 Ellen Leinen, 330 000 Paar Schuhe und Stiefel, 20 000 Gewehre mit Patronen, Pistolen, Säbel, dazu Mehl, Salz, Fleisch, Fische. Die letzteren Bedürfnisse beweisen bereits, daß Spanien nicht einmal imstande war, seine Armeen zu ernähren, ein Übelstand, der besonders heftig nach der Mißernte des Jahres 1811 auftrat und auch Wellington in Portugal vor schwierige Aufgaben stellte. Daneben liefen die ständigen Bitten um Pferde, die im Lande fehlten und bei schlechter Pflege schnell verkamen.

Es liegt auf der Hand, daß selbst Englands große Mittel diesen unsinnigen Forderungen nicht gewachsen waren; die rastlos tätigen britischen Diplomaten und Agenten auf der Halbinsel wie Frere, John Stuart, Dalrymple, H. Wellesley und zahllose andere hatten einen harten Stand, um die Mißvergnügten bei dem Bündnis zu halten, auf vernünftige Verwendung des Gelieferten zu wirken, zwischen den aufeinander eifersüchtigen Provinzen Frieden und womöglich engeren Zusammenschluß zu stiften und die Lässigen anzufeuern. So hatte Andalusien in Sevilla ein riesiges, ungenutztes Waffenlager angelegt, und die Geldsubventionen flossen oft genug in die weit geöffneten Taschen der regierenden Cliquen. Große Mengen wurden durch Mißwirtschaft verschleudert, und bei dieser Planlosigkeit der schwachen Regierungen ist es kein Wunder, wenn Wellington noch 1811 klagt: „Es gibt in Spanien weder ein Oberhaupt, noch Generale, noch Offiziere, noch disziplinierte Truppen, noch Kavallerie .... und die Männer am Ruder sind so schwach wie ihre Hilfsquellen gering." Spanien verfügte nicht über die für so hohe Aufgaben nötigen sittlichen Kräfte. Daneben galt es zu verhindern, daß Thronstreitigkeiten oder die dauernde Spannung mit Portugal zum inneren Kriege führten, was 1811 nur mit größter Mühe gelang. Noch verworrener wurde die Lage, als England infolge Mangels an Edelmetall nach 1810 seine Subsidien kürzen mußte, die aus ihrer Lethargie erwachende Zentral-Junta aber anfing, mit englischem Gelde und englischen Waffen englische Interessen zu bekämpfen, indem sie ihre Kolonien in Süd- und Mittelamerika durch Waffengewalt zur Ausschließung des englischen Handels zwingen wollte. Diese despotische Nichtachtung der dringenden Lebensbedürfnisse der Kolonien führte später ihren Verlust herbei, zunächst aber prallten spanische und britische Handelsinteressen so heftig aufeinander, daß Wellington allen Ernstes seine Regierung auf die Möglichkeit eines Krieges mit Spanien hinwies. Freilich war der Argwohn, daß England seiner Seeherrschaft und Handelsinteressen halber falsches Spiel trieb und die spanischen Kolonien zum Abfall drängte, auch nicht ungerechtfertigt. Wellesley schreibt darüber an seinen Bruder: „.... Ich möchte aber wohl fragen, ob es weise, edel oder gerecht ist, daß wir die Macht und Hilfsquellen unserer Verbündeten zerstören und sie absolut zugrunde richten, um das Geld, das bisher in ihren Staatsschatz

floß und jetzt zu militärischen Leistungen gegen den gemeinsamen Feind verwendet wurde, in die Taschen unserer Kaufleute zu schieben."

Durch dieses Abweichen der Politik von den Zielen der Kriegführung mußte diese natürlich schwer beeinträchtigt werden. Es war Sache der auf der Halbinsel tätigen englischen Diplomaten, hier den Frieden zu erhalten; ihr Einfluß und der von Admiralen und Generalen steigerte sich auch dadurch, daß sie allein an Ort und Stelle die schwierigen Lagen übersehen konnten. Dadurch verschob sich der Schwerpunkt der englichen Halbinsel-Politik allmählich nach Lissabon, Cadiz und Madrid, geriet damit schließlich in den Bannkreis der militärischen Interessen, die später durch Wellington in erster Linie verkörpert wurden. und paßte sich endlich den Kriegsanforderungen an.

Wie wenig die Richtlinien der britischen Festlandpolitik festgelegt waren, geht u. a. aus der Unterweisung Cannings an den nach Lissabon entsandten Charles Stuart hervor, „. . . . er solle nicht in politische Unterhandlungen eintreten . . . .“ und „Se. Majestät hat nicht die Absicht, die Spanien geleisteten Dienste an irgend welche Bedingungen zu knüpfen . . . .“, d. h. also: Festlandpolitik um keinen Preis. Dagegen führte die See- und Kolonialpolitik Castlereaghs, Liverpools, Portlands zu den Versuchen, an fast allen Küsten der Welt gleichzeitig militärisch Fuß zu fassen. Nicht weniger als 62 Schiffe mit 10 000 Mann unter John Moore gingen 1808 ziemlich zwecklos nach Schweden, ungefähr ebensoviel standen in Sizilien, weitere Korps in Egypten, Italien, Brasilien, Madeira, Marokko, Westindien, von den englischen Überseebesitzungen ganz zu schweigen.

An dieser ungeheuerlichen Kräftezersplitterung wirkten noch andere Ursachen mit. Zunächst unterschätzte man, trotz allem, Napoleon und seine Machtmittel, sodann war diese militärische Vielgeschäftigkeit auch ein Ausdruck der ungeheuren Spannung in der englischen Volkswirtschaft, die ihrer kontinentalen Absatzgebiete immer mehr verlustig ging und um jeden Preis Ersatz suchte. Als der Überexport nach Südamerika 1810 und 1811 zu schweren Rückschlägen führte, nahmen die Bankrotte in den vereinigten Königreichen in einem Maße zu, daß zur Milderung der Krise Staatskredite gewährt wurden, was wiederum dem Halbinselkrieg die Geldmittel entzog.

Napoleon übernimmt im November 1808 für kurze Zeit persönlich den Oberbefehl in Spanien.

Ich wende mich wieder den Kriegsereignissen in Spanien und danach denen in Portugal zu, ohne sie erschöpfend behandeln zu wollen. Am 3. November 1808 überschritt Napoleon die spanische Grenze und zog nach Zertrümmerung der aufständischen Truppen am Ebro, am 4. Dezember in Madrid ein. Bald darauf verließ er Spanien; die Niederwerfung der Provinzen blieb im wesentlichen Aufgabe seiner Marschälle.

Die Ereignisse a) an der Ostküste.

Schon 1808 hatte St. Cyr mit der Unterwerfung Cataloniens begonnen, durch das die wichtigen Straßen nach Valencia und Murcia südwärts führten. Es lag in der Natur des wenig entwickelten Landes, dessen Kultur und Bevölkerung — von

Andalusien abgesehen — sich an der Küste mit ihren Städten zusammendrängte, daß dort die wichtigsten und besten Straßenverbindungen lagen, während die Wege durch die unwirtlichen Bergländer des Binnenlandes für Truppen sehr oft kaum passierbar waren. Die militärisch besetzten Seeplätze gewannen daher neben ihrem Wert als politische Mittelpunkte, Flottenstützpunkte, Waffenplätze und Einfuhrhäfen noch die Bedeutung von Sperren der französischen Vormarschstraßen und rückwärtigen Verbindungen. So war, ohne den Besitz der Zufuhrstraßen, Barcelona, das schon im Dezember 1808 fiel, eine stete Verlegenheit für die französische Heeresleitung, die Garnison und Stadt nur mit größter Mühe verpflegte. Zur Fortnahme der Sperrplätze und Küstenfestungen wurden daher sehr starke Kräfte eingesetzt.

Spanisch-englische Ausrüstungs- und Ausbildungsplätze befanden sich auf den Balearen; auf sie waren in der Regel die englischen Geschwader basiert, wie z. B. Pellew, Collingwood und der unermüdliche Lord Cochrane, der mit der „Imperieuse“ und „Kambrian“ an allen Punkten der Ostküste eingriff, Kapitän West mit dem „Excellent“, Codrington u. a., alles Männer von kühner Unternehmungs- und Verantwortungslust.

Weiter südlich waren Tarragona und Valencia Herde des Widerstandes, beide wurden von den Franzosen angegriffen und mit Hilfe der Engländer verteidigt. Rosas, unter dem Iren O'Daly, hielt sich nur durch die Unterstützung Cochranes und des Kapitäns West mit ihren Linienschiffen, Fregatten und Bombenschiffen solange gegen den überlegenen Angriff. Hostalrich und Gerona, die Schlüsselpunkte Ostkataloniens, verdankten ihre Widerstandsfähigkeit hauptsächlich der englischen Zufuhr an Truppen, Lebensmitteln, Geschütz und Munition. Dreimal wurde Gerona berannt, um erst nach sechsmonatiger Belagerung durch St. Cyr mit 23 000 Mann am 10. Dezember 1809 zu fallen, während Collingwood dem Angreifer die See sperrte; ebenso kapitulierte im Mai 1810 das kleine Hostalrich erst nach langer, regelrechter Belagerung.

Als Beispiel für die Art der tätigen Mitwirkung der englischen Flotte bei Verteidigung der Seeplätze führe ich hier Tarragona an. Der hart am Meere gelegene Ort, aus einer befestigten Ober- und Unterstadt bestehend, wurde Anfang Mai durch das Korps Suchet angegriffen, nachdem Codrington mit seinen Fregatten von den Balearen Munition und Lebensmittel herangeschafft hatte. Von Gibraltar brachte Colonel Green Bargeld, Waffen und Armeebedarf; unter Führung und Schutz des „Invincible“ landeten Valencianer Truppen im Rücken der Belagerer und störten seine Verbindungen mit Tortosa durch Überfälle, wie die von Rampita und Amposta, und durch Sprengen der Felsstraßen. Ähnliche Aufgaben stellte sich eine weitere Kolonne unter Colonel Sarsfield, der sich schließlich nach Tarragona begab, um die Verteidigung zu leiten. Unter englischem Kommando wurde im Hafen eine Kanonenboot-Flottille gebildet, Kapitän Codrington landete vor Valencia mit 2500 Mann Verstärkung, Munition usw.; aus Cartagena und Cadiz trafen Mörser und Munition

ein, und englische Schiffe brachten Verwundete und Kranke nach den Balearen. Englische Kriegsschiffe griffen beim Sturm gegen die Unterstadt mit ihrer Artillerie ein, retteten Frauen und Kinder, und was sie nach geglücktem Sturm von der Besatzung in Eile noch aufnehmen konnten, wurde nach der noch ungefährdeten Oberstadt geschafft. Als auch diese nicht mehr zu halten war, wurden die Valencianer Truppen von den Briten wieder eingeschifft, und noch im letzten Augenblick, freilich zu spät, traf eine englische Verstärkung aus Gibraltar ein. Die Spanier benutzten die Schiffe, indem sich die wohlhabenden Bürger und eine beträchtliche Anzahl höherer Offiziere bei Herannahen der Entscheidung mit ihrer Hilfe in Sicherheit brachten.

Die Flotte als Trägerin des Kleinkrieges gab den mit ihr operierenden Truppen eine überlegene Beweglichkeit und nötigte durch ihre Landungen den Gegner zu unzähligen, aufreibenden und ermüdenden Märschen, sie belebte damit wirksam den Widerstand der Guerilla-Banden zu Lande und steigerte die Verpflegungsnot der französischen Ost-, Süd- und Nordarmee. Auf die schlechten und allerwärts bedrohten Landverbindungen angewiesen, litten sämtliche französischen Heeresteile an Mangel und daraus folgenden Krankheiten, wurden ihrer Verbindungen untereinander und zuverlässiger Nachrichten beraubt, in ihren Bewegungen behindert und in dem armen Lande zu immer größeren Requisitions-Streifzügen genötigt, deren verderblicher Einfluß auf die ohnehin wenig gefestigte Heereszucht sich hier ebenso verhängnisvoll geltend machte wie in Rußland, bei der großen Armee.

Die offiziellen Standeslisten der französischen Armee weisen nach:

	Präsenzstärke	Dauernd entsendet	Gefangene und Nachzügler	Lazarettkranke	Summe
15. 1. 1809 . .	241 010	24 549	826	58 026	324 411
15. 6. 1809 . .	196 144	19 122	8086	58 200	281 552 *)
1. 8. 1811 . .	279 637	50 583	?	42 433	372 841

Rechnet man bei ersteren, zweifellos günstig berechneten Zahlen außer den Nichtkombattanten, die vorübergehend zu Bagagen, Requisitionen, Transporten und andern wechselnden Zwecken entsandten ab, so ist offenbar schon in der Anfangsperiode des Kleinkrieges nicht mehr als die Hälfte der Gesamtstärke in der Front verfügbar gewesen. Bezeichnend ist es, daß in den späteren Rapporten die Aufführung der „Gefangenen und Nachzügler“ unterlassen wird. Wieviel an dem Zerbröckeln der französischen Armee auf Rechnung der Seemacht zu setzen ist, läßt sich natürlich zahlenmäßig nicht nachweisen, umsoweniger, da sichere Angaben über Abgang und Nachschub fehlen. Aber die fast nur an der Südküste fechtende Südarmee weist im Mai 1811 in ihrem vor Cadiz stehenden Gros nur 14 611 Mann, wovon 5153 Detachierte, auf, bei einem Gesamtbestande von über 60 000 Köpfen.

*) Nach Abgang von 40 000 Mann nach Österreich; die Stärke des Nachschubs ist unbekannt.

Bei Murviedro, Valencia, Malaga, Tortosa verliefen die Ereignisse ähnlich wie vor Tarragona, aber die spanische Tatkraft ließ oft zu wünschen. So wurden mit Tortosa ganz ungeheure Munitionsvorräte ohne Not übergeben, und vor Murviedro wurde ein spanisches, im Rücken der Belagerer ausgeschifftes Entsatzkorps von den kaum halb so starken Franzosen völlig geschlagen.

b) an der Südküste.

An der Südküste waren Gibraltar und Cadiz mit dem Gibraltar-Geschwader und den dauernd verstärkten Besatzungen wichtige Stützpunkte; in Cadiz fochten zuletzt 8500 britische Soldaten. Für die hier sich betätigende Unternehmungslust und Selbständigkeit der englischen Flottenführer gegenüber dem schwankenden Ministerium ist bezeichnend das Eingreifen Hew Dalrymples in den ersten Stadien des Krieges. Er ließ nämlich den auf einem englischen Linienschiff, mit Einverständnis des englischen Kabinetts, in Gibraltar eintreffenden Prätendenten der spanischen Krone, Leopold von Bourbon-Sizilien, einfach nicht an Land, nötigte ihn zur Rückreise und erstickte so schwere und hemmende politische innere Verwicklungen im Keime. Von Gibraltar und Cadiz ausgehende Landungsunternehmen hielten Victor und Soult dauernd in Atem, die Generale Campbell und Graham, die Diplomaten George Smith und H. Wellesley, Gesandter bei der obersten Junta, waren hier die treibenden Kräfte. Die spanischen Schiffe wurden nie segelfertig, die englischen waren somit auf sich angewiesen. Erst mit geringen, seit 1809 mit stärkeren Kräften, operierte Craddock von Cadiz aus an der Küste, Graham setzte sehr rührig mit größeren Mitteln diese Taktik fort. Selbst als das Korps Victor, seit 1810, Cadiz belagerte, blieb infolge der unbeschränkten Seeherrschaft der Flotte für ihre Landungszüge volle Bewegungsfreiheit, weil die rund 25 000 Mann starke Besatzung zu Entsendungen durchaus befähigt war. Im Oktober 1810 erfolgte z. B. von Cadiz aus ein Angriff gegen Fuengirola bei Malaga unter Lord Blaynay, im August 1811 griff am unteren Guadiana, wohin sich viele Expeditionen richteten, eine gelandete englische Division wirksam gegen die Flanke Soults ein, ein größerer Vorstoß richtete sich gegen Granada. Einer der erfolgreichsten Ausfälle zur See in den Rücken der Belagerer, von Cadiz aus, führte im März 1811, nach Landung von 7000 Spaniern und 4000 Engländern und Deutschen, zum Gefecht von Barossa, in dem die Engländer siegreich blieben. Die — anscheinend übertriebene — Nachricht dieses Mißerfolges veranlaßte Soult, sich von Massena endgültig zu trennen, wodurch sich die Lage für Wellington erheblich besserte. Cadiz hielt sich, dank der kräftigen englischen Verteidigung, und fesselte starke Kräfte, bis sich Victor im August 1812 zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug nach Norden genötigt sah.

Für diesen Entschluß bestimmend war hauptsächlich das Erscheinen eines englisch-sizilianisch-deutschen Hilfskorps in der Flanke der Südarmee, das Frühjahr 1812 in der Stärke von 6000 Mann unter Maitland bei Alicante landete, sich unter John Murray schnell auf 15 000 durch Nachschub verstärkte und den Kern für spanische

Formationen abgab. Nach anfänglichen Argonautenfahrten an der Ostküste operierte es, von Alicante aus unter Wellingtons Oberbefehl gestellt, gegen Rücken und Flanke der französischen Südarmee und erzwang die Räumung Südspaniens durch die Franzosen.

c) an der Nordwestküste.

Englische Agenten und Offiziere, englisches Geld, englische Waffen, Ausrüstung und Verpflegung, und englische Geschwader bildeten auch den Lebensnerv der Insurrektion in Galicien und Asturien und wirkten dahin, daß Galicien sogar 1810, als das ganze spanische Binnenland dem Eroberer zu Füßen lag, seine Freiheit bewahrte, und daß die französische „Nordarmee" unter Bessieres und Caffarelli lahmgelegt und von Portugal und Wellington abgezogen wurde. La Coruña, Vigo, und bei fortschreitender Insurgierung des Landes auch die östlichen Häfen waren die Stützpunkte des Widerstandes. Auf sie stützten sich die Generale Waller, Howart, Douglas und Admiral Popham, dessen Geschwader auf 20 Schiffe anwuchs, sie waren das Ziel zahlreicher, freilich selten erfolggekrönter französischer Vorstöße, aus ihnen zog der in den rauhen Bergländern nie erlöschende Kleinkrieg seine Nahrung.

Auf allen diesen Kriegsschauplätzen bestand der von England geführte Landkrieg nur in Nebenunternehmungen des Seekrieges, getreu seinen politischen Zielen; die englische Strategie bezweckte kein Niederwerfen, sondern nur ein Ermüden des Gegners; ein System, von dem Clausewitz sagt, daß es zunächst weniger militärisch als politisch erscheint, daß es aber durchaus zweckmäßig ist, wenn es nur zu den gegebenen Bedingungen paßt, denn „in dem Begriff des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens". Diese Erschöpfung der französischen Kräfte wurde entscheidend, als die französische Armee in Spanien nicht mehr den nötigen Nachschub erhielt, nachdem Napoleons Wille zur Niederwerfung Spaniens, beeinflußt durch die ungeheuren Rüstungen gegen Rußland, erschüttert war. Es bedurfte jetzt nur noch einer angriffsfähigen Kraft, um die Erschöpfung in Niederlage zu verwandeln. Diese Rolle sollte der in Portugal vorwiegend durch englische Tatkraft gebildeten Armee Wellesley zufallen.

d) in Portugal.

Wellesley war, wie erwähnt, im August 1808 an der Mondego-Mündung mit 9000 Mann gelandet und kurz danach durch 3500 Mann unter General Spencer verstärkt worden. Unzertrennlich von seiner Basis, der See, lehnte er die Vereinigung mit den Portugiesen ab und deckte bei Vimiero, den Rücken seinen Schiffen zugewandt, die Landung Anstruthers mit 4000 Mann und Nachschub aller Art gegen den Angriff Junots. Die Franzosen zogen sich geschlagen nach Lissabon zurück, woher sie gekommen waren. Wellesley folgte über Torres Vedras, und zehn Tage später schloß Dalrymple mit dem gegen die See gedrängten und seiner rückwärtigen Verbindungen beraubten Junot die Kapitulation von Cintra ab. Ihr Ergebnis war, daß die Franzosen Portugal räumten und auf englischen Schiffen nach

Frankreich gebracht wurden, und daß das im Tajo liegende russische Geschwader in englischen Gewahrsam überging.

Dieser überraschende Abschluß wurde englischerseits begründet mit der Unmöglichkeit, die unerläßliche Basierung auf die Flotte ohne den Besitz des Hafens von Lissabon sicherstellen zu können und mit den ungünstigen Aussichten eines Sturmes auf diese Stadt. Die Grenzen der von der Flotte abhängigen Landkriegführung sind damit schon angedeutet. Während sich die auf das Requisitionssystem gestützten französischen Korps frei im Lande bewegten, sah Wellesley sich dauernd an seine Seeverbindungen gefesselt, ob diese auch durch den Tajo, Mondego oder Duero verlängert wurden. Er kannte sehr wohl die Schwächen der für den großen Krieg nicht ausreichenden englischen Söldnerorganisation: Tommy Atkins ficht mit unübertrefflichem Schneid, war aber gegen Entbehrungen schon damals ebenso empfindlich wie 100 Jahre später im Transvaal. Voll Neid und Bewunderung sagt ein englischer Autor über Massenas Aushalten vor Torres Vedras, „dieser hätte 60 000 Mann und 20 000 Pferde sechs hungrige heroische Wochen in einer Gegend erhalten, in der eine englische Brigade in ebensovielen Tagen rein am Hunger zugrunde gegangen wäre". Die englische Landkriegführung war damals wie heute außerordentlich kostspielig. Für das Jahr 1809 berechnet Napier die Kosten der französischen Kriegführung, soweit Zuschüsse aus dem Staatsschatz in Betracht kommen, auf vier und einen halben Schilling auf den Kopf monatlich, während der englische Soldat seinem Staate damals im Monat 250 kostete. Ein solches System ist höchstens für den überseeischen Expeditionskrieg brauchbar, aus dem es entstanden ist. Die englische Führung war freilich auch dadurch beschränkt, daß sie sich ihren ziemlich widerwilligen Bundesgenossen gegenüber bei Inanspruchnahme der Mittel des Landes große Zurückhaltung auferlegen mußte.

In England war das Mißvergnügen über den Abschluß von Cintra so lebhaft, daß sich das Ministerium genötigt sah, seine Urheber zurückzurufen und vor Gericht zu stellen. Wellesleys Verhalten wurde hierbei als völlig gerechtfertigt anerkannt. Von einer Mitschuld am Abschluß der Konvention wurde er freigesprochen. Den Oberbefehl über die allmählich auf 25 000 Mann verstärkte Armee in Portugal, deren Kerntruppen Deutsche waren, übernahm John Moore, der nach seiner Rückreise von Schweden*) mit einem verstärkten Landungsheer sofort nach Portugal gesegelt war.

John Moore übernimmt den Oberbefehl über die englischen Truppen. Winter 1808/09.

Im Grunde hatte das Londoner Kabinett seine Ziele erreicht: Flottenstützpunkte, Handelsfreiheit mit Portugal und riesige Privilegien für seine Kaufleute und Reeder. Seine weiteren Maßnahmen galten der Sicherung dieses Erfolges, und John Moore, der in kühnem Zuge bis über Salamanca vorstieß, sah sich ohne irgendwelche ausreichenden Instruktionen der Lage gegenüber, die Napoleon Ende 1808 durch seine staunenerregende Tätigkeit im Feldzuge bis Madrid schuf.*) Die Gewalt der Tatsachen

*) Seite 122.



gab den Ausschlag, der große Krieg zog John Moore in seinen Bannkreis, See- und Handelspolitik mußten vor den Kriegserfordernissen zurücktreten. Die ganze Unternehmung war auf zu unsicheren Voraussetzungen aufgebaut, um gelingen zu können. Moore sollte Anschluß an die Spanier gewinnen, wußte aber nicht besser als seine Regierung, wo sie sich befanden; erst in Salamanca erfuhr er, daß sie zerstreut, und Soult und Napoleon links und rechts in seiner Flanke waren. Das Verdienst John Moores bleibt es, sein Heer vor der Zertrümmerung durch überlegene Massen gerettet und rechtzeitig den unendlich schwierigen Rückzug durch die verschneiten Gebirge nach La Coruña durchgeführt zu haben. Auf seinen eigenartigen getrennten Vormarsch gehe ich hier nicht ein. Jedenfalls wurde durch diesen Zwischenfall Napoleon an seinem Vormarsch nach Portugal verhindert. Es war ein Glück für England, daß Napoleon, mit dem Kriege gegen Österreich beschäftigt, die Armee verließ, bevor die Verfolgung des britischen Korps beendet war, es ist mindestens zweifelhaft, ob es im anderen Falle möglich gewesen wäre, die englischen Trümmer in La Coruña einzuschiffen. Moore fiel in dem mit großer Energie geführten Gefecht von La Coruña, aber auch Soults Truppen hatten durch den kurzen Winterfeldzug im Gebirge so gelitten, daß seine darauf folgende Offensive nach Portugal nicht über Oporto hinausführte, und die schwache englische Besatzung Lissabons unbelästigt blieb.

Bewiesen die Ereignisse auf der Halbinsel, daß es kräftiger Anstrengungen bedurfte, um den britischen Einfluß und Handel nicht gänzlich von dort verdrängt zu sehen, so belebte die Aussicht auf Napoleons Krieg mit Österreich im Winter 1809 die Hoffnung auf Erfolg, und nachdem soviel englisches Blut geflossen war, kam auch die Nationalehre ins Spiel.

Wellesley (Wellington), Oberbefehlshaber der englisch-portugiesischen Streitkräfte. 22. März 1809.

In London trat ein Umschwung in der Stimmung ein, ohne daß die Politik neue Bahnen einschlug. Lord Beresford wurde mit zahlreichen Offizieren der portugiesischen Regierung zur Neugestaltung ihrer Armee zur Verfügung gestellt, und am 22. März 1809 traf Wellesley als Oberbefehlshaber auch der portugiesischen Streitkräfte in Lissabon ein, mit dem Auftrage, Portugal zu halten. Weiter waren die Ziele noch nicht gesteckt, erst dem Franzosenhaß, dem politischen Weitblick, der zähen Festigkeit und der weisen Selbstbeschränkung des englischen Feldherrn war es zuzuschreiben, daß sich der große Landkrieg Schritt für Schritt unter englischer militärischer Führung vorbereitete.

Wellesley hatte in verhältnismäßig kurzer Zeit 25 000 Engländer und Deutsche sowie 16 000 Portugiesen unter seinem Kommando, fühlte aber schon jetzt als schwere Fessel den Mangel an Geld, Kriegsmaterial und Verpflegung. Portugal selbst war zunächst unzureichend als Basis für eine Armee, weil die schwache Regentschaft in Lissabon keine Anstalten traf, mit dem alten Schlendrian zu brechen und die Hilfsquellen des Landes zu erschließen. So strebte Wellesley nach unmittelbarem Einfluß auf die Regierung und wurde unter dem Druck der äußersten Not, die auf Regierung

und Volk lastete, General=Marschall von Portugal und damit tatsächlich Chef der Militär= und Zivilverwaltung; ihn unterstützten sein Bruder H. Wellesley und ein Stab von englischen Diplomaten und Verwaltungsbeamten. Damit erweiterte sich die Aufgabe des Generals zu der des Landesherrn, aber es wuchsen Verantwortung und Schwierigkeiten: die Zufuhr an englischem Gelde stockte infolge Metallmangels in London, fünf englische Agenten, die zum Ankauf von Edelmetall gleichzeitig durch die Welt reisten, trieben damit natürlich nur die Preise. Wellesley sah sich genötigt, sich ein eigenes Papiergeld zu schaffen, das immer noch besseren Kurs hatte als das mit keinem Mittel mehr zu haltende einheimische; aber auch das wurde 1812 entwertet und zwar durch britische Gewinnsucht, als gewissenlose englische Händler damit eine riesige Baissespekulation ins Werk setzten und den Kurs auf 20 vH. drückten. Ein neues Rekrutierungs= und Wehrgesetz, Verbesserungen in der Verwaltung, eine neue Steuer= und Zollgesetzgebung, die übrigens das englische Handelsinteresse reichlich bedachte, waren die ersten Maßnahmen der anglo=portugiesischen Regierung, deren Hauptsorge dauernd die Geldfrage blieb. Auf was alles sich die Sorge dieser Regierung erstreckte, erhellt aus den Arbeiten für Landesmelioration, Straßenbau, Ausgabe von Saatgut an die Bauern usw. Nach der Mißernte des Jahres 1811 mußte Wellesley auch noch halb Portugal verpflegen: 1808 wurden 60 000, 1811: 600 000, 1813: 700 000 bis 800 000 Fässer Mehl, Fleisch und Reis aus New York durch ihn mit „Lizenzen" in Portugal eingeführt, wozu noch riesige Einfuhren aus Ägypten kamen. Um die Kosten dieser portugiesischen Bedürfnisse zu decken, erhielt Wellington zur Balanzierung des Staatsbudgets 1810 von England 300 000 Pfund Sterling, außer den jährlichen 1 300 000 Pfund Sterling Subsidien; aber die Seemacht England zog aus den Ergebnissen ihrer Kriege die Mittel, um für den Landkrieg so kostspielige Verbündete zu werben. Erst als in London das Geld knapp wurde, trat auch in Portugal eine ernste Krise ein, im Sommer 1812 klagte der stets unverzagte Wellington, „er befinde sich in äußerster Not". Zu dieser materiellen Beschränkung trat die politische und strategische gegenüber dem Kabinett und der öffentlichen Meinung. Bitter schrieb er an Lord Liverpool: „Ich wußte, daß ich, wenn ich 500 Mann ohne klarste Notwendigkeit verlor, auf den Knieen vor das Haus der Gemeinen gebracht worden wäre," und klagte ein andermal, daß „jeder, der eine Feder führen, und jeder, der reden könne," seine Maßregeln ohne Erbarmen und Verständnis öffentlich herabsetze. Als Wellesley die Offensive gegen Napoleon vorschlug, sprach ein Redner im Parlament sogar von den „unverschämten Plänen" des Feldherrn. Diese Maßlosigkeit der Kritik wirkte nicht einmal so schlimm, wie sie es heute tun würde, wo moderne Presse und Verkehrsmittel sie unfehlbar in der Truppe verbreiten würden, und derartige Schwankungen das Ansehen der Regierung in großen Überseekolonien ernstlich gefährden müßten.

Der Feldzug des Jahres 1809 begann mit der Vertreibung Soults aus Oporto, die politisch von großer Bedeutung wurde, weil der Erfolg die Bundesgenossen ermutigte. In dem anschließenden Feldzuge in Spanien lernte Wellesley am 27./28. Juli 1809 bei Talavera, das ihm den Titel eines Herzogs von Wellington einbrachte, die spanischen Truppen so eingehend kennen, daß er sich für die Zukunft von ihnen trennte. Die Spanier hatten sich in der Schlacht so schlecht gehalten, daß ihr Führer Cuesta 60 Offiziere und 400 Mann wegen Feigheit zu erschießen beschloß. Wellington bestimmte ihn zwar, sich mit einem Zehntel zu begnügen, ging dann aber allein, weil auch seine Verbindungen abrissen, nach Portugal zurück. Nach London schrieb er darüber: „Keine englische Armee kann es mit gutem Gewissen wagen, mit spanischen Truppen zu kooperieren," und drückte seine Zukunftspläne mit den Worten aus: „Wenn wir uns in Portugal halten können, wird der Krieg in der Halbinsel nicht einschlafen, und wenn der Krieg dort weitergeht, wird Europa zu retten sein." Dieses hier vom Feldherrn aufgestellte europäische Kriegsziel ging über die Absichten seiner nur von Seemachtsinteressen geleiteten Regierung offenbar weit hinaus, auch konnte es durch Abwarten allein zweifellos nicht erreicht werden. Dazu gehörte eine aktive Landkriegführung, und für eine solche fehlten — selbst vom Willen abgesehen — in England zur Zeit die Mittel, nachdem die verunglückte Walcheren-Expedition und eine weitere Unternehmung in Italien sie aufgezehrt hatten, während die französische Armee in Spanien nach dem glücklichen Kriege mit Österreich von 226 000 auf 370 000 Mann verstärkt wurde. Der Entschluß Wellingtons zu hinhaltender Kriegführung war durch diese Verhältnisse aber gerechtfertigt, und die Pause wurde zur Ausbildung der Armee so benutzt, daß sie im Mai 1810 neben 25 000 Engländern schon 50 000 Portugiesen bei den Fahnen zählte. Im Herbst des Jahres zogen sich die Verbündeten vor Massena in die lange vorbereitete Stellung von Torres Vedras zurück und waren nun äußerlich in der Lage Junots vom Jahre 1808; der gewaltige Unterschied bestand aber darin, daß nicht nur Wälle und Verhaue die Front schützten, sondern daß das Meer, für Junot ein Verderben, für Wellington die Quelle der Kraft wurde. Hier stützte ihn die englische Seemacht, versorgte ihn mit allem nötigen Nachschub und mit Verpflegung für seine Armee und eine nach Hunderttausenden zählende Zivilbevölkerung und ermöglichte ihm, durch Landungen die Verbindungen seines Feindes zu unterbrechen. Der englischen Seemachtpolitik entsprach es aber, wenn daneben noch dauernd die spanischen Verbündeten lebhaft an allen Küsten unterstützt wurden, selbst auf Kosten der portugiesischen Armee; und als im März 1811 Massena zurückging und Portugal räumte, versuchte man in London, froh, von dem Schreckgespenst eines Festlandkrieges befreit zu sein, Wellington und seine Truppen abzuberufen.

Durch seinen und seines Bruders energischen Einspruch wurde die Ausführung dieses Planes verhindert, aber noch ein Jahr lang waren politische Rücksichten stark

mitbestimmend für den General, sich nur auf kurze Strecken von seiner Basis, der See zu entfernen. Erst 1812 trat in der englischen Politik ein entschiedener Umschwung ein, und zwar hervorgerufen durch die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage, die sich überaus schnell vollzog, als sich Rußland dem britischen Handel wieder öffnete, und hinter den vorrückenden Truppen sich der englische Kaufmann den spanischen Markt wieder eroberte. Befreite die Beendigung des Handelskrieges die englischen Staatsmänner von der drückenden und lähmenden Sorge um die wirtschaftliche Existenz des eigenen Staates, so gab sie ihnen auch die Freiheit, die Ziele des in Spanien lange vorbereiteten großen Krieges unabhängig von politischen Nebenrücksichten, ins Auge zu fassen. Es erfolgte die Ernennung Wellingtons zum Oberbefehlshaber aller englischen in Spanien stehenden Truppen und der von Italien und Sizilien; nachdem die Zentral-Junta ihm auch den Oberbefehl über die spanischen Armeen in die Hände gegeben hatte, waren die Bahnen des Kleinkrieges und Seekrieges endgültig verlassen. Der große Landkrieg gegen die französischen Armeen auf der Halbinsel ordnete alle weiteren politischen Rücksichten seinen Zwecken unter. Die englische Seemachtpolitik spielte eine mittelbare Rolle dadurch, daß sie Großbritannien befähigt hatte, durch seinen Handel die Mittel für die Kriegführung der Verbündeten zu gewinnen; unmittelbar befähigte die Beherrschung der Meere Wellington, sich beim Vormarsch gegen die Pyrenäen auf die Häfen Asturiens neu zu basieren, und bei der Fortnahme dieser Plätze und vor Bayonne sehen wir zuletzt noch englische Schiffe und ihre Besatzungen ausschlaggebende Rollen spielen.

Die großen Entscheidungen aber, die das Machtgebiet des Kaisers einengten, seine Heere schlugen und den Feind nach Frankreich hineinführten, fielen zu Lande. Unter dem englischen General, Lord Wellington, fochten allerdings nur verhältnismäßig wenige englische Truppen, und selbst unter diesen waren die besten nur Bundesgenossen und zwar Deutsche, so die vortreffliche „Königlich Deutsche Legion", deren Ruhmestaten noch heute in der deutschen Armee fortleben. So endete der Krieg wie er angefangen: zu Lande kämpften die Truppen der England verbündeten Kontinentalstaaten, das Inselreich hatte sich die See als Arbeitsfeld seiner Kriegs- und Handelsflotten vorbehalten.

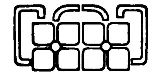
Schlußbetrachtung.

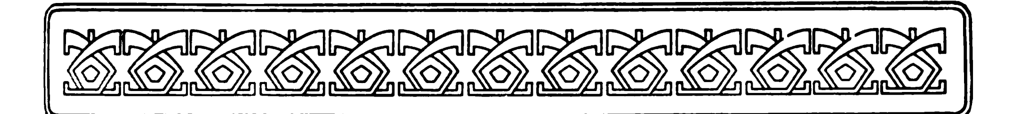
Die beiden Pole der britischen Kriegführung sind bezeichnet durch den Kampfesmut Wellingtons und durch die mehr handelspolitischen und auf Erwerb gerichteten Maßnahmen des Premierministers Liverpool. Die letzteren entsprechen der Natur der englischen Seemacht, deren Interessen durch die geographischen Voraussetzungen von denen der Festlandsmächte getrennt und, von der Notwendigkeit einer allgemeinen Volksrüstung zur Verteidigung der eigenen Grenzen befreit, stets ihre eigenen Wege gehen werden. So groß die materiellen Opfer Englands für den Krieg und die Anstrengungen der beteiligten Flotte und Landarmee für die nationale Sache sind, so zeigt sich doch die Doppelnatur der Seevölker, von der Ratzel spricht, neben großzügigem



Kosmopolitismus in der Gewinnsucht, die selbst aus dem Kriege unmittelbar materiellen Vorteil zu ziehen sucht. Diese Politik, die immer wieder durch wirtschaftliche Gesichtspunkte die Kriegshandlung beeinflußt und bis zum Ende den entscheidenden Einsatz aller im Mutterlande verfügbaren Landstreitkräfte zurückhält, den Landkrieg den Verbündeten zuschiebend, hat zweifellos zu seiner Verlängerung beigetragen. Eine Berechtigung ist diesem Verfahren der finanziellen und industriellen Niederringung des Gegners jedoch nicht abzusprechen, es ist der natürliche Ausdruck der abweichend von den Festlandstaaten sich betätigenden Eigenart des Inselvolkes. Clausewitz sagt: „Der Krieg ist ein Mittel der Politik, er muß notwendig ihren Charakter tragen und mit ihrem Maßstabe messen; die Führung des Krieges in ihren Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken.“

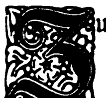
v. Jordan,
Hauptmann und Adjutant der 5. Division.





Neue Ausbildungsvorschriften des russischen Heeres.

(Fortsetzung.)

u den Ausbildungsvorschriften, die im ersten Hefte des Jahrgangs 1909 aufgezählt wurden, sind neuerdings die „Schießvorschrift für Gewehr und Revolver"*) und die „Schanzvorschrift für die Artillerie" hinzugetreten.

Schieß-vorschrift für Gewehr und Revolver.

Als Feuerarten sieht die neue Schießvorschrift die Salve, langsames und lebhaftes Einzelfeuer und außerdem lebhaftes Einzelfeuer mit beschränkter Patronenzahl vor.

Die Salve dient zum Einschießen, zum Befeuern von Massenzielen auf Entfernungen über eine Werst (1067 m) und zum Schießen bei Nacht. Auch wird sie für solche Fälle empfohlen, wo es besonders darauf ankommt, die Feuerleitung in der Hand zu behalten. Anderseits wird jetzt aber ausdrücklich betont, daß die Wirkung des Einzelfeuers größer sei, als die der Salve. Das lebhafte Einzelfeuer bleibe die vorteilhafteste Feuerart auf wirksamen Schußweiten, zur Erschütterung des Gegners und für die Vorbereitung des Bajonettangriffs. Der Schütze könne dabei zehn bis zwölf sorgfältig gezielte Schüsse in der Minute abgeben. Er müsse die Feuergeschwindigkeit selbständig regeln, sie steigern, wenn er sich gute Wirkung verspreche und sie verlangsamen, wenn die Sichtbarkeit des Ziels geringer sei. Das lebhafte Feuer mit beschränkter Patronenzahl soll dem Führer die Einwirkung auf die Schützen sichern.

Langsames Feuer ist bei schlecht sichtbaren Zielen, die nicht in gefährlicher Nähe auftreten, und bei Patronenmangel anzuwenden. Es soll auch während der Gefechtspausen unterhalten werden, um den Gegner nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Die Schußabgabe erfolgt dabei innerhalb der Züge der Reihe nach von einem Flügel. Eine weitere Einschränkung des Feuers kann dadurch erreicht werden, daß nur einzelne Leute, z. B. die besten Schützen, feuern.

---

*) Das Gewehr führen in Rußland Infanterie, Kavallerie, Ingenieure und Fußartillerie, den Revolver die Offiziere, einige Unteroffiziere aller Waffen und die Feldartillerie, deren Aufklärer jedoch mit dem Karabiner bewaffnet sind.

Beim Einschießen bildet das zugweise Salvenfeuer die Regel. Das deutsche Verfahren, das Schießen auf größeren Entfernungen mit zwei Visieren zu beginnen, wird nicht angewendet. Wenn es die Beobachtungsverhältnisse gestatten, soll zunächst eine Gabel von 200 Schritt gebildet, und darauf das Einschießen bis zur Ermittlung der genauen Entfernung fortgesetzt werden. Ist das nicht möglich, so geht man auf der Mitte der Gabel zum Wirkungsschießen über. Nur, wenn die Bildung der Gabel ausgeschlossen ist, wird mit mehreren, um 100 Schritt auseinanderliegenden Visieren gefeuert.

Den Haltepunkt — bei Zielen über 1100 m in der Regel deren Fußpunkt — befiehlt der Führer. Innerhalb der Standvisierentfernungen wählt sich der Schütze den Haltepunkt selbst. Die Anschlagsarten entsprechen den unserigen.

Auf die erhöhte Wirkung des Flanken- und Kreuzfeuers wird hingewiesen, und dem Schießen gegen verdeckte Ziele besonderes Interesse gewidmet.

Als Ziel der Schießausbildung wird sichere und schnelle Feuerabgabe durch den Schützen und Gewandtheit der Offiziere und Unteroffiziere in der Feuerleitung hingestellt. Schlechte Schützen sind besonders zu fördern. Kein Mann darf abkommandiert werden, der nicht eine volle Jahresausbildung genossen hat. Diese zerfällt in die vorbereitenden Übungen, das Vorbereitungsschießen, das gefechtsmäßige Einzelschießen und das gefechtsmäßige Schießen in Abteilungen.

Die vorbereitenden Übungen beginnen spätestens 14 Tage nach Einstellung der Rekruten. Das Zielen wird an einem Schießgestell erlernt. Übungen mit geringer Ladung und leichter Kugel auf 25 bis 30 Schritt Entfernung finden auf dem Kasernenhof oder in der Nähe der Kaserne statt. Schießstände fehlen den meisten Garnisonen noch immer. Das eigentliche Scharfschießen muß daher bei der Mehrzahl der Truppenteile bis zum Beginn der Lagerperiode (Mai) hinausgeschoben werden.

Das Vorbereitungsschießen, das unserem Schulschießen entspricht, umfaßt sechs Übungen auf 150 bis 300 m und je eine Übung auf 600 und 1000 m. Bei der Infanterie schießen die Leute des ersten Jahrgangs alle acht Übungen ohne Zeitbeschränkung, die Leute des zweiten und dritten Jahrgangs nur fünf oder drei Übungen mit einer Zeitbeschränkung von 10 bis 15 Sekunden für den Schuß. Bei den übrigen Waffen wird von den Mannschaften des ersten Dienstjahres eine geringere Zahl von Übungen geschossen. Alle Anschlagsarten werden geübt. Als Ziele werden nicht Ringscheiben, sondern gewöhnliche Kopf-, Knie- und Figurscheiben, bei den beiden letzten Übungen mehrere Knie- oder Figurscheiben nebeneinander verwendet. Sie sind auf einen hellen Hintergrund aufgeklebt. Die russischen Ziele sind größer, als die unserigen; die Kopfscheibe ist 0,44 m hoch gegen 0,30 m bei uns, die Kniescheibe 0,88 m gegen 0,80 m und die Figurscheibe 1,58 m gegen 1,40 m.

Das Vorbereitungsschießen weicht insofern von unserem Schulschießen ab, als

die Bewertung des Einzelschusses fehlt. Der Schütze genügt den Anforderungen, wenn er bei der einzelnen Übung mit drei bis vier Patronen einen Treffer erzielt. Auch das Schießverfahren ist anders, als bei uns. Die Leute schießen nicht einzeln auf einem Stand, sondern in kleinen Abteilungen, mit Zwischenräumen von Mann zu Mann gegenüber einer entsprechenden Zahl von Scheiben aufgestellt.

Im Vergleich mit der alten Schießvorschrift wurde die Zahl der Übungen des Vorbereitungsschießens herabgesetzt. Dafür ist das gefechtsmäßige Einzelschießen von zwei auf acht Übungen erweitert worden und so in den Vordergrund der Schießausbildung des einzelnen Mannes getreten.

Dem Einzelgefechtsschießen geht die Ausbildung der Leute in der Schützenlinie und im Entfernungsschätzen bis 700 m voraus. Bei der Infanterie schießen Unteroffiziere und Mannschaften sieben, bei der Kavallerie drei, bei den Ingenieuren zwei Übungen. Fünf bis sechs Schuß werden dabei in einer bis anderthalb Minuten auf 150 bis 600 m abgegeben. Bei den beiden ersten Übungen stehen die Schützen unter dem Kommando des Sektionsführers,*) der auch die Entfernung angibt. Bei den weiteren Übungen aber, die in kleinen Abteilungen stattfinden, sind die Schützen völlig auf sich selbst angewiesen. Vor dem Schießen sollen ein oder mehrere Sprünge gemacht werden. Alle Zielarten werden verwendet, auch wird das Auftauchen und Verschwinden, Vor- und Zurückkriechen des Gegners, dieses durch bewegliche Kniescheiben, dargestellt. Einmal wird selbständiger Zielwechsel gefordert. Wie genau der Verlauf einer jeden Übung durch die Vorschrift festgelegt ist, möge das Beispiel des fünften Schießens zeigen:

„Die Übung gibt dem Schützen Gelegenheit zum Zielwechsel unter erheblicher Änderung der Entfernung und zur selbständigen Wahl des zutreffenden Visiers. Sie wird in folgender Weise ausgeführt.

Die Schützen halten in einiger Entfernung hinter der Feuerstellung, um drei Patronen zu laden. Dann bekommen sie den Befehl zum sprungweisen Vorgehen in die Feuerstellung, die von Kniescheiben 800 bis 600, von Kopfscheiben 400 bis 300 Schritt entfernt sein muß. Wenn sie sich der Feuerlinie nähern, läßt der Leitende das eine der beiden vorbereiteten Ziele erscheinen. Sobald es sichtbar wird, gehen die Schützen unter Ausnutzung des Geländes in Stellung, schätzen die Entfernung, stellen das Visier, wählen den Haltepunkt und geben die im Gewehr befindlichen drei Schuß ab. Darauf werden weitere drei Patronen geladen.

Eine Minute nach dem Erscheinen von Kniescheiben oder 30 Sekunden nach dem Erscheinen von Kopfscheiben läßt der Leitende das erste Ziel verschwinden und unmittelbar darauf das zweite erscheinen. Die Schützen stellen sofort das Visier um

*) Die russische Kompagnie hat Zugführer, Sektionsführer (unseren Gruppenführern entsprechend) und Gruppenführer (Führer von 4 bis 6 Mann).



und geben ihre drei Schuß ab. Nach 30 Sekunden bei Kopfscheiben, nach einer Minute bei Kniescheiben, läßt der Leitende auch das zweite Ziel verschwinden.

Anmerkung: Schüsse, die auf das erste Ziel nicht abgegeben worden sind, dürfen auf das zweite Ziel verfeuert werden. Patronen, die nach dem Verschwinden des zweiten Ziels übrig bleiben, gelten als Fehlschüsse."

Im Vergleich zur deutschen Schießvorschrift wird mithin dem Kompagniechef in der Anlage und Abhaltung der gefechtsmäßigen Einzelschießen weniger Freiheit gelassen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß bei uns mit der Ausbildung des einzelnen Schützen und der Rotte begonnen, und darauf das Schießen in der Gruppe angeschlossen wird, um den Mann unter allmählicher Steigerung der Anforderungen in seine Aufgaben als Glied einer Schützenlinie hineinwachsen zu lassen. In Rußland dagegen sollen die beiden ersten Übungen dem jungen Schützen dadurch erleichtert werden, daß sie in der Sektion unter dem Kommando des Sektionsführers stattfinden. Die folgenden sechs Übungen stellen Einzelschießen dar, da die Leute zwar gleichzeitig in kleinen Abteilungen auftreten, aber völlig selbständig handeln müssen.

An gefechtsmäßigen Schießen in Abteilungen sind für die Infanterie mindestens zwei Zugschießen und ein Schießen in der Kompagnie, für die Kavallerie ein Schießen in der Eskadron vorgesehen. Bei jedem Infanterie-Regiment oder selbständigen Bataillon muß außerdem ein Nachtschießen und ein Schießen während des Vorgehens zum Sturm*) stattfinden. Das ganze Jahr hindurch sollen Schießen kriegsstarker Kompagnien abgehalten werden. Die Bestimmungen für die Gefechtsübungen gemischter Waffen mit scharfer Munition sind nicht in die Vorschrift aufgenommen worden, da sie nicht nur der Schieß-, sondern auch der taktischen Ausbildung dienen.

Die Art der Anlage der gefechtsmäßigen Schießen in Abteilungen ist in das Ermessen der Leitung gestellt. Nur für die Zieldarstellung werden bindende Vorschriften gegeben. Es dürfen:

liegende	Schützen	nicht	unter	200 m	erscheinen	und	nur	eine	Minute,
kriechende	=	=	=	425	=	=	=	=	eine	=
laufende	=	=	=	700	=	=	=	=	eine	=
kriechende	Reserven	=	=	700	=	=	=	=	zwei	Minuten,
laufende	=	=	=	1150	=	=	=	=	drei	=
verdeckt stehende	=	=	=	1400	=	=	=	=	fünf	=

beschossen werden.

Nachtschießen werden, nachdem man sich bei Tageslicht in einer Stellung eingerichtet hat, gegen Figurscheiben auf 150 bis 200 m Entfernung ausgeführt.

---

*) Das neue Exerzier-Reglement der Infanterie schreibt vor, daß die Schützenlinien — wenn es ihnen nicht gelingt, aus der letzten Feuerstellung springend oder kriechend auf Sturmentfernung heranzukommen —, im Schritt und in der Bewegung feuernd ununterbrochen vorgehen sollen, bis sie auf 35 m zum Sturm antreten.



Die Ausbildung im Entfernungsschätzen ist unserem Verfahren ähnlich. Die Unteroffiziere, die Lehrkommandos*) und außerdem acht Mann jeder Kompagnie und Eskadron werden im Schätzen und Messen von Entfernungen bis 2100 m, alle anderen Leute im Schätzen von Entfernungen bis 1000 m unterrichtet. Die Ausbildung zerfällt in „vorbereitende" und „praktische" Übungen. Bei den ersteren prägen sich die Leute die Entfernungen von 100 und 200 Schritt als Maßeinheiten ein und lernen, den Grad der Sichtbarkeit des Schätzungsobjekts bei der Entfernungsbestimmung in Rechnung zu stellen. Bei fortschreitender Übung sollen sie dahin kommen, Entfernungen bis 700 m sofort beim Erscheinen des Ziels ohne Hilfsmittel zu schätzen.

Praktische Übungen, bei denen unter Aufsicht des Kompagniechefs zwei bis vier Schätzungen gemacht werden, sind zehnmal im Jahre bei jeder Witterung, möglichst in unbekanntem Gelände und unter den verschiedensten Anschlagsarten gegen alle Arten von Zielen abzuhalten. Die Übungen beginnen auf Entfernungen bis 300 m und werden nach und nach auf weitere Entfernungen ausgedehnt. Das Schätzungsergebnis genügt, wenn es höchstens um 10 v. H. von der wirklichen Entfernung abweicht. Bei Anwendung des Entfernungsmessers darf die Abweichung nur 5 v. H. betragen.

Die Erkenntnis, daß ein guter Schießlehrer die Waffe selbst vollkommen beherrschen muß, kommt in der neuen Vorschrift zum Ausdruck. Die Offiziere sollen während des ganzen Jahres praktisch und theoretisch in der Schießlehre, Feuerleitung und im Entfernungsschätzen ausgebildet werden. Alle Oberoffiziere**) erledigen die für den jüngsten Jahrgang ihrer Waffe festgesetzten Übungen des Vorbereitungsschießens und außerdem vier besondere Offizierübungen, letztere stehend freihändig gegen Ringscheiben auf 150 m. Preisschießen, für die außer gewöhnlichen Preisen auch Kaiserpreise ausgeworfen sind, bestanden bereits früher.

Für das Schießen mit dem Revolver sind vier Übungen mit je sieben Patronen auf 25 Schritt Entfernung gegen Ring- oder Dreifigurenscheibe vorgesehen. Die Übungen werden von allen Stabs- und Oberoffizieren, von den Junkern und den mit dem Revolver ausgerüsteten Unteroffizieren und Mannschaften ausgeführt.

Die Einteilung der Unteroffiziere und Mannschaften in Schießklassen ist aufgegeben worden. Um den Ehrgeiz anzuspornen, wird für gute Leistungen im Einzelgefechtsschießen die Bezeichnung „ausgezeichneter Schütze", für solche im Entfernungsschätzen die Bezeichnung „ausgezeichneter Schätzer" verliehen. Nur die ausgezeichneten

*) In diesen Kommandos erhalten Leute, die für die Beförderung zum Unteroffizier ausersehen sind, eine besondere Ausbildung.

**) Leutnants, Oberleutnants, Stabskapitäne, Stabsrittmeister, Kapitäne und Rittmeister.

Schützen und Schätzer dürfen an den Preisschießen und Preisschätzen für Unteroffiziere und Mannschaften um gewöhnliche und Allerhöchste Preise teilnehmen. Außerdem erhalten die ausgezeichneten Schützen besondere Schießabzeichen.

Kurz nach der Ausgabe der Schießvorschrift wurden zwei neue Kaiserpreise für die Infanterie eingeführt, der eine für die Garde und den Militärbezirk Petersburg, der andere für die übrigen Militärbezirke. Zum Wettbewerb sind nur solche Regimenter und selbständigen Bataillone zugelassen, deren sämtliche Kompagnien gute Ergebnisse beim Vorbereitungsschießen, Einzelgefechtsschießen und den gefechtsmäßigen Abteilungsschießen aufzuweisen hatten.

Besondere Besichtigungsschießen bestehen schon seit dem Jahre 1906 nicht mehr. Die höheren Vorgesetzten lassen sich von einigen Kompagnien Übungen des Vorbereitungsschießens, von anderen solche des gefechtsmäßigen Einzelschießens und Abteilungsschießen vorführen. Bei diesen Besichtigungen dürfen von jeder Kompagnie außer den Offizierburschen nur zwei Mann zur Erledigung des Innendienstes zurückbleiben. Die Mannschaften für Wachen und Außenkommandos werden von einer Kompagnie gestellt, die an der Besichtigung nicht teilnimmt. Die Bewertung des Abteilungsschießens erfolgt nicht nach der Zahl der Treffer, sondern nach den getroffenen Scheiben.

Der Fortschritt, den die neue russische Schießvorschrift gebracht hat, liegt vor allem in der Hebung der Schießausbildung der Offiziere und in der Erweiterung des gefechtsmäßigen Einzelschießens. Es ist anzunehmen, daß er in den kommenden Jahren zu einer Steigerung der Schießleistungen der Infanterie und Kavallerie führen wird.

Schanzvorschrift für die Artillerie.

Die neue „Schanzvorschrift für die Artillerie" befaßt sich mit der Herstellung von Geschützeinschnitten, Mannschaftsgräben, Deckungen für Munitions-Hinterwagen und Beobachtungsstellen. Sie gliedert sich entsprechend der „Schanzvorschrift für die Infanterie"*) in zwei Abschnitte: „was jeder Kanonier und Gefreite und was jeder Unteroffizier wissen muß".

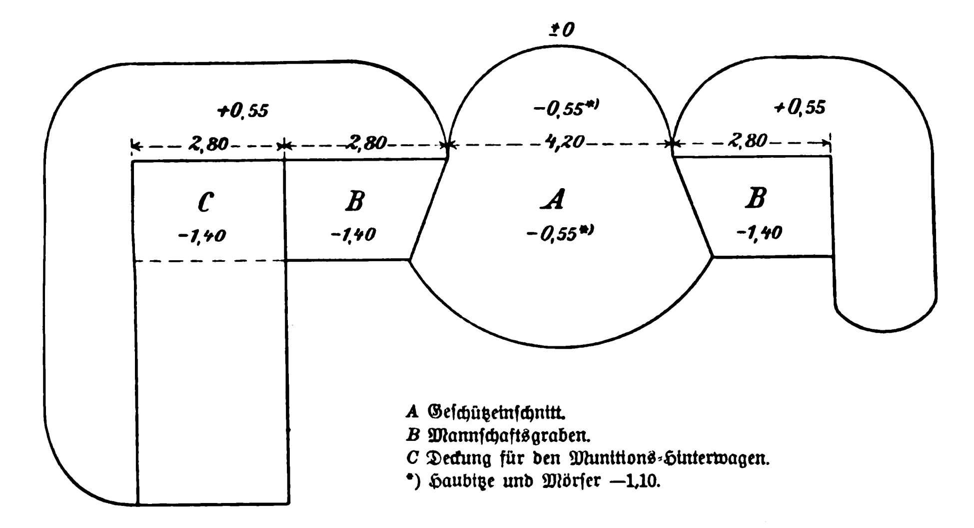
Im ersten Abschnitt wird ein allgemeiner Überblick über den Zweck und die Formen artilleristischer Schanzarbeiten und eine Beschreibung des Schanzzeuges gegeben. Besonders wird darauf hingewiesen, daß innere Brustwehrböschungen steil zu halten sind, und daß äußere Böschungen sich nicht vom umliegenden Gelände abheben dürfen. Der zweite Abschnitt der Vorschrift enthält eingehende Angaben über die Ausführung der Arbeiten.

Bei Schildbatterien wird, wie in Deutschland, in erster Linie der Raum zwischen den Schilden und dem gewachsenen Boden durch Erde ausgefüllt. Die Mannschafts-

*) Jahrgang 1909, 1. Heft.



gräben sind tiefer, als bei uns, gehalten. Das Geschütz wird ohne Aufwerfen einer Brustwehr eingegraben, die Deckung für den Munitions-Hinterwagen kommt links neben den linken Mannschaftsgraben. Die ganze Anlage (siehe Skizze) hat eine



Breite von etwa 13 m. Verbindungsgräben innerhalb der Züge einer Batterie sollen bei genügender Zeit stets angelegt werden, zwischen den Zügen aber nur dann, wenn die Bewegungsfreiheit der Batterie nicht darunter leidet.

Eine noch zu bearbeitende Feldbefestigungsvorschrift für Offiziere soll später die Vorschriften für Unteroffiziere und Mannschaften der Infanterie und Artillerie ergänzen.

Von den wichtigen großen Dienstvorschriften fehlen jetzt noch die Felddienst-Ordnung, die dem zweiten Teil unseres Infanterie-Exerzier-Reglements entsprechende Anleitung für das Gefecht der Infanterie, sowie das Kavallerie- und Feldartillerie-Reglement.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß noch immer erhebliche Verschiedenheiten des Ausbildungsverfahrens zwischen den Militärbezirken bestehen. Jedoch scheint überall auf dasselbe Ziel hingearbeitet zu werden: auf Hebung und Weiterbildung des Offizierkorps und sorgfältige Einzelausbildung des Soldaten.

Hebung des Offizierkorps.

Die russischen Offiziere erhielten bisher eine verschiedenartige Vorbildung. Sie traten entweder auf Grund einer höheren Schulbildung (Kadettenkorps oder höhere Lehranstalt) in eine Kriegsschule oder auf Grund einer geringeren Schulbildung in Junkerschulen ein, die bei der Offizierprüfung niedrigere Anforderungen stellten, als die Kriegsschulen.

Um diese Verschiedenheiten zu beseitigen, ist man in den letzten Jahren nach zwei Richtungen hin tätig gewesen. Eine Reihe von Junkerschulen wurde in Kriegsschulen umgewandelt, und anderseits bei der Aufnahme in die Junkerschulen eine umfassendere Vorbildung, nämlich die Erledigung einer sechsklassigen Realschule, gefordert. Dadurch ist erreicht worden, daß das erste Jahr des dreijährigen Kursus der Junkerschulen nicht mehr, wie früher, nur auf die Erweiterung der Schulbildung der Junker verwendet zu werden braucht, sondern auch für die militärische Ausbildung nutzbar gemacht werden kann. Der Lehrplan, der in dem zweijährigen Kursus der Kriegsschulen erledigt wird, wurde ungekürzt auf den dreijährigen Kursus der Junkerschulen verteilt. Kriegsschüler und Junkerschüler erhalten mithin jetzt die gleiche militärische Vorbildung.

Der Zeitpunkt für diese Änderungen ist günstig gewählt, weil die im laufenden Jahre eingetretene Gehaltsaufbesserung trotz erhöhter Anforderungen eine Steigerung des Andrangs zur Offizierlaufbahn erwarten läßt.

Nach dem Ausgleich der Anforderungen bei der Offizierprüfung wurde die bisherige Bevorzugung der Kriegsschüler bei der Beförderung zum Offizier aufgehoben. Kriegs- und Junkerschulen schließen einheitlich im Monat August, der Beförderungstermin für alle Schüler ist der gleiche.

Mit dem Jahre 1908 ist auch ein neuer Lehrplan für Kriegs- und Junkerschulen in Kraft getreten. Er ist dem der deutschen Kriegsschulen ähnlich und steht auf moderner Grundlage. So ist für den älteren Jahrgang der Schüler angewandte Taktik im Gelände vorgesehen, wobei Feldbefestigung und moderne Waffenwirkung gebührend berücksichtigt werden. Der Unterricht in der Waffenlehre soll vor allem den Einfluß der Waffenwirkung auf die Taktik zur Darstellung bringen und durch Besichtigungen von Waffen- und Munitionsfabriken sowie von Scharfschießen der verschiedenen Waffen belebt werden. Zu ähnlichem Zweck sollen den Infanterie-Kriegsschulen und Infanterie-Junkerschulen Maschinengewehr-Kommandos angegliedert werden. Dem theoretischen Unterricht in der Befestigungslehre folgen praktische Übungen in der Feldbefestigung und, wenn angängig, der Besuch einer Festung. Auf eingehende Unterweisung im Wesen und in der Verwendung der modernen technischen Verbindungsmittel wird Wert gelegt. Die Feldkunde soll den Einfluß des Geländes auf die Gefechtshandlung lehren. Die Übungen im Kartenlesen finden stets an der Hand einer taktischen Lage statt.

Neben der Steigerung der militärwissenschaftlichen wird die der körperlichen Ausbildung angestrebt. Dies ist in Rußland auch besonders deshalb nötig, weil ein Teil der Junker unmittelbar von der Schulbank kommt, ohne vorher bei der Truppe militärisch ausgebildet worden zu sein. Um das Interesse zu beleben, werden zum Schluß der Lehrkurse an den einzelnen Anstalten und auch von mehreren Anstalten gemeinsam Preisturnen und Preisfechten veranstaltet.

Bemerkenswert ist, daß bei Aufnahme von Junkern der Kavallerie grundsätzlich die Kenntnis der deutschen Sprache gefordert wird, während für die übrigen Waffen die Wahl zwischen deutsch und französisch belassen ist.

Mit den Maßnahmen für die Hebung des Offiziersersatzes geht das Streben Hand in Hand, die Weiterbildung der Offiziere zu fördern.

Durch eine eingehendere taktische Ausbildung sollen sie zu Initiative und Selbständigkeit, zu schnellem Entschluß und zur Abgabe klarer und bestimmter Befehle erzogen werden. Vor allem sollen Bataillons-, Regiments- und Garnison-Kriegsspiele im Winter diesem Zweck dienen. Ihnen gehen Übungen im Kartenlesen und in der Kenntnis und Anwendung der Reglements an der Hand einfachster Aufgaben voraus. Solche „taktischen Besprechungen" sollen abwechselnd auf dem Plan und im Gelände abgehalten werden. Die Kommandeure werden für die Leitung der Kriegsspiele bei den höheren Stäben vorgebildet.*)

Schwebende militärische und allgemein wissenschaftliche Fragen sollen den Offizieren durch Vorträge näher gebracht werden.**)

Übungsritte innerhalb des Regiments und in größerem Rahmen unter Beteiligung von Offizieren aller Waffen haben während des ganzen Jahres stattzufinden.

Schließlich ist die Generalstabs-Akademie einer Reform unterzogen worden. Sie hat den Namen „Kriegsakademie" erhalten, um „damit auch äußerlich anzudeuten, daß sie in erster Linie eine höhere militärische Ausbildung zu fördern und erst in zweiter Linie Generalstabsoffiziere heranzubilden habe". Die Anforderungen an die allgemeine Bildung der zu kommandierenden Offiziere sind gesteigert worden. Neben die bisherige mündliche Aufnahmeprüfung ist eine schriftliche getreten. Es wird ferner schärfer als früher betont, daß die Akademiebesucher gute Frontoffiziere gewesen sein müssen.

Nach Schluß des Kommandos treten die Offiziere nicht mehr sofort zum Generalstab über, sondern zunächst in den Dienst ihrer Truppenteile zurück. In den Generalstab werden sie nur dann übernommen, wenn sie sich aufs neue als gute Frontoffiziere erwiesen haben.

Der körperlichen Ausbildung aller Offiziere durch Turnen, Fechten, Reiten und Sport wird eine größere Aufmerksamkeit als früher zugewendet. Es wird, wie bei uns, betont, daß der Offizier in jedem Dienstzweig durch sein persönliches Beispiel

*) Im Militärbezirk Moskau sollen in diesem Winter die letzten Brigade-, Divisions- und Korpsmanöver noch einmal auf dem Plan durchgespielt werden, um „die gemachten Fehler zu besprechen".

**) Besonders lehrreiche Vorträge von Kriegsteilnehmern wurden 1908 in einer Reihe von Garnisonen des betreffenden Militärbezirks wiederholt.



auf die Leute anfeuernd einwirken müsse. Im Herbst 1909 ist in Petersburg eine Haupt-Turn- und Fechtschule eröffnet worden, die der Übertragung einheitlicher Grundsätze im Turn- und Fechtunterricht innerhalb der Armee dienen soll. Sie wird jährlich 100 Offiziere aller Waffengattungen zu zehnmonatigem Lehrgang vereinigen und mit einem mehrwöchigen Aufenthalt der Kommandierten im Truppenlager zu angewandtem Turnen im Gelände schließen.

Um ältere Stabskapitäne auf ihre Tätigkeit als Kompagniechefs vorzubereiten, sind in den vier Militärbezirken Warschau, Wilna, Kiew und Moskau Schießkurse eingeführt worden, deren Hauptzweck die Ausbildung im Schießdienst und in der Feuerleitung ist. An den Kursen nahmen im Jahre 1909 360 Stabskapitäne teil. Sie werden vorher einer Prüfung unterzogen, bei der sie ihre Befähigung zum Kompagniechef dartun sollen.

Von Interesse ist, daß nach neueren Bestimmungen jeder russische Offizier den Gebrauch der Morsezeichen beherrschen muß.

Auch den inneren Wert der Offizierkorps sucht man zu heben. An erster Stelle ist in dieser Hinsicht ein neuer Entwurf der Bestimmungen für Ehrengerichte zu nennen, der kürzlich den höheren Stellen zur Begutachtung zugegangen, aber vorläufig noch nicht eingeführt ist. Bisher unterstanden in Rußland nur Oberoffiziere den Ehrengerichten, Stabsoffiziere und Generale nicht. Infolgedessen war es unmöglich, diese ehrengerichtlich zur Verantwortung zu ziehen. Nunmehr sollen besondere Ehrengerichte für Stabsoffiziere und Generale eingerichtet werden. Ferner wurden bisher die Mitglieder der Ehrengerichte durch das Offizierkorps gewählt. Da die Oberoffiziere über die Mehrzahl der Stimmen verfügten, waren sie in der Lage, die Wahl auf ihnen bequeme Persönlichkeiten zu lenken. Der neue Entwurf setzt an Stelle der Wahlen bestimmte Grundsätze für die Bildung der Ehrengerichte. Endlich wird eine Berufungsinstanz geschaffen, die bis jetzt fehlte. Man hofft, hierdurch eine größere Gleichmäßigkeit in der Beurteilung der einzelnen Fälle zu erzielen und will dem Beschuldigten und insbesondere auch dem Regimentskommandeur ermöglichen, die Abänderung eines ungewöhnlich strengen oder milden Urteilsspruches anzustreben.

Den Offizierkorps der Regimenter ist neuerdings auch die Möglichkeit gegeben worden, sich von unerwünschten Elementen freizuhalten. Bisher ließen sich Offiziere, deren Stellung im Regiment erschüttert war, in ein anderes Regiment versetzen. Von jetzt ab dürfen die Versetzungen auf eigenen Wunsch nur mit Einverständnis des ganzen Offizierkorps erfolgen, zu dem der Offizier versetzt zu werden wünscht.

Neue Qualifikationsbestimmungen stellen die Beurteilung des einzelnen Offiziers dadurch auf breiteste Grundlage, daß die durch den unmittelbaren Vorgesetzten abgegebene Qualifikation durch eine Kommission nachgeprüft und erst durch den nächsten gemeinsamen Vorgesetzten aller Kommissionsmitglieder abgeschlossen wird. Jeder

Qualifikationsbericht muß ein bestimmtes Urteil darüber enthalten, ob der betreffende Offizier für die Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad geeignet ist oder nicht. Die Beförderung zum Stabsoffizier „nach Auswahl“ wurde aufgehoben. Sie erfolgt nunmehr nach dem Dienstalter und nur in seltenen Ausnahmefällen außer der Reihe.

Die bis zum Jahre 1909 gültigen Heiratsbestimmungen zeitigten, wie der „Invalid“ vom 21. April 1909 ausführt, zum Schaden des Offizierstandes zwei Erscheinungen. Einmal lebten die Offiziere vielfach in wilder Ehe, wenn es ihnen nicht möglich war, das vorgeschriebene Heiratsgut nachzuweisen. Zweitens war die Erteilung der Erlaubnis zur Verheiratung in erster Linie von dem Stande der Eltern der Braut abhängig, weniger von dem Ruf und der Bildung der letzteren. Durch Bestimmungen von 1909 wurde der Vermögensnachweis aufgehoben, und die Prüfung der Frage, ob eine beabsichtigte Heirat standesgemäß sei, in die Hand des Offizierkorps, die Genehmigung in die Hand des Regimentskommandeurs gelegt. Die Maßnahme ist geeignet, den Korpsgeist der Offizierkorps zu heben und das Verantwortlichkeitsgefühl des Regimentskommandeurs für sein Offizierkorps zu stärken.

Um auch äußerlich die Zusammengehörigkeit der Offiziere zu kennzeichnen, wurde von neuem hervorgehoben, daß sich sämtliche Offiziere zu grüßen haben, und daß ältere verpflichtet sind, den Gruß jüngerer Kameraden zu erwidern.

Bis in die letzte Zeit hinein führten die militärischen Fachschriften ernste Klage über die Gleichgültigkeit der jüngeren Offiziere im Dienst. Schon im Jahre 1908 wurde deshalb angeordnet, daß ihnen mehr Selbständigkeit in der Ausübung des Dienstes zu belassen sei. Die höheren Vorgesetzten scheinen darauf zu halten, daß die jungen Offiziere bei Fehlgreifen in der Wahl der Mittel nur unterrichtet, bei Mangel an Interesse aber mit Strenge zurechtgewiesen werden. Die geringe Dienstfreudigkeit wird in der Hauptsache dem Umstand zugeschrieben, daß die Offiziere in großer Zahl durch die Erledigung des Wirtschaftsdienstes in Anspruch genommen wären und so dem Frontdienst entfremdet würden.

Einzelausbildung der Mannschaften.

Der russisch-japanische Krieg brachte die Erkenntnis, daß dem russischen Soldaten vor allem die Einzelausbildung fehlte. Zunächst war es jedoch nicht möglich, sie zu steigern, da während der Jahre der inneren Wirren der Dienst nicht in vollem Umfange durchgeführt werden konnte. Erst die 1906 beginnende Beruhigung des Landes und die damit verbundene Einschränkung von Gestellungen für den Wacht- und Sicherheitsdienst ermöglichten es, zu geregeltem Dienstbetrieb zurückzukehren und sich nunmehr der gefechtsmäßigen Einzelausbildung des Mannes zuzuwenden.

Diesem Bestreben stellte sich als größtes Hindernis die geringe geistige Entwicklung des Ersatzes entgegen. Bei manchen Regimentern fehlt auch jetzt noch der Hälfte aller Rekruten jede Schulbildung. Man ist deshalb bestrebt, den Elementar-



Formationen abgab. Nach anfänglichen Argonautenfahrten an der Ostküste operierte es, von Alicante aus unter Wellingtons Oberbefehl gestellt, gegen Rücken und Flanke der französischen Südarmee und erzwang die Räumung Südspaniens durch die Franzosen.

c) an der Nordwestküste.

Englische Agenten und Offiziere, englisches Geld, englische Waffen, Ausrüstung und Verpflegung, und englische Geschwader bildeten auch den Lebensnerv der Insurrektion in Galicien und Asturien und wirkten dahin, daß Galicien sogar 1810, als das ganze spanische Binnenland dem Eroberer zu Füßen lag, seine Freiheit bewahrte, und daß die französische „Nordarmee" unter Bessieres und Caffarelli lahmgelegt und von Portugal und Wellington abgezogen wurde. La Coruña, Vigo, und bei fortschreitender Insurgierung des Landes auch die östlichen Häfen waren die Stützpunkte des Widerstandes. Auf sie stützten sich die Generale Waller, Howart, Douglas und Admiral Popham, dessen Geschwader auf 20 Schiffe anwuchs, sie waren das Ziel zahlreicher, freilich selten erfolggekrönter französischer Vorstöße, aus ihnen zog der in den rauhen Bergländern nie erlöschende Kleinkrieg seine Nahrung.

Auf allen diesen Kriegsschauplätzen bestand der von England geführte Landkrieg nur in Nebenunternehmungen des Seekrieges, getreu seinen politischen Zielen; die englische Strategie bezweckte kein Niederwerfen, sondern nur ein Ermüden des Gegners; ein System, von dem Clausewitz sagt, daß es zunächst weniger militärisch als politisch erscheint, daß es aber durchaus zweckmäßig ist, wenn es nur zu den gegebenen Bedingungen paßt, denn „in dem Begriff des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens". Diese Erschöpfung der französischen Kräfte wurde entscheidend, als die französische Armee in Spanien nicht mehr den nötigen Nachschub erhielt, nachdem Napoleons Wille zur Niederwerfung Spaniens, beeinflußt durch die ungeheuren Rüstungen gegen Rußland, erschüttert war. Es bedurfte jetzt nur noch einer angriffsfähigen Kraft, um die Erschöpfung in Niederlage zu verwandeln. Diese Rolle sollte der in Portugal vorwiegend durch englische Tatkraft gebildeten Armee Wellesley zufallen.

d) in Portugal.

Wellesley war, wie erwähnt, im August 1808 an der Mondego-Mündung mit 9000 Mann gelandet und kurz danach durch 3500 Mann unter General Spencer verstärkt worden. Unzertrennlich von seiner Basis, der See, lehnte er die Vereinigung mit den Portugiesen ab und deckte bei Vimiero, den Rücken seinen Schiffen zugewandt, die Landung Anstruthers mit 4000 Mann und Nachschub aller Art gegen den Angriff Junots. Die Franzosen zogen sich geschlagen nach Lissabon zurück, woher sie gekommen waren. Wellesley folgte über Torres Vedras, und zehn Tage später schloß Dalrymple mit dem gegen die See gedrängten und seiner rückwärtigen Verbindungen beraubten Junot die Kapitulation von Cintra ab. Ihr Ergebnis war, daß die Franzosen Portugal räumten und auf englischen Schiffen nach

Frankreich gebracht wurden, und daß das im Tajo liegende russische Geschwader in englischen Gewahrsam überging.

Dieser überraschende Abschluß wurde englischerseits begründet mit der Unmöglichkeit, die unerläßliche Basierung auf die Flotte ohne den Besitz des Hafens von Lissabon sicherstellen zu können und mit den ungünstigen Aussichten eines Sturmes auf diese Stadt. Die Grenzen der von der Flotte abhängigen Landkriegführung sind damit schon angedeutet. Während sich die auf das Requisitionssystem gestützten französischen Korps frei im Lande bewegten, sah Wellesley sich dauernd an seine Seeverbindungen gefesselt, ob diese auch durch den Tajo, Mondego oder Duero verlängert wurden. Er kannte sehr wohl die Schwächen der für den großen Krieg nicht ausreichenden englischen Söldnerorganisation: Tommy Atkins ficht mit unübertrefflichem Schneid, war aber gegen Entbehrungen schon damals ebenso empfindlich wie 100 Jahre später im Transvaal. Voll Neid und Bewunderung sagt ein englischer Autor über Massenas Aushalten vor Torres Vedras, „dieser hätte 60 000 Mann und 20 000 Pferde sechs hungrige heroische Wochen in einer Gegend erhalten, in der eine englische Brigade in ebensovielen Tagen rein am Hunger zugrunde gegangen wäre". Die englische Landkriegführung war damals wie heute außerordentlich kostspielig. Für das Jahr 1809 berechnet Napier die Kosten der französischen Kriegführung, soweit Zuschüsse aus dem Staatsschatz in Betracht kommen, auf vier und einen halben Schilling auf den Kopf monatlich, während der englische Soldat seinem Staate damals im Monat 250 kostete. Ein solches System ist höchstens für den überseeischen Expeditionskrieg brauchbar, aus dem es entstanden ist. Die englische Führung war freilich auch dadurch beschränkt, daß sie sich ihren ziemlich widerwilligen Bundesgenossen gegenüber bei Inanspruchnahme der Mittel des Landes große Zurückhaltung auferlegen mußte.

In England war das Mißvergnügen über den Abschluß von Cintra so lebhaft, daß sich das Ministerium genötigt sah, seine Urheber zurückzurufen und vor Gericht zu stellen. Wellesleys Verhalten wurde hierbei als völlig gerechtfertigt anerkannt. Von einer Mitschuld am Abschluß der Konvention wurde er freigesprochen. Den Oberbefehl über die allmählich auf 25 000 Mann verstärkte Armee in Portugal, deren Kerntruppen Deutsche waren, übernahm John Moore, der nach seiner Rückreise von Schweden*) mit einem verstärkten Landungsheer sofort nach Portugal gesegelt war.

John Moore übernimmt den Oberbefehl über die englischen Truppen. Winter 1808/09.

Im Grunde hatte das Londoner Kabinett seine Ziele erreicht: Flottenstützpunkte, Handelsfreiheit mit Portugal und riesige Privilegien für seine Kaufleute und Reeder. Seine weiteren Maßnahmen galten der Sicherung dieses Erfolges, und John Moore, der in kühnem Zuge bis über Salamanca vorstieß, sah sich ohne irgendwelche ausreichenden Instruktionen der Lage gegenüber, die Napoleon Ende 1808 durch seine staunenerregende Tätigkeit im Feldzuge bis Madrid schuf.*) Die Gewalt der Tatsachen

*) Seite 122.

gab den Ausschlag, der große Krieg zog John Moore in seinen Bannkreis, See- und Handelspolitik mußten vor den Kriegserfordernissen zurücktreten. Die ganze Unternehmung war auf zu unsicheren Voraussetzungen aufgebaut, um gelingen zu können. Moore sollte Anschluß an die Spanier gewinnen, wußte aber nicht besser als seine Regierung, wo sie sich befanden; erst in Salamanca erfuhr er, daß sie zerstreut, und Soult und Napoleon links und rechts in seiner Flanke waren. Das Verdienst John Moores bleibt es, sein Heer vor der Zertrümmerung durch überlegene Massen gerettet und rechtzeitig den unendlich schwierigen Rückzug durch die verschneiten Gebirge nach La Coruña durchgeführt zu haben. Auf seinen eigenartigen getrennten Vormarsch gehe ich hier nicht ein. Jedenfalls wurde durch diesen Zwischenfall Napoleon an seinem Vormarsch nach Portugal verhindert. Es war ein Glück für England, daß Napoleon, mit dem Kriege gegen Österreich beschäftigt, die Armee verließ, bevor die Verfolgung des britischen Korps beendet war, es ist mindestens zweifelhaft, ob es im anderen Falle möglich gewesen wäre, die englischen Trümmer in La Coruña einzuschiffen. Moore fiel in dem mit großer Energie geführten Gefecht von La Coruña, aber auch Soults Truppen hatten durch den kurzen Winterfeldzug im Gebirge so gelitten, daß seine darauf folgende Offensive nach Portugal nicht über Oporto hinausführte, und die schwache englische Besatzung Lissabons unbelästigt blieb.

Bewiesen die Ereignisse auf der Halbinsel, daß es kräftiger Anstrengungen bedurfte, um den britischen Einfluß und Handel nicht gänzlich von dort verdrängt zu sehen, so belebte die Aussicht auf Napoleons Krieg mit Österreich im Winter 1809 die Hoffnung auf Erfolg, und nachdem soviel englisches Blut geflossen war, kam auch die Nationalehre ins Spiel.

Wellesley (Wellington), Oberbefehlshaber der englisch-portugiesischen Streitkräfte. 22. März 1809.

In London trat ein Umschwung in der Stimmung ein, ohne daß die Politik neue Bahnen einschlug. Lord Beresford wurde mit zahlreichen Offizieren der portugiesischen Regierung zur Neugestaltung ihrer Armee zur Verfügung gestellt, und am 22. März 1809 traf Wellesley als Oberbefehlshaber auch der portugiesischen Streitkräfte in Lissabon ein, mit dem Auftrage, Portugal zu halten. Weiter waren die Ziele noch nicht gesteckt, erst dem Franzosenhaß, dem politischen Weitblick, der zähen Festigkeit und der weisen Selbstbeschränkung des englischen Feldherrn war es zuzuschreiben, daß sich der große Landkrieg Schritt für Schritt unter englischer militärischer Führung vorbereitete.

Wellesley hatte in verhältnismäßig kurzer Zeit 25 000 Engländer und Deutsche sowie 16 000 Portugiesen unter seinem Kommando, fühlte aber schon jetzt als schwere Fessel den Mangel an Geld, Kriegsmaterial und Verpflegung. Portugal selbst war zunächst unzureichend als Basis für eine Armee, weil die schwache Regentschaft in Lissabon keine Anstalten traf, mit dem alten Schlendrian zu brechen und die Hilfsquellen des Landes zu erschließen. So strebte Wellesley nach unmittelbarem Einfluß auf die Regierung und wurde unter dem Druck der äußersten Not, die auf Regierung

und Volk lastete, General-Marschall von Portugal und damit tatsächlich Chef der Militär- und Zivilverwaltung; ihn unterstützten sein Bruder H. Wellesley und ein Stab von englischen Diplomaten und Verwaltungsbeamten. Damit erweiterte sich die Aufgabe des Generals zu der des Landesherrn, aber es wuchsen Verantwortung und Schwierigkeiten: die Zufuhr an englischem Gelde stockte infolge Metallmangels in London, fünf englische Agenten, die zum Ankauf von Edelmetall gleichzeitig durch die Welt reisten, trieben damit natürlich nur die Preise. Wellesley sah sich genötigt, sich ein eigenes Papiergeld zu schaffen, das immer noch besseren Kurs hatte als das mit keinem Mittel mehr zu haltende einheimische; aber auch das wurde 1812 entwertet und zwar durch britische Gewinnsucht, als gewissenlose englische Händler damit eine riesige Baissespekulation ins Werk setzten und den Kurs auf 20 vH. drückten. Ein neues Rekrutierungs- und Wehrgesetz, Verbesserungen in der Verwaltung, eine neue Steuer- und Zollgesetzgebung, die übrigens das englische Handelsinteresse reichlich bedachte, waren die ersten Maßnahmen der anglo-portugiesischen Regierung, deren Hauptsorge dauernd die Geldfrage blieb. Auf was alles sich die Sorge dieser Regierung erstreckte, erhellt aus den Arbeiten für Landesmelioration, Straßenbau, Ausgabe von Saatgut an die Bauern usw. Nach der Mißernte des Jahres 1811 mußte Wellesley auch noch halb Portugal verpflegen: 1808 wurden 60 000, 1811: 600 000, 1813: 700 000 bis 800 000 Fässer Mehl, Fleisch und Reis aus New York durch ihn mit „Lizenzen" in Portugal eingeführt, wozu noch riesige Einfuhren aus Ägypten kamen. Um die Kosten dieser portugiesischen Bedürfnisse zu decken, erhielt Wellington zur Balanzierung des Staatsbudgets 1810 von England 300 000 Pfund Sterling, außer den jährlichen 1 300 000 Pfund Sterling Subsidien; aber die Seemacht England zog aus den Ergebnissen ihrer Kriege die Mittel, um für den Landkrieg so kostspielige Verbündete zu werben. Erst als in London das Geld knapp wurde, trat auch in Portugal eine ernste Krise ein, im Sommer 1812 klagte der stets unverzagte Wellington, „er befinde sich in äußerster Not". Zu dieser materiellen Beschränkung trat die politische und strategische gegenüber dem Kabinett und der öffentlichen Meinung. Bitter schrieb er an Lord Liverpool: „Ich wußte, daß ich, wenn ich 500 Mann ohne klarste Notwendigkeit verlor, auf den Knieen vor das Haus der Gemeinen gebracht worden wäre," und klagte ein andermal, daß „jeder, der eine Feder führen, und jeder, der reden könne," seine Maßregeln ohne Erbarmen und Verständnis öffentlich herabsetze. Als Wellesley die Offensive gegen Napoleon vorschlug, sprach ein Redner im Parlament sogar von den „unverschämten Plänen" des Feldherrn. Diese Maßlosigkeit der Kritik wirkte nicht einmal so schlimm, wie sie es heute tun würde, wo moderne Presse und Verkehrsmittel sie unfehlbar in der Truppe verbreiten würden, und derartige Schwankungen das Ansehen der Regierung in großen Überseekolonien ernstlich gefährden müßten.

Der Feldzug des Jahres 1809 begann mit der Vertreibung Soults aus Oporto, die politisch von großer Bedeutung wurde, weil der Erfolg die Bundesgenossen ermutigte. In dem anschließenden Feldzuge in Spanien lernte Wellesley am 27./28. Juli 1809 bei Talavera, das ihm den Titel eines Herzogs von Wellington einbrachte, die spanischen Truppen so eingehend kennen, daß er sich für die Zukunft von ihnen trennte. Die Spanier hatten sich in der Schlacht so schlecht gehalten, daß ihr Führer Cuesta 60 Offiziere und 400 Mann wegen Feigheit zu erschießen beschloß. Wellington bestimmte ihn zwar, sich mit einem Zehntel zu begnügen, ging dann aber allein, weil auch seine Verbindungen abrissen, nach Portugal zurück. Nach London schrieb er darüber: „Keine englische Armee kann es mit gutem Gewissen wagen, mit spanischen Truppen zu kooperieren," und drückte seine Zukunftspläne mit den Worten aus: „Wenn wir uns in Portugal halten können, wird der Krieg in der Halbinsel nicht einschlafen, und wenn der Krieg dort weitergeht, wird Europa zu retten sein." Dieses hier vom Feldherrn aufgestellte europäische Kriegsziel ging über die Absichten seiner nur von Seemachtsinteressen geleiteten Regierung offenbar weit hinaus, auch konnte es durch Abwarten allein zweifellos nicht erreicht werden. Dazu gehörte eine aktive Landkriegführung, und für eine solche fehlten — selbst vom Willen abgesehen — in England zur Zeit die Mittel, nachdem die verunglückte Walcheren-Expedition und eine weitere Unternehmung in Italien sie aufgezehrt hatten, während die französische Armee in Spanien nach dem glücklichen Kriege mit Österreich von 226 000 auf 370 000 Mann verstärkt wurde. Der Entschluß Wellingtons zu hinhaltender Kriegführung war durch diese Verhältnisse aber gerechtfertigt, und die Pause wurde zur Ausbildung der Armee so benutzt, daß sie im Mai 1810 neben 25 000 Engländern schon 50 000 Portugiesen bei den Fahnen zählte. Im Herbst des Jahres zogen sich die Verbündeten vor Massena in die lange vorbereitete Stellung von Torres Vedras zurück und waren nun äußerlich in der Lage Junots vom Jahre 1808; der gewaltige Unterschied bestand aber darin, daß nicht nur Wälle und Verhaue die Front schützten, sondern daß das Meer, für Junot ein Verderben, für Wellington die Quelle der Kraft wurde. Hier stützte ihn die englische Seemacht, versorgte ihn mit allem nötigen Nachschub und mit Verpflegung für seine Armee und eine nach Hunderttausenden zählende Zivilbevölkerung und ermöglichte ihm, durch Landungen die Verbindungen seines Feindes zu unterbrechen. Der englischen Seemachtpolitik entsprach es aber, wenn daneben noch dauernd die spanischen Verbündeten lebhaft an allen Küsten unterstützt wurden, selbst auf Kosten der portugiesischen Armee; und als im März 1811 Massena zurückging und Portugal räumte, versuchte man in London, froh, von dem Schreckgespenst eines Festlandkrieges befreit zu sein, Wellington und seine Truppen abzuberufen.

Durch seinen und seines Bruders energischen Einspruch wurde die Ausführung dieses Planes verhindert, aber noch ein Jahr lang waren politische Rücksichten stark

mitbestimmend für den General, sich nur auf kurze Strecken von seiner Basis, der See zu entfernen. Erst 1812 trat in der englischen Politik ein entschiedener Umschwung ein, und zwar hervorgerufen durch die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage, die sich überaus schnell vollzog, als sich Rußland dem britischen Handel wieder öffnete, und hinter den vorrückenden Truppen sich der englische Kaufmann den spanischen Markt wieder eroberte. Befreite die Beendigung des Handelskrieges die englischen Staatsmänner von der drückenden und lähmenden Sorge um die wirtschaftliche Existenz des eigenen Staates, so gab sie ihnen auch die Freiheit, die Ziele des in Spanien lange vorbereiteten großen Krieges unabhängig von politischen Nebenrücksichten, ins Auge zu fassen. Es erfolgte die Ernennung Wellingtons zum Oberbefehlshaber aller englischen in Spanien stehenden Truppen und der von Italien und Sizilien; nachdem die Zentral-Junta ihm auch den Oberbefehl über die spanischen Armeen in die Hände gegeben hatte, waren die Bahnen des Kleinkrieges und Seekrieges endgültig verlassen. Der große Landkrieg gegen die französischen Armeen auf der Halbinsel ordnete alle weiteren politischen Rücksichten seinen Zwecken unter. Die englische Seemachtpolitik spielte eine mittelbare Rolle dadurch, daß sie Großbritannien befähigt hatte, durch seinen Handel die Mittel für die Kriegführung der Verbündeten zu gewinnen; unmittelbar befähigte die Beherrschung der Meere Wellington, sich beim Vormarsch gegen die Pyrenäen auf die Häfen Asturiens neu zu basieren, und bei der Fortnahme dieser Plätze und vor Bayonne sehen wir zuletzt noch englische Schiffe und ihre Besatzungen ausschlaggebende Rollen spielen.

Die großen Entscheidungen aber, die das Machtgebiet des Kaisers einengten, seine Heere schlugen und den Feind nach Frankreich hineinführten, fielen zu Lande. Unter dem englischen General, Lord Wellington, fochten allerdings nur verhältnismäßig wenige englische Truppen, und selbst unter diesen waren die besten nur Bundesgenossen und zwar Deutsche, so die vortreffliche „Königlich Deutsche Legion", deren Ruhmestaten noch heute in der deutschen Armee fortleben. So endete der Krieg wie er angefangen: zu Lande kämpften die Truppen der England verbündeten Kontinentalstaaten, das Inselreich hatte sich die See als Arbeitsfeld seiner Kriegs- und Handelsflotten vorbehalten.

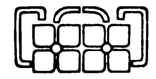
Schlußbetrachtung.

Die beiden Pole der britischen Kriegführung sind bezeichnet durch den Kampfesmut Wellingtons und durch die mehr handelspolitischen und auf Erwerb gerichteten Maßnahmen des Premierministers Liverpool. Die letzteren entsprechen der Natur der englischen Seemacht, deren Interessen durch die geographischen Voraussetzungen von denen der Festlandsmächte getrennt und, von der Notwendigkeit einer allgemeinen Volksrüstung zur Verteidigung der eigenen Grenzen befreit, stets ihre eigenen Wege gehen werden. So groß die materiellen Opfer Englands für den Krieg und die Anstrengungen der beteiligten Flotte und Landarmee für die nationale Sache sind, so zeigt sich doch die Doppelnatur der Seevölker, von der Ratzel spricht, neben großzügigem



Kosmopolitismus in der Gewinnsucht, die selbst aus dem Kriege unmittelbar materiellen Vorteil zu ziehen sucht. Diese Politik, die immer wieder durch wirtschaftliche Gesichtspunkte die Kriegshandlung beeinflußt und bis zum Ende den entscheidenden Einsatz aller im Mutterlande verfügbaren Landstreitkräfte zurückhält, den Landkrieg den Verbündeten zuschiebend, hat zweifellos zu seiner Verlängerung beigetragen. Eine Berechtigung ist diesem Verfahren der finanziellen und industriellen Niederringung des Gegners jedoch nicht abzusprechen, es ist der natürliche Ausdruck der abweichend von den Festlandstaaten sich betätigenden Eigenart des Inselvolkes. Clausewitz sagt: „Der Krieg ist ein Mittel der Politik, er muß notwendig ihren Charakter tragen und mit ihrem Maßstabe messen; die Führung des Krieges in ihren Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken."

v. Jordan,
Hauptmann und Adjutant der 5. Division.





Neue Ausbildungsvorschriften des russischen Heeres.

(Fortsetzung.)

u den Ausbildungsvorschriften, die im ersten Hefte des Jahrgangs 1909 aufgezählt wurden, sind neuerdings die „Schießvorschrift für Gewehr und Revolver“*) und die „Schanzvorschrift für die Artillerie“ hinzugetreten.

Schieß-vorschrift für Gewehr und Revolver.

Als Feuerarten sieht die neue Schießvorschrift die Salve, langsames und lebhaftes Einzelfeuer und außerdem lebhaftes Einzelfeuer mit beschränkter Patronenzahl vor.

Die Salve dient zum Einschießen, zum Befeuern von Massenzielen auf Entfernungen über eine Werst (1067 m) und zum Schießen bei Nacht. Auch wird sie für solche Fälle empfohlen, wo es besonders darauf ankommt, die Feuerleitung in der Hand zu behalten. Anderseits wird jetzt aber ausdrücklich betont, daß die Wirkung des Einzelfeuers größer sei, als die der Salve. Das lebhafte Einzelfeuer bleibe die vorteilhafteste Feuerart auf wirksamen Schußweiten, zur Erschütterung des Gegners und für die Vorbereitung des Bajonettangriffs. Der Schütze könne dabei zehn bis zwölf sorgfältig gezielte Schüsse in der Minute abgeben. Er müsse die Feuergeschwindigkeit selbständig regeln, sie steigern, wenn er sich gute Wirkung verspreche und sie verlangsamen, wenn die Sichtbarkeit des Ziels geringer sei. Das lebhafte Feuer mit beschränkter Patronenzahl soll dem Führer die Einwirkung auf die Schützen sichern.

Langsames Feuer ist bei schlecht sichtbaren Zielen, die nicht in gefährlicher Nähe auftreten, und bei Patronenmangel anzuwenden. Es soll auch während der Gefechtspausen unterhalten werden, um den Gegner nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Die Schußabgabe erfolgt dabei innerhalb der Züge der Reihe nach von einem Flügel. Eine weitere Einschränkung des Feuers kann dadurch erreicht werden, daß nur einzelne Leute, z. B. die besten Schützen, feuern.

---

*) Das Gewehr führen in Rußland Infanterie, Kavallerie, Ingenieure und Fußartillerie, den Revolver die Offiziere, einige Unteroffiziere aller Waffen und die Feldartillerie, deren Aufklärer jedoch mit dem Karabiner bewaffnet sind.

Beim Einschießen bildet das zugweise Salvenfeuer die Regel. Das deutsche Verfahren, das Schießen auf größeren Entfernungen mit zwei Visieren zu beginnen, wird nicht angewendet. Wenn es die Beobachtungsverhältnisse gestatten, soll zunächst eine Gabel von 200 Schritt gebildet, und darauf das Einschießen bis zur Ermittlung der genauen Entfernung fortgesetzt werden. Ist das nicht möglich, so geht man auf der Mitte der Gabel zum Wirkungsschießen über. Nur, wenn die Bildung der Gabel ausgeschlossen ist, wird mit mehreren, um 100 Schritt auseinanderliegenden Visieren gefeuert.

Den Haltepunkt — bei Zielen über 1100 m in der Regel deren Fußpunkt — befiehlt der Führer. Innerhalb der Standvisierentfernungen wählt sich der Schütze den Haltepunkt selbst. Die Anschlagsarten entsprechen den unserigen.

Auf die erhöhte Wirkung des Flanken- und Kreuzfeuers wird hingewiesen, und dem Schießen gegen verdeckte Ziele besonderes Interesse gewidmet.

Als Ziel der Schießausbildung wird sichere und schnelle Feuerabgabe durch den Schützen und Gewandtheit der Offiziere und Unteroffiziere in der Feuerleitung hingestellt. Schlechte Schützen sind besonders zu fördern. Kein Mann darf abkommandiert werden, der nicht eine volle Jahresausbildung genossen hat. Diese zerfällt in die vorbereitenden Übungen, das Vorbereitungsschießen, das gefechtsmäßige Einzelschießen und das gefechtsmäßige Schießen in Abteilungen.

Die vorbereitenden Übungen beginnen spätestens 14 Tage nach Einstellung der Rekruten. Das Zielen wird an einem Schießgestell erlernt. Übungen mit geringer Ladung und leichter Kugel auf 25 bis 30 Schritt Entfernung finden auf dem Kasernenhof oder in der Nähe der Kaserne statt. Schießstände fehlen den meisten Garnisonen noch immer. Das eigentliche Scharfschießen muß daher bei der Mehrzahl der Truppenteile bis zum Beginn der Lagerperiode (Mai) hinausgeschoben werden.

Das Vorbereitungsschießen, das unserem Schulschießen entspricht, umfaßt sechs Übungen auf 150 bis 300 m und je eine Übung auf 600 und 1000 m. Bei der Infanterie schießen die Leute des ersten Jahrgangs alle acht Übungen ohne Zeitbeschränkung, die Leute des zweiten und dritten Jahrgangs nur fünf oder drei Übungen mit einer Zeitbeschränkung von 10 bis 15 Sekunden für den Schuß. Bei den übrigen Waffen wird von den Mannschaften des ersten Dienstjahres eine geringere Zahl von Übungen geschossen. Alle Anschlagsarten werden geübt. Als Ziele werden nicht Ringscheiben, sondern gewöhnliche Kopf-, Knie- und Figurscheiben, bei den beiden letzten Übungen mehrere Knie- oder Figurscheiben nebeneinander verwendet. Sie sind auf einen hellen Hintergrund aufgeklebt. Die russischen Ziele sind größer, als die unserigen; die Kopfscheibe ist 0,44 m hoch gegen 0,30 m bei uns, die Kniescheibe 0,88 m gegen 0,80 m und die Figurscheibe 1,58 m gegen 1,40 m.

Das Vorbereitungsschießen weicht insofern von unserem Schulschießen ab, als

die Bewertung des Einzelschusses fehlt. Der Schütze genügt den Anforderungen, wenn er bei der einzelnen Übung mit drei bis vier Patronen einen Treffer erzielt. Auch das Schießverfahren ist anders, als bei uns. Die Leute schießen nicht einzeln auf einem Stand, sondern in kleinen Abteilungen, mit Zwischenräumen von Mann zu Mann gegenüber einer entsprechenden Zahl von Scheiben aufgestellt.

Im Vergleich mit der alten Schießvorschrift wurde die Zahl der Übungen des Vorbereitungsschießens herabgesetzt. Dafür ist das gefechtsmäßige Einzelschießen von zwei auf acht Übungen erweitert worden und so in den Vordergrund der Schießausbildung des einzelnen Mannes getreten.

Dem Einzelgefechtsschießen geht die Ausbildung der Leute in der Schützenlinie und im Entfernungsschätzen bis 700 m voraus. Bei der Infanterie schießen Unteroffiziere und Mannschaften sieben, bei der Kavallerie drei, bei den Ingenieuren zwei Übungen. Fünf bis sechs Schuß werden dabei in einer bis anderthalb Minuten auf 150 bis 600 m abgegeben. Bei den beiden ersten Übungen stehen die Schützen unter dem Kommando des Sektionsführers,*) der auch die Entfernung angibt. Bei den weiteren Übungen aber, die in kleinen Abteilungen stattfinden, sind die Schützen völlig auf sich selbst angewiesen. Vor dem Schießen sollen ein oder mehrere Sprünge gemacht werden. Alle Zielarten werden verwendet, auch wird das Auftauchen und Verschwinden, Vor- und Zurückkriechen des Gegners, dieses durch bewegliche Kniescheiben, dargestellt. Einmal wird selbständiger Zielwechsel gefordert. Wie genau der Verlauf einer jeden Übung durch die Vorschrift festgelegt ist, möge das Beispiel des fünften Schießens zeigen:

„Die Übung gibt dem Schützen Gelegenheit zum Zielwechsel unter erheblicher Änderung der Entfernung und zur selbständigen Wahl des zutreffenden Visiers. Sie wird in folgender Weise ausgeführt.

Die Schützen halten in einiger Entfernung hinter der Feuerstellung, um drei Patronen zu laden. Dann bekommen sie den Befehl zum sprungweisen Vorgehen in die Feuerstellung, die von Kniescheiben 800 bis 600, von Kopfscheiben 400 bis 300 Schritt entfernt sein muß. Wenn sie sich der Feuerlinie nähern, läßt der Leitende das eine der beiden vorbereiteten Ziele erscheinen. Sobald es sichtbar wird, gehen die Schützen unter Ausnutzung des Geländes in Stellung, schätzen die Entfernung, stellen das Visier, wählen den Haltepunkt und geben die im Gewehr befindlichen drei Schuß ab. Darauf werden weitere drei Patronen geladen.

Eine Minute nach dem Erscheinen von Kniescheiben oder 30 Sekunden nach dem Erscheinen von Kopfscheiben läßt der Leitende das erste Ziel verschwinden und unmittelbar darauf das zweite erscheinen. Die Schützen stellen sofort das Visier um

*) Die russische Kompagnie hat Zugführer, Sektionsführer (unseren Gruppenführern entsprechend) und Gruppenführer (Führer von 4 bis 6 Mann).



und geben ihre drei Schuß ab. Nach 30 Sekunden bei Kopfscheiben, nach einer Minute bei Kniescheiben, läßt der Leitende auch das zweite Ziel verschwinden.

Anmerkung: Schüsse, die auf das erste Ziel nicht abgegeben worden sind, dürfen auf das zweite Ziel verfeuert werden. Patronen, die nach dem Verschwinden des zweiten Ziels übrig bleiben, gelten als Fehlschüsse."

Im Vergleich zur deutschen Schießvorschrift wird mithin dem Kompagniechef in der Anlage und Abhaltung der gefechtsmäßigen Einzelschießen weniger Freiheit gelassen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß bei uns mit der Ausbildung des einzelnen Schützen und der Rotte begonnen, und darauf das Schießen in der Gruppe angeschlossen wird, um den Mann unter allmählicher Steigerung der Anforderungen in seine Aufgaben als Glied einer Schützenlinie hineinwachsen zu lassen. In Rußland dagegen sollen die beiden ersten Übungen dem jungen Schützen dadurch erleichtert werden, daß sie in der Sektion unter dem Kommando des Sektionsführers stattfinden. Die folgenden sechs Übungen stellen Einzelschießen dar, da die Leute zwar gleichzeitig in kleinen Abteilungen auftreten, aber völlig selbständig handeln müssen.

An gefechtsmäßigen Schießen in Abteilungen sind für die Infanterie mindestens zwei Zugschießen und ein Schießen in der Kompagnie, für die Kavallerie ein Schießen in der Eskadron vorgesehen. Bei jedem Infanterie-Regiment oder selbständigen Bataillon muß außerdem ein Nachtschießen und ein Schießen während des Vorgehens zum Sturm*) stattfinden. Das ganze Jahr hindurch sollen Schießen kriegsstarker Kompagnien abgehalten werden. Die Bestimmungen für die Gefechtsübungen gemischter Waffen mit scharfer Munition sind nicht in die Vorschrift aufgenommen worden, da sie nicht nur der Schieß-, sondern auch der taktischen Ausbildung dienen.

Die Art der Anlage der gefechtsmäßigen Schießen in Abteilungen ist in das Ermessen der Leitung gestellt. Nur für die Zieldarstellung werden bindende Vorschriften gegeben. Es dürfen:

liegende	Schützen	nicht	unter	200 m	erscheinen	und	nur	eine	Minute,
kriechende	"	"	"	425 "	"	"	"	eine	"
laufende	"	"	"	700 "	"	"	"	eine	"
kriechende	Reserven	"	"	700 "	"	"	"	zwei	Minuten,
laufende	"	"	"	1150 "	"	"	"	drei	"
verdeckt stehende	"	"	"	1400 "	"	"	"	fünf	"

beschossen werden.

Nachtschießen werden, nachdem man sich bei Tageslicht in einer Stellung eingerichtet hat, gegen Figurscheiben auf 150 bis 200 m Entfernung ausgeführt.

*) Das neue Exerzier-Reglement der Infanterie schreibt vor, daß die Schützenlinien — wenn es ihnen nicht gelingt, aus der letzten Feuerstellung springend oder kriechend auf Sturmentfernung heranzukommen —, im Schritt und in der Bewegung feuernd ununterbrochen vorgehen sollen, bis sie auf 35 m zum Sturm antreten.



Die Ausbildung im Entfernungsschätzen ist unserem Verfahren ähnlich. Die Unteroffiziere, die Lehrkommandos*) und außerdem acht Mann jeder Kompagnie und Eskadron werden im Schätzen und Messen von Entfernungen bis 2100 m, alle anderen Leute im Schätzen von Entfernungen bis 1000 m unterrichtet. Die Ausbildung zerfällt in „vorbereitende" und „praktische" Übungen. Bei den ersteren prägen sich die Leute die Entfernungen von 100 und 200 Schritt als Maßeinheiten ein und lernen, den Grad der Sichtbarkeit des Schätzungsobjekts bei der Entfernungsbestimmung in Rechnung zu stellen. Bei fortschreitender Übung sollen sie dahin kommen, Entfernungen bis 700 m sofort beim Erscheinen des Ziels ohne Hilfsmittel zu schätzen.

Praktische Übungen, bei denen unter Aufsicht des Kompagniechefs zwei bis vier Schätzungen gemacht werden, sind zehnmal im Jahre bei jeder Witterung, möglichst in unbekanntem Gelände und unter den verschiedensten Anschlagsarten gegen alle Arten von Zielen abzuhalten. Die Übungen beginnen auf Entfernungen bis 300 m und werden nach und nach auf weitere Entfernungen ausgedehnt. Das Schätzungsergebnis genügt, wenn es höchstens um 10 v. H. von der wirklichen Entfernung abweicht. Bei Anwendung des Entfernungsmessers darf die Abweichung nur 5 v. H. betragen.

Die Erkenntnis, daß ein guter Schießlehrer die Waffe selbst vollkommen beherrschen muß, kommt in der neuen Vorschrift zum Ausdruck. Die Offiziere sollen während des ganzen Jahres praktisch und theoretisch in der Schießlehre, Feuerleitung und im Entfernungsschätzen ausgebildet werden. Alle Oberoffiziere**) erledigen die für den jüngsten Jahrgang ihrer Waffe festgesetzten Übungen des Vorbereitungsschießens und außerdem vier besondere Offizierübungen, letztere stehend freihändig gegen Ringscheiben auf 150 m. Preisschießen, für die außer gewöhnlichen Preisen auch Kaiserpreise ausgeworfen sind, bestanden bereits früher.

Für das Schießen mit dem Revolver sind vier Übungen mit je sieben Patronen auf 25 Schritt Entfernung gegen Ring- oder Dreifigurenscheibe vorgesehen. Die Übungen werden von allen Stabs- und Oberoffizieren, von den Junkern und den mit dem Revolver ausgerüsteten Unteroffizieren und Mannschaften ausgeführt.

Die Einteilung der Unteroffiziere und Mannschaften in Schießklassen ist aufgegeben worden. Um den Ehrgeiz anzuspornen, wird für gute Leistungen im Einzelgefechtsschießen die Bezeichnung „ausgezeichneter Schütze", für solche im Entfernungsschätzen die Bezeichnung „ausgezeichneter Schätzer" verliehen. Nur die ausgezeichneten

*) In diesen Kommandos erhalten Leute, die für die Beförderung zum Unteroffizier ausersehen sind, eine besondere Ausbildung.

**) Leutnants, Oberleutnants, Stabskapitäne, Stabsrittmeister, Kapitäne und Rittmeister.

Schützen und Schätzer dürfen an den Preisschießen und Preisschätzen für Unteroffiziere und Mannschaften um gewöhnliche und Allerhöchste Preise teilnehmen. Außerdem erhalten die ausgezeichneten Schützen besondere Schießabzeichen.

Kurz nach der Ausgabe der Schießvorschrift wurden zwei neue Kaiserpreise für die Infanterie eingeführt, der eine für die Garde und den Militärbezirk Petersburg, der andere für die übrigen Militärbezirke. Zum Wettbewerb sind nur solche Regimenter und selbständigen Bataillone zugelassen, deren sämtliche Kompagnien gute Ergebnisse beim Vorbereitungsschießen, Einzelgefechtsschießen und den gefechtsmäßigen Abteilungsschießen aufzuweisen hatten.

Besondere Besichtigungsschießen bestehen schon seit dem Jahre 1906 nicht mehr. Die höheren Vorgesetzten lassen sich von einigen Kompagnien Übungen des Vorbereitungsschießens, von anderen solche des gefechtsmäßigen Einzelschießens und Abteilungsschießen vorführen. Bei diesen Besichtigungen dürfen von jeder Kompagnie außer den Offizierburschen nur zwei Mann zur Erledigung des Innendienstes zurückbleiben. Die Mannschaften für Wachen und Außenkommandos werden von einer Kompagnie gestellt, die an der Besichtigung nicht teilnimmt. Die Bewertung des Abteilungsschießens erfolgt nicht nach der Zahl der Treffer, sondern nach den getroffenen Scheiben.

Der Fortschritt, den die neue russische Schießvorschrift gebracht hat, liegt vor allem in der Hebung der Schießausbildung der Offiziere und in der Erweiterung des gefechtsmäßigen Einzelschießens. Es ist anzunehmen, daß er in den kommenden Jahren zu einer Steigerung der Schießleistungen der Infanterie und Kavallerie führen wird.

Schanzvorschrift für die Artillerie.

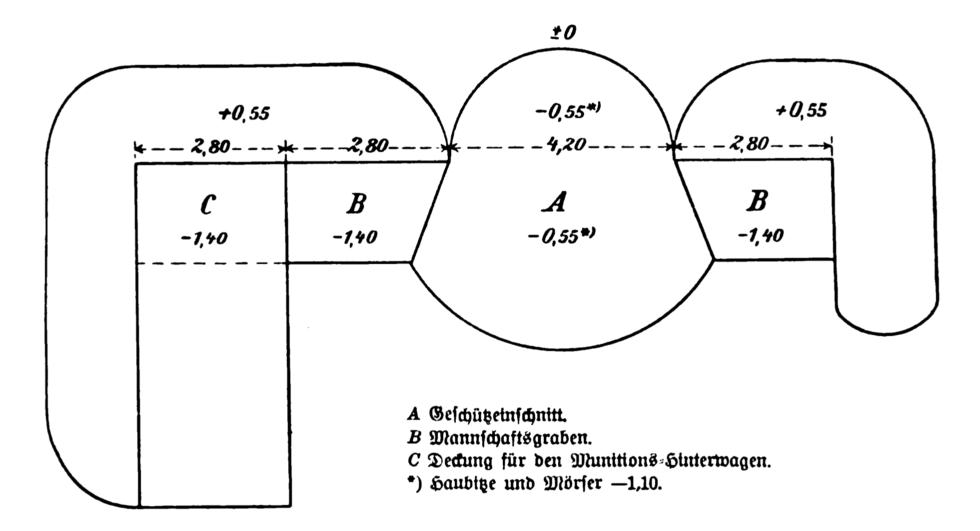
Die neue „Schanzvorschrift für die Artillerie“ befaßt sich mit der Herstellung von Geschützeinschnitten, Mannschaftsgräben, Deckungen für Munitions-Hinterwagen und Beobachtungsstellen. Sie gliedert sich entsprechend der „Schanzvorschrift für die Infanterie“*) in zwei Abschnitte: „was jeder Kanonier und Gefreite und was jeder Unteroffizier wissen muß“.

Im ersten Abschnitt wird ein allgemeiner Überblick über den Zweck und die Formen artilleristischer Schanzarbeiten und eine Beschreibung des Schanzzeuges gegeben. Besonders wird darauf hingewiesen, daß innere Brustwehrböschungen steil zu halten sind, und daß äußere Böschungen sich nicht vom umliegenden Gelände abheben dürfen. Der zweite Abschnitt der Vorschrift enthält eingehende Angaben über die Ausführung der Arbeiten.

Bei Schildbatterien wird, wie in Deutschland, in erster Linie der Raum zwischen den Schilden und dem gewachsenen Boden durch Erde ausgefüllt. Die Mannschafts-

*) Jahrgang 1909, 1. Heft.

gräben sind tiefer, als bei uns, gehalten. Das Geschütz wird ohne Aufwerfen einer Brustwehr eingegraben, die Deckung für den Munitions-Hinterwagen kommt links neben den linken Mannschaftsgraben. Die ganze Anlage (siehe Skizze) hat eine



A Geschützeinschnitt.
B Mannschaftsgraben.
C Deckung für den Munitions-Hinterwagen.
*) Haubitze und Mörser —1,10.

Breite von etwa 13 m. Verbindungsgräben innerhalb der Züge einer Batterie sollen bei genügender Zeit stets angelegt werden, zwischen den Zügen aber nur dann, wenn die Bewegungsfreiheit der Batterie nicht darunter leidet.

Eine noch zu bearbeitende Feldbefestigungsvorschrift für Offiziere soll später die Vorschriften für Unteroffiziere und Mannschaften der Infanterie und Artillerie ergänzen.

Von den wichtigen großen Dienstvorschriften fehlen jetzt noch die Feldbienst-Ordnung, die dem zweiten Teil unseres Infanterie-Exerzier-Reglements entsprechende Anleitung für das Gefecht der Infanterie, sowie das Kavallerie- und Feldartillerie-Reglement.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß noch immer erhebliche Verschiedenheiten des Ausbildungsverfahrens zwischen den Militärbezirken bestehen. Jedoch scheint überall auf dasselbe Ziel hingearbeitet zu werden: auf Hebung und Weiterbildung des Offizierkorps und sorgfältige Einzelausbildung des Soldaten.

Hebung des Offizierkorps.

Die russischen Offiziere erhielten bisher eine verschiedenartige Vorbildung. Sie traten entweder auf Grund einer höheren Schulbildung (Kadettenkorps oder höhere Lehranstalt) in eine Kriegsschule oder auf Grund einer geringeren Schulbildung in Junkerschulen ein, die bei der Offizierprüfung niedrigere Anforderungen stellten, als die Kriegsschulen.

Um diese Verschiedenheiten zu beseitigen, ist man in den letzten Jahren nach zwei Richtungen hin tätig gewesen. Eine Reihe von Junkerschulen wurde in Kriegsschulen umgewandelt, und anderseits bei der Aufnahme in die Junkerschulen eine umfassendere Vorbildung, nämlich die Erledigung einer sechsklassigen Realschule, gefordert. Dadurch ist erreicht worden, daß das erste Jahr des dreijährigen Kursus der Junkerschulen nicht mehr, wie früher, nur auf die Erweiterung der Schulbildung der Junker verwendet zu werden braucht, sondern auch für die militärische Ausbildung nutzbar gemacht werden kann. Der Lehrplan, der in dem zweijährigen Kursus der Kriegsschulen erledigt wird, wurde ungekürzt auf den dreijährigen Kursus der Junkerschulen verteilt. Kriegsschüler und Junkerschüler erhalten mithin jetzt die gleiche militärische Vorbildung.

Der Zeitpunkt für diese Änderungen ist günstig gewählt, weil die im laufenden Jahre eingetretene Gehaltsaufbesserung trotz erhöhter Anforderungen eine Steigerung des Andrangs zur Offizierlaufbahn erwarten läßt.

Nach dem Ausgleich der Anforderungen bei der Offizierprüfung wurde die bisherige Bevorzugung der Kriegsschüler bei der Beförderung zum Offizier aufgehoben. Kriegs- und Junkerschulen schließen einheitlich im Monat August, der Beförderungstermin für alle Schüler ist der gleiche.

Mit dem Jahre 1908 ist auch ein neuer Lehrplan für Kriegs- und Junkerschulen in Kraft getreten. Er ist dem der deutschen Kriegsschulen ähnlich und steht auf moderner Grundlage. So ist für den älteren Jahrgang der Schüler angewandte Taktik im Gelände vorgesehen, wobei Feldbefestigung und moderne Waffenwirkung gebührend berücksichtigt werden. Der Unterricht in der Waffenlehre soll vor allem den Einfluß der Waffenwirkung auf die Taktik zur Darstellung bringen und durch Besichtigungen von Waffen- und Munitionsfabriken sowie von Scharfschießen der verschiedenen Waffen belebt werden. Zu ähnlichem Zweck sollen den Infanterie-Kriegsschulen und Infanterie-Junkerschulen Maschinengewehr-Kommandos angegliedert werden. Dem theoretischen Unterricht in der Befestigungslehre folgen praktische Übungen in der Feldbefestigung und, wenn angängig, der Besuch einer Festung. Auf eingehende Unterweisung im Wesen und in der Verwendung der modernen technischen Verbindungsmittel wird Wert gelegt. Die Feldkunde soll den Einfluß des Geländes auf die Gefechtshandlung lehren. Die Übungen im Kartenlesen finden stets an der Hand einer taktischen Lage statt.

Neben der Steigerung der militärwissenschaftlichen wird die der körperlichen Ausbildung angestrebt. Dies ist in Rußland auch besonders deshalb nötig, weil ein Teil der Junker unmittelbar von der Schulbank kommt, ohne vorher bei der Truppe militärisch ausgebildet worden zu sein. Um das Interesse zu beleben, werden zum Schluß der Lehrkurse an den einzelnen Anstalten und auch von mehreren Anstalten gemeinsam Preisturnen und Preisfechten veranstaltet.

Bemerkenswert ist, daß bei Aufnahme von Junkern der Kavallerie grundsätzlich die Kenntnis der deutschen Sprache gefordert wird, während für die übrigen Waffen die Wahl zwischen deutsch und französisch belassen ist.

Mit den Maßnahmen für die Hebung des Offiziersersatzes geht das Streben Hand in Hand, die Weiterbildung der Offiziere zu fördern.

Durch eine eingehendere taktische Ausbildung sollen sie zu Initiative und Selbständigkeit, zu schnellem Entschluß und zur Abgabe klarer und bestimmter Befehle erzogen werden. Vor allem sollen Bataillons-, Regiments- und Garnison-Kriegsspiele im Winter diesem Zweck dienen. Ihnen gehen Übungen im Kartenlesen und in der Kenntnis und Anwendung der Reglements an der Hand einfachster Aufgaben voraus. Solche „taktischen Besprechungen" sollen abwechselnd auf dem Plan und im Gelände abgehalten werden. Die Kommandeure werden für die Leitung der Kriegsspiele bei den höheren Stäben vorgebildet.*)

Schwebende militärische und allgemein wissenschaftliche Fragen sollen den Offizieren durch Vorträge näher gebracht werden.**)

Übungsritte innerhalb des Regiments und in größerem Rahmen unter Beteiligung von Offizieren aller Waffen haben während des ganzen Jahres stattzufinden.

Schließlich ist die Generalstabs-Akademie einer Reform unterzogen worden. Sie hat den Namen „Kriegsakademie" erhalten, um „damit auch äußerlich anzudeuten, daß sie in erster Linie eine höhere militärische Ausbildung zu fördern und erst in zweiter Linie Generalstabsoffiziere heranzubilden habe". Die Anforderungen an die allgemeine Bildung der zu kommandierenden Offiziere sind gesteigert worden. Neben die bisherige mündliche Aufnahmeprüfung ist eine schriftliche getreten. Es wird ferner schärfer als früher betont, daß die Akademiebesucher gute Frontoffiziere gewesen sein müssen.

Nach Schluß des Kommandos treten die Offiziere nicht mehr sofort zum Generalstab über, sondern zunächst in den Dienst ihrer Truppenteile zurück. In den Generalstab werden sie nur dann übernommen, wenn sie sich aufs neue als gute Frontoffiziere erwiesen haben.

Der körperlichen Ausbildung aller Offiziere durch Turnen, Fechten, Reiten und Sport wird eine größere Aufmerksamkeit als früher zugewendet. Es wird, wie bei uns, betont, daß der Offizier in jedem Dienstzweig durch sein persönliches Beispiel

*) Im Militärbezirk Moskau sollen in diesem Winter die letzten Brigade-, Divisions- und Korpsmanöver noch einmal auf dem Plan durchgespielt werden, um „die gemachten Fehler zu besprechen".

**) Besonders lehrreiche Vorträge von Kriegsteilnehmern wurden 1908 in einer Reihe von Garnisonen des betreffenden Militärbezirks wiederholt.



auf die Leute anfeuernd einwirken müsse. Im Herbst 1909 ist in Petersburg eine Haupt-Turn- und Fechtschule eröffnet worden, die der Übertragung einheitlicher Grundsätze im Turn- und Fechtunterricht innerhalb der Armee dienen soll. Sie wird jährlich 100 Offiziere aller Waffengattungen zu zehnmonatigem Lehrgang vereinigen und mit einem mehrwöchigen Aufenthalt der Kommandierten im Truppenlager zu angewandtem Turnen im Gelände schließen.

Um ältere Stabskapitäne auf ihre Tätigkeit als Kompagniechefs vorzubereiten, sind in den vier Militärbezirken Warschau, Wilna, Kiew und Moskau Schießkurse eingeführt worden, deren Hauptzweck die Ausbildung im Schießdienst und in der Feuerleitung ist. An den Kursen nahmen im Jahre 1909 360 Stabskapitäne teil. Sie werden vorher einer Prüfung unterzogen, bei der sie ihre Befähigung zum Kompagniechef dartun sollen.

Von Interesse ist, daß nach neueren Bestimmungen jeder russische Offizier den Gebrauch der Morsezeichen beherrschen muß.

Auch den inneren Wert der Offizierkorps sucht man zu heben. An erster Stelle ist in dieser Hinsicht ein neuer Entwurf der Bestimmungen für Ehrengerichte zu nennen, der kürzlich den höheren Stellen zur Begutachtung zugegangen, aber vorläufig noch nicht eingeführt ist. Bisher unterstanden in Rußland nur Oberoffiziere den Ehrengerichten, Stabsoffiziere und Generale nicht. Infolgedessen war es unmöglich, diese ehrengerichtlich zur Verantwortung zu ziehen. Nunmehr sollen besondere Ehrengerichte für Stabsoffiziere und Generale eingerichtet werden. Ferner wurden bisher die Mitglieder der Ehrengerichte durch das Offizierkorps gewählt. Da die Oberoffiziere über die Mehrzahl der Stimmen verfügten, waren sie in der Lage, die Wahl auf ihnen bequeme Persönlichkeiten zu lenken. Der neue Entwurf setzt an Stelle der Wahlen bestimmte Grundsätze für die Bildung der Ehrengerichte. Endlich wird eine Berufungsinstanz geschaffen, die bis jetzt fehlte. Man hofft, hierdurch eine größere Gleichmäßigkeit in der Beurteilung der einzelnen Fälle zu erzielen und will dem Beschuldigten und insbesondere auch dem Regimentskommandeur ermöglichen, die Abänderung eines ungewöhnlich strengen oder milden Urteilsspruches anzustreben.

Den Offizierkorps der Regimenter ist neuerdings auch die Möglichkeit gegeben worden, sich von unerwünschten Elementen freizuhalten. Bisher ließen sich Offiziere, deren Stellung im Regiment erschüttert war, in ein anderes Regiment versetzen. Von jetzt ab dürfen die Versetzungen auf eigenen Wunsch nur mit Einverständnis des ganzen Offizierkorps erfolgen, zu dem der Offizier versetzt zu werden wünscht.

Neue Qualifikationsbestimmungen stellen die Beurteilung des einzelnen Offiziers dadurch auf breiteste Grundlage, daß die durch den unmittelbaren Vorgesetzten abgegebene Qualifikation durch eine Kommission nachgeprüft und erst durch den nächsten gemeinsamen Vorgesetzten aller Kommissionsmitglieder abgeschlossen wird. Jeder

Qualifikationsbericht muß ein bestimmtes Urteil darüber enthalten, ob der betreffende Offizier für die Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad geeignet ist oder nicht. Die Beförderung zum Stabsoffizier „nach Auswahl" wurde aufgehoben. Sie erfolgt nunmehr nach dem Dienstalter und nur in seltenen Ausnahmefällen außer der Reihe.

Die bis zum Jahre 1909 gültigen Heiratsbestimmungen zeitigten, wie der „Invalid" vom 21. April 1909 ausführt, zum Schaden des Offizierstandes zwei Erscheinungen. Einmal lebten die Offiziere vielfach in wilder Ehe, wenn es ihnen nicht möglich war, das vorgeschriebene Heiratsgut nachzuweisen. Zweitens war die Erteilung der Erlaubnis zur Verheiratung in erster Linie von dem Stande der Eltern der Braut abhängig, weniger von dem Ruf und der Bildung der letzteren. Durch Bestimmungen von 1909 wurde der Vermögensnachweis aufgehoben, und die Prüfung der Frage, ob eine beabsichtigte Heirat standesgemäß sei, in die Hand des Offizierkorps, die Genehmigung in die Hand des Regimentskommandeurs gelegt. Die Maßnahme ist geeignet, den Korpsgeist der Offizierkorps zu heben und das Verantwortlichkeitsgefühl des Regimentskommandeurs für sein Offizierkorps zu stärken.

Um auch äußerlich die Zusammengehörigkeit der Offiziere zu kennzeichnen, wurde von neuem hervorgehoben, daß sich sämtliche Offiziere zu grüßen haben, und daß ältere verpflichtet sind, den Gruß jüngerer Kameraden zu erwidern.

Bis in die letzte Zeit hinein führten die militärischen Fachschriften ernste Klage über die Gleichgültigkeit der jüngeren Offiziere im Dienst. Schon im Jahre 1908 wurde deshalb angeordnet, daß ihnen mehr Selbständigkeit in der Ausübung des Dienstes zu belassen sei. Die höheren Vorgesetzten scheinen darauf zu halten, daß die jungen Offiziere bei Fehlgreifen in der Wahl der Mittel nur unterrichtet, bei Mangel an Interesse aber mit Strenge zurechtgewiesen werden. Die geringe Dienstfreudigkeit wird in der Hauptsache dem Umstand zugeschrieben, daß die Offiziere in großer Zahl durch die Erledigung des Wirtschaftsdienstes in Anspruch genommen wären und so dem Frontdienst entfremdet würden.

Einzelausbildung der Mannschaften.

Der russisch-japanische Krieg brachte die Erkenntnis, daß dem russischen Soldaten vor allem die Einzelausbildung fehlte. Zunächst war es jedoch nicht möglich, sie zu steigern, da während der Jahre der inneren Wirren der Dienst nicht in vollem Umfange durchgeführt werden konnte. Erst die 1906 beginnende Beruhigung des Landes und die damit verbundene Einschränkung von Gestellungen für den Wacht- und Sicherheitsdienst ermöglichten es, zu geregeltem Dienstbetrieb zurückzukehren und sich nunmehr der gefechtsmäßigen Einzelausbildung des Mannes zuzuwenden.

Diesem Bestreben stellte sich als größtes Hindernis die geringe geistige Entwicklung des Ersatzes entgegen. Bei manchen Regimentern fehlt auch jetzt noch der Hälfte aller Rekruten jede Schulbildung. Man ist deshalb bestrebt, den Elementar-



unterricht bei der Truppe eingehender zu gestalten. Die für diesen Zweck ausgeworfenen Mittel wurden verdoppelt. Auch sucht man das Interesse der Leute durch Vorträge über vaterländische Geschichte, Heimatskunde und über den russisch-japanischen Krieg zu wecken. In den Freistunden werden Gesang und Turnspiele gepflegt. Schließlich hat man auf Anregung des Zaren damit begonnen, die Jugend durch Einführung militärischen Exerzierens und Turnens an den Volksschulen für den Militärdienst vorzubereiten. Ehe aber nicht überhaupt die Zahl der Volksschulen erheblich vermehrt, und der Unterricht an ihnen verbessert wird, ist wohl kaum eine wesentliche Steigerung des Bildungsgrades der Rekruten zu erwarten.

Der Verlauf der Jahresausbildung läßt erkennen, daß mit der bisher bestehenden scharfen Scheidung zwischen Winterausbildung auf dem Kasernenhof und Sommerausbildung im Gelände gebrochen worden ist. Auch im Winter werden Übungen im Gelände eifrig betrieben. Die Rekruten nehmen vielfach als Zuschauer teil. Die höheren Vorgesetzten arbeiten während der verschiedenen Dienstperioden des ganzen Jahres darauf hin, daß jeder einzelne Mann militärisch voll ausgebildet wird. Die durchgeführte Ablösung von Burschengestellungen, sowie die Verringerung der im Verwaltungsdienst beschäftigten Leute und der Kasernenwachen dienen diesem Zweck. Die Trommler bei der Infanterie fallen im Kriege fort und werden demgemäß schon im Frieden als Schützen ausgebildet. Die Frontstärke der Truppenteile bei Übungen und bei Besichtigungen ist gegen früher größer geworden. Bei Besichtigungsschießen der Infanterie und Kavallerie gibt bei gleichen Ergebnissen die höhere Frontstärke den Ausschlag für die Bewertung. Dem Turnunterricht ist ein weit breiterer Raum in der Ausbildung eingeräumt worden, da die körperliche Gewandtheit als Vorbedingung für kriegsmäßiges Benehmen des einzelnen Mannes in der Schützenlinie erkannt worden ist. Haltung und Disziplin der Leute auf der Straße haben sich gehoben.

Besondere Sorgfalt wird der theoretischen und praktischen Ausbildung der Aufklärer-Kommandos bei den drei Waffen zugewendet. Die Kommandos sind beim Infanterie-Regiment etwa 80, beim Kavallerie-Regiment etwa 100 und bei der Artillerie-Abteilung 40 Mann stark. Bei der Infanterie dienen sie vornehmlich zur Nahaufklärung während des Gefechts, bei der Kavallerie als Patrouillenreiter und bei der Artillerie zur Ziel- und Geländeerkundung. Ihre besondere Ausbildung erstreckt sich auf Kartenlesen, Zeichnen, Anfertigung von Ansichtsskizzen und den Gebrauch von Fernsprecher und Winkerflagge.

Auch bei den im Jahre 1909 zum ersten Male seit dem Kriege stattgehabten Reservisten-Übungen ist die gefechtsmäßige Ausbildung der Mannschaften an erste Stelle gerückt. Mit dem früheren Verfahren rein exerziermäßiger Ausbildung auf dem Kasernenhof ist gebrochen worden. Wie bei uns werden für die Übungen besondere Kompagnien und Batterien gebildet. Nach den neuen Vorschriften sind

Scharfschießen und Übungen in kriegsstarken Verbänden abzuhalten. Die Schlußbesichtigung soll sich vor allem mit der gefechtsmäßigen Einzelausbildung der Leute befassen.

Daß es der russischen Armee an Vorschriften nicht fehlt, die geeignet sind, die Ausbildung von Offizieren und Mannschaften zu heben, werden vorstehende Ausführungen gezeigt haben.

(Fortsetzung folgt.)



Die Bemessung der Widerstandsfähigkeit beim Ausbau der Landesbefestigung.


Es unterliegt keinem Zweifel, daß man heutzutage Festungen von fast unbegrenzter passiver Widerstandsfähigkeit bauen könnte, wenn es verlangt würde. Denn die Technik des Festungsbaues bietet die Mittel hierzu trotz gegenwärtiger und zukünftiger Vervollkommnung des Angriffs. Es wird aber nicht verlangt, wenigstens in der Praxis nicht, weil es angeblich zu viel kosten würde.

Nun sollte man mit der so oft gehörten und gelesenen Behauptung von der Kostspieligkeit der heutigen Festungsbauten etwas vorsichtiger sein. Sie stützt sich nämlich einzig und allein auf die allerdings richtige Tatsache, daß ordentliche Festungsbauten heutzutage erheblich teurer sind, als früher. Da aber der Geldwert sehr gesunken, mit anderen Worten fast alles erheblich teurer geworden ist, was der Mensch bezahlen muß, so genügt jene Tatsache keinesfalls, um die Richtigkeit der Behauptung zu erweisen. Hierzu gehörte unbedingt der Nachweis, daß die Kosten des Festungsbaues in höherem Maße gestiegen sind, als alle übrigen Ausgaben, im besonderen als die sonstigen Heeres- und Marineausgaben. Dieser Nachweis dürfte aber schwer zu erbringen sein. Im Gegenteil würde die sorgfältige Durcharbeitung dieser interessanten Frage zu dem überraschenden Ergebnis gelangen, daß der Festungsbau nicht teurer, sondern billiger geworden ist, natürlich nur relativ, d. h. im Verhältnis zu den anderen Ausgaben angedeuteter Art.

Wenn man hört, daß für den Umbau eines einzigen Bahnhofes 50 Millionen Mark und mehr ausgegeben werden, daß ein einziger Dreadnought 60 Millionen Mark kostet, daß sich aber eine sehr widerstandsfähige Panzerfeste mit allem Zubehör schon für 10 bis 12 Millionen Mark herstellen läßt, so erscheinen die für die Landesbefestigung eingesetzten alljährlichen Beträge in den Budgets der Großmächte doch recht bescheiden, umsomehr wenn man erwägt, daß die gesamte Ausstattung der Festungen größtenteils hierin einbegriffen ist. Und selbst die Summe von nahe an 100 Millionen Frank, die die Belgier im Begriff sind, für die großzügige Umbefestigung ihres Antwerpens auszugeben, wirkt weniger eindrucksvoll.

Indes dies nur nebenbei. An der Tatsache, daß die Geldfrage in erster Linie der Schaffung unbedingt zuverlässiger Festungen entgegensteht, läßt sich nichts ändern, und so kommt es, daß die Kriegführung stets mit Festungen von sehr verschiedener Widerstandsfähigkeit rechnen muß, und zwar gilt dies nicht nur von veralteten und vernachlässigten Festungen, sondern auch von Neubauten, denen von vornherein ein höherer oder geringerer Grad von Widerstandsfähigkeit gegeben wird.

Diese Tatsache muß auf den ersten Blick befremden. Selbstredend ist für jede Festung größtmögliche Widerstandsfähigkeit erwünscht, und man könnte vielleicht — nicht mit Unrecht — sagen: „Lieber keine, als mangelhafte Festungen." Daß dies in der Praxis aber nicht gesagt wird, daß man in der Landesbefestigung unter Umständen Glieder von geringerer Befestigungsstärke für zulässig hält — denn nur von Zulässigkeit, von einem Behelf, von einem tolerari posse kann hier die Rede sein, wie später noch dargelegt wird — das zeigt eine flüchtige Umschau in der europäischen Landesbefestigung.

In Frankreich werden die Festungen neuerdings nach ihrer Widerstandsfähigkeit dreifach abgestuft.

Festungen erster Klasse — hierzu gehören fast sämtliche großen Festungen und einzelne Sperrforts an der Ostgrenze, ferner Paris, Lyon und die Kriegshäfen — sollen in jeder Beziehung auf der Höhe und zu langdauerndem Widerstand befähigt gehalten werden.

Die Unterhaltung und Ausstattung der Festungen zweiter Klasse ist in bescheidenen, von Fall zu Fall besonders festzusetzenden Grenzen zu halten.

Festungen dritter Klasse verbleiben im gegenwärtigen Zustande und werden nicht planmäßig armiert. Außerdem soll eine Anzahl Festungen ganz oder teilweise aufgelassen werden.

In Rußland hat ein Teil der Grenzbefestigungen an der Niemen- und Bobr—Narew-Linie sowie in Wolhynien nur behelfsmäßigen und allenfalls — wie Österreicher und Russen sagen — halbständigen Charakter.

Auch die österreichische Landesbefestigung in Galizien und Bosnien beschränkt sich zum Teil auf behelfsmäßige Anlagen, zum Teil sogar nur auf Friedensvorbereitungen für den Kriegsausbau.

Von den Balkanstaaten besitzt nur Rumänien in Bukarest und den Sereth-Befestigungen eine wenigstens in den Hauptgliedern einigermaßen neuzeitlich widerstandsfähige Landesbefestigung, während Bulgarien, Serbien, Montenegro, die europäische Türkei, Griechenland — allenfalls mit Ausnahme weniger Küstenbefestigungen — einerseits nur völlig veraltete ständige Festungen, anderseits neuere Befestigungsanlagen nur in behelfsmäßiger, zum Teil sogar nur stark feldmäßiger Stärke aufzuweisen haben.

Auch Italien besitzt eine Anzahl veralteter Festungen und soll die Ergänzung

seiner Grenzbefestigungen in Piemont und Venetien zunächst behelfsmäßig vorbereiten.

Hiernach ist aus der Praxis bewiesen, daß man — aus Sparsamkeitsrücksichten vor die Wahl gestellt, ob keine, oder weniger widerstandsfähige Festungen — doch den letzteren Zustand vorzieht. Es müssen also hierfür gute innere Gründe vorwalten. Nun hat die Frage, welcher Art die Gründe sind, unter welchen Voraussetzungen man auch weniger widerstandsfähige Festungen für zulässig erachtet, nach welchen Gesichtspunkten der Grad der Widerstandsfähigkeit ermäßigt und festgesetzt werden kann, eine außerordentliche praktische Bedeutung; und Klarheit hierüber ist zur Beurteilung und Entscheidung von Landesverteidigungs- und Landesbefestigungsfragen unbedingt nötig.

Meines Wissens ist gerade hierüber — wenigstens als einheitlich geschlossene Studie — wenig oder nichts veröffentlicht worden. Ich möchte daher versuchen, einige Grundsätze hierfür zu entwickeln und dabei dem Gedankengange folgen, auf dem ich persönlich zu bestimmten Anschauungen gelangt bin.

Wir müssen zu diesem Zweck allerdings etwas weiter ausholen und von zwei mit dem Befestigungswesen aufs engste zusammenhängenden Begriffen ausgehen, nämlich von der Selbstverteidigung und dem Kriegszweck.

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung des ganzen Befestigungswesens liegt in dem Naturtrieb der Selbsterhaltung, der dem gesamten Organismus mehr oder weniger ausgeprägt innewohnt. Wir können mehrere Stufen in der Äußerung dieses Triebes unterscheiden:

1. rein passiven Schutz gegen Gefahr für Leib und Leben durch Flucht oder Aufsuchen eines Verstecks oder eines dem Feinde unzugänglichen Ortes,
2. die Verteidigung, d. h. Abwehr der Gefahr durch Kampf,
3. die Vereinigung des passiven Schutzes mit der Verteidigung, womit wir beim Grundbegriff der Befestigung angelangt sind.

Schließlich kommt bei dem höchstorganisierten Wesen, dem Menschen, noch die Rücksicht auf den Schutz des Eigentums, der engeren und weiteren Familie hinzu.

Wir erkennen hieraus, daß die Selbstverteidigung ursprünglich von dem Begriff der Befestigung untrennbar ist, und daß eine Befestigung ihren Zweck um so besser erfüllt, je mehr sie die Ausübung der Selbstverteidigung begünstigt, mit anderen Worten: ursprünglich diente die Befestigung allein dem Zwecke der Selbstverteidigung oder nur der Behauptung des Ortsbesitzes. Die Befestigung war Selbstzweck. Dies wurde aber anders, je weiter sich die Kriegskunst entwickelte und verfeinerte.

Außer der Selbstverteidigung erhielt die Festung noch bestimmte andere Aufgaben. Der Umstand, daß sie einen Raum darstellte, der der eigenen Benutzung sicher, dem Gegner aber völlig entzogen war, ließ sich vorteilhaft auch für Kriegs-

handlungen verwerten, die mit dem Kampfe um die Festung selbst zunächst nichts zu tun hatten, sich vielmehr der Hauptsache nach im freien Felde abspielten.

Man wird frühzeitig erkannt haben, daß die beste Verteidigung, die beste Abwehr der Gefahr für Leib und Leben die Vernichtung des Gegners war. Die Festung bildete den gesicherten Ausgangspunkt für derartige Unternehmungen, sie bot Zuflucht bei ihrem Mißlingen. Man konnte solche Schläge ungehindert und unbeobachtet vom Gegner vorbereiten und vielleicht überraschend ausführen. Zunächst mögen sich die Unternehmungen in unmittelbarer Nähe der Festung abgespielt haben. Später dehnte man die Züge weiter, auch in feindliches Gebiet aus. Hierzu gehörte die Ansammlung und Vorbereitung der erforderlichen Kriegsmittel in der Festung. Nach geglücktem Kriegszuge wurde die Beute nach der Festung zurückgebracht; wurde man zurückgeschlagen, so führte der Rückzug in Richtung auf die Festung, die Verstärkungen zuführte oder äußerstenfalls der feindlichen Verfolgung ein Ziel setzte. Weilte man fern von der Festung und von der Heimat, so brauchte man für die Sicherheit der zurückgelassenen Habe und Familien nicht zu sorgen, wenn sie in der Festung geschützt wurden. Man gewann dadurch größere Freiheit in der Ausdehnung der Züge.

Die Gefahr, daß der Gegner seinerseits die Abwesenheit des feindlichen Heerbannes benutzte, um in das Land einzufallen, verminderte sich ferner, wenn er infolge der Grenzgestaltung auf wenige Einbruchspforten angewiesen war, die man bewachen und durch Befestigungen sperren konnte. Waren diese Befestigungen stark genug, sich zu halten, so konnten ganze Landstriche hierdurch geschützt, Festungen im Innern also vielleicht entbehrlich werden. Ferner machte man wohl die Erfahrung, daß man auf den Kriegszügen Geländestellen durchschreiten mußte, in denen man sich feindlichen Angriffen gegenüber in ungünstiger Lage befand, wie Engwege, Flußübergänge, Gebirgspässe u. dergl. Die Gefahren wurden vermieden, wenn diese Stellen sich im eigenen Besitz befanden und durch Befestigungen gesichert waren. Die Vorteile, die hierbei den eigenen Kriegszügen erwuchsen, mußte der Gegner seinerseits als Hindernisse und Erschwernisse empfinden. Gelang es schließlich, feindliche Stämme zu unterwerfen und ganze Landstriche zu erobern, so war die dauernde Niederlassung und die dauernde Beherrschung der Mehrheit durch eine Minderheit nur durch Anlage befestigter Punkte im Lande möglich.

Aus allen diesen Erfahrungen ergab sich, daß die Festung nicht nur geeignet sei, die eine Aufgabe der Behauptung des Ortsbesitzes, der Selbstverteidigung zu erfüllen, sondern auch hiervon unabhängige höhere Aufgaben im Rahmen der Kriegführung, die man kurzweg als den Kriegszweck der Festung bezeichnen kann.

Die Ausnutzung der Festungen als Mittel für die große Kriegführung bildet eine besondere Seite der Strategie, die man wohl auch neuerdings „Festungsstrategie" genannt hat.

Schon in den vorstehenden Ausführungen, die die ersten Entwicklungsreihen

einer Kriegskunst im heutigen Sinne und einen engen Rahmen ihrer Betätigung im Auge haben, lassen sich die Grundlagen unserer heutigen, im wesentlichen auf Napoleon und Moltke fußenden Anschauungen über Festungsstrategie bereits deutlich erkennen.

Die Bedeutung der Festungen als Mittel für die große Kriegführung steigerte sich aber und erweiterte sich mit der räumlichen Ausdehnung der Kriegsschauplätze, mit dem Anwachsen der Heere und der Entwicklung des Verkehrswesens, vor allem der Eisenbahnen und der Schiffahrt. Vielleicht ist die Motorluftschiffahrt berufen, dieser Frage ein neues schwerwiegendes Moment zugunsten der Landesbefestigung zuzuführen.

Auch läßt sich aus dem Gesagten schon jetzt erkennen, daß die Entwicklung des Festungswesens untrennbar ist von der Entwicklung der Kriegskunst. Solange nicht ewiger Friede herrscht, solange muß es auch Festungen geben; sie sind — sozusagen — eine innere Naturnotwendigkeit, wie der Krieg selbst. Den Entwicklungsgang des Kriegszwecks der Festungen kann man sich etwa so denken:

Zuerst gab es nur reine Ortsbesitz- und Selbstzweckfestungen. Hierzu gehören:

Höhlen- und Felswohnungen, Pfahlbauten der Urmenschen, befestigte einzelne Wohnstätten in vorgeschichtlicher Zeit und bei wilden Völkerschaften, Ringwälle, Zyklopenmauern, chinesische Mauer, Limesbefestigungen.

Vorwiegend dem Ortsbesitz, aber gleichzeitig als Stützpunkte für Unternehmungen im freien Felde mit räumlich beschränkter Wirkung dienten und dienen:

Stadtbefestigungen, Burgen, Kastells, Schlösser im Altertum und Mittelalter, befestigte Handelshäfen, die Befestigungen der Ritterorden, koloniale Befestigungen, Zentralbefestigungen in kleineren Staaten und in entlegenen Provinzen.

Noch mehr tritt der operative Charakter hervor bei den Depotfestungen der Kabinettskriege, rein örtlichen Sicherungen an Brücken, Pässen u. dergl., bei der Befestigung wichtiger Verkehrsknotenpunkte, bei der Befestigung der Hauptstädte großer Staaten (Paris).

Schließlich ganz vorwiegend operativen Rücksichten verdanken in neuerer Zeit ihre Entstehung:

Befestigte Flottenstützpunkte und Kriegshäfen, strategische Brückenköpfe, verschanzte Lager, Befestigungen als Stützpunkte vorbereiteter Schlachtstellungen, befestigte Linien und Abschnitte, einzeln gelegene Sperrfestungen, Festungsgruppen (régions fortifiées).

Wir sehen sonach, daß der operative Kriegszweck der Landesbefestigung neuerdings immer mehr in den Vordergrund tritt und geradezu ausschlaggebend wird bei Großmächten, die mit ihren Massenheeren die Entscheidung im freien Felde suchen müssen. Moltke drückt dies in den wohl als bekannt anzunehmenden Worten aus:

„Nur allein der strategische Wert einer Festung darf darüber entscheiden, ob größere Mittel zu ihrer Wiederherstellung oder Erweiterung zu verwenden sind . . . . .“ und ferner:

„Die Festungen erlangen ihre volle Bedeutung erst in Verbindung mit dem Operationsheere."

Daß, nebenbei bemerkt, die Ausdrücke „strategischer Wert" und „Verbindung mit dem Operationsheere" im weitesten Sinne aufzufassen sind, und Moltke sogar auch die Berechtigung reiner Selbstzweckfestungen anerkennt, lehrt das Studium seiner militärischen Korrespondenz einwandfrei genug.

Für die Praxis des Festungsbaus, d. h. für Anordnung und Ausstattung ergibt sich, daß die Anforderungen einerseits der Selbstverteidigung, anderseits des Kriegszwecks die Grundlagen bilden müssen. Fallen diese Anforderungen wie bei reinen Ortsbesitzfestungen zusammen, so liegen die Verhältnisse für die Ausdehnung und allgemeine Grundrißanordnung einfach, es wird sich im wesentlichen nur um Bestimmung des von der Technik abhängigen Widerstandsgrades handeln.

Anders bei Festungen mit gleichzeitig operativem Kriegszweck. Hier kann es häufig vorkommen, daß die Maßnahmen zur Erfüllung des Kriegszwecks und die zur Selbstverteidigung nicht zusammenfallen, ja sogar einander widerstreiten.

Zwei Beispiele werden dies erläutern:

1. Der Kriegszweck einer Festung von erstklassiger strategischer Bedeutung (strategischer Brückenkopf, Verkehrsknotenpunkt, große Stadt usw.) erfordert in der Regel eine sehr große Ausdehnung und unter Umständen die Einbeziehung von Geländeteilen in den Verteidigungsumzug, deren Besitz zwar für die Bemessung der sogenannten strategischen Reichweite der Festung nötig ist, die aber für die eigene Verteidigung ungünstige Verhältnisse aufweisen. Die Interessen der Selbstverteidigung der Festung sprechen dagegen für einen in mäßigen Grenzen gehaltenen Umzug und für die Auswahl taktisch starker Stellungen.
2. Der Kriegszweck einer Sperrbefestigung (Belegung bestimmter Geländepunkte oder Verkehrsstrecken mit Fernfeuer) macht ihr Vorschieben auf den vorderen Abfall eines Höhenzuges nötig, für ihre Selbstverteidigung läge sie besser auf der Kammhöhe.

Für die Praxis empfiehlt es sich in solchen Fällen, von vornherein eine zwischen den widerstreitenden Forderungen des Kriegszwecks und der Selbstverteidigung vermittelnde Lösung anzustreben. Denn werden bei der ersten Anlage der Festung nur die Forderungen des Kriegszwecks berücksichtigt, so pflegt sich nachträglich das Verlangen nach Verbesserung der Selbstverteidigung um so nachdrücklicher Geltung zu verschaffen, und es entstehen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten.

Nun ist — wie bereits erwähnt — außer der Lage und taktischen Grundrißanordnung für das Maß der Selbstverteidigung einer Festung die Widerstandsfähigkeit ausschlaggebend, die sie durch die Mittel der Kunst und Technik erhält. Um hier-

über zu einer klaren Anschauung zu gelangen, gehen wir am besten vom Verhalten des Gegners gegenüber der Landesbefestigung aus.

Da leuchtet zunächst ein, daß die Selbstverteidigung nur in Wirksamkeit tritt, wenn der Gegner in irgend einer Form die Festung wirklich angreift.

Wird in diesem Falle ihr Kriegszweck erreicht oder nicht? Die Antwort lautet: „Je nachdem“.

Besteht die Aufgabe der Festung ganz oder teilweise, unmittelbar oder mittelbar darin, möglichst viel Kräfte des Gegners zu binden, ihn von anderen Operationszielen abzulenken, so wird der Kriegszweck in vollem Maße erreicht, wenn der Gegner angreift, ja er muß sogar vom Verteidiger mit allen Mitteln zu einem möglichst starken Kräfteverbrauch gedrängt werden.

Treffende Beispiele in der neueren Kriegsgeschichte bieten hierfür Paris 1870/71, Plewna 1877 und Port Arthur 1904/05. Neben zahlreichen Festungskämpfen in den Napoleonischen Kriegen, besonders in Oberitalien und Spanien, können aber auch Sewastopol 1854/55, Düppel 1864, Metz und Straßburg 1870 hier angeführt werden.

Insoweit dagegen die Aufgabe der Festung auch darin besteht, die Operationen der eigenen Feldarmee im Anschluß an die Festungen zu begünstigen und zu erleichtern, wird die Erfüllung dieses Zwecks durch den gegnerischen Angriff unterbunden. So waren Kolberg und Danzig 1806/07 nicht mehr in der Lage, als strategische Offensiv-Brückenköpfe an der Küste zu dienen, sobald sie angegriffen wurden; ebensowenig konnte 1870 das eingeschlossene Metz, 1848 das angegriffene Pesciera und zeitweise Mantua der französischen oder österreichischen Feldarmee eine Stütze für ihre Operationen bieten.

Man ist sogar so weit gegangen zu behaupten, die Festung habe jede Bedeutung verloren, wenn sie aus dem eigenen in den gegnerischen Operationsbereich übergegangen sei. Hierbei wird aber gänzlich übersehen, daß die weitere, ich möchte sagen, die negative Aufgabe der Festung, die stets mit der ersteren, der positiven, verbunden ist, nämlich die Behinderung der gegnerischen Operationen so lange erfüllt wird, als die Festung nicht gefallen ist, und daß ferner der Kriegszweck von neuem im vollen Umfange zur Geltung kommt, sobald die eigene Armee wieder in Berührung mit der Festung tritt. Auch hierfür bietet die Kriegsgeschichte viele Beispiele. Außer manchen der bereits angeführten mag noch in ersterer Beziehung auf die Bedeutung hingewiesen werden, die 1870/71 Toul, Mezieres, Laon, Soissons, La Fere als Eisenbahnsperren gewannen, in letzterer auf das Beispiel von Langres und Peronne 1870/71, von Corinth, Chattanooga und Harpers Ferry im nordamerikanischen Sezessionskriege Bezug genommen werden. Im allgemeinen wird ein gegnerischer Festungsangriff stets als ein Vorteil für die eigene große Kriegführung anzusehen sein, wenn auch unter Umständen die Festung eine nicht vorhergesehene Bedeutung

gewinnt und einen Kriegszweck erfüllt, die ihr ursprünglich nicht zugedacht waren, wie dies bei Sewastopol, Düppel, Metz, Belfort und Port Arthur der Fall war.

Die zweite Frage ist die:

„Kann die Festung ihren Kriegszweck erfüllen, auch wenn sie nicht angegriffen wird, ihre Selbstverteidigung also dann gar nicht zur Wirksamkeit gelangt? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir nach den Gründen fragen, warum der Gegner nicht angreift. Sie können dreifacher Art sein.

1. Er scheut den Festungsangriff, d. h. hält sich zur erfolgreichen Durchführung nicht für befähigt, geht den Festungen aus dem Wege und tut in operativer Beziehung vielleicht gerade das, was wir wünschen und mit unserer Landesbefestigung beabsichtigen. Der Kriegszweck wird also im vollsten Maße erreicht und zwar nur durch das Vorhandensein einer starken Selbstverteidigung der Festung. Daß die Landesbefestigung theoretisch eine solche Wirkung auszuüben vermag, lehrt das Studium der Operationsentwürfe für die Kriege mit Dänemark, Österreich und Frankreich in Moltkes militärischer Korrespondenz. Auch die 1866 und anfänglich 1870/71 den Festungen zuteil gewordene Behandlung steht im Zusammenhange mit ähnlichen Gesichtspunkten, wenn auch später die tatsächlichen Verhältnisse 1870/71 Festungsangriffe geradezu erzwangen. Die Operationen der verbündeten Hauptarmee 1814 beruhten im wesentlichen auf dem Wunsche, die Berührung mit dem Festungsgürtel der französischen Ostgrenze zu vermeiden, und Blücher ging bei seinem Rhein-Übergange Mainz aus dem Wege. Auch die Russen wählten 1877 ihre Hauptoperationslinie mit voller Absicht außerhalb des Einflusses der unteren Donau-Festungen.
2. Der Besitz der Festung ist für den Gegner zwar operativ sehr erwünscht; er hält sich zur Durchführung des Angriffs auch für befähigt, die allgemeine Kriegslage läßt den Angriff aber nicht zu, weil die feindliche Feldarmee noch nicht aus dem Felde geschlagen ist. Da letztere dieses Ergebnis gerade der richtigen Ausnutzung der Landesbefestigung mit verdankt, hat die Festung auch in diesem Falle ihren Kriegszweck erfüllt. In diesem Sinne haben sich z. B. Verona 1848, die Nordfronten von Sewastopol 1854, Olmütz 1866, die französischen Nordfestungen 1870/71 bezahlt gemacht, ohne angegriffen zu werden.
3. Der Gegner greift die Festung nicht an, weil keine operative Notwendigkeit vorliegt. Entweder vermag die Festung aus irgend welchen Gründen (Lage, Beschaffenheit, Besatzung) keinen Einfluß auszuüben, oder sie tut nicht ihre Schuldigkeit, versagt, wie dies bei einem Teil der französischen Festungen 1814 und 1870/71, der türkischen Festungen 1828/29 und 1877/78, der böhmischen Festungen 1866 ganz oder zeitweise der Fall war.



Die Bemessung der Widerstandsfähigkeit beim Ausbau der Landesbefestigung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man heutzutage Festungen von fast unbegrenzter passiver Widerstandsfähigkeit bauen könnte, wenn es verlangt würde. Denn die Technik des Festungsbaues bietet die Mittel hierzu trotz gegenwärtiger und zukünftiger Vervollkommnung des Angriffs. Es wird aber nicht verlangt, wenigstens in der Praxis nicht, weil es angeblich zu viel kosten würde.

Nun sollte man mit der so oft gehörten und gelesenen Behauptung von der Kostspieligkeit der heutigen Festungsbauten etwas vorsichtiger sein. Sie stützt sich nämlich einzig und allein auf die allerdings richtige Tatsache, daß ordentliche Festungsbauten heutzutage erheblich teurer sind, als früher. Da aber der Geldwert sehr gesunken, mit anderen Worten fast alles erheblich teurer geworden ist, was der Mensch bezahlen muß, so genügt jene Tatsache keinesfalls, um die Richtigkeit der Behauptung zu erweisen. Hierzu gehörte unbedingt der Nachweis, daß die Kosten des Festungsbaues in höherem Maße gestiegen sind, als alle übrigen Ausgaben, im besonderen als die sonstigen Heeres- und Marineausgaben. Dieser Nachweis dürfte aber schwer zu erbringen sein. Im Gegenteil würde die sorgfältige Durcharbeitung dieser interessanten Frage zu dem überraschenden Ergebnis gelangen, daß der Festungsbau nicht teurer, sondern billiger geworden ist, natürlich nur relativ, d. h. im Verhältnis zu den anderen Ausgaben angedeuteter Art.

Wenn man hört, daß für den Umbau eines einzigen Bahnhofes 50 Millionen Mark und mehr ausgegeben werden, daß ein einziger Dreadnought 60 Millionen Mark kostet, daß sich aber eine sehr widerstandsfähige Panzerfeste mit allem Zubehör schon für 10 bis 12 Millionen Mark herstellen läßt, so erscheinen die für die Landesbefestigung eingesetzten alljährlichen Beträge in den Budgets der Großmächte doch recht bescheiden, umsomehr wenn man erwägt, daß die gesamte Ausstattung der Festungen größtenteils hierin einbegriffen ist. Und selbst die Summe von nahe an 100 Millionen Frank, die die Belgier im Begriff sind, für die großzügige Umbefestigung ihres Antwerpens auszugeben, wirkt weniger eindrucksvoll.

Indes dies nur nebenbei. An der Tatsache, daß die Geldfrage in erster Linie der Schaffung unbedingt zuverlässiger Festungen entgegensteht, läßt sich nichts ändern, und so kommt es, daß die Kriegführung stets mit Festungen von sehr verschiedener Widerstandsfähigkeit rechnen muß, und zwar gilt dies nicht nur von veralteten und vernachlässigten Festungen, sondern auch von Neubauten, denen von vornherein ein höherer oder geringerer Grad von Widerstandsfähigkeit gegeben wird.

Diese Tatsache muß auf den ersten Blick befremden. Selbstredend ist für jede Festung größtmögliche Widerstandsfähigkeit erwünscht, und man könnte vielleicht — nicht mit Unrecht — sagen: „Lieber keine, als mangelhafte Festungen." Daß dies in der Praxis aber nicht gesagt wird, daß man in der Landesbefestigung unter Umständen Glieder von geringerer Befestigungsstärke für zulässig hält — denn nur von Zulässigkeit, von einem Behelf, von einem tolerari posse kann hier die Rede sein, wie später noch dargelegt wird — das zeigt eine flüchtige Umschau in der europäischen Landesbefestigung.

In Frankreich werden die Festungen neuerdings nach ihrer Widerstandsfähigkeit dreifach abgestuft.

Festungen erster Klasse — hierzu gehören fast sämtliche großen Festungen und einzelne Sperrforts an der Ostgrenze, ferner Paris, Lyon und die Kriegshäfen — sollen in jeder Beziehung auf der Höhe und zu langdauerndem Widerstand befähigt gehalten werden.

Die Unterhaltung und Ausstattung der Festungen zweiter Klasse ist in bescheidenen, von Fall zu Fall besonders festzusetzenden Grenzen zu halten.

Festungen dritter Klasse verbleiben im gegenwärtigen Zustande und werden nicht planmäßig armiert. Außerdem soll eine Anzahl Festungen ganz oder teilweise aufgelassen werden.

In Rußland hat ein Teil der Grenzbefestigungen an der Niemen- und Bobr—Narew-Linie sowie in Wolhynien nur behelfsmäßigen und allenfalls — wie Österreicher und Russen sagen — halbständigen Charakter.

Auch die österreichische Landesbefestigung in Galizien und Bosnien beschränkt sich zum Teil auf behelfsmäßige Anlagen, zum Teil sogar nur auf Friedensvorbereitungen für den Kriegsausbau.

Von den Balkanstaaten besitzt nur Rumänien in Bukarest und den Sereth-Befestigungen eine wenigstens in den Hauptgliedern einigermaßen neuzeitlich widerstandsfähige Landesbefestigung, während Bulgarien, Serbien, Montenegro, die europäische Türkei, Griechenland — allenfalls mit Ausnahme weniger Küstenbefestigungen — einerseits nur völlig veraltete ständige Festungen, anderseits neuere Befestigungsanlagen nur in behelfsmäßiger, zum Teil sogar nur stark feldmäßiger Stärke aufzuweisen haben.

Auch Italien besitzt eine Anzahl veralteter Festungen und soll die Ergänzung

seiner Grenzbefestigungen in Piemont und Venetien zunächst behelfsmäßig vorbereiten.

Hiernach ist aus der Praxis bewiesen, daß man — aus Sparsamkeitsrücksichten vor die Wahl gestellt, ob keine, oder weniger widerstandsfähige Festungen — doch den letzteren Zustand vorzieht. Es müssen also hierfür gute innere Gründe vorwalten. Nun hat die Frage, welcher Art die Gründe sind, unter welchen Voraussetzungen man auch weniger widerstandsfähige Festungen für zulässig erachtet, nach welchen Gesichtspunkten der Grad der Widerstandsfähigkeit ermäßigt und festgesetzt werden kann, eine außerordentliche praktische Bedeutung; und Klarheit hierüber ist zur Beurteilung und Entscheidung von Landesverteidigungs- und Landesbefestigungsfragen unbedingt nötig.

Meines Wissens ist gerade hierüber — wenigstens als einheitlich geschlossene Studie — wenig oder nichts veröffentlicht worden. Ich möchte daher versuchen, einige Grundsätze hierfür zu entwickeln und dabei dem Gedankengange folgen, auf dem ich persönlich zu bestimmten Anschauungen gelangt bin.

Wir müssen zu diesem Zweck allerdings etwas weiter ausholen und von zwei mit dem Befestigungswesen aufs engste zusammenhängenden Begriffen ausgehen, nämlich von der Selbstverteidigung und dem Kriegszweck.

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung des ganzen Befestigungswesens liegt in dem Naturtrieb der Selbsterhaltung, der dem gesamten Organismus mehr oder weniger ausgeprägt innewohnt. Wir können mehrere Stufen in der Äußerung dieses Triebes unterscheiden:

1. rein passiven Schutz gegen Gefahr für Leib und Leben durch Flucht oder Aufsuchen eines Verstecks oder eines dem Feinde unzugänglichen Ortes,

2. die Verteidigung, d. h. Abwehr der Gefahr durch Kampf,

3. die Vereinigung des passiven Schutzes mit der Verteidigung, womit wir beim Grundbegriff der Befestigung angelangt sind.

Schließlich kommt bei dem höchstorganisierten Wesen, dem Menschen, noch die Rücksicht auf den Schutz des Eigentums, der engeren und weiteren Familie hinzu.

Wir erkennen hieraus, daß die Selbstverteidigung ursprünglich von dem Begriff der Befestigung untrennbar ist, und daß eine Befestigung ihren Zweck um so besser erfüllt, je mehr sie die Ausübung der Selbstverteidigung begünstigt, mit anderen Worten: ursprünglich diente die Befestigung allein dem Zwecke der Selbstverteidigung oder nur der Behauptung des Ortsbesitzes. Die Befestigung war Selbstzweck. Dies wurde aber anders, je weiter sich die Kriegskunst entwickelte und verfeinerte.

Außer der Selbstverteidigung erhielt die Festung noch bestimmte andere Aufgaben. Der Umstand, daß sie einen Raum darstellte, der der eigenen Benutzung sicher, dem Gegner aber völlig entzogen war, ließ sich vorteilhaft auch für Kriegs-

handlungen verwerten, die mit dem Kampfe um die Festung selbst zunächst nichts zu tun hatten, sich vielmehr der Hauptsache nach im freien Felde abspielten.

Man wird frühzeitig erkannt haben, daß die beste Verteidigung, die beste Abwehr der Gefahr für Leib und Leben die Vernichtung des Gegners war. Die Festung bildete den gesicherten Ausgangspunkt für derartige Unternehmungen, sie bot Zuflucht bei ihrem Mißlingen. Man konnte solche Schläge ungehindert und unbeobachtet vom Gegner vorbereiten und vielleicht überraschend ausführen. Zunächst mögen sich die Unternehmungen in unmittelbarer Nähe der Festung abgespielt haben. Später dehnte man die Züge weiter, auch in feindliches Gebiet aus. Hierzu gehörte die Ansammlung und Vorbereitung der erforderlichen Kriegsmittel in der Festung. Nach geglücktem Kriegszuge wurde die Beute nach der Festung zurückgebracht; wurde man zurückgeschlagen, so führte der Rückzug in Richtung auf die Festung, die Verstärkungen zuführte oder äußerstenfalls der feindlichen Verfolgung ein Ziel setzte. Weilte man fern von der Festung und von der Heimat, so brauchte man für die Sicherheit der zurückgelassenen Habe und Familien nicht zu sorgen, wenn sie in der Festung geschützt wurden. Man gewann dadurch größere Freiheit in der Ausdehnung der Züge.

Die Gefahr, daß der Gegner seinerseits die Abwesenheit des feindlichen Heerbannes benutzte, um in das Land einzufallen, verminderte sich ferner, wenn er infolge der Grenzgestaltung auf wenige Einbruchspforten angewiesen war, die man bewachen und durch Befestigungen sperren konnte. Waren diese Befestigungen stark genug, sich zu halten, so konnten ganze Landstriche hierdurch geschützt, Festungen im Innern also vielleicht entbehrlich werden. Ferner machte man wohl die Erfahrung, daß man auf den Kriegszügen Geländestellen durchschreiten mußte, in denen man sich feindlichen Angriffen gegenüber in ungünstiger Lage befand, wie Engwege, Flußübergänge, Gebirgspässe u. dergl. Die Gefahren wurden vermieden, wenn diese Stellen sich im eigenen Besitz befanden und durch Befestigungen gesichert waren. Die Vorteile, die hierbei den eigenen Kriegszügen erwuchsen, mußte der Gegner seinerseits als Hindernisse und Erschwernisse empfinden. Gelang es schließlich, feindliche Stämme zu unterwerfen und ganze Landstriche zu erobern, so war die dauernde Niederlassung und die dauernde Beherrschung der Mehrheit durch eine Minderheit nur durch Anlage befestigter Punkte im Lande möglich.

Aus allen diesen Erfahrungen ergab sich, daß die Festung nicht nur geeignet sei, die eine Aufgabe der Behauptung des Ortsbesitzes, der Selbstverteidigung zu erfüllen, sondern auch hiervon unabhängige höhere Aufgaben im Rahmen der Kriegführung, die man kurzweg als den Kriegszweck der Festung bezeichnen kann.

Die Ausnutzung der Festungen als Mittel für die große Kriegführung bildet eine besondere Seite der Strategie, die man wohl auch neuerdings „Festungsstrategie“ genannt hat.

Schon in den vorstehenden Ausführungen, die die ersten Entwicklungsreihen

einer Kriegskunst im heutigen Sinne und einen engen Rahmen ihrer Betätigung im Auge haben, lassen sich die Grundlagen unserer heutigen, im wesentlichen auf Napoleon und Moltke fußenden Anschauungen über Festungsstrategie bereits deutlich erkennen.

Die Bedeutung der Festungen als Mittel für die große Kriegführung steigerte sich aber und erweiterte sich mit der räumlichen Ausdehnung der Kriegsschauplätze, mit dem Anwachsen der Heere und der Entwicklung des Verkehrswesens, vor allem der Eisenbahnen und der Schiffahrt. Vielleicht ist die Motorluftschiffahrt berufen, dieser Frage ein neues schwerwiegendes Moment zugunsten der Landesbefestigung zuzuführen.

Auch läßt sich aus dem Gesagten schon jetzt erkennen, daß die Entwicklung des Festungswesens untrennbar ist von der Entwicklung der Kriegskunst. Solange nicht ewiger Friede herrscht, solange muß es auch Festungen geben; sie sind — sozusagen — eine innere Naturnotwendigkeit, wie der Krieg selbst. Den Entwicklungsgang des Kriegszwecks der Festungen kann man sich etwa so denken:

Zuerst gab es nur reine Ortsbesitz- und Selbstzweckfestungen. Hierzu gehören:

Höhlen- und Felswohnungen, Pfahlbauten der Urmenschen, befestigte einzelne Wohnstätten in vorgeschichtlicher Zeit und bei wilden Völkerschaften, Ringwälle, Zyklopenmauern, chinesische Mauer, Limesbefestigungen.

Vorwiegend dem Ortsbesitz, aber gleichzeitig als Stützpunkte für Unternehmungen im freien Felde mit räumlich beschränkter Wirkung dienten und dienen:

Stadtbefestigungen, Burgen, Kastells, Schlösser im Altertum und Mittelalter, befestigte Handelshäfen, die Befestigungen der Ritterorden, koloniale Befestigungen, Zentralbefestigungen in kleineren Staaten und in entlegenen Provinzen.

Noch mehr tritt der operative Charakter hervor bei den Depotfestungen der Kabinettskriege, rein örtlichen Sicherungen an Brücken, Pässen u. dergl., bei der Befestigung wichtiger Verkehrsknotenpunkte, bei der Befestigung der Hauptstädte großer Staaten (Paris).

Schließlich ganz vorwiegend operativen Rücksichten verdanken in neuerer Zeit ihre Entstehung:

Befestigte Flottenstützpunkte und Kriegshäfen, strategische Brückenköpfe, verschanzte Lager, Befestigungen als Stützpunkte vorbereiteter Schlachtstellungen, befestigte Linien und Abschnitte, einzeln gelegene Sperrfestungen, Festungsgruppen (régions fortifiées).

Wir sehen sonach, daß der operative Kriegszweck der Landesbefestigung neuerdings immer mehr in den Vordergrund tritt und geradezu ausschlaggebend wird bei Großmächten, die mit ihren Massenheeren die Entscheidung im freien Felde suchen müssen. Moltke drückt dies in den wohl als bekannt anzunehmenden Worten aus:

„Nur allein der strategische Wert einer Festung darf darüber entscheiden, ob größere Mittel zu ihrer Wiederherstellung oder Erweiterung zu verwenden sind . . . . .“ und ferner:

„Die Festungen erlangen ihre volle Bedeutung erst in Verbindung mit dem Operationsheere."

Daß, nebenbei bemerkt, die Ausdrücke „strategischer Wert" und „Verbindung mit dem Operationsheere" im weitesten Sinne aufzufassen sind, und Moltke sogar auch die Berechtigung reiner Selbstzweckfestungen anerkennt, lehrt das Studium seiner militärischen Korrespondenz einwandfrei genug.

Für die Praxis des Festungsbaus, d. h. für Anordnung und Ausstattung ergibt sich, daß die Anforderungen einerseits der Selbstverteidigung, anderseits des Kriegszwecks die Grundlagen bilden müssen. Fallen diese Anforderungen wie bei reinen Ortsbesitzfestungen zusammen, so liegen die Verhältnisse für die Ausdehnung und allgemeine Grundrißanordnung einfach, es wird sich im wesentlichen nur um Bestimmung des von der Technik abhängigen Widerstandsgrades handeln.

Anders bei Festungen mit gleichzeitig operativem Kriegszweck. Hier kann es häufig vorkommen, daß die Maßnahmen zur Erfüllung des Kriegszwecks und die zur Selbstverteidigung nicht zusammenfallen, ja sogar einander widerstreiten.

Zwei Beispiele werden dies erläutern:

1. Der Kriegszweck einer Festung von erstklassiger strategischer Bedeutung (strategischer Brückenkopf, Verkehrsknotenpunkt, große Stadt usw.) erfordert in der Regel eine sehr große Ausdehnung und unter Umständen die Einbeziehung von Geländeteilen in den Verteidigungsumzug, deren Besitz zwar für die Bemessung der sogenannten strategischen Reichweite der Festung nötig ist, die aber für die eigene Verteidigung ungünstige Verhältnisse aufweisen. Die Interessen der Selbstverteidigung der Festung sprechen dagegen für einen in mäßigen Grenzen gehaltenen Umzug und für die Auswahl *taktisch* starker Stellungen.
2. Der Kriegszweck einer Sperrbefestigung (Belegung bestimmter Geländepunkte oder Verkehrsstrecken mit Fernfeuer) macht ihr Vorschieben auf den vorderen Abfall eines Höhenzuges nötig, für ihre Selbstverteidigung läge sie besser auf der Kammhöhe.

Für die Praxis empfiehlt es sich in solchen Fällen, von vornherein eine zwischen den widerstreitenden Forderungen des Kriegszwecks und der Selbstverteidigung vermittelnde Lösung anzustreben. Denn werden bei der ersten Anlage der Festung nur die Forderungen des Kriegszwecks berücksichtigt, so pflegt sich nachträglich das Verlangen nach Verbesserung der Selbstverteidigung um so nachdrücklicher Geltung zu verschaffen, und es entstehen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten.

Nun ist — wie bereits erwähnt — außer der Lage und taktischen Grundrißanordnung für das Maß der Selbstverteidigung einer Festung die Widerstandsfähigkeit ausschlaggebend, die sie durch die Mittel der Kunst und Technik erhält. Um hier-

über zu einer klaren Anschauung zu gelangen, gehen wir am besten vom Verhalten des Gegners gegenüber der Landesbefestigung aus.

Da leuchtet zunächst ein, daß die Selbstverteidigung nur in Wirksamkeit tritt, wenn der Gegner in irgend einer Form die Festung wirklich angreift.

Wird in diesem Falle ihr Kriegszweck erreicht oder nicht? Die Antwort lautet: „Je nachdem“.

Besteht die Aufgabe der Festung ganz oder teilweise, unmittelbar oder mittelbar darin, möglichst viel Kräfte des Gegners zu binden, ihn von anderen Operationszielen abzulenken, so wird der Kriegszweck in vollem Maße erreicht, wenn der Gegner angreift, ja er muß sogar vom Verteidiger mit allen Mitteln zu einem möglichst starken Kräfteverbrauch gedrängt werden.

Treffende Beispiele in der neueren Kriegsgeschichte bieten hierfür Paris 1870/71, Plewna 1877 und Port Arthur 1904/05. Neben zahlreichen Festungskämpfen in den Napoleonischen Kriegen, besonders in Oberitalien und Spanien, können aber auch Sewastopol 1854/55, Düppel 1864, Metz und Straßburg 1870 hier angeführt werden.

Insoweit dagegen die Aufgabe der Festung auch darin besteht, die Operationen der eigenen Feldarmee im Anschluß an die Festungen zu begünstigen und zu erleichtern, wird die Erfüllung dieses Zwecks durch den gegnerischen Angriff unterbunden. So waren Kolberg und Danzig 1806/07 nicht mehr in der Lage, als strategische Offensiv-Brückenköpfe an der Küste zu dienen, sobald sie angegriffen wurden; ebensowenig konnte 1870 das eingeschlossene Metz, 1848 das angegriffene Pesciera und zeitweise Mantua der französischen oder österreichischen Feldarmee eine Stütze für ihre Operationen bieten.

Man ist sogar so weit gegangen zu behaupten, die Festung habe jede Bedeutung verloren, wenn sie aus dem eigenen in den gegnerischen Operationsbereich übergegangen sei. Hierbei wird aber gänzlich übersehen, daß die weitere, ich möchte sagen, die negative Aufgabe der Festung, die stets mit der ersteren, der positiven, verbunden ist, nämlich die Behinderung der gegnerischen Operationen so lange erfüllt wird, als die Festung nicht gefallen ist, und daß ferner der Kriegszweck von neuem im vollen Umfange zur Geltung kommt, sobald die eigene Armee wieder in Berührung mit der Festung tritt. Auch hierfür bietet die Kriegsgeschichte viele Beispiele. Außer manchen der bereits angeführten mag noch in ersterer Beziehung auf die Bedeutung hingewiesen werden, die 1870/71 Toul, Mezieres, Laon, Soissons, La Fere als Eisenbahnsperren gewannen, in letzterer auf das Beispiel von Langres und Peronne 1870/71, von Corinth, Chattanooga und Harpers Ferry im nordamerikanischen Sezessionskriege Bezug genommen werden. Im allgemeinen wird ein gegnerischer Festungsangriff stets als ein Vorteil für die eigene große Kriegführung anzusehen sein, wenn auch unter Umständen die Festung eine nicht vorhergesehene Bedeutung

gewinnt und einen Kriegszweck erfüllt, die ihr ursprünglich nicht zugedacht waren, wie dies bei Sewastopol, Düppel, Metz, Belfort und Port Arthur der Fall war.

Die zweite Frage ist die:

„Kann die Festung ihren Kriegszweck erfüllen, auch wenn sie nicht angegriffen wird, ihre Selbstverteidigung also dann gar nicht zur Wirksamkeit gelangt? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir nach den Gründen fragen, warum der Gegner nicht angreift. Sie können dreifacher Art sein.

1. Er scheut den Festungsangriff, d. h. hält sich zur erfolgreichen Durchführung nicht für befähigt, geht den Festungen aus dem Wege und tut in operativer Beziehung vielleicht gerade das, was wir wünschen und mit unserer Landesbefestigung beabsichtigen. Der Kriegszweck wird also im vollsten Maße erreicht und zwar nur durch das Vorhandensein einer starken Selbstverteidigung der Festung. Daß die Landesbefestigung theoretisch eine solche Wirkung auszuüben vermag, lehrt das Studium der Operationsentwürfe für die Kriege mit Dänemark, Österreich und Frankreich in Moltkes militärischer Korrespondenz. Auch die 1866 und anfänglich 1870/71 den Festungen zuteil gewordene Behandlung steht im Zusammenhange mit ähnlichen Gesichtspunkten, wenn auch später die tatsächlichen Verhältnisse 1870/71 Festungsangriffe geradezu erzwangen. Die Operationen der verbündeten Hauptarmee 1814 beruhten im wesentlichen auf dem Wunsche, die Berührung mit dem Festungsgürtel der französischen Ostgrenze zu vermeiden, und Blücher ging bei seinem Rhein-Übergange Mainz aus dem Wege. Auch die Russen wählten 1877 ihre Hauptoperationslinie mit voller Absicht außerhalb des Einflusses der unteren Donau-Festungen.
2. Der Besitz der Festung ist für den Gegner zwar operativ sehr erwünscht; er hält sich zur Durchführung des Angriffs auch für befähigt, die allgemeine Kriegslage läßt den Angriff aber nicht zu, weil die feindliche Feldarmee noch nicht aus dem Felde geschlagen ist. Da letztere dieses Ergebnis gerade der richtigen Ausnutzung der Landesbefestigung mit verdankt, hat die Festung auch in diesem Falle ihren Kriegszweck erfüllt. In diesem Sinne haben sich z. B. Verona 1848, die Nordfronten von Sewastopol 1854, Olmütz 1866, die französischen Nordfestungen 1870/71 bezahlt gemacht, ohne angegriffen zu werden.
3. Der Gegner greift die Festung nicht an, weil keine operative Notwendigkeit vorliegt. Entweder vermag die Festung aus irgend welchen Gründen (Lage, Beschaffenheit, Besatzung) keinen Einfluß auszuüben, oder sie tut nicht ihre Schuldigkeit, versagt, wie dies bei einem Teil der französischen Festungen 1814 und 1870/71, der türkischen Festungen 1828/29 und 1877/78, der böhmischen Festungen 1866 ganz oder zeitweise der Fall war.

Wenn auch diese Passivität der Festung sich im Verlaufe des Feldzuges sehr ändern kann, wofür ebenfalls kriegsgeschichtliche Beispiele vorhanden sind, so darf doch dieser Fall hier ausscheiden, da weder Kriegszweck noch Selbstverteidigung der Festung rechtzeitig zur Geltung kommen.

Jedenfalls ergibt sich einwandfrei hieraus, daß das Vorhandensein eines gewissen Maßes von Selbstverteidigungsfähigkeit Vorbedingung für die Erfüllung des Kriegszwecks ist; das Mindestmaß an Selbstverteidigung bestimmt sich danach, daß der Gegner gegenüber dem Feldangriff zu einem erheblichen Mehraufwand an Zeit, Kräften und Mitteln beim Festungsangriff gezwungen wird.

Ferner leuchtet ein, daß eine Festung sehr wohl ihren Kriegszweck erfüllen kann, ohne daß sie ihre Selbstverteidigung zu erproben braucht. Man kann hierin sogar noch weiter gehen. Man kann sagen: ebenso wie eine starke, kriegsbereite Armee und Flotte die beste Gewähr zur Erhaltung eines ehrenvollen Friedens bietet, so kann auch allein das Vorhandensein einer starken Landesbefestigung auf den voraussichtlichen Gegner politisch sehr abkühlend wirken, also gewissermaßen schon im Frieden ihren Kriegszweck erfüllen.

Gleichzeitig werden wir auch jetzt in der Lage sein, die den Ausgangspunkt dieser Betrachtungen bildende praktische Frage zu beantworten, nämlich die Frage der Zulässigkeit auch minder widerstandsfähiger Glieder in der Landesbefestigung. Die Antwort lautet: der Grad der Widerstandsfähigkeit hängt von der Selbstverteidigungsfähigkeit ab, die die Festung haben muß, um ihren Kriegszweck zu erfüllen.

Der Kriegszweck bestimmt, ob die Festung langdauernd oder kurzfristig zu behaupten ist, ob auf ihre Behauptung nur in enger Verbindung mit der Feldarmee oder lediglich mit ihrer eigenen Kraft gerechnet wird, ob sie planmäßig vorbereiteten und auf der Höhe stehenden Belagerungsmitteln oder nur schwächeren Angriffsmitteln widerstehen soll, und schließlich, ob auf ihre sofortige Berührung mit dem Gegner gerechnet wird oder ihr eine gewisse Vorbereitungszeit verbleibt.

Hiernach wird die Zuläſſigkeit einer gewissen Abstufung in der Selbstverteidigung der Festungen abzuleiten sein.

Große Festungen im Hauptoperationsgebiete, die als Stützpunkte erster Ordnung dienen (strategische Brückenköpfe, Verkehrsknotenpunkte, große Städte usw.) müssen zur selbständigen und langdauernden Verteidigung gegen jegliche Art Angriffsmittel befähigt sein. Ihre Kriegsbereitschaft und dementsprechend ihr Friedensausbau wird sich aber nach ihrer Entfernung von der Grenze abstufen können.

Auf fast gleicher Höhe sind befestigte Hauptstädte zu halten, die der Gegner als Operationsziele wählen kann (Paris, Konstantinopel), ferner die Zentralbefestigungen kleiner Staaten und die Küstenbefestigungen wichtiger Kriegshäfen, ihre Landbefestigungen aber nur, wenn sie entsprechenden Landangriffen ausgesetzt sind.

Ebenfalls einen hohen Grad von Selbstverteidigung beanspruchen:

Grenz- und Sperrbefestigungen, die, auf sich allein angewiesen, dem Gegner die Benutzung bestimmter Operationslinien und Operationsgebiete, besonders das Festsetzen in solchen dauernd verwehren und erschweren sollen, um die Feldarmee zu entlasten.

Liegen dagegen diese Befestigungen auf Nebengebieten, und sollen sie den Gegner vielleicht in Verbindung mit schwächeren Feldstreitkräften nur solange aufhalten, bis die Entscheidung auf dem Hauptkriegsschauplatze gefallen ist, so wird der Grad ihrer Widerstandsfähigkeit ermäßigt werden können.

Auch bei den Landfronten von Küstenbefestigungen, die der Gegner nur nach geglückter Landung anzugreifen vermag, und bei deren Verteidigung auf die rechtzeitige Heranführung mobiler Kräfte gerechnet werden kann, ferner bei reinen Ortsbesitzfestungen (großen Städten usw.) auf Nebenkriegsschauplätzen, wo die Mittel des Gegners voraussichtlich für einen belagerungsmäßigen Angriff nicht ausreichen, kommt eine Verminderung der Widerstandsfähigkeit in Frage.

Befestigungen zum unmittelbaren Schutz des Aufmarsches und der ihm dienenden Verkehrslinien (örtliche Sicherungen der Kunstbauten u. dergl.) sowie zur Erleichterung der ersten Bewegungen werden meist ihren nur sehr kurzfristig und gegen schwache Angriffsmittel bemessenen Kriegszweck erfüllt haben, wenn der Aufmarsch beendet ist.

Auch der Kriegszweck von Brückenköpfen und Aufnahmestellungen, die in einer bestimmten Kriegslage nur einen gesicherten Abzug ermöglichen sollen, ferner von verschanzten Lagern und Schlachtfeldstellungen, die ihre Bedeutung nur in Verbindung mit der Feldarmee haben, wird ein geringeres Maß von Selbstverteidigung zulassen. Es kommt hierbei auch der Grundsatz in Betracht, daß da, wo die Umstände eine längere Behauptung erfordern, die Schwäche der Befestigung durch die Stärke der Besatzung bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen werden kann.

Hiernach lassen sich mit ziemlicher Sicherheit die Glieder der Landesbefestigung bestimmen, die unbedingt auf der Höhe erstklassiger Widerstandsfähigkeit erhalten werden müssen. Zweifelsohne sind es die großen Grenzfestungen der europäischen Großmächte. Eigentlich müßte es auch mit weiter zurückliegenden und im Innern der Staaten befindlichen wichtigen Punkten geschehen, an deren Behauptung im Falle eines unglücklichen Krieges die ganze Existenz des Staates hängt. Merkwürdigerweise ist aber hier mit einigen Ausnahmen eine gewisse Vernachlässigung festzustellen. Abgesehen von den Zentralbefestigungen der kleinen Staaten (Belgien, Niederlande, Rumänien, Schweiz), hat von den Großmächten nur Frankreich in Paris und Lyon für derartige Landesreduits in auskömmlicher Weise vorgesorgt. Und doch haben die Kriege Napoleons und der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg gezeigt, daß eine Macht nicht völlig niedergeworfen ist, bevor nicht die letzte Festung gefallen ist.

Dabei ist längst anerkannt worden, daß der Erfolg der Absicht, erst im Bedarfsfalle derartige Landesreduits behelfsmäßig zu schaffen, höchst zweifelhaft bleibt.

Viel schwieriger sind aber in der Praxis die Fälle zu beurteilen, in denen nach den vorigen Ausführungen bei manchen Gliedern der Landesbefestigung die Ermäßigung der Widerstandsfähigkeit in Frage kommen kann. Denn die Voraussetzungen hierfür, d. h. die Einschätzung des Kriegszwecks, beruhen auf sehr unsicheren Grundlagen. Moltke führt zwar in seiner klassischen Denkschrift vom November 1861:*) „Über die strategische Bedeutung der preußischen Festungen für die Landesverteidigung bei einem Kriege gegen Frankreich" „gewisse Verhältnisse" an, die er als bleibend und maßgebend gelten läßt, nämlich die politische Lage, die Heeresmacht der Nachbarstaaten, das Verkehrsnetz, die physische, im besonderen hydrographische Beschaffenheit der Kriegsschauplätze, bis zum gewissen Grade auch die örtlichen kriegsgeschichtlichen Erfahrungen. Hiernach richtet sich der Aufmarsch und die Einleitung des Krieges und hiernach „läßt sich der Wert der Festungen bei Ausbruch des Krieges mit Bestimmtheit nachweisen". Alles weitere sei aber unsicher und Wahrscheinlichkeitsrechnung. „Zu einem wesentlich richtigen Resultat ist nicht zu gelangen, aber wir können das Wahrscheinliche ermitteln, und das bleibt im Kriege stets die einzige Basis, auf welche man seine Maßregeln zu gründen vermag."

Ich möchte hierzu noch folgendes bemerken.

Auch die Verhältnisse, die Moltke bis zum gewissen Grad als bleibende gelten läßt, besitzen die Eigenschaft in neuerer Zeit nur sehr bedingt.

Die politische Lage und damit die Verteilung der Streitkräfte beim Aufmarsch, besonders in Staaten mit ungünstigen und mehrseitig bedrohten Grenzen, kann sich sehr rasch ändern; in der Heeresmacht der Staaten können nach Zahl und innerem Wert in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen Verschiebungen eintreten; das Verkehrsnetz erschließt neue Operationslinien und stellt bisherige in den Hintergrund, und selbst der ständigste Faktor, die natürliche Beschaffenheit von Landstrichen erhält durch die neuere Verkehrstechnik, die unzugängliche Hochgebirge durchtunnelt, Wüsten und Sümpfe mit Eisenwegen durchquert und die größten Ströme überbrückt, einen wirtschaftlich und militärisch anderen Charakter.

Wenn sich hiernach auch die dauerhaft erscheinenden Verhältnisse, die bei Beginn eines Krieges den Kriegszweck einer Festung bestimmen, in kurzen Zeiträumen ändern können, so liegt die Beantwortung der ferneren Frage, welche Bedeutung die Festung im weiteren Verlauf des Krieges haben oder gewinnen wird, gänzlich auf unsicherem Gebiete. Je nach dem Verlauf der Operationen kann ein Nebenkriegsschauplatz zum Hauptkriegsschauplatz werden, die einen Festungen verlieren, die anderen gewinnen an Bedeutung, ja der Kampf um eine Festung kann unvorhergesehen ausschlaggebend

---

*) Mil. Korrespondenz. Dritter Teil, 1. Abteilung, Nr. 4.

werden für die Entscheidung des ganzen Feldzuges. Die Festungen, denen man ihren Kriegszweck nur in enger Verbindung mit der Feldarmee zuwies, müssen unter Umständen sich selbst überlassen werden, und die, deren Kriegszweck nur auf bestimmte schwächere Angriffsmittel des Gegners zugeschnitten war, sehen sich unerwarteterweise einem wohlausgerüsteten Angreifer gegenüber, wie die Russen in Port Arthur den 28 cm-Haubitzen der Japaner.

Die Voraussetzungen, unter denen mit Rücksicht auf den Kriegszweck der Widerstandsgrad einer Festung bestimmt war, können sich mithin sehr zuungunsten des Verteidigers ändern, die Festungen werden eine leichte Beute des Feindes, ihr Fall kann, wenn auch vielleicht operativ zu verschmerzen, so doch moralisch unberechenbaren Schaden bringen. Denn Festung bleibt in den Augen der Welt immer Festung und die Einnahme einer solchen stets ein großer Erfolg. Die Japaner haben es ausgezeichnet verstanden, die Eroberung auch schwacher Befestigungen, wie des Nan schan und der vorgeschobenen feld- und behelfsmäßigen Befestigungen von Port Arthur, als große Erfolge in den Augen der Welt erscheinen zu lassen.

Bei all dieser Unsicherheit steht nur unbedingt fest,

1. daß die eigene Landesbefestigung erst zur wahren Betätigung kommt, wenn der Krieg im eigenen Lande geführt werden muß,
2. daß in diesem Falle auf eine befriedigende Beendigung des Krieges nur zu rechnen ist, wenn es gelingt, den Gegner wenigstens über die Grenze zurückzuwerfen,
3. daß jede Festung, die der Gegner inzwischen genommen hat, diesen strategischen Gegenstoß ungemein erschweren wird.

Ich glaube hiermit nachgewiesen zu haben, daß minder widerstandsfähige Glieder einer Landesbefestigung nur als Notbehelf Berechtigung haben, und welche Bedenken es hat, die Selbstverteidigung der Festungen nach Maßgabe ihres Kriegszweckes abzustufen. Wenn man sich aus Sparsamkeitsrücksichten aber hierzu versteht und verstehen muß, so sollte man es nur tun, wenn man sich über die Folgen dieser Maßnahmen völlig im klaren und bereit ist, ihre Nachteile in den Kauf zu nehmen. Im besonderen wird man mit Kriegslagen rechnen müssen, in denen es richtiger ist, derartige Festungen rechtzeitig zu räumen, als sie einem Angriff auszusetzen, dem sie nicht gewachsen sind und nicht gewachsen sein können. Man stellt zwar häufig an die Spitze der Betrachtungen über Festungswesen, daß Beschaffenheit und Verhalten der Besatzung bei einer Festungsverteidigung viel wichtiger seien, als die Beschaffenheit und Ausrüstung der Festung selbst. Das ist gewiß richtig, aber doch nur bis zu der ganz bestimmten Grenze, daß die Festung überhaupt die Möglichkeit zu einer zähen Verteidigung gewähren muß. Außerordentlich lehrreich für die Frage der rechtzeitigen Räumung von Festungen ist der nordamerikanische Sezessionskrieg 1861/65. Die südstaatliche Heeresleitung wußte ganz genau, welche befestigten Plätze aufs

äußerste zu halten waren, wie z. B. die Küstenplätze und die Hauptstadt Richmond, und sie trug anderseits nicht die geringsten Bedenken, zum Teil im Gegensatz zu ihren Heerführern und örtlichen Befehlshabern, die rechtzeitige Räumung von Plätzen anzuordnen, wenn es die allgemeine Kriegslage erforderte.*)

Auch die Räumung der Schlei-Stellung mit den Dannewerken durch die Dänen 1864 bietet ein lehrreiches Beispiel.

Selbstverständlich aber darf die Räumung nur auf ausdrücklichen Befehl der obersten Heeresleitung erfolgen, und man wird bei allen Festungen, deren freiwillige Räumung im Ernstfalle überhaupt in Frage kommen kann, schon im Frieden Maßnahmen zu treffen haben, daß eine möglichst rasche und vollkommene Räumung begünstigt wird und — was sehr wichtig ist — daß die Festungen, in den Besitz des Gegners übergegangen, diesem möglichst wenig Nutzen bringen. Hierzu gehört, daß alle nicht wegzuschaffenden Vorräte jeglicher Art rasch und gründlich zerstört, die Werke verteidigungsunfähig gemacht und im besondern die Verkehrsanlagen, deren Schutz vielfach der Kriegszweck der Befestigungen ist, unbrauchbar gemacht werden können.**) Daß man so weit geht, wie die Russen 1812 in Moskau, d. h. auch das Privateigentum nicht schont, sofern es dem Gegner Nutzen bringt, steht zwar mit den Grundsätzen der heutigen humanen Kriegführung nicht im Einklang, wäre aber eigentlich folgerichtig.

Es erscheint ferner zweckmäßig, daß der Kommandant einer minder widerstandsfähigen Festung von ihrer Kriegsaufgabe nicht mehr erfährt, als er unbedingt wissen muß. Gewiß können ihm die Mängel seiner Festung und ihr ungünstiger Einfluß auf ihre Selbstverteidigung nicht verborgen bleiben, und es ist nur zu natürlich, daß er mit allen Mitteln danach streben wird, möglichste Verbesserung und Verstärkung schon im Frieden zu erhalten; es wird aber wenigstens vermieden, daß er sie im Hinblick auf den Kriegszweck fordert und im Ernstfalle in bestimmten Kriegslagen es an Energie in der Verteidigung fehlen läßt, weil seiner Ansicht nach die Festung ihren ihm bekanntgegebenen Kriegszweck erfüllt hat oder in absehbarer Zeit nicht mehr erfüllen kann.

Die grundlegende und erste Aufgabe jeder Festung besteht in der Betätigung ihrer Selbstverteidigung bis zum äußersten, ohne Rücksicht auf Kriegslage und Kriegszweck. Das wissen Kommandant und Besatzung, und wie diese Aufgabe im einzelnen bei der Armierung vorzubereiten und bei der Verteidigung durchzuführen ist, dafür geben die allgemeinen Vorschriften für den Festungskrieg ausreichenden Aufschluß.

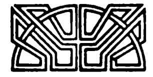
---

*) Vgl. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung auf Grundlage des Nordamerikanischen Sezessionskrieges. Berlin 1901, E. S. Mittler & Sohn.

**) Als sich im April 1866 herausstellte, daß eine schleunige Schleifung der bereits 1861 aufgegebenen Festung Schweidnitz technisch undurchführbar war, wurde ihre Wiederinstandsetzung angeordnet.

Sind besondere Maßnahmen zur Erfüllung des Kriegszweckes nötig, die im Frieden nicht ausgeführt werden konnten und bei der Armierung nachgeholt werden müssen, so genügt es vollkommen, sie als „besondere Armierungsaufgabe“ entsprechend den „besonderen Mobilmachungsmaßnahmen“ der Festung aufzutragen. Die Beurteilung aber und Entscheidung darüber, ob eine Festung ihren Kriegszweck erfüllt hat oder nicht, ob ihr weitere Aufgaben gestellt werden oder nicht, ob sie unter Umständen zu räumen ist, steht nur der obersten Heeresleitung zu.

Schroeter,
Oberst und Abteilungschef im Preußischen Kriegsministerium.



äußerste zu halten waren, wie z. B. die Küstenplätze und die Hauptstadt Richmond, und sie trug anderseits nicht die geringsten Bedenken, zum Teil im Gegensatz zu ihren Heerführern und örtlichen Befehlshabern, die rechtzeitige Räumung von Plätzen anzuordnen, wenn es die allgemeine Kriegslage erforderte.*)

Auch die Räumung der Schlei-Stellung mit den Dannewerken durch die Dänen 1864 bietet ein lehrreiches Beispiel.

Selbstverständlich aber darf die Räumung nur auf ausdrücklichen Befehl der obersten Heeresleitung erfolgen, und man wird bei allen Festungen, deren freiwillige Räumung im Ernstfalle überhaupt in Frage kommen kann, schon im Frieden Maßnahmen zu treffen haben, daß eine möglichst rasche und vollkommene Räumung begünstigt wird und — was sehr wichtig ist — daß die Festungen, in den Besitz des Gegners übergegangen, diesem möglichst wenig Nutzen bringen. Hierzu gehört, daß alle nicht wegzuschaffenden Vorräte jeglicher Art rasch und gründlich zerstört, die Werke verteidigungsunfähig gemacht und im besondern die Verkehrsanlagen, deren Schutz vielfach der Kriegszweck der Befestigungen ist, unbrauchbar gemacht werden können.**) Daß man so weit geht, wie die Russen 1812 in Moskau, d. h. auch das Privateigentum nicht schont, sofern es dem Gegner Nutzen bringt, steht zwar mit den Grundsätzen der heutigen humanen Kriegführung nicht im Einklang, wäre aber eigentlich folgerichtig.

Es erscheint ferner zweckmäßig, daß der Kommandant einer minder widerstandsfähigen Festung von ihrer Kriegsaufgabe nicht mehr erfährt, als er unbedingt wissen muß. Gewiß können ihm die Mängel seiner Festung und ihr ungünstiger Einfluß auf ihre Selbstverteidigung nicht verborgen bleiben, und es ist nur zu natürlich, daß er mit allen Mitteln danach streben wird, möglichste Verbesserung und Verstärkung schon im Frieden zu erhalten; es wird aber wenigstens vermieden, daß er sie im Hinblick auf den Kriegszweck fordert und im Ernstfalle in bestimmten Kriegslagen es an Energie in der Verteidigung fehlen läßt, weil seiner Ansicht nach die Festung ihren ihm bekanntgegebenen Kriegszweck erfüllt hat oder in absehbarer Zeit nicht mehr erfüllen kann.

Die grundlegende und erste Aufgabe jeder Festung besteht in der Betätigung ihrer Selbstverteidigung bis zum äußersten, ohne Rücksicht auf Kriegslage und Kriegszweck. Das wissen Kommandant und Besatzung, und wie diese Aufgabe im einzelnen bei der Armierung vorzubereiten und bei der Verteidigung durchzuführen ist, dafür geben die allgemeinen Vorschriften für den Festungskrieg ausreichenden Aufschluß.

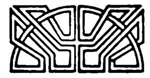
---

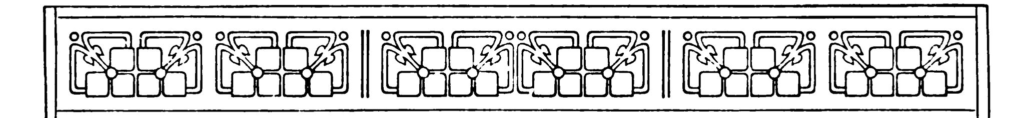
*) Vgl. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung auf Grundlage des Nordamerikanischen Sezessionskrieges. Berlin 1901, E. S. Mittler & Sohn.

**) Als sich im April 1866 herausstellte, daß eine schleunige Schleifung der bereits 1861 aufgegebenen Festung Schweidnitz technisch undurchführbar war, wurde ihre Wiederinstandsetzung angeordnet.

Sind besondere Maßnahmen zur Erfüllung des Kriegszweckes nötig, die im Frieden nicht ausgeführt werden konnten und bei der Armierung nachgeholt werden müssen, so genügt es vollkommen, sie als „besondere Armierungsaufgabe" entsprechend den „besonderen Mobilmachungsmaßnahmen" der Festung aufzutragen. Die Beurteilung aber und Entscheidung darüber, ob eine Festung ihren Kriegszweck erfüllt hat oder nicht, ob ihr weitere Aufgaben gestellt werden oder nicht, ob sie unter Umständen zu räumen ist, steht nur der obersten Heeresleitung zu.

Schroeter,
Oberst und Abteilungschef im Preußischen Kriegsministerium.





Marsch und Versorgung zweier auf einer Straße vorrückenden Armeekorps.

Seit den letzten großen Kriegen haben die europäischen Heere eine wesentliche Vergrößerung erfahren. Nicht in gleichem Maße hat sich das Wegenetz entwickelt, auf dem diese Massen bewegt werden sollen.

Konnte in den Jahren 1866 und 1870 das Armeekorps noch vielfach mehrere Straßen benutzen, so wird in Zukunft für den Korpsverband der Vormarsch auf einer Marschstraße die Regel bilden. Nicht selten aber wird man — bei großen Heeresmassen und beschränktem Wegenetz — auch zwei Armeekorps auf eine Straße verweisen müssen.

Ist in diesem Falle der Feind noch fern, eine taktische Berührung mit ihm also ausgeschlossen, so wird man wohl in der Regel das zweite Armeekorps mit so viel Abstand hinter dem ersten Armeekorps marschieren lassen, daß jedem Korps seine Kolonnen und Trains unmittelbar folgen können. Die Nachschubverhältnisse beider Korps regeln sich dann in ähnlicher Weise, wie wenn jedes Armeekorps über eine besondere Marschstraße verfügte.

Mit der Annäherung an den Feind wird dagegen eine erhöhte Gefechtsbereitschaft erforderlich.

Um die gemeinsame taktische Verwendung beider Korps sicherzustellen, müssen sich nunmehr die fechtenden Truppen beider Korps tunlichst unmittelbar folgen. Die beiden Armeekorps mit ihren Kolonnen und Trains müssen sich also ineinander eingliedern, und dies macht es wiederum notwendig, daß alle Anordnungen für Marsch und Nachschub beider Korps einheitlich von einer Stelle aus gegeben werden, in der Regel wohl von dem ältesten der beiden Kommandierenden Generale.

Daß die Bewegung solch großer Truppenmassen mit allen Kolonnen und Trains sorgfältig überdacht und genau geregelt werden muß, liegt auf der Hand. Trotzdem werden Störungen und Reibungen aller Art nicht ausbleiben, und nur der Generalstabsoffizier, Trainoffizier oder Intendanturbeamte wird ihnen völlig gewachsen sein, der schon vorher, wenigstens theoretisch, alle Schwierigkeiten solcher Truppenbewegungen kennen gelernt hat und in ihrer Überwindung geübt ist.

Bei der Anordnung eines derartigen Marsches muß man sich vor allem darüber klar sein, daß die Forderung, die Truppen so schnell und so schlagfertig wie möglich an den Feind zu bringen, mit der nicht minder wichtigen Forderung, Munition, Sanitätsmittel und Verpflegung rechtzeitig und ausreichend zu ersetzen, stets in einem gewissen Gegensatz stehen wird.

Ein dichtes Auffolgen der fechtenden Truppen beider Korps kann nur dadurch erreicht werden, daß man die dem Ersatz dienenden Bagagen, Kolonnen und Trains aus der Marschkolonne der fechtenden Truppen zum größeren Teil oder völlig ausschließt. Die schnelle Aufmarschmöglichkeit der Truppen wird hierdurch zweifellos erhöht, der rechtzeitige und ausreichende Ersatz aller Bedürfnisse aber in demselben Maße beschränkt oder ganz verhindert.

Soll dagegen der Ersatz an Munition, Sanitätsmitteln und Verpflegung in ausgiebiger Weise sichergestellt werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß ein Teil der Bagagen, Kolonnen und Trains in die Marschkolonne der fechtenden Truppen eingeschoben wird. Hierdurch aber wird wiederum die Gesamtmarschtiefe der fechtenden Truppen vergrößert und damit ihr Aufmarsch zum Gefecht in demselben Maße verlangsamt.

Die beiden Forderungen schneller, schlagfertiger Entwicklung und rechtzeitigen Ersatzes aller Bedürfnisse müssen daher in jedem einzelnen Falle sorgfältig gegeneinander abgewogen und ausgeglichen werden.

Dieser Ausgleich kann aber nur dann in zweckmäßiger Weise erfolgen, wenn man sich über die Wirkungen klar ist, die eine mehr oder minder große Berücksichtigung der einen oder anderen Forderung zur Folge hat.

Diese Wirkungen sollen daher hier zunächst in rein theoretischer Form an einigen Beispielen erörtert werden.

Schon aus den auf Skizze 17 zur Darstellung gebrachten Marschordnungen wird man einen allgemeinen Überblick nach dieser Richtung hin gewinnen. Zu einem genaueren Vergleich eignen sich aber diese Darstellungen nicht; denn Marschkolonnen von fast 120 km werden in Wirklichkeit sich wohl niemals längere Zeit auf einer Marschstraße vorbewegen. Dies würde nur der Fall sein, wenn die Korps in ihrer ganzen Marschtiefe zur Ruhe übergingen. Daß dies auf die Dauer nicht angängig ist, liegt auf der Hand.

Skizze 17.

Selbst bei Marschordnung I würde das vordere Armeekorps — und auf dieses kommt es hier immer in erster Linie an, weil bei ihm der Ersatz aller Bedürfnisse naturgemäß am schwierigsten ist — nur über die Vorräte der Bagagen und der ersten Staffel verfügen; eine Auffüllung der ersten Staffel aus der zweiten Staffel wäre bei ununterbrochenem Vormarsch bereits nicht mehr möglich, da die hierzu bestimmten Kolonnen bei 22,5 km Vormarsch außer dieser Entfernung noch 36,5 km — von Kilometer 82,5 bis Kilometer 46 — beladen zurücklegen müßten. Bei Marschordnung II würde schon ein Vorziehen von Kolonnen der ersten Staffel, bei Marsch-



ordnung III, IV und V auch ein Vorziehen der Bagagen zu den vorderen Truppen nicht mehr möglich sein.

Will man somit die Verbindung zwischen Truppen, Bagagen und Kolonnen aufrecht erhalten, so ist dies nur möglich, wenn die Korps beim Übergang zur Ruhe ihre Tiefenausdehnung ganz wesentlich verkürzen.

Skizze 18.

Die größte Ausdehnung, die beide Armeekorps einschließlich aller Kolonnen und Trains alsdann während des Marsches aus einer Unterkunft in die andere zeitweise (hier von 6⁴⁰ Vormittags bis 7⁵⁰ Abends) annehmen, setzt sich zusammen aus der Unterkunftstiefe der Korps, die hier auf 42,5 km angenommen ist, und der Länge des nächsten Vormarsches, hier 22,5 km; sie ist also mit 65 km hier nur etwa halb so groß wie die Ausdehnung der in Skizze 17 dargestellten Marschkolonnen. Die Vorwärtsbewegung einer solch großen Truppenmasse besteht eben nicht in einem einheitlichen Vormarsch, sondern in einem Vorziehen der vordersten Truppen in der Richtung des neuen Marschzieles und in einem allmählichen Nachfolgen und Aufschließen aller übrigen Teile dorthin.

Tritt z. B., wie auf Skizze 18 angenommen, der Anfang der Marschkolonne schon um 1⁰ Vormittags an, so verteilt sich das Antreten und Anhängen aller übrigen Teile beider Korps derart, daß die letzte Kolonne der zweiten Staffel des II. Armeekorps erst 18 Stunden 50 Minuten später — 7⁵⁰ Abends — den Vormarsch beginnen, also erst um 1³⁰ Vormittags des nächstfolgenden Tages ihre neue Unterkunft erreichen kann. Die Aufbruchszeit ergibt sich für alle Teile ganz einfach aus dem Unterschied zwischen Marsch- und Unterkunftstiefe. Nach Skizze 17 beträgt die Marschtiefe zweier Armeekorps 118 km, nach Skizze 18 die Tiefe der Unterkunft in aufgeschlossener Form 42,5 km, der Unterschied also 75,5 km. Rechnet man für das Zurücklegen eines Kilometers 15 Minuten, so entsprechen diese 75,5 km 18 Stunden 50 Minuten, d. h. die Abmarschzeit für das Ende der zweiten Staffel ist 7⁵⁰ Abends.

Nur wenn man sich die Vorwärtsbewegung beider Korps in dieser Weise vergegenwärtigt, wird man bei einem Vergleich der Vor- und Nachteile der verschiedenartigen Marschkolonnen zu richtigen Ergebnissen gelangen.

Prüfen wir zunächst, bei welcher Marschordnung die Truppen erstens am schnellsten und zweitens am schlagfertigsten an den Feind herangebracht werden können.

Skizze 17.

1. Daß bei Marschordnung V der Aufmarsch beider Korps in der kürzesten Zeit bewirkt werden kann, ist ohne weiteres aus Skizze 17 ersichtlich. Aus dieser Marschordnung vollzieht sich der Aufmarsch der fechtenden Tuppen beider Korps um anderthalb Stunden schneller wie bei Marschordnung IV, um über zweiundeinhalb Stunden schneller wie bei Marschordnung III, um dreiundeinhalb Stunden schneller wie bei Marschordnung II und um fast sechs Stunden schneller wie bei Marschordnung I.

2. Die Truppe kommt aber bei Marschordnung V nicht nur am schnellsten, sondern auch am frischesten und damit am schlagfertigsten an den Feind. Bei gleicher zurückzulegender Entfernung ist ein Marsch um so anstrengender, je länger die Marschkolonne ist, in der die Truppe marschiert. Marschstockungen und Reibungen aller Art sind bei langen Marschkolonnen auch bei gut einmarschierten und disziplinierten Truppen unvermeidlich; sie werden sich aber noch erheblich häufen, wenn Bagagen, Kolonnen und Trains in die Truppenkolonne eingeschoben sind. Die Marschanstrengungen werden somit bei Marschordnung V die geringsten sein und sich bis zur Marschordnung I mehr und mehr steigern.

Diese Steigerung der Marschanstrengungen tritt aber auch noch in anderer Hinsicht ein.

Bei allen fünf Marschordnungen ist in Skizze 18 als Aufbruchsstunde der vordersten Truppen 1⁰ Vormittags genommen worden. Bei Marschordnung I ist es nämlich nur bei dieser frühen Aufbruchstunde möglich, daß bei günstiger Jahreszeit die letzten Truppen des II. Armeekorps noch bei Tageslicht ihre neue Unterkunft erreichen. Dies ist aber umsomehr erwünscht, als bei der notwendigen engen Unterbringung die meisten Truppen Ortsbiwak oder Biwak beziehen müssen. Bei den übrigen Marschordnungen fällt trotz der frühen Aufbruchstunde das Eintreffen der letzten Truppen in eine mehr oder weniger späte Nachmittagsstunde.

Skizze 18.

Eine so ungewöhnlich frühe Aufbruchstunde hat aber auch große Nachteile. Die über eine Marschstraße für sich allein verfügenden Nachbarkorps der Armee werden sicher erst sehr viel später abmarschieren. Das vordere unserer beiden Korps wird also zeitweise vor seinen Nachbarkorps erheblich voraus sein, was aus taktischen Gründen nicht immer erwünscht ist.

Dazu hat dieses Korps einen vollkommenen Nachtmarsch auszuführen, der die Truppen natürlich sehr viel mehr ermüdet.

Brechen dagegen die vordersten Truppen des I. Armeekorps zu einer annähernd normalen Zeit auf, z. B. um 6⁰ Vormittags, so treffen die letzten Truppen des II. Armeekorps bei Marschordnung I erst 11⁴⁰ Abends, bei Marschordnung II 10⁵ Abends, bei Marschordnung III 9⁴⁰ Abends, bei Marschordnung IV 8⁴⁵ Abends und nur bei Marschordnung V, bei günstiger Jahreszeit, noch annähernd bei Tageslicht, um 7⁴⁰ Abends ein.

Welche Aufbruchstunde man also auch wählt, bei Marschordnung I marschieren entweder die vorderen Truppen aus der Nacht in den Tag oder die hinteren Truppen aus dem Tag in die Nacht, eine Folge der großen Marschtiefe der fechtenden Truppen.

Auch durch zeitweise Änderung der Marschordnung innerhalb der Korps läßt sich hier eine durchgreifende Verbesserung nicht erzielen. Würde man z. B. zur Abschwächung der Nachteile der frühen Aufbruchstunde von 1⁰ Vormittags beim

I. Armeekorps die 2. Infanterie-Division zeitweise vor die 1. Infanterie-Division ziehen, so ist dies wohl angängig, denn die 2. Infanterie-Division würde statt eines Vormarsches von 22,5 km lediglich 30,5 km zurückzulegen haben; man erreicht aber dadurch nur, daß die vordersten Truppen der abgelösten 1. Infanterie-Division statt um 1⁰ Vormittags um 4⁰ Vormittags abmarschieren; ihre Aufbruchstunde fällt also auch jetzt noch in die Dunkelheit. Hat man dagegen unter Annahme einer späteren Aufbruchstunde — z. B. um 6⁰ Vormittags — beim II. Armeekorps die 4. Infanterie-Division zeitweise vor die 3. Infanterie-Division gezogen, um die Nachteile des späten Eintreffens der letzten Truppen des II. Armeekorps abzuschwächen, so erreicht man nur, daß die letzten Truppen der vorgezogenen 4. Infanterie-Division statt um 11⁴⁰ Abends um 8⁵⁰ Abends einrücken; ihr Eintreffen erfolgt also auch jetzt noch in der Dunkelheit.

Ein wesentlicher Ausgleich läßt sich — bei ununterbrochenem Vormarsch von täglich drei Meilen — nur dann erzielen, wenn das ganze hintere Armeekorps zeitweise vor das vordere Armeekorps gezogen wird. Hierzu muß aber das II. Armeekorps zunächst den 18 km tiefen Unterbringungsraum des I. Armeekorps durchschreiten, um vor dieses Korps zu gelangen, und dann noch den normalen Tagesmarsch von 22,5 km zurücklegen. Das II. Armeekorps würde also an diesem Tage über 40 km zu marschieren haben. Zu einem derartigen Wechsel in der Marschordnung wird man sich aus diesem Grunde wohl nur schwer entschließen.

Wir sehen somit, daß bei Marschordnung I die Truppen nicht nur am langsamsten an den Feind gelangen, sondern daß sie auch durch die vorangegangenen Märsche am meisten ermüdet sein werden, und daß sich erst mit den Marschordnungen II, III und IV die Verhältnisse mehr und mehr verbessern, bis sich bei Marschordnung V der Aufmarsch am schnellsten und mit frischesten Kräften vollzieht.

Wie gestaltet sich nun aber bei ununterbrochenem Vormarsch der rechtzeitige und ausreichende Ersatz aller Bedürfnisse aus den Bagagen, Kolonnen und Trains bei den verschiedenen Marschordnungen?

Zur Beantwortung dieser Frage wenden wir uns wieder der Skizze 18 zu. Aus ihr ersehen wir zunächst, daß die hohe Gefechtsbereitschaft der Marschordnung V nur durch völligen Verzicht des vorderen Armeekorps auf rechtzeitigen Ersatz aller Bedürfnisse erreicht worden ist.

Ein Vorziehen der Bagagen oder selbst nur der Verpflegungsfahrzeuge bis zum I. Armeekorps ist ausgeschlossen. Die Truppen des vorderen Armeekorps können also weder ihren Packwagen etwaige Bedürfnisse an Ausrüstung und Bekleidung entnehmen, noch den Lebensmittel- und Futterwagen die Verpflegung des Tages.

Ein derartiger Verzicht ist nur dann gerechtfertigt, wenn die taktische Lage höchste Gefechtsbereitschaft erfordert, wenn also noch an dem Vormarschtage ein Zusammenstoß mit dem Feinde zu erwarten steht. In solcher Lage muß die Verpflegungsfrage vor

der Forderung schneller Aufmarschfähigkeit zurücktreten und kann es auch, weil die Truppen für solche Fälle noch über ihre eisernen Portionen und Rationen verfügen. Um so wichtiger ist aber dann für die Gefechtsbereitschaft der rechtzeitige Nachschub an Munition und Sanitätsmitteln. Als ein schwerwiegender Nachteil der Marschordnung V muß es daher bezeichnet werden, daß auch für den Ersatz dieser Bedürfnisse nicht ausreichend Vorsorge getroffen ist. Die vordersten Munitionskolonnen und Feldlazarette des I. Armeekorps folgen bei Marschordnung V erst hinter dem II. Armeekorps. Dort sind sie zweifellos zu weit zurück. Die Eingliederung einer aus Munitionskolonnen und Feldlazaretten bestehenden Gefechtsstaffel zwischen dem I. und II. Armeekorps ist unbedingt erforderlich, auch wenn sich hierdurch der Aufmarsch des II. Armeekorps um anderthalb Stunden verzögert.

Man wird daher selbst bei unmittelbar bevorstehender taktischer Berührung mit dem Gegner wohl stets der Marschordnung IV den Vorzug geben, weil sie diese Bedingung erfüllt. Im übrigen muß man auch noch bei Marschordnung IV auf ein Vorziehen der großen Bagagen und Verpflegungsfahrzeuge verzichten; der Verpflegungsnachschub ist also auch hier noch unterbrochen.

Dieser wird erst sichergestellt bei Marschordnung III, und zwar wird das erreicht:

1. durch Ausscheiden der Verpflegungsfahrzeuge aus den großen Bagagen und durch ihre Eingliederung hinter den Divisionen;

2. durch Verstärkung der bei Marschordnung IV nur aus Munitionskolonnen und Feldlazaretten bestehenden Gefechtsstaffel um eine aus der ersten Staffel des I. Armeekorps täglich vorzuziehende Tagesverpflegungsgruppe zur Wiederfüllung der Verpflegungsfahrzeuge.

In welcher Weise vollzieht sich nun im einzelnen bei Marschordnung III der Verpflegungsnachschub?

Bei einem so tiefen Vormarsch und bei einer derartig gedrängten Unterbringung, wie sie nun einmal durch die Verhältnisse notwendig ist, kann naturgemäß in den allermeisten Fällen mit irgendwie nennenswerten Vorräten aus dem Lande nicht gerechnet werden; höchstens ist noch Schlachtvieh in der Nähe der Marschstraße aufzutreiben; darauf zu zählen ist aber nicht.

Man wird daher hier wohl stets gezwungen sein — abweichend von der Regel — aus den gesamten Verpflegungskolonnen der Korps Tagesverpflegungsgruppen zu bilden, die den ganzen Bedarf zu decken imstande sind.

Nehmen wir z. B. an, daß die Korps über so viele Verpflegungskolonnen verfügen, daß bei jedem Korps vier Tagesverpflegungsgruppen gebildet werden können, so wird sich bei ununterbrochenem Vormarsch von täglich drei Meilen der Verpflegungsnachschub bei der vordersten Division, bei der die Verhältnisse am schwierigsten sind, nach Skizze 18 (Marschordnung III) in folgender Weise gestalten:

Die Verpflegungsfahrzeuge der 1. Infanterie-Division treten am Ende ihrer Division am ersten Tage um 3^{15} Vormittags*) den Vormarsch an und erreichen nach einem Marsch von 22,5 km um 9^{0} Vormittags die neue Unterkunftsgrenze der Division. Von hier rücken die Fahrzeuge zu ihren Truppenteilen vor; für die Verpflegungsfahrzeuge der vordersten Truppen bedeutet dies weitere 7 km; sie treffen daher dort um 10^{45} Vormittags ein. Abladen und Ausgabe der Bestände wird etwa anderthalb Stunden dauern; es ist also 12^{15} Nachmittags bei Antritt des Rückmarsches zur Unterkunftsgrenze der Division, wo die Fahrzeuge demnach um 2^{0} Nachmittags ankommen. Die tägliche Marschleistung der Verpflegungsfahrzeuge der 1. Infanterie-Division liegt also zwischen 22,5 und 36,5 km.

Die am ersten Tage im Verband der Gefechtsstaffel hinter dem I. Armeekorps marschierende Tagesverpflegungsgruppe hat 6^{30} Vormittags den Vormarsch angetreten und nach einem Marsch von 22,5 km um 12^{10} Nachmittags die neue Unterkunftsgrenze der Gefechtsstaffel erreicht. Von hier marschiert eine Verpflegungskolonne um weitere 8 km bis an die Unterkunftsgrenze der 1. Infanterie-Division vor, wo sie um 2^{10} Nachmittags ankommt, abladet und die Verpflegung an die daselbst schon eingetroffenen Verpflegungsfahrzeuge der Division übergibt.

Nach Übernahme der Verpflegung parkieren die Verpflegungsfahrzeuge an Ort und Stelle bis zum Weitermarsch am nächsten Morgen.

Die entleerte Verpflegungskolonne muß dagegen am zweiten Tage schon etwa 12^{40} Morgens — also nach einer Ruhepause von zehnundeinhalb Stunden — den Rückmarsch zu der vordersten Ausgabestelle der Etappe antreten.

Diese vorderste Ausgabestelle der Etappe darf von der vordersten Ausgabestelle des Korps nicht weiter als einen einfachen Tagemarsch entfernt sein, wenn nicht bei ununterbrochenem Vormarsch die neugefüllte Kolonne den rechtzeitigen Wiederanschluß an ihre zweite Staffel verlieren soll.

Wenn z. B. das Ende der Unterkunft der vordersten Division am ersten Tage sich bei Kilometer 29,5 befindet, so muß die zur Einrichtung der Ausgabestelle bestimmte Etappen-Fuhrparkkolonne bis auf durchschnittlich 30 km an diese Unterkunftsgrenze heranrücken, bei diesem Beispiel am zweckmäßigsten bis auf 31 km, also bis Kilometer 60,5, der Unterkunftsgrenze der zweiten Staffel des I. Armeekorps. Sie kann dort frühestens am zweiten Tage um 2^{30} Morgens eintreffen, da vor dieser Zeit die Vormarschstraße noch durch die nachrückende zweite Staffel des II. Armeekorps versperrt ist.

Der frühe Rückmarsch der bei der 1. Infanterie-Division entleerten Verpflegungskolonne hat im übrigen den Vorteil, daß die Rückmarschstraße zu dieser Zeit von

*) Als Aufbruchstunde der vordersten Division ist hier der Einfachheit halber entsprechend Skizze 18 1^{0} Vormittags genommen worden; statt dieser Zeit kann natürlich ebenso gut jede andere Stunde gewählt werden.

Truppen usw. frei ist. Die Verpflegungskolonne braucht daher nicht an der Marschkolonne der Korps in entgegengesetzter Richtung vorbeizumarschieren. Sie trifft vielmehr, am zweiten Tage 12^{40} Vormittags von Kilometer 29,5 aufbrechend, schon 8^{25} Vormittags bei Kilometer 60,5 an der Ausgabestelle der Etappe ein. Da der Etappe zu ihrer Einrichtung somit fast sechs Stunden zur Verfügung stehen, ist es möglich und ratsam, sogleich mit der Neufüllung der Kolonne zu beginnen; denn diese Kolonne muß am Abend des gleichen Tages, um 5^{45} Nachmittags antretend, also nach 9 Stunden 20 Minuten Ruhe, noch einen weiteren Marsch von 22,5 km am Ende der zweiten Staffel des I. Armeekorps zurücklegen. Sie trifft demnach in ihrer neuen Unterkunft erst um 11^{25} Abends ein, hat dann allerdings über 18 Stunden Ruhe.

Am dritten Tage rückt unsere Verpflegungskolonne, um 5^{45} Nachmittags am Ende der zweiten Staffel des I. Armeekorps antretend, weitere 22,5 km bis zur neuen Unterkunftsgrenze der zweiten Staffel des I. Armeekorps vor und setzt dann den Marsch noch weitere 11 km bis zur Unterkunftsgrenze der ersten Staffel des I. Armeekorps fort, wo das Eintreffen nach einer Gesamtmarschleistung von 33,5 km am vierten Tage um 2^{5} Morgens erfolgt. Dort hat die Kolonne neunundeinhalb Stunden Ruhe.

Am vierten Tage um 11^{35} Vormittags setzt die Kolonne den Marsch am Ende der ersten Staffel des I. Armeekorps fort. Sie marschiert zunächst 22,5 km und dann noch selbständig weitere 12 km bis an das Ende der Unterkunft der Gefechtsstaffel des I. Armeekorps vor, wo nach einer Gesamtmarschleistung von 34,5 km das Eintreffen um 8^{10} Abends erfolgt. Hier hat sie fast zehnundeinhalb Stunden Ruhe.

Am fünften Tage marschiert die Kolonne um 6^{30} Vormittags in gleicher Weise wie am ersten Tage weiter; nur wird nicht gerade *sie* wieder zur Versorgung der *vordersten* Division dienen.

In dem Kreislauf, den die für die vorderste Division bestimmte Verpflegungskolonne hier während vier Tagen zurückzulegen hat, setzt sich die gesamte zurückzulegende Strecke von 152 km zusammen aus 31 km Rückmarsch, 31 km Wiedervormarsch und vier Tagemärschen von je 22,5 km. Von diesem Gesamtmarsch werden zurückgelegt:

am ersten Tag	30,5 km	Marsch	(beladen);	darauf	10	Stunden	30	Minuten	Ruhe,*)
= zweiten =	31	=	=	(unbeladen);	=	9	=	20	=	= *)
	22,5	=	=	(beladen);	=	18	=	20	=	=
= dritten =	33,5	=	=	(beladen);	=	9	=	30	=	=
= vierten =	34,5	=	=	(beladen);	=	10	=	20	=	= .

Im ganzen also 152 km (davon 31 km unbeladen) = 38 Stunden Marsch und 58 Stunden Ruhe.

---

*) Für Pferde; für Mannschaften weniger.

An die Verpflegungskolonnen, die zur Ergänzung der vordersten Division bestimmt sind, müssen also schon recht große Marschanforderungen gestellt werden, doch sind sie bei nicht zu ungünstiger Jahreszeit, Witterung, Wegebeschaffenheit noch zu leisten, zumal da zwischen jedem der fünf Märsche eine angemessene Ruhepause liegt. Ist durch die Verhältnisse indessen eine Herabsetzung der geforderten Marschleistungen geboten, so ist eine solche, wenn die Verbindung mit den Kolonnen nicht abreißen soll, nur dadurch zu ermöglichen, daß man entweder unter weiterer Zusammendrängung der Unterkunftsräume die vorderste Ausgabestelle der Etappe noch näher an die Unterkunftsgrenze der vordersten Division vorschiebt, oder die tägliche Marschleistung der Truppen herabsetzt.

Glaubt man dagegen den Verpflegungskolonnen noch größere Marschleistungen zumuten zu können, so kann man entweder die Unterkunftsräume vergrößern, oder man verzichtet auf ein so weites Vorschieben der vordersten Ausgabestellen der Etappe und macht sie dadurch leistungsfähiger, oder endlich man erhöht die tägliche Marschleistung der Truppen. Nur muß man sich darüber klar sein, daß schon geringe Steigerungen nach einer oder der anderen dieser Richtungen die Marschleistungen der Korps-Verpflegungskolonnen sofort erheblich vergrößern. Würde man z. B. die für die vorderste Ausgabestelle bestimmte Etappen-Fuhrparkkolonne nur um 5 km weniger weit vorschieben und die tägliche Marschleistung nur von 22,5 auf 25 km erhöhen, so bedeutet dies für die zur Ergänzung der vordersten Division bestimmte Verpflegungskolonne bereits innerhalb von vier Tagen eine Steigerung der Gesamtmarschleistung um 20 km.*)

Skizze 17. Die Sicherstellung der Verpflegung bei Marschordnung III muß natürlich mit einer weiteren Zunahme der Marschtiefe der fechtenden Truppen erkauft werden. Diese Zunahme beträgt allerdings nur 4½ km, weil man außer der Gefechtsstaffel, bestehend aus Munitionskolonnen, Feldlazaretten und einer Tagesverpflegungsgruppe, nur die Verpflegungsfahrzeuge, nicht aber die gesamten großen Bagagen in die Truppenmarschkolonne eingeschoben hat. Die Truppen müssen daher auch noch bei der Marschordnung III auf ihre Bagagen verzichten. Läßt man dagegen den Divisionen außer der Gefechtsstaffel die großen Bagagen ganz folgen, so verlängert sich die Marschkolonne der fechtenden Truppen nicht um 4½ km, sondern um 12½ km, der Aufmarsch der Truppen verzögert sich daher dann nicht um eine, sondern um drei Stunden.

Ein derartiges Anwachsen der Marschkolonne der fechtenden Truppen ist ferner, wie dies schon früher dargelegt wurde, deshalb nachteilig, weil nicht nur der Marsch für die Truppen durch die eingeschobenen Kolonnen erheblich anstrengender wird, sondern sich auch zeitlich derart auseinanderzieht, daß für einen Teil der Truppen

*) $2 \cdot 36 + 4 \cdot 25$ km = 172 km.

wieder Nachtmärsche nötig werden. Bevor man daher eine derartig verlängerte Marschordnung III oder gar die Marschordnung I wählt, stelle man sich stets die Frage: Steht eine taktische Berührung mit dem Feinde bevor? Ist diese Frage zu bejahen, so wähle man besser Marschordnung III oder Marschordnung IV, ist sie zu verneinen, so nehme man Marschordnung II. Bei Marschordnung II wird nämlich durch den Fortfall der Munitionskolonnen und Feldlazarette hinter dem I. Armeekorps der Zuwachs der Bagagekolonnen bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen.

Nur dann, wenn es zweifelhaft ist, ob eine taktische Berührung mit dem Feinde zu erwarten steht, kann bei Marschordnung II das Einschieben auch von Munitionskolonnen und Feldlazaretten hinter das vordere Armeekorps gerechtfertigt sein, nie aber das einer vollen ersten Staffel, die etwa die Hälfte aller Kolonnen und Trains enthält, wie dies bei Marschordnung I der Fall ist, obwohl gerade dieses Verfahren bei theoretischen Arbeiten am häufigsten angewandt wird. Schon mit den großen Bagagen und der aus Munitionskolonnen, Feldlazaretten und einer Tagesverpflegungsgruppe bestehenden Gefechtsstaffel ist die Marschkolonne der Truppe sehr lang geworden; aber die Zuführung der großen Bagagen zu den Truppen bedeutet für diese eine große Erleichterung, und die Gefechtsstaffel ist für die Verpflegung und für einen etwaigen Zusammenstoß mit dem Gegner notwendig. Von der etwa die Hälfte aller Kolonnen und Trains umfassenden ersten Staffel sind aber jedenfalls Teile entbehrlich, die den Marsch des nachfolgenden II. Armeekorps ohne Zweck noch weiter erschweren und verzögern. Diese müssen daher unbedingt ausgeschaltet werden, auch wenn dadurch der Aufmarsch des II. Armeekorps oder das Eintreffen dieses Korps in der neuen Unterkunft nur um eine Stunde beschleunigt wird.

Wir kommen also zu folgendem Ergebnis: Ist mit der Annäherung an den Feind eine höhere Gefechtsbereitschaft durch Eingliederung beider Armeekorps ineinander erforderlich, so wird man in der Regel zunächst wohl die Marschordnung II wählen, bei der die Truppen nicht nur über geregelte Verpflegung, sondern auch noch über ihre Bagagen verfügen. Wird eine taktische Berührung mit dem Feind mehr und mehr wahrscheinlich, so gliedert man entweder bei der Marschordnung II Munitionskolonnen und Feldlazarette noch hinter dem I. Armeekorps ein oder geht sogleich zur Marschordnung III über. Steht für den nächsten Morgen ein Zusammenstoß mit dem Feinde sicher bevor, so kann man durch Wahl der Marschordnung IV die Gefechtsbereitschaft noch weiter erhöhen; zur Marschordnung V wird man sich dagegen nur in Ausnahmefällen entschließen.

Hierdurch soll indessen keinerlei Regel aufgestellt werden. Der Krieg kennt keine Regel. Jede andere Marschordnung, die der taktischen Lage entspricht, hat gleiche Berechtigung. Nur muß man sich stets über die Wirkungen der befohlenen Marschordnung bis ins einzelne hinein genau klar sein. Schon geringe Versehen können

hier erhebliche Nachteile zur Folge haben. Läßt man z. B. bei Marschordnung II oder III die Tagesverpflegungsgruppe hinter dem vorderen Armeekorps fort, so ist bei Fortsetzung des Vormarsches der Verpflegungsnachschub zwischen Verpflegungsfahrzeugen und erster Staffel unterbrochen; oder marschiert z. B. bei Marschordnung I die erste Staffel des II. Armeekorps vor der zweiten Staffel des I. Armeekorps, so ist, wenn der Vormarsch fortgesetzt wird, bei dem I. Armeekorps die Ergänzung der ersten Staffel aus der zweiten Staffel nicht mehr möglich. Das ist aus Skizze 18 unschwer zu entnehmen.

Dagegen läßt sich z. B. eine Änderung der hier dargestellten Marschordnungen I, II und III dann vornehmen, wenn die Korps fahrbare Feldküchen mit sich führen.

Soweit die Truppen noch nicht über fahrbare Feldküchen verfügen, muß auf das frühe Eintreffen der Verpflegungsfahrzeuge bei den Truppen ganz besonderer Wert gelegt werden. Selbst bei den Marschordnungen I, II und III, bei denen die Verpflegungsfahrzeuge im Verbande der großen Bagagen oder allein unmittelbar hinter ihren Divisionen marschieren, können sie die vordersten Truppen ihrer Divisionen erst drei Stunden, bei der 1. Infanterie-Division erst dreidreiviertel Stunden nach deren Eintreffen in der neuen Unterkunft erreichen. Das Abladen und die Ausgabe der Verpflegung erfordert weiter ein bis zwei Stunden. Die vordersten Truppen jeder Division können somit erst nach vier bis fünf Stunden mit dem Abkochen beginnen, also erst fünf bis sieben Stunden nach dem Eintreffen essen.

Nach allgemeiner Ausstattung der Fußtruppen mit fahrbaren Feldküchen, die bei der Gefechtsbagage marschieren, tritt hierin eine wesentliche Erleichterung ein. Der größere Teil der Truppen ist nicht mehr hinsichtlich der Verpflegung von dem mehr oder weniger frühen Eintreffen der Verpflegungsfahrzeuge abhängig. Die in den Kesseln der fahrbaren Feldküchen mitgeführte Tagesbeköstigungsportion kann unmittelbar nach dem Eintreffen im Ortsbiwak oder Biwak, erforderlichenfalls aber auch schon während einer Rast, sofort an die Truppen ausgegeben werden. Die berittenen Waffen verfügen dagegen über keine Feldküchen. Nur wenn man diesen ihre Tagesverpflegung und einen Teil der Tagesration tragbar mitgibt, werden sämtliche Truppen von der Eintreffezeit ihrer Verpflegungsfahrzeuge unabhängiger.

Ist aber das frühe Eintreffen der Verpflegungsfahrzeuge nicht mehr so dringend erforderlich wie bisher, so könnte man die Bagagen oder Verpflegungsfahrzeuge geschlossen hinter den Korps, statt hinter den Divisionen marschieren lassen; die Marschtiefe der fechtenden Truppen würde hierdurch bei den Marschordnungen I und II um 4 km, bei Marschordnung III um etwas über 1 km verkürzt.

Werfen wir zum Schluß nun noch einen kurzen Blick auf die Nachschubverhältnisse bei der Etappe.

Daß die Etappe bei ununterbrochenem Vormarsch beider Korps keine Magazine einrichten kann, sondern ihre Vorräte beweglich halten muß, liegt auf der Hand; daß sie mit Hilfe dieser beweglichen Vorräte täglich ihre Ausgabestelle für das vordere Armeekorps bis auf einen Tagemarsch an die Unterkunftsgrenze der vordersten Division nachschieben muß, ist schon berührt. Es ist nur noch zu prüfen, wie weit vom Eisenbahnendpunkte aus dem vorderen Armeekorps durch die Etappe noch rechtzeitig Vorräte nachgeschoben werden können. Dies hängt vor allem von der Zahl und Leistungsfähigkeit der Kolonnen ab, über die die Etappe verfügt. Nimmt man z. B. an, der Etappe ständen so viele Etappen-Fuhrparkkolonnen usw. zur Verfügung, daß aus ihnen drei Tagesverpflegungsgruppen für jedes Armeekorps gebildet werden könnten, und die Verhältnisse gestatteten eine tägliche Marschleistung von 45 km — mit Umspannen 22,5 km leer und 22,5 km voll — so kann man sich mit den vordersten Truppen bei dem hier zugrunde gelegten Beispiel 7 + 31 + 3 · 22,5 km = 105,5 km vom Eisenbahnendpunkte entfernen, ohne daß die Truppenverpflegungskolonnen die Verbindung mit den Etappenkolonnen und diese wiederum die Verbindung mit dem Eisenbahnendpunkte verlieren.

Setzen die Korps ihren Vormarsch noch weiter fort, ohne daß eine Vorverlegung des Eisenbahnendpunktes möglich ist, so kann die Verbindung zwischen den Kolonnen der Korps und der Etappe nur noch aufrecht erhalten werden, wenn die Etappe die Verbindung ihrer Kolonnen mit dem Eisenbahnendpunkte preisgibt. Die Etappenkolonnen können alsdann bei starken Märschen die Kolonnen der Korps noch zwei weitere Tage lang mit Vorräten versehen.

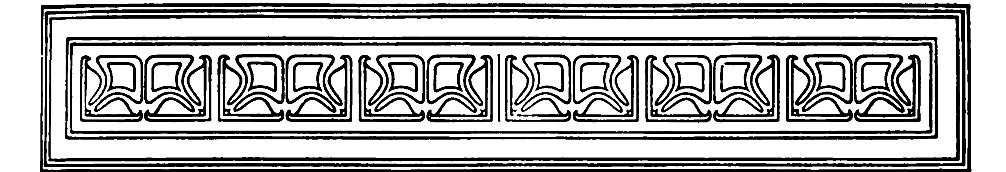
Bei noch weiterer Fortsetzung des Marsches ohne gleichzeitige Vorführung der Bahn würde aber dann auch jeder weitere rechtzeitige Nachschub durch die Etappe ausgeschlossen sein.

Wie weit man in jedem einzelnen Falle gehen kann, muß stets die taktische Lage entscheiden.

Die hier auf Grund rein theoretischer Berechnungen gewonnenen Ergebnisse können naturgemäß bei den jeweilig zu treffenden Anordnungen nur als erste, wenn auch wichtigste Unterlage dienen; alle die wechselnden Faktoren, wie Jahreszeit, Witterung, Tageszeit, Wegebeschaffenheit, Marschfähigkeit der Kolonnen usw. müssen in jedem einzelnen Falle sorgfältig mit in Rechnung gestellt werden, um zu völlig richtigen Ergebnissen zu gelangen. Erst dann wird es gelingen, das erstrebte Ziel zu erreichen: die Truppenführung von den Rücksichten auf die Heeresversorgung nach Möglichkeit unabhängig zu machen.

Matthes,
Major im Großen Generalstabe.

Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.



Aus den Denkwürdigkeiten und Militärischen Werken des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

II. Krieg und Politik.*)

a. Wechselwirkung zwischen Politik und Strategie.

Der Krieg ist das gewaltsame Handeln der Völker, um staatliche Zwecke durchzuführen oder aufrecht zu erhalten; er ist das äußerste Mittel, den darauf gerichteten Willen durchzuführen, und erzeugt, solange er dauert, einen Zustand, der die völkerrechtlichen Verträge zwischen den Streitenden aufhebt. Der Krieg ist, wie General v. Clausewitz sagt, „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Die Politik läßt sich also von der Strategie leider nicht trennen: sie bedient sich des Krieges für Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt entscheidend auf dessen Beginn und Ende ein, und zwar so, daß sie sich vorbehält, in seinem Verlaufe ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem minderen Erfolge sich zu begnügen.

Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben nur auf das höchste Ziel richten, das die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln möglichst unabhängig von ihr. Die Politik darf sich in die Operationen nicht eindrängen. In diesem Sinne sagt General v. Clausewitz in seinen taktischen Briefen an Müffling: „Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist hauptsächlich, zu verhüten, daß die Politik Dinge fordert, die gegen die Natur

*) Quellen:

Aufsatz über „Strategie".
Bemerkungen zu Blumes „Strategie".
Denkwürdigkeiten 1—7.
Russisch-türkischer Krieg 1828/29.
Italienischer Feldzug 1859.
Kritische Aufsätze 1864.
Preußisches Generalstabswerk 1864, 1866, 1870/71.
Militärische Korrespondenz 1864, 1866, 1870/71.
Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Heft 36.

des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begeht im Gebrauch desselben." Denn für den Gang des Krieges sind vorwiegend militärische Rücksichten maßgebend, politische nur, insofern sie nicht etwas militärisch Unzulässiges oder Unmögliches beanspruchen. Keinesfalls aber darf der Führer sich bei seinen Operationen nur von politischen Eingebungen leiten lassen, er hat vielmehr den militärischen Erfolg im Auge zu behalten. Was die Politik mit seinen Siegen oder Niederlagen anfangen kann, ist nicht seine Sache, deren Ausnutzung ist vielmehr allein Sache der Politik.

Wo wie bei uns das Staatsoberhaupt selbst mit ins Feld zieht, finden die politischen und militärischen Forderungen in seiner Person ihren Ausgleich.

b. Koalitionen.

Die Koalition ist vortrefflich, solange alle Interessen jedes Mitgliedes dieselben sind. Bei allen Koalitionen gehen indes die Interessen der Verbündeten nur bis zu einem gewissen Punkte zusammen: sobald es nämlich darauf ankommt, daß zur Erreichung des großen gemeinsamen Zweckes einer der Teilnehmer ein Opfer bringen soll, ist auf Wirkung der Koalition meist nicht zu rechnen; denn daß die großen Zwecke eines Krieges nicht ohne solche partielle Opfer zu erreichen sind, werden Koalitionen nicht leicht einsehen.

Aus diesem Grunde ist ein Schutz- und Trutzbündnis stets die unvollkommene Form gegenseitiger Hilfsleistung; es hat gerade so viel Wert, als jeder Teil Schutz und Trutz zu üben vermag. Man wird also bei bloßen Koalitionen nicht das militärisch Wünschenswerteste fordern können, sondern nur was beiden koalierten Teilen vorteilhaft ist. Jede strategische Abmachung für verbündete Heere bildet somit ein Kompromiß, bei dem den Sonderinteressen Rechnung zu tragen ist; diese können nur im Einheitsstaat zum Schweigen gebracht werden.

1828/29.

1828 mußte Rußland sehr viel daran liegen, die Eifersucht der europäischen Kabinette nicht allzu sehr zu reizen; auch lauteten die amtlichen Versicherungen dahin, daß man lediglich für die Aufrechterhaltung der bereits bestehenden Verträge*) zu den Waffen gegen die Türkei gegriffen, und daß deren Erfüllung und höchstens eine Entschädigung für die Kriegskosten den Zwist beendigen werde. Zugleich kam es darauf an, Europa durch eine große Machtentfaltung und durch das gute Ein-

*) Rußland hatte durch den Frieden von Bukarest 1812 das Beschützungsrecht über alle Untertanen griechischer Konfession für den ganzen Umfang des türkischen Reiches erhalten, die Türkei dies aber nicht berücksichtigt, weshalb die Griechen um ihre Rechte schon 1821 bis 1827 gekämpft hatten. Auch andere Bestimmungen des Vertrages von Bukarest waren nicht eingehalten worden, so daß auch Rußland den Krieg erklärte.

vernehmen mit Preußen dahin zu bestimmen, daß es sich nicht in die Händel zwischen Rußland und der Türkei einmische. Deshalb, wie es scheint, blieb der größte Teil der russischen Streitmacht in schlagfertiger Stellung an der Westgrenze des Reiches stehen, während nur ein kleineres Heer in die Türkei einrückte und nach und nach durch neue Abteilungen verstärkt wurde. Aus eben dem Grunde vermied man es, die religiöse Begeisterung der stammverwandten Bulgaren und Serben anzuregen, und lehnte es ab, sie gegen die Osmanische Regierung zu bewaffnen. Ein entgegengesetztes Verfahren wäre in allzu grellem Widerspruch mit den laut ausgesprochenen Grundsätzen der heiligen Allianz*) gewesen, und man fühlte wohl, daß, wenn man eine solche Feuersbrunst anzündete, es schwer geworden wäre, sie wieder zu löschen, und den Krieg nötigenfalls abzubrechen, wenn die Ereignisse in Europa dies erfordern sollten.

Zu diesen großen Opfern, die der Politik auf Kosten der militärischen Überzeugung gebracht wurden, und deren Einfluß auf den Gang und die Erfolge des Feldzuges nicht zu verkennen ist, gehörte wahrscheinlich auch das lange Zaudern, wodurch sich dessen Eröffnung spät ins Frühjahr verschob.

Der türkische Hattischeriff (großherrliche Erlaß) vom 18. Dezember 1827, in dem der Sultan unumwunden erklärte: er sei nur, um Zeit zu gewinnen, bisher freundschaftlich gegen die Ungläubigen zu Werke gegangen, war durch die russische Kriegserklärung erst am 28. April des folgenden Jahres erwidert worden. Die Frage, weshalb man den Beginn eines Feldzuges solange verschob, für den man seit Jahren mit unermeßlichen Kosten die Armee auf dem Kriegsfuß erhalten, und zu dem man seit der Vernichtung der ottomanischen Flotte durch die verbündeten Engländer, Franzosen und Russen am 20. Oktober 1827 bei Navarin, an der Südwestküste des Peloponnes, wohl unwiderruflich entschlossen sein mußte, würde nur bei einer genauen Kenntnis der diplomatischen und inneren Verhältnisse Rußlands genügend zu beantworten sein. Der Krieg mit Persien**) war schon am 22. Februar beendigt gewesen, und der hohe Wasserstand der Donau im Frühjahr kann unmöglich als entscheidender Beweggrund angenommen werden. Wie die Politik während dieses ganzen Feldzuges lähmend auf die strategische Führung und auf die Verwendung der Streitmittel einwirkte, so verzögerte sie unverkennbar auch das Beginnen und verkürzte den Zeitraum, währenddessen in einem Lande gehandelt werden kann, wo ein

Textskizze Seite 176.

*) Ursprünglich internationales Bündnis der Monarchen 1815 mit der Erklärung, Religion, Frieden und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Später Schlagwort für die antirevolutionäre und antiliberale Politik der drei östlichen Großmächte.

**) 1826 waren die Perser ohne Kriegserklärung in russisches Gebiet eingefallen und bis Jelisawetpol vorgedrungen. Später wurden sie aber geschlagen und mußten in dem am 22. Februar 1828 am Turkmantschai zustande gekommenen Frieden ihren ganzen Anteil an Armenien an Rußland abtreten.

Übersichtsskizze zum russisch-türkischen Krieg 1828/29.



heißer und trockener Sommer plötzlich mit einem langen und rauhen Winter wechselt.

Das russische Heer zog sich erst Ende März in Bessarabien zusammen und stand zu Anfang Mai unmittelbar vor Ausbruch des Krieges zwischen Pruth und Dnjestr konzentriert. Am 7. Mai überschritten die Russen an drei Punkten den Pruth und erst am 8. Juni die Donau. Man verlor dadurch eine kostbare Zeit, die die stets unvorbereiteten Türken eifrig zur Ausrüstung und Bewaffnung ihrer Donau-Festungen benutzten.

1829 befand sich Graf Diebitsch in einer viel bedeutsameren und günstigeren Stellung als sein Vorgänger im Oberkommando Wittgenstein. Die Erfahrungen des vorigen Feldzuges kamen ihm und seinen Untergeneralen zustatten, kein diplomatisches Gefolge klammerte sich an seine Fersen und beschränkte ihm die Freiheit des Handelns, die Politik konnte auf seine Unternehmungen wenig Einfluß haben, und bei der ungeheueren Entfernung war er ermächtigt und angewiesen, aus rein militärischer Überzeugung und eigenem Ermessen zu handeln. Die jedesmalige Lage der Dinge mußte seine Maßnahmen bestimmen, ohne daß er, selbst bei den wichtigsten Entschlüssen, auf eine Instruktion seines Monarchen warten durfte, bei deren Eintreffen die Sachlage aufs neue völlig verändert sein konnte. Daher große Verantwortlichkeit, aber auch große Freiheit und eine seltene Machtvollkommenheit.

Vier Wochen, nachdem das Heer den Balkan völlig überschritten und die Seeplätze genommen hatte, rückte es, am 19. August 1829, gegen Adrianopel vor. Aber höchstens mit 20 000 Mann erreichten die Russen diese Stadt. Die Zeit des Handelns war für den General Diebitsch vorüber, er konnte nur noch imponieren und demonstrieren. Beides geschah. Bei Adrianopel stehend, galt das russische Heer selbst den europäischen Gesandten zu Pera 60 000 Mann stark; vor Konstantinopel angekommen, wäre diese Täuschung zerstört gewesen. Die Lage des Generals Diebitsch mit 20 000 Mann in einer feindlichen Stadt von 80 000 Einwohnern, mitten zwischen 30 000 Türken bei Konstantinopel und 30 000 Albanesen bei Sofia, während sein Korps von Anstrengung und Krankheit erschöpft war, mußte in St. Petersburg zu sehr ernsten Erwägungen Veranlassung geben. Friedensunterhandlungen in Adrianopel wurden eingeleitet.

Die Diplomaten aber arbeiteten, während General Diebitsch die Waffen ruhen lassen mußte, ihm eifrigst in die Hände: die Strategie wurde von der Politik wirksam unterstützt. Eben als Vertreter ihrer Höfe hatten die Gesandten andere als rein türkische Interessen zu berücksichtigen. Ihnen lag daran, einen Krieg beendigt zu sehen, der nun schon zwei Jahre lang den allgemeinen Frieden bedrohte. Namentlich mußte Preußen wünschen, einer befreundeten Macht und deren seinem Könige nahe verwandten Beherrscher einen ehrenvollen Frieden zu sichern, anderseits die unabsehbaren Verwicklungen zu vermeiden, die eintreten konnten, wenn unter den schwebenden

Verhältnissen und vor dem Abschluß der Verhandlungen ein allgemeiner Aufstand in Konstantinopel die Existenz des Osmanischen Reiches in Europa beendigte. Jedenfalls war dem General Diebitsch nichts unerläßlich notwendiger als Unterhandlungen.

Der General hatte sich das Ansehen der vollkommenen, aus seiner Überlegenheit begründeten Ruhe gegeben. Er schien gleich bereit, den Frieden unter billigen Bedingungen abzuschließen oder ihn mit den Waffen zu erzwingen.

Sobald daher während der Verhandlungen die türkischen Bevollmächtigten in ersterer Beziehung üblen Willen zeigten, rückten die russischen Abteilungen weiter gegen die Hauptstadt vor, um den Forderungen Nachdruck zu geben.

Die Angelegenheiten waren auf ihre äußerste Spitze getrieben, und eine Entscheidung mußte irgendwie erfolgen.

Da, am 14. September, wurde der Friede wirklich unterzeichnet.

Wir glauben, daß die Ratifikation den General Diebitsch aus einer Lage befreite, die kaum noch peinlicher sein konnte, aus einer Lage, die vielleicht nur wenige Tage verlängert werden durfte, um ihn von der Höhe des Sieges in den Abgrund des Verderbens zu stürzen.

Unbestreitbar hatte sich der russische Feldherr in seiner schwierigen Lage als ebenso gewandter Diplomat wie glücklicher Feldherr gezeigt; wir glauben, daß die Geschichte von ihm sagen kann: er unternahm mit seinen schwachen Mitteln nichts, als was für den Zweck unerläßlich war. Er belagerte eine Festung (Silistria) und schlug eine Schlacht (Kulewtscha), aber diese führte ihn in das Herz der feindlichen Monarchie. Er langte dort mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Ruf der Unwiderstehlichkeit an. Dem zuversichtlichen, kühnen und doch vorsichtigen Verhalten des Generals Diebitsch zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang eines Feldzuges, der, wenn der Großherr nur einigermaßen von der wahren Sachlage unterrichtet war, zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen führen konnte.

1859.

1859 waren die Gründe, die den Kaiser Napoleon bewogen, im vollsten Siegeslauf den Krieg gegen Österreich abzubrechen, wohl hauptsächlich politischer Natur. Er hatte immer nur einen italienischen, aber nicht einen europäischen Krieg führen wollen, und in letzteren mußte er verwickelt werden, wenn er den Kampf weiter fortsetzte. Die sardinischen Vorposten streiften bereits an die Grenzen Deutschlands, und der Kaiser wußte nicht, ob er seine Bundesgenossen an deren Überschreiten zu hindern imstande sein werde. Preußen stand völlig gerüstet. Die Mobilmachung von zwei Drittel der Armee war beendet, der Rest befand sich auf Kriegsstärke. Die Truppen setzten sich bereits nach ihren Versammlungsplätzen in Marsch. Es war kein Geheimnis, daß am 15. Juli der Eisenbahntransport nach dem Rhein beginnen werde, der in sehr

kurzer Zeit ein Heer von 250 000 Mann dort versammelte, dem die übrigen deutschen Kontingente sich anzuschließen bereit waren.

Somit war ernste Gefahr im Verzuge.

Übersichtsskizze zum Feldzuge 1859.



Hierzu kam noch eine Mißstimmung über das Verhalten Victor Emanuels, dessen Bestreben, sich möglichst unabhängig zu stellen, je länger je mehr hervortrat. Die italienischen Angelegenheiten drohten Dimensionen anzunehmen, die nicht mehr zu beherrschen waren. Für den Ruf Frankreichs und unter der Hand auch für seinen Vorteil war genug geschehen, und ohne Besorgnis, den Glanz der französischen Waffen zu verdunkeln, durfte nach den glänzenden Erfolgen des Feldzuges das ursprünglich ausgesprochene Programm: „Italien frei bis zur Adria“ etwas eingeschränkt werden. Die Koalition versagte im entscheidenden Augenblick.

Aber auch militärische Gründe sprachen für die Beendigung des Krieges. Mit Überschreitung des Mincio begannen die eigentlichen Schwierigkeiten für die Offensive; die bisher verwandten Kräfte waren zur Fortsetzung des Kampfes nicht ausreichend; die Armee hatte bedeutend gelitten, die klimatischen Verhältnisse wirkten äußerst ungünstig auf die Truppen, und die allgemeine Stimmung im Heere, die Sardinien nie hold gewesen war, hatte sich im Laufe des Feldzuges fast bis zur Erbitterung gegen den Bundesgenossen gesteigert.

Österreich anderseits wollte lieber die Lombardei hergeben, als daß es Preußen an der Spitze von Deutschland sah. Es hat jedenfalls die Überzeugung gehabt, daß Preußen zum Kriege entschlossen war, daß das Vorgehen von 400 000 Deutschen den Kaiser Napoleon zwinge, einen bedeutenden Teil seiner italienischen Armee nach Frankreich zu ziehen, daß es also seine Lombardei und Piemont dazu erobern könne — aber Österreich kannte auch den Antrag Preußens beim Bundestag vom 4. Juli 1859, daß dem Prinzregenten der Oberbefehl der deutschen Armeekorps für den bevorstehenden Krieg übertragen werde.

Dazu kam Österreichs gänzliche Erschöpfung in militärischer Beziehung. Die gesamte Militärmacht des Kaiserstaates war aufgeboten worden, um die Herrschaft in Italien zu behaupten; sie hatte nicht ausgereicht. Der kurze Feldzug hatte eine Provinz und 50 000 Mann gekostet. Die Finanzen waren zerrüttet, die Kräfte des Landes erschöpft. Neue Formationen waren befohlen, aber sie konnten erst nach Monaten ins Leben treten. Das Selbstvertrauen war nach einer Reihe von unglücklichen Gefechten im Heere erschüttert, und mit schwerer Besorgnis sah man den nächsten Ereignissen entgegen.

Da sich die Wünsche begegneten, fanden die französischen Vorschläge im österreichischen Kabinett ein geneigtes Ohr, und bald war ein Verständnis herbeigeführt. Am 8. Juli wurde zu Villafranca der Waffenstillstand auf fünf Wochen abgeschlossen und am 12. der Präliminarfriede unterzeichnet.

1864.

Im Laufe des Feldzuges gegen Dänemark trat, ähnlich wie im Jahre 1849, die politische der militärischen Aktion wiederholt hindernd entgegen, zum ersten Male Mitte Februar bei dem Vorhaben Wrangels, Jütland zu besetzen. Die ursprünglichen Vereinbarungen Österreichs und Preußens gingen allerdings über die Inpfandnahme des Herzogtums Schleswig nicht hinaus, denn weder Preußen noch Österreich wollten in Dänemark Eroberungen machen; das ausgesprochene Ziel ihrer Absichten war vielmehr nur, durch jene Maßnahme die dänische Regierung zu zwingen, dem Herzogtum seine verbrieften Rechte zurückzugeben.

Der Verlauf des Feldzuges machte indes eine Erweiterung des Operationsplanes unabweisbar: nachdem die Dänen die Danewerkstellung geräumt und sich exzentrisch

nach Düppel—Alsen und Jütland zurückgezogen hatten, war, angesichts der Schwierigkeit, mit den vorhandenen Mitteln gegen Düppel—Alsen etwas zu unternehmen, unstreitig das Richtige, ein Korps vor Düppel stehen zu lassen und mit den beiden anderen, unter Zernierung von Fredericia, sogleich Jütland zu besetzen.

Am 14. Februar erbat Feldmarschall Graf Wrangel die Allerhöchste Genehmigung für den Einmarsch am 17., aber die diplomatische Tätigkeit hatte so rasch der militärischen nicht zu folgen vermocht. Man war über die Besetzung Jütlands zur Zeit in Berlin und Wien nicht derselben Ansicht; vielmehr erging am 15. Abends, noch

Übersichtsskizze zum Feldzuge 1864.



vor Eintreffen jener Anfrage des Oberbefehlshabers in der preußischen Hauptstadt, auf Antrag des österreichischen Gesandten in Berlin an Wrangel die Weisung, vorläufig die Grenze Jütlands nicht zu überschreiten. Am 18. Februar jedoch besetzte die preußische Avantgarde, mit Absicht von diesem Befehl nicht in Kenntnis gesetzt, Kolding. Österreich stand einer Tatsache gegenüber, aber erst nach mehrwöchigen Verhandlungen gab man in Wien nach. Nunmehr waren die hemmenden Schranken gefallen, und am 6. März konnte das Verbot, in Jütland weiter einzudringen, aufgehoben werden. Drei Wochen lang waren die Operationen ins Stocken geraten: eine in Koalitionskriegen so häufig eintretende Meinungsverschiedenheit hatte dem Feldherrn Halt geboten.

Es war vor allem die Besorgnis gewesen, daß der Einmarsch nach Jütland das

Zeichen zum Ausbruch eines europäischen Krieges geben werde, welche die österreichische Regierung wünschen ließ, die militärische Tätigkeit auf das Herzogtum Schleswig beschränkt zu sehen. Man glaubte, namentlich auf England Rücksicht nehmen zu müssen, da sonst leicht eine Annäherung dieser Macht an Frankreich und eine Einmischung beider eintreten könne. Die befürchteten Folgen traten indes nicht ein.

Wenn nun auch das Wiener Kabinett nachgegeben hatte, so mußte man im Hauptquartier Wrangels immerhin wissen, daß die Eroberung Jütlands auch ferner weit weniger im Interesse Österreichs als im Interesse Preußens lag, derjenigen Macht, die den Krieg in jeder möglichen Ausdehnung wollte. Es war daher kein glücklicher Gedanke, als am 8. März die preußischen Garden, um ihnen endlich auch Gelegenheit zu einem Gefecht zu geben, gegen Fredericia, die Österreicher aber nach Jütland in Marsch gesetzt wurden.

Als Ende April die Frage einer Landung auf Fünen in den Vordergrund trat, zeigte sich erneut die bedingte Zuverlässigkeit einer Koalition. Jene Landung konnte nur mit Hilfe der Österreicher bewerkstelligt werden, da gerade die preußischen Streitkräfte im Sundewitt und in Jütland, die österreichischen aber um Kolding standen. Dem Feldmarschalleutnant v. Gablenz wurde der Oberbefehl über ein aus beiden gemischtes Korps angeboten, aber wie sehr dies und überhaupt das Wagnis der Expedition auch dem unternehmenden Sinne des Generals zusagten, so lag diese Landung doch zu wenig im Interesse des Wiener Kabinetts, als daß sie zur Ausführung gelangt wäre. Die Vorbereitungen waren zwar getroffen, doch machten sich bald kühlere Erwägungen von seiten der verbündeten Österreicher geltend. Die am 12. Mai eintretende Waffenruhe schloß überdies jede Unternehmung gegen Fünen bis auf weiteres aus.

Die näheren Bestimmungen der in London geführten Waffenstillstandsverhandlungen boten weder militärische noch politische Vorteile: namentlich unangenehm war die Bedingung, daß die verbündeten Truppen in Jütland ihre Verpflegung selbst bezahlen sollten, die Autorität der dänischen Beamten nicht anfechten dürften, dem Handel kein Hindernis in den Weg legen und keine Kontribution erheben sollten. Alle Vorteile waren auf seiten der Dänen; füglich hätte man Jütland herausgeben können, nur um das Aufhören der Waffenruhe zu erkaufen: der unheilvolle Einfluß der Diplomaten hatte die Waffenerfolge der Verbündeten zunichte gemacht.

Da Österreichs Teilnahme an einer Wegnahme Fünens auch nach Ablauf des Waffenstillstandes aus Besorgnis vor einer Einmischung des Auslandes, insbesondere Englands, bei Einlaufen der österreichischen Flotte in die Ostsee, nicht zu gewinnen war, traf Preußen allein die Vorbereitungen dazu. Der Präliminarfriede vom 1. August hinderte indes die Ausführung einer Landung auf Fünen, ebenso später der endgültige Friede am 30. Oktober 1864 den Plan einer solchen auf Seeland.

1866.

1866 wirkte wie 1828 die Politik verzögernd auf den Beginn des Krieges. Zwar lagen keine Anzeichen dafür vor, daß die außerdeutschen Kabinette sich unmittelbar an einem Kriege zwischen Österreich und Preußen beteiligen würden; im besonderen war die Politik Kaiser Napoleons von Anfang seiner Regierung an eine freundliche gegen Preußen gewesen, aber freilich mußte man erwarten, daß er im Verlaufe der Begebenheiten nicht teilnahmsloser Zuschauer bleiben werde, und solche spätere Einmischung war eine Gefahr, nicht nur für Preußen, sondern für Deutschland überhaupt, wenn dieses nicht zuvor geeinigt werden konnte.

Dieser Erwägung wohl und der entschiedenen Abneigung des Königs, einen Krieg anders als für die Ehre und Sicherheit Preußens zu führen, ist es zuzuschreiben, daß Anfang Mai die preußischen Rüstungen den österreichischen gegenüber weit zurück waren. Wollte man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, so durfte die Mobilmachung der Armee nur noch um Stunden verschoben werden.

Nachdem auch Abrüstungsverhandlungen mit Österreich gescheitert und die zum größten Teil bereits erfolgte Mobilmachung der österreichischen Armee in Berlin bekannt geworden war, erfolgten endlich in der Zeit vom 3. bis 12. Mai sechs Allerhöchste Ordres, deren Gesamtergebnis die Aufbietung der ganzen Feldarmee war. Doch erst Anfang Juni hat Preußen einen Vorsprung vor den Rüstungen seines Gegners gewonnen. Inzwischen war von seiten Frankreichs ein Kongreß zur Beseitigung der Kriegsgefahr angeregt worden und in der Tat ließen am 27. Mai Frankreich, Großbritannien und Rußland Einladungen an Österreich, Preußen und den Deutschen Bund ergehen, an Verhandlungen in Paris wegen Aufrechterhaltung des Friedens teilzunehmen.

Indes scheiterten diese Bemühungen an den unannehmbaren Bedingungen Österreichs.

Zwar konnte man Anfang Juni noch an die Möglichkeit einer friedlichen Entwicklung der schwebenden Differenzen glauben, und in diesem Stadium würde König Wilhelm sich nie entschlossen haben, den ersten Schritt zu einem in seinen Folgen für Deutschland unberechenbaren Kriege zu tun, wenngleich alle militärischen Gründe dafür sprachen, den Feldzug sofort zu eröffnen.

Erst die Annahme des österreichischen Antrags auf Mobilmachung sämtlicher nicht zur preußischen Armee gehörigen Bundeskorps brachte Mitte Juni den Stein ins Rollen. Energische Schritte der preußischen Regierung ließen nunmehr nicht auf sich warten: die preußischen Truppen rückten in Sachsen, Hannover und Kurhessen ein. Allerdings waren um diese Zeit die österreichischen Transporte im wesentlichen beendigt.

Wenige Tage später bereits mußte die preußische Heeresleitung den Einfluß der

Diplomaten im eigenen Lager erfahren. Dem Oberbefehlshaber auf dem westlichen Kriegsschauplatz, General Vogel v. Falckenstein, war von Allerhöchster Stelle der Befehl erteilt worden, zunächst die Hannoveraner zu entwaffnen, alsdann erst sämtliche Kräfte zu einer energischen Offensive gegen die am Main in der Versammlung begriffenen Süddeutschen zu verwenden. Gleichzeitig hatte aber der Ministerpräsident an Falckenstein den Inhalt einer Depesche des preußischen Gesandten in Karlsruhe telegraphiert, wonach rasches Vorgehen gegen Frankfurt a. M. jede Organisation der deutschen Reichsarmee unmöglich machen würde. Statt nun sich an die Befehle seines Königs zu halten, handelte Falckenstein nach den Gesichtspunkten des Ministerpräsidenten und erschwerte hierdurch die Operationen gegen die Hannoveraner wesentlich.

Auf dem böhmischen Kriegsschauplatz sollten sich nur allzubald die Befürchtungen des Königs vor einer Einmischung Frankreichs erfüllen: unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz hatte sich der Kaiser von Österreich gegen Abtretung Venetiens bereit erklärt, Napoleons Vermittlung anzunehmen, um dem Kriege in Deutschland und Italien ein Ziel zu setzen. Dies teilte der Kaiser der Franzosen dem König Wilhelm in einem Telegramm mit, das in der Nacht vom 4. zum 5. Juli im Hauptquartier Horitz eintraf.

Die politische Lage war hiermit in eine neue und bedeutsame Phase getreten.

Es lag in der Natur der Dinge wie in der Friedensliebe des Königs, daß die dargebotene Vermittlung nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden konnte. Die Rückwirkung einer Ablehnung auf die fernere Haltung Frankreichs war um so schwieriger zu berechnen, als geregelte Verhandlungen und diplomatische Korrespondenzen mit den Ereignissen nicht Schritt zu halten vermochten, und als die Einmischung Frankreichs sofort eine Verbreitung in der Öffentlichkeit erhalten hatte, die ihren Erfolg unter die Kontrolle der französischen Nation stellte.

Leicht war es möglich, daß Frankreich der wohlwollende Freund desjenigen Teiles wurde, der die Vermittlung angerufen und in seine Hand das Opfer gelegt hatte, wozu der Mißerfolg des Krieges ihn genötigt. Nachdem der Moniteur vom 4. Juli Abends die so plötzlich eingetretene Phase einmal verkündet hatte, wurden in Frankreich selbst zahlreiche und bedeutende Stimmen laut, die eindringlich forderten, daß der Kaiser Napoleon die Vermittlerrolle übernehmen solle. Die Gefahr abzuwenden, die in der öffentlichen Meinung eines großen Teiles der französischen Nation lag, und die Weisheit der Kaiserlichen Regierung in der ruhigen Beurteilung der Verhältnisse zu unterstützen, war Aufgabe der preußischen Politik.

Einen Stillstand der Operationen freilich schlossen sowohl die militärische Lage wie die gegen Italien übernommene Verpflichtung absolut aus: denn Preußen und Italien hatten sich gegenseitig versichert, nach ausgebrochenem Kriege weder auf Frieden noch auf Waffenstillstand ohne die Zustimmung des anderen Teils eingehen zu wollen.

Die Entscheidung Seiner Majestät des Königs fiel dahin aus, daß die Vermittlung Frankreichs im Prinzip angenommen, die erforderliche Verständigung mit Italien gesucht, die militärischen Operationen aber mit allem Nachdruck fortgesetzt werden sollten.

In Böhmen hatte somit zunächst die Politik nicht vermocht, Einfluß auf die Strategie zu gewinnen.

Anders auf dem westlichen Kriegsschauplatz:

Obwohl hier durch das Vordringen der preußischen Waffen bis an den mittleren Main Oberhessen, Nassau, Frankfurt und ein Teil von Bayern vom Gegner ganz von selbst geräumt werden mußten, erschien es Mitte Juli, nachdem durch die Schlacht bei Königgrätz der Krieg überhaupt entschieden und durch die französische Vermittlung Friedensverhandlungen auf der Basis des uti possidetis in Aussicht standen, doch erforderlich, jene Gebiete wirklich militärisch zu besetzen. Denn vom politischen Standpunkte aus war nunmehr im Westen ein größeres Gefecht weder notwendig noch wünschenswert, da selbst ein neuer Sieg dort das Hauptergebnis des Feldzuges nicht mehr wesentlich ändern, das doch immer mögliche Mißlingen aber die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten erschweren konnte. Man verzichtete daher nach dem Siege bei Kissingen am 10. Juli auf völlige Niederwerfung der Bayern, gab das unstreitig militärisch Richtige, das weitere Vorgehen auf Schweinfurt, auf und setzte die Armee auf Frankfurt a. M. in Marsch.

Die politischen waren vor den militärischen Erwägungen maßgebend geworden.

Am 23. Juli begannen die Friedensverhandlungen in Nikolsburg.

Es war eine ernste und wichtige Entscheidung, die damit an Seine Majestät den König herantrat, ähnlich der über den Beginn des Krieges.

Sollte dieser fortgesetzt werden in der Hoffnung auf noch größere Resultate? Die Armee stand vor Wien. Preßburg war schon nahezu in der Hand der preußischen Streitkräfte gewesen. Auf den Ausfall einer zweiten Schlacht, wenn sie erforderlich werden sollte, blickte man ohne Besorgnis, und möglich war der Einzug in Wien ohne allzu große Opfer.

Die militärischen Bedingungen waren also für den Augenblick günstig, und von diesem Standpunkte aus die Wünsche natürlich, den Sieg bis an die äußerste Grenze zu verfolgen und der bewährten Kraft des preußischen Heeres volle Entfaltung zu gestatten. Ein Ziel, das der erste Napoleon sich nie versagt hatte — die Hauptstadt des Gegners — lag in verlockender Nähe, ihre Türme waren den Blicken der Vorposten sichtbar.

Anderseits aber blieb wohl zu erwägen, daß Österreich, selbst nach dem Verluste von Wien, nicht genötigt war, Frieden zu schließen. Sein Heer konnte auf Ungarn ausweichen und die Komplikationen europäischer Politik abwarten.

Kam auf der vom Kaiser Napoleon vorgeschlagenen und dem Wesen nach

öffentlich bekannten Basis*) ein Friede nicht zustande, so verletzte dies die Interessen nicht minder wie die Würde Frankreichs. Ein großes Ziel war erreicht; sollte man, um ein größeres zu gewinnen, neue Opfer und äußerste Anstrengungen dem preußischen Volke auferlegen, das Errungene nochmals in Frage stellen? Eine weise Politik bemißt ihre Ziele nicht nach dem Begehrenswerten, sondern nach dem Notwendigen. Deutschlands nationale Entwicklung unter Preußens Führung war durch den dargebotenen Frieden gesichert, weitergehende Projekte der Eroberung, wie man sie Preußen zuzuschreiben gern geneigt ist, lagen nicht in dem Willen seiner Regierung. Monarch und Volk durften sich sagen, daß sie der Pflicht genüge getan, die ein hoher Beruf dem Staate wie dem einzelnen auferlegt; sie mußten anerkennen, daß ein weiteres zwingendes Bedürfnis für die Sicherheit und die Entfaltung des nationalen Lebens Preußens und Deutschlands nicht vorlag. Was Preußen jetzt zu gewinnen im Begriff stand, an territorialem**) und an Machtzuwachs, das durfte es hoffen, bald und vollständig zu einem gemeinsamen Organismus mit dem bisherigen Bestande des Staates verwachsen zu sehen.

Die von Österreich dargebotenen Bedingungen — Integrität Österreichs und Sachsens — schlossen ferner die Möglichkeit künftiger Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu dem früheren Bundesgenossen nicht aus. Weder der Ehre noch der Macht Österreichs war eine Wunde geschlagen, die eine unheilbare Feindschaft zwischen beiden Staaten notwendig im Gefolge hatte. Wenn man mehr forderte, wenn eine glückliche Fortsetzung des Krieges mehr zu erzwingen erlaubte, so mußte ein Stachel zurückbleiben, den keine Zeit entfernt hätte. Den Bruch zwischen Österreich und Preußen zu verewigen konnte nicht im Interesse Deutschlands und Preußens liegen.

Die Entscheidung Seiner Majestät fiel für den Frieden aus.

Am 26. Juli wurden die Präliminarien unterzeichnet.

Indes noch einmal, während der Friedensverhandlungen in Prag Anfang August, drohte die Gefahr einer Einmischung des unruhigen westlichen Nachbarn, dessen Gelüste auf die nie verschmerzte Rhein-Linie sich konzentrierten. Von größter Wichtigkeit war es daher, sobald wie möglich zu einem endgültigen Abschluß mit Österreich zu kommen, um freie Hand gegen Westen zu haben.

Der Friede mit Österreich kam in der Tat zustande, ohne daß Frankreichs Eroberungspläne zur Ausführung gelangten, hauptsächlich deshalb, weil der Zustand der

*) Erhaltung der Integrität Österreichs, aber Ausscheiden desselben aus dem neuzugestaltenden Deutschland; Bildung einer norddeutschen Union unter Preußens militärischer Führung; Berechtigung der süddeutschen Staaten zu einer völkerrechtlich unabhängigen Union, aber Erhaltung des durch freies gemeinsames Einverständnis der deutschen Staaten zu regelnden nationalen Bandes zwischen Nord- und Süddeutschland.

**) Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M.

französischen Armee nach dem mexikanischen Feldzuge nicht dazu ermunterte, den Kampf gegen uns aufzunehmen. Der Kaiser Napoleon hätte allerdings auch keinen schlechteren Augenblick für einen Krieg wählen können; auf deutscher Seite standen 640 000 Mann unter den Waffen, Preußen hätte selbst Süddeutschland für sich gehabt und es schlimmstenfalls mit Österreich und Frankreich zugleich aufnehmen können.

Erst vier Jahre später erfolgte die Abrechnung mit dem alten Erbfeinde.

Bietet der Feldzug von 1866 ein Beispiel dafür, daß wie am Beginn so am Ende der Feldzüge die militärischen den politischen Rücksichten sich unterordnen müssen, so tritt in ihm auch besonders deutlich der Unterschied zwischen einheitlichem Heer und Koalition hervor.

Österreich hatte ein Schutz- und Trutzbündnis mit Süddeutschland. Es forderte nichts Geringeres, als daß dessen Kontingente sich mit dem österreichischen Heere in Böhmen vereinigen sollten. Bei einer Überlegenheit von 90 000 Mann konnte man hoffen, den Hauptzweck des Krieges vielleicht zu erreichen. Aber den Süddeutschen wurde dabei zugemutet, daß sie die Heimat schutzlos der feindlichen Invasion überließen, und sehr begreiflicherweise lehnten sie dies ab.

Dasselbe wiederholte sich in verjüngtem Maßstabe für Bayern. Bayern hatte das Schutz- und Trutzbündnis mit den süddeutschen Staaten und den Oberbefehl. Sein Feldherr verlangte das militärisch allein Richtige, den Anschluß des 8. Bundeskorps von Frankfurt a. M. aus an das von Bamberg—Schweinfurt her im Vormarsch nach Norden begriffene 7. Wenn der Prinz von Hessen von Frankfurt—Hanau aus die große Straße über Gelnhausen einschlug, so konnten beide Korps schon am 2. Juli in Brückenau und Schlüchtern auf Entfernung nur eines Marsches aneinander herangerückt sein und dann ihre Vereinigung, nach Umständen, vorwärts bei Fulda oder rückwärts bei Gemünden, bewirken. Aber die kleineren Staaten, Nassau, Frankfurt, Hessen-Darmstadt mit Mainz, sollten gegen die preußische Rheinprovinz geschützt bleiben; man verabredete daher Vereinigung nach vorwärts bei Hersfeld. Dem Prinzen von Hessen insbesondere konnte es nur willkommen sein, durch dies Vorgehen hessisches Gebiet unmittelbar zu decken, und so ging das 8. Bundeskorps über Grünberg westlich um das Vogelsgebirge herum. Zwar fand man in der Richtung bessere Unterkunft und Verpflegung für die Truppen und hatte den Vorteil der Eisenbahn für die zahlreichen, noch nötigen Nachsendungen: auch wurde, je weiter man den Sammelpunkt nach vorwärts verlegte, um so vollständiger das Ländergebiet aller Verbündeten geschützt, den Interessen eines jeden entsprochen und dadurch auch die Möglichkeit einheitlicher Leitung angebahnt, aber es war doch zum mindesten sehr fraglich, ob der Gegner gestatten würde, daß beide Korps den verabredeten Vereinigungspunkt erreichten, denn die Preußen, bei Cassel und bei Eisenach—Gotha, standen doppelt so nahe von Hersfeld wie die Verbündeten.

Textskizze Seite 188.



Die Vereinigung kam denn auch nicht zustande. Die bayerische Armee stieß zunächst allein bei Dermbach auf die von Eisenach vorrückende Main-Armee, Prinz Karl von Bayern mußte darauf verzichten, sich mit Gewalt nach vorwärts Bahn zur Vereinigung zu brechen und diese weiter rückwärts verlegen. Die Preußen folgten

Übersichtsskizze zum Main-Feldzuge 1866.



nicht, sondern schoben sich auf der Fuldaer Straße zwischen beide feindliche Korps hinein.

Als jetzt auch noch die erschütternde Kunde von der österreichischen Niederlage bei Königgrätz einläuft, treten die partikularen Rücksichten überwiegend in den Vordergrund, und das 8. Bundeskorps, statt zur Vereinigung mit den Bayern an die Sinn zu marschieren, kehrt zur Deckung der eigenen Heimat an den Main zurück.

Wenn schließlich trotzdem am 20. Juli an der Tauber die Vereinigung des 8. Korps mit den vorwärts Würzburg stehenden Bayern hergestellt werden konnte, so lag dies an dem, wie erwähnt, aus politischen Gründen von der Main-Armee nach dem Siege bei Kissingen in Richtung Frankfurt erfolgten Abmarsch: die Preußen scheinen ihre Ziele erreicht zu haben, von ihnen erwartet man weitere Unternehmungen nicht und beschließt, bei der nunmehr gewonnenen Überlegenheit durch den Spessart offensiv vorzugehen.

Wartete man preußischerseits dies ab, so konnte die Main-Armee von ihren Verbindungen mit der Osthälfte Preußens abgeschnitten und durch ein gelungenes Gefecht auf den Rhein zurückgedrängt werden.

In dem Augenblick jedoch, wo der rechte Flügel der Verbündeten die Bewegung antritt, erscheint General v. Manteuffel mit gesamter Macht vor dem linken.

Nach für die Süddeutschen unglücklichen Gefechten stehen am 27. Juli die Preußen den bei Würzburg versammelten, aber sehr geschwächten Abteilungen der Verbündeten gegenüber, zwischen den Kontingenten des 8. Bundeskorps und deren Heimat und durch einen einfachen Rechtsabmarsch selbst die Verbindungen der Bayern bedrohend. Außerdem aber naht in deren Rücken der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in raschem Vormarsch auf Bayreuth mit dem II. Reservekorps.

Unter solchen Umständen wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, der mit dem Frieden endete.

Man hat die süddeutsche Führung hart getadelt und die Führer für den unglücklichen Ausgang des Kampfes im Westen verantwortlich gemacht.

Aber in der Hauptsache tragen nicht die süddeutschen Führer die Schuld an dem Mißerfolg, auch nicht die süddeutschen Truppen, die sich überall tapfer geschlagen haben. Es waren die süddeutschen Partikularinteressen, die es möglich machten, daß 46 000 Preußen, einheitlich und kräftig geführt, gegen 100 000 Gegner die Offensive ergreifen und von der Eider bis zur Jagst vordringen konnten. Die Süddeutschen hatten in die Hand des Führers eine Waffe aus trefflichstem Stahl gelegt, aber sie bestand aus Stücken; so kann es nicht wundernehmen, daß auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Koalition dem einheitlichen Heere gegenüber versagte.

Auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen trat der Einheitsstaat dem Einheitsstaat gegenüber. Hier durfte Preußen nicht wagen, mit schwächeren Kräften Österreich den Kampf anzubieten. Einer der wesentlichsten Faktoren für den Erfolg des Feldzuges war der Entschluß des Königs, seine Rheinprovinz von allen Truppen bis auf die Festungsbesatzungen zu entblößen, um da, wo die Entscheidung lag, mit gleichen Kräften wie der Gegner auftreten zu können. Angenommen, daß Rheinland und Westfalen ein selbständiges Großherzogtum bildeten, wäre es selbst bei einem Schutz- und Trutzbündnis kaum zu erreichen gewesen, daß dieser Staat seine Armee aus dem Lande fort nach Böhmen geschickt hätte. Und doch, wenn es nicht geschah, waren wir um 66 000 Mann schwächer bei Königgrätz.

1870/71.

Glücklicherweise haben die Erfahrungen des Feldzuges 1866 bei den kleineren deutschen Staaten aufklärend gewirkt, so daß im deutsch-französischen Kriege Partikularinteressen wie vier Jahre vorher nicht zur Geltung kommen können. Bereits in vertraulichen Vorbesprechungen zwischen 1866 und 1870 wird von süddeutscher Seite anerkannt, daß eine gesonderte Verteidigung, etwa des Schwarzwaldes, auf Hilfe von Preußen nicht rechnen könne, daß vielmehr Süddeutschland am sichersten geschützt werde durch ein angriffsweises Vorgehen im Elsaß vom Mittel-Rhein her, das durch die dort zu versammelnde Hauptmacht nachhaltig unterstützt werden konnte. Von vollem Vertrauen auf die preußische Heeresleitung zeugt es, wenn die Regierungen von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, anscheinend das eigene Land entblößend, ihre Kontingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen und unter Befehl des Königs Wilhelm stellten. Einheitlich geführt schreitet die deutsche Armee von Sieg zu Sieg.

Leider aber sucht auch in diesem Feldzuge die Politik der Strategie Schwierigkeiten zu bereiten, und noch dazu im eigenen Lager. So wurde bei der lange andauernden Beschießung von Paris dem Chef des Generalstabes der Armee gegenüber von politischer Seite der Vorwurf erhoben, daß durch unser Vorgehen auf Paris die Gefahr eines Bruches mit den anderen Mächten hervorgerufen worden sei; die deutschen Heere hätten lieber an der lothringischen Grenze Halt machen sollen.

Indessen konnte es nach der Schlacht bei Sedan nicht zweifelhaft sein, daß unsere Operationen gegen Paris, als den Sitz der neuen Regierung und den Schwerpunkt des Landes, gerichtet werden mußten. Gewiß ging man einer ungewisseren Entwicklung des Krieges entgegen, als wenn noch die alte Regierung und eine wirkliche Armee vorhanden gewesen wären. Diese hätten wir geschlagen, und wenn wir bis zur Loire hätten vorgehen müssen, und würden dann erst auf die Hauptstadt gerückt sein. So aber gab es keine feindliche Armee im freien Felde mehr, Paris mußte das nächste Ziel sein, nicht als Festung, sondern als Hauptstadt des Landes. Ihre Besitzergreifung war militärisches und politisches Objekt. Und kurz vor dem Falle der Hauptstadt konnte der erste militärische Ratgeber des Königs sagen: Wenn wir jetzt mit den gemachten Erfahrungen uns an den Tag von Sedan zurückversetzen, so würde ich Seiner Majestät doch nichts Besseres vorzuschlagen wissen, als was wir getan haben: unsere Operationen auf Paris weiter fortzusetzen.

Von derselben politischen Stelle, die sich gegen ein Vorgehen auf Paris ausgesprochen hatte, wurde Ende November Allerhöchsten Orts die Inangriffnahme der Beschießung von Paris als politisches Erfordernis hingestellt, da sonst eine Einmischung der neutralen Staaten zu befürchten sei: „Daß der Fall von Paris sich so lang verzögere, werde überall, im Auslande wie in Frankreich selbst, als eine

Schwäche Deutschlands angesehen; und an diese Auffassung knüpfe sich sowohl die Neigung des Auslandes zur Einmischung wie die Ermutigung Frankreichs zum Widerstand."

Der Chef des Generalstabes der Armee brauchte sich demgegenüber nur darauf zu berufen, daß in der Beschießungsfrage allein nur militärische Gesichtspunkte geltend gemacht werden durften, politische nur insoweit, als sie nicht etwa militärisch Unzulässiges oder Unmögliches beanspruchten. Hier war es Aufgabe und Recht der Strategie „zu verhüten, daß die Politik Dinge forderte, die gegen die Natur des Krieges waren, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler beging im Gebrauch desselben".*) Und ein Fehler wäre es in der Tat gewesen, wenn der von militärischer Seite bisher vertretene Standpunkt verlassen worden wäre: die Beschießung erst dann zu beginnen, wenn genügend Munition zu ihrer Durchführung vorhanden war. Die Heeresleitung hätte sich eine Blöße gegeben, denn nach kurzer Zeit wäre eine Stockung eingetreten, da die schlechte Verbindung mit der Heimat den Munitionstransport verzögerte. Überhaupt wollte der Chef des Generalstabes das Hauptgewicht nicht auf eine Beschießung der feindlichen Hauptstadt gelegt wissen, sondern auf deren Aushungerung, erstere vielmehr nur als letztes Mittel in Anwendung bringen. Von strategischer Seite mußte dieser Standpunkt umsomehr festgehalten werden, als die politische von einer ganz anderen Auffassung der allgemeinen militärischen Lage ausging. Der erste politische Ratgeber des Königs glaubte mit dem Falle von Paris Frieden schließen zu können; dieser Ansicht war auch der Chef des Generalstabes gewesen, solange es keine Armeen in freiem Felde mehr gab. Seitdem solche aber wieder aufgetreten, war die Sachlage eine andere: die Entscheidung des Feldzuges lag nicht mehr vor Paris, sondern darin, die noch in freiem Felde operierenden Armeen zu schlagen.

Die Auffassung des ersten militärischen Ratgebers des Königs erwies sich als zutreffend: nicht die Beschießung, sondern allein der Hunger bezwang die feindliche Hauptstadt. Anderseits brauchte der Fall von Paris den Krieg nicht zu beendigen. Wir waren gerüstet, nach Ablauf des Waffenstillstandes die noch in den Provinzen vorhandenen Streitkräfte niederzukämpfen. Die Annahme der deutschen Bedingungen durch die Nationalversammlung in Bordeaux ließ diese Absicht nicht zur Ausführung kommen.

Es ist als ein Glück zu bezeichnen, daß die politischen und militärischen Forderungen durch die Anwesenheit des Staatsoberhauptes in Versailles schließlich ihren Ausgleich fanden.

Auf gegnerischer Seite spielte die Politik eine verhängnisvolle Rolle vom Beginn des Feldzuges an. Während die französische Diplomatie den Ausbruch des

*) Clausewitz: Briefe an Müffling 1827.

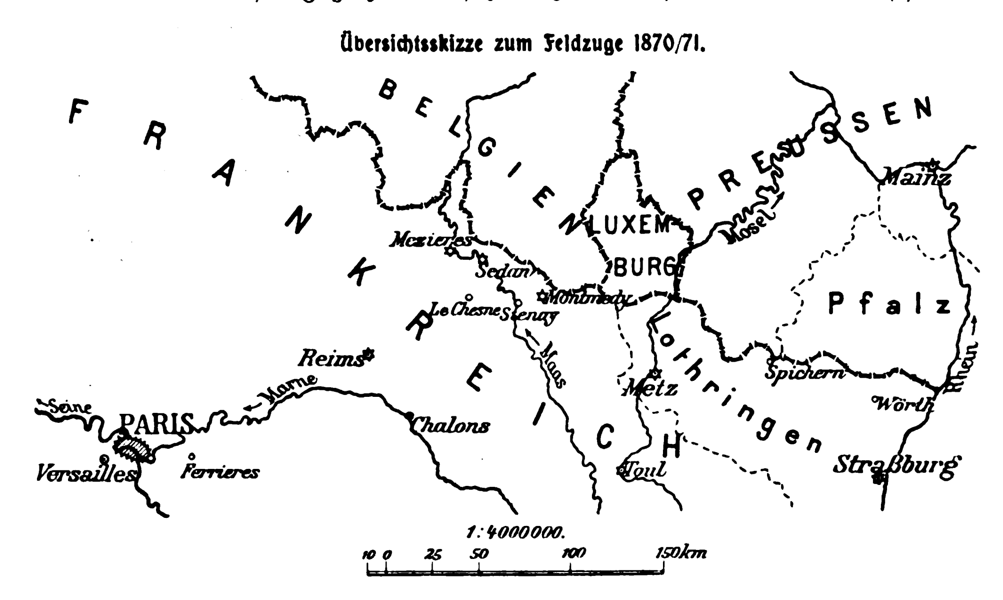
Konfliktes hätte verhindern können, bis man zum Schlagen bereit war, erklärte sie den Krieg, noch bevor die Regierung in der Lage war, dieser Erklärung unmittelbar Folge zu geben; und so geschah es nachmals, daß die Streitkräfte Frankreichs, noch ehe sie völlig versammelt und zu Offensivoperationen bereit waren, von den deutschen Armeen auf eigenem Gebiete angegriffen wurden. Kaiser Napoleon hatte allerdings, als er im Anfange des Krieges den Oberbefehl führte, einen Anlauf zur Offensive genommen, denn die öffentliche Meinung in Paris forderte Siege. Ihr pflegt man, wie wir schon 1866 gesehen haben, in Frankreich mehr als irgendwo anders Rechnung zu tragen. In der Anwesenheit des Staatsoberhauptes im Felde fanden die politischen und militärischen Forderungen jedenfalls dort keinen Ausgleich.

Der Anlauf zur Offensive mißglückte.

Nach den doppelten Niederlagen bei Wörth und Spichern wollte man anfangs auf Chalons zurückgehen. Gründe der äußeren und besonders wieder der inneren Politik machten es jedoch höchst bedenklich, den Feldzug damit zu eröffnen, daß man das Land bis auf den halben Weg nach Paris preisgab. Offenbar würde es in der Nationalversammlung nicht an Rednern gefehlt haben, die ihrer Entrüstung über die schlechte Leitung der Armee einen beredten Ausdruck verliehen und im Lande vielen Beifall gefunden hätten. Dieser Umstand überwog die rein militärischen Rücksichten, und so wendete man sich wieder dem Gedanken zu, dem deutschen Heere noch östlich von Metz entgegenzutreten.

Bei dieser Abhängigkeit der Heeresleitung von der inneren Politik kann es nicht wundernehmen, daß Marschall Mac Mahon in der zweiten Augusthälfte bei seinem abenteuerlichen Zuge zum Entsatze Bazaines nicht nur rein militärischen Er-

Übersichtsskizze zum Feldzuge 1870/71.



wägungen Raum gab, sondern unter dem fortdauernden Drucke der politischen Strömungen in Paris und der von dort an ihn ergehenden Weisungen handelte. Anfangs zwar hatte er in richtiger Erkenntnis der Lage den Befehl der Kaiserin und des Ministerrats, diesen Zug zu unternehmen, abgelehnt und erklärt, er werde nach Paris marschieren. Dort konnte er mit Vorteil eine Schlacht wagen, da selbst bei ungünstigem Ausgange die Werke des Platzes den Rückzug sicherten und jede Verfolgung ausschlossen. Als aber Nachrichten aus Metz die Absicht Bazaines erkennen ließen, sich über Montmedy oder Sedan oder Mezieres nach Chalons durchzuschlagen, rückte Mac Mahon dennoch von Reims, statt nach Paris, nach Osten, zunächst in Richtung Stenay ab; er nahm dabei bestimmt an, daß die Bewegung der Rhein-Armee bereits in der Ausführung begriffen sei, und wollte seinen Waffengefährten auf keinen Fall im Stich lassen. Auf diesem Marsche nach Osten erfuhr der Marschall aber in Le Chesne, daß in Montmedy nichts von ihr zu sehen sei, daß die Armee vielmehr noch bei Metz verweile; Mac Mahon entschied sich nunmehr wieder für den Rückzug, erteilte die Befehle dazu für den folgenden Morgen und meldete seine Absicht nach Paris.

Von dort liefen aber noch in der Nacht die dringendsten Gegenvorstellungen ein. Der Kriegsminister telegraphierte: „Wenn Sie Bazaine im Stich lassen, bricht die Revolution aus," und der Ministerrat stellte die bestimmte Forderung, Metz zu entsetzen. Mac Mahon gab nach. Schließlich hatten auch bei ihm die Forderungen der Politik alle militärischen Bedenken niedergeschlagen: er erließ nunmehr neue Befehle zum weiteren Vormarsch auf Metz.

Bei Sedan ereilte die Armee von Chalons ihr Schicksal.

Es ist zweifellos, daß auch der unglückliche Bazaine nicht bloß nach militärischen, sondern auch nach politischen Rücksichten gehandelt hat; aber es fragt sich, ob er bei der in Frankreich eingetretenen Verwirrung anders handeln konnte. Schon aus seinem Verhalten in den Schlachten vor Metz geht eine entschiedene Abneigung hervor, sich von diesem Platze zu trennen. Unter seinen Mauern vermochte der Marschall eine bedeutende Heeresmacht bis zum gegebenen Augenblick ungeschwächt zu bewahren. An der Spitze der einzigen noch nicht zertrümmerten Armee Frankreichs konnte ihm eine Machtstellung zufallen wie keinem anderen im Lande. Freilich mußte diese Armee erst von dem Banne befreit sein, der sie zur Zeit gefesselt hielt. Der gewaltsame Durchbruch hätte sie, selbst wenn er gelang, erheblich geschwächt, und ganz undenkbar war es nicht, daß der Marschall als stärkste Autorität im Lande einen Preis werde bieten können, der den Gegner bestimmte, den Abzug zu gestatten. Denn wenn es zum Friedensschluß kam, mußte man auf deutscher Seite fragen: „Wo ist in Frankreich die Macht, mit der nach Zusammensturz des Kaiserreichs verhandelt werden kann, und die in ihrer Stärke die Bürgschaft dafür leistet, daß übernommene Verpflichtungen auch gehalten werden." Daß der Marschall, wenn seine Pläne zur Ausführung

gelangt wären, anders als im Interesse Frankreichs gehandelt haben würde, ist weder bewiesen noch vorauszusetzen.

Bald aber trat in Paris eine Anzahl von Männern zusammen, die, ohne die Nation zu befragen, aus eigenem Auftrag sich als die Regierung des Landes hinstellten und die Leitung seiner Angelegenheiten in die Hand nahmen. Diesen gegenüber freilich konnte der Marschall, gestützt auf seine Armee, rivalisierend, ja sogar feindlich auftreten, er konnte, und das war in den Augen der Pariser Regierung ein Verbrechen, die Autorität des Kaisers, dem er Treue geschworen, wiederherstellen. Ob er dadurch dem Lande nicht längere Leiden und größere Opfer erspart hätte, mag dahingestellt bleiben. Wenn man ihn aber nachmals des Verrats beschuldigte, so geschah dies wohl, weil die nationale Eitelkeit der Franzosen durchaus eines „Verräters" bedarf, um erklärlich zu machen, daß sie unterliegen konnten.

Wiederholt hat jene provisorische Regierung versucht, den Frieden mit uns herbeizuführen. Bereits im September 1870 erschien im Großen Hauptquartier zu Ferrieres der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Jules Favre, um auf Grund seines Programms „ohne einen Fußbreit Landes" über Frieden zu unterhandeln. Er glaubte die Deutschen nach all ihren Siegen und Opfern durch eine Geldsumme abfinden zu können. Selbstverständlich konnten solche Vorschläge nicht in Betracht gezogen werden, wenngleich auch unsererseits die Beendigung des Krieges ersehnt wurde, dessen Fortführung neue Opfer fordern mußte, ohne wesentlich größere, als die bereits erkämpften Erfolge in Aussicht zu stellen. Auch gab es zur Zeit keine Macht in Frankreich, die zur Abschließung gültiger Verträge fähig schien; denn die selbstgeschaffene Regierung in Paris war aus der Revolution hervorgegangen und konnte jeden Tag durch Revolution wieder beseitigt werden. Hätte man es mit dem legitimen Königtum zu tun gehabt, so würde ohne Zweifel Frankreich den Frieden schon im September erhalten haben. Wie die Verhältnisse sich aber gestaltet hatten, konnte nur eine von der Nation frei gewählte Versammlung die unbedingt nötigen Bürgschaften bieten. Es konnte also nur bei den Verhandlungen die Frage eines Waffenstillstandes ernstlicher erwogen werden, um der französischen Nation die Möglichkeit zu gewähren, durch freie und ordnungsmäßige Wahl sich eine Regierung zu geben, mit der überhaupt ein völkerrechtlicher Friede möglich war. Hierdurch wäre auch dem politischen Interesse der Deutschen entsprochen worden.

In militärischer Hinsicht aber bot jede Unterbrechung der Operationen nur Nachteile. Sie gewährte dem Gegner Zeit, seine Rüstungen fortzusetzen, und gab, indem sie die eben bewirkte Einschließung von Paris aufhob, der Hauptstadt die Freiheit, sich auf das auskömmlichste zu verproviantieren.

Der Waffenstillstand konnte daher nur gegen entsprechenden Ausgleich bewilligt werden: um die Ernährung des eigenen Heeres zu sichern, mußten Straßburg und Toul, die noch die Eisenbahnen sperrten, übergeben werden. Vor Metz sollte der

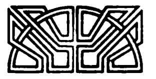
Kriegszustand fortdauern, vor Paris aber entweder die Einschließung fortbestehen, oder bei Aufhebung derselben eins der beherrschenden Forts von den Deutschen besetzt werden. Die Volksvertretung würde sich zu Tours in voller Freiheit versammeln.

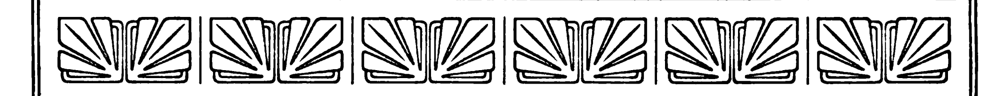
Diese Bedingungen, insbesondere die Übergabe von festen Plätzen, wurden von französischer Seite durchaus verworfen und die Verhandlungen abgebrochen.

Auch die sieben Wochen lange Reise des früheren Ministers Thiers in den Monaten September und Oktober nach London, St. Petersburg und Wien, um die Teilnahme der europäischen Höfe für das Schicksal Frankreichs wachzurufen, blieb erfolglos. Nach seiner Rückkehr hatte die provisorische Regierung noch einmal Verhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier angeknüpft, um die Wahl einer gesetzmäßigen Volksvertretung zu ermöglichen. Besprechungen zu diesem Zwecke fanden in Versailles zwischen Thiers und dem Grafen Bismarck statt; doch führten sie wiederum zu keinem günstigen Ergebnis, weil französischerseits nicht nur ein vierwöchiger Waffenstillstand verlangt, sondern auch die unannehmbare Forderung einer Verproviantierung der Hauptstadt erhoben wurde.

Auch die schließlichen Friedenspräliminarien im Februar 1871 erhielten ihre Gültigkeit erst durch die Anfang März erfolgende Genehmigung seitens der neu gewählten Nationalversammlung zu Bordeaux. Erst dann konnte mit der Rücksendung deutscher Truppen in die Heimat begonnen werden. Das Fehlen einer wirklichen Regierung in Frankreich hatte nach der Kapitulation von Paris wochenlang die Wiederaufnahme der Operationen nicht unwahrscheinlich gemacht.

Der Beginn des Krieges war durch die mangelnde Vorsicht der französischen Diplomatie überstürzt, sein Ende durch das Fehlen zuverlässiger Regierungsorgane verzögert worden.





Cannae.

(Fortsetzung.)

Der Feldzug in Böhmen 1866 bis zum 30. Juni Abends.*)

m 14. Juni 1866 hatte Sachsen mit den anderen deutschen Mittelstaaten am Bundestag gegen Preußen gestimmt, am 15. Preußen an Sachsen ebenso wie an Hessen und Hannover den Krieg erklärt. Am 16. rückte Herwarth mit der Elb-Armee (14., 15. und 16. Division) von Torgau her auf dem linken Elb-Ufer in Sachsen ein. An dem nämlichen 16. sagte Österreich am Bundestag den bedrohten Mittelstaaten seine Unterstützung zu. Damit war es Preußen gegenüber in den Kriegszustand getreten und hatte „die Gehässigkeit der Aggression" auf sich genommen. Preußen konnte sich als angegriffen und als gegen seinen Willen zum Gegenangriff gezwungen betrachten. Auch die vorsichtigste Politik durfte und mußte jetzt auch Österreich gegenüber zum Handeln übergehen.

Noch waren die Armeen im Aufmarsch begriffen.

Preußischer Aufmarsch.

Skizze 19.

Am 18. erreichte die Elb-Armee Dresden, Kesselsdorf und Tanneberg. Vor ihr war die sächsische Armee über das Erzgebirge auf Teplitz abgezogen, nicht übereilt, wie die hannoversche und hessische, sondern wohl vorbereitet und mit allem für einen Feldzug Erforderlichen ausgerüstet und versehen. Links der Elb-Armee hatte sich die Erste Armee mit ihrem rechten Flügel nach Sachsen hinein geschoben und stand zwischen der Spree bei Bautzen und dem Bober bei Löwenberg. Eine gemischte Brigade des I. Korps war bei Landeshut—Waldenburg belassen. Von der übrigen

---

*) Kriegsgliederung:

Preußen: Elb-Armee: VIII. Armeekorps, 14. Division, Garde-Landwehr-Division;
Erste Armee: II., III., IV. Armeekorps; Kavalleriekorps: Division Alvensleben, Division Hann;
Zweite Armee: Gardekorps, I., V., VI. Armeekorps; Kavallerie-Division Hartmann.

Österreicher: Österreichische Nord-Armee: 1., 2., 3., 4., 6., 8., 10. Korps; 1. und 2. leichte Kavallerie-Division; 1., 2., 3. Reservekavallerie-Division;
Sächsische Armee.

Zweiten Armee trafen die letzten Truppen am 18. an der Glatzer Neiße ein. Die Stellung, durch welche Schlesien gerettet werden sollte, war, noch ehe sie erreicht und besetzt werden konnte, gegenstandslos geworden. Österreich wird nicht in Schlesien einbrechen. Es will Sachsen, dessen Armee nach Böhmen übergetreten ist, ebensowohl unterstützen, wie von ihm unterstützt werden, und es sucht die Unterstützung Bayerns, dessen Truppen an der Grenze Böhmens versammelt werden. An anderen Grenzen Böhmens steht die feindliche Hauptarmee zum Einrücken bereit. Was für Pläne und Absichten Österreich auch vorher erwogen haben mag, und was für Pläne und Absichten es auch hätte fassen sollen, nach dem, was am 14., 15. und 16. von hüben und drüben erklärt und gehandelt worden war, blieb für einen Feldherrn, der nicht gerade Napoleon war, nichts anderes übrig, als die in Mähren versammelte Armee nach Böhmen zu führen. Und dieser Armee mußte Preußen entgegengehen. Am 19. wurde in Berlin der Einmarsch in Böhmen beschlossen.

Operationsentwurf.

Es hätte zweckmäßig erscheinen können, die drei Armeen zunächst zu vereinigen, die Zweite nördlich des Gebirges an die Erste heranschließen zu lassen, um dann in einer einzigen, unwiderstehlichen Masse in das feindliche Gebiet einzudringen. Aber diese Masse hätte nicht genug Wege gefunden, um sich schnell durch das Gebirge hindurch zu winden. Die glücklich auf der anderen Seite angelangten wenigen Spitzen wären eine leichte Beute eines entschlossenen und gewandten Feindes geworden. Und auch die ohne Störung langsam und allmählich hindurchgekommene Masse hätte nichts anderes erreicht, als den inzwischen versammelten Feind in wahrscheinlich günstigerer Verfassung sich gegenüber zu finden. Trotz der großen Trennung der Ersten von der Zweiten Armee blieb daher Moltke bei seinem System der Vereinigung nach vorwärts im Feindesland. Abgesehen von anderen Vorteilen gewann er dadurch eine größere Zahl von Einmarschwegen, aber keineswegs zu viele. Die einzelnen Straßen waren noch immer stark belastet. Die eine verbleibende erhebliche Lücke fand sich durch das Riesen- nnd Iser-Gebirge geschlossen.

Skizze 20.

Über die Art des Vorgehens der Ersten Armee konnte kein Zweifel obwalten. Sie mußte sich von Bautzen, Görlitz, Lauban aus über das Lausitzer Gebirge zunächst gegen die Iser in Marsch setzen. Für die Elb-Armee war früher ein Vorgehen von Dresden auf dem linken Elb-Ufer, ein Flußübergang bei Tetschen und ein Weitermarsch über Böhmisch-Leipa an die Iser in Aussicht genommen. Durch die Sachsen bei Teplitz, durch Österreicher, welche sich dort mit ihnen vereinigt hatten und durch Bayern, deren Einrücken jeden Augenblick zu erwarten war, erschien aber jetzt dieser Marsch in der Flanke bedroht. Es wurde daher vorgezogen, die Elb-Armee über Stolpen an die Erste Armee heranzuziehen.

Nachdem der ersteren noch die Garde-Landwehr-Division zugeteilt worden, waren die beiden Armeen zusammen auf eine Stärke von fünf Armeekorps und einem Kavalleriekorps gekommen. Der Raum zum Vormarsch für diese 150 000 Mann

war rechts durch das Elbsandstein-, links durch das Iser-Gebirge eingeengt, vorn durch das Lausitzer Gebirge gesperrt. Dennoch fanden sich fünf durchgehende Straßen:

1. Neustadt, Schönlinde, Kreibitz, Haida, Böhmisch-Leipa, Jungbunzlau;
2. Neustadt, Rumburg, Zwickau, Niemes, Münchengrätz;
3. Löbau, Zittau, Grottau, Pankraz, Oschitz, Böhmisch-Aicha, Podol;
4. Görlitz (linkes Neiße-Ufer), Hirschfelde, Wetzwalde, Kratzau, Reichenberg (westlich), Liebenau, Turnau;
5. Görlitz (rechtes Neiße-Ufer), Seidenberg, Friedland, Einsiedel und Marklissa, Raspenau, Reichenberg (östlich), Gablonz, Eisenbrod.

Diese fünf Straßen, zu denen noch als sechste die über Hirschberg, Warmbrunn, Schreiberhau, Neuwelt, Hochstadt nach Semil führende hinzukommen mochte, lagen sehr nahe aneinander, mußten aber und konnten genügen, weil der zu erwartende Gegner nicht sehr stark sein konnte, jedenfalls nicht stark genug, um alle fünf Straßen genügend zu sperren. Leistete er aber nur einer oder der anderen Kolonne Widerstand, so mußte dieser sehr bald durch das Vorrücken der Nachbarkolonnen überwunden werden. Nachteilig war nur, daß die Elb-Armee um mehrere Märsche hinter der Ersten Armee zurückstand und daß sie von Dresden bis Neustadt nur auf eine Straße angewiesen war. Die Erste Armee mußte daher einige Tage stehen bleiben, um die Nachbararmee herankommen zu lassen.

Von der Zweiten Armee wurde sogleich das I. Korps über Schweidnitz nach Landeshut in Marsch gesetzt, um von dort, oder wenn noch möglich, von Hirschberg aus sich dem Vorgehen der Ersten Armee anzuschließen. Das VI. Korps sollte von südlich Neiße nach Mähren hinein „demonstrieren", um möglichst einen Teil der österreichischen Hauptarmee festzuhalten, am Marsch nach Böhmen zu verhindern. Die beiden übrigen Korps (Garde und V.) sollten der Ersten Armee so weit genähert werden, daß sie, zunächst auf den Straßen über Frankenstein und Glatz, gestaffelt werden konnten. Ihre Verwendung wurde von der weiteren Entwicklung der Dinge abhängig gemacht. Es wurde erwartet, daß die Erste Armee von Görlitz—Bautzen schnell aufbrechen, die bisher noch schwachen feindlichen Kräfte in Böhmen zurückwerfen und weiter vordringen würde. Bei Annahme etwa gleicher Aufbruchzeiten der Österreicher aus Mähren, der Preußen von Görlitz, war bald, nachdem letztere die Elbe überschritten hatten, ein Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptarmee zu erwarten. Dann stand die Zweite Armee mit dem Garde-, V. und VI. Korps bereit, gegen Flanke und Rücken des mit der Ersten Armee beschäftigten Feindes vorzugehen. Dieser Plan mußte aufgegeben werden, weil die Erste Armee der zurückgebliebenen Elb-Armee wegen zunächst nicht vorgehen konnte. Statt dessen wurde am 22. Juni die Vereinigung der drei Armeen in der Richtung auf Gitschin befohlen. Das bedeutete im günstigen Falle einen Angriff auf die bis etwa Gitschin vorgedrungene feindliche Hauptmasse durch die Erste Armee von der Iser, durch die Zweite Armee von der oberen Elbe

her, im weniger günstigen Falle einen Angriff auf den nur bis Josefstadt—Königgrätz vorgedrungenen Feind von der einen Armee über die Elbe, von der anderen über die Aupa und Mettau, vielleicht auch von Glatz her, jedenfalls einen Angriff von zwei, womöglich von drei Seiten — eine Vernichtungsschlacht.

Einmarsch in Böhmen.

Vorerst ging die Zweite Armee, welcher das I. Korps wieder zugeteilt wurde, auf den eingeschlagenen Wegen weiter vor. Ohne Störung erreichten am 25. das I. Korps Liebau, am 26. die Garde Braunau und Politz, das V. Lewin. Ihm folgte auf der Glatzer Straße das VI. zur Deckung der linken Flanke.

Skizze 19.

Die Erste Armee hatte am 22. die 8., 7., 5. und 6. Division bis Zittau, Hirschfelde, Seidenberg und Marklissa vorgeschoben, die Elb-Armee nach dreitägigem Marsch mit je einer Kolonne Nixdorf und Schluckenau erreicht. Von hier aus konnte auf zunächst sechs, dann fünf Straßen nach Jungbunzlau—Eisenbrod weiter marschiert werden. Das Oberkommando der Ersten Armee gedachte jedoch den Feldzug mit einem „eklatanten Erfolg" zu eröffnen. Zu diesem Zweck wurde ein zum hartnäckigen Widerstand entschlossener Feind bei Reichenberg angenommen. Um ihn am 24. anzugreifen, gingen am 23.: die 8. Division von Zittau nach Grottau über das Jeschken-Gebirge*) nach Pankraz und Schönbach, mit der äußersten Spitze bis Kriesdorf, — die 7. von Hirschfelde nach Kratzau, — die 5. von Seidenberg über Friedland nach Dittersbach und Einsiedel, die 6. von Marklissa nach Raspenau und Philippsgrund. Das II. Korps folgte über Zittau und Hirschfelde der 7. Division. Am folgenden Tage sollten die 7. und 5. Division die Front, die 8. nach nochmaliger Übersteigung des Jeschken-Gebirges den Rücken der Reichenberger Stellung angreifen. Ehe es jedoch dazu kam, hatte sich der Feind (drei Schwadronen) entfernt. Zwei Radetzky-Husaren, die sich verspätet, konnten dem Sieger vorgeführt werden. Die ganze Erste Armee, 93 000 Mann, war nun auf engem Raum um Reichenberg vereinigt. Die „Kalamität der Konzentrierung", vor der Moltke gewarnt hatte, machte sich geltend. Diese Massen konnten nicht untergebracht, nicht ernährt und vor allem nicht bewegt werden. Von den zwei Ausgängen, die über Liebenau und Gablonz aus dem Gebirgstal hinausführen, war wenigstens der erstere vom Feinde gesperrt, der letztere konnte leicht gesperrt werden. Um sich herauszuarbeiten, erschien es wünschenswert, die Elb-Armee abzuwarten, die sich am 25. erst bei Gabel und Kunnersdorf sammelte. Nachdem so die beiden Armeen auf die gleiche Höhe gekommen waren, gingen am 26. vor:

26. Juni.

15. und 16. Division von Kunnersdorf auf Niemes, 14. von Gabel auf Oschitz, 8. von Eichicht auf Liebenau, 7. von Gablonz über Reichenau auf Turnau. Die Straße nach Jungbunzlau war aufgegeben, die beiden Armeen gegen die schmale Iser-Strecke Münchengrätz—Turnau zusammengedrängt. Die Avantgarde der ersten

*) Ein Teil des Lausitzer Gebirges.

Kolonne warf bei Hühnerwasser schwachen Feind zurück und zog das Gros bis Plauschnitz nach. Die zweite erreichte Oschitz. Die dritte stieß südlich Liebenau und südlich Sichrow auf die Kavallerie-Division Edelsheim, die sich erst nach zweimaligem längeren Artilleriekampf über Preper bis Podol hinter die Iser zurücktreiben ließ. Die vierte Kolonne gelangte bis Turnau und stellte die zerstörte, aber unbesetzte Iser-Brücke wieder her. Der 8. Division wurde die 6. bis Liebenau, der 7. die 5. bis Gablonz nachgeschoben. An dem nämlichen Tage hatte somit die Erste Armee die Iser-Linie, die Zweite die Gebirgsausgänge zwischen Liebau und Nachod erreicht. Beider fernere Aufgaben lagen klar vor Augen.

Für den Weitermarsch auf Gitschin war die Zweite Armee rechts durch das Gebirge, links durch die Festung Josefstadt eingeengt. Es sollten daher das I., Garde- und V. Korps von Liebau über Trautenau auf Neuschloß (Arnau), von Dittersbach und Politz über Eipel und Kosteletz auf Königinhof und von Nachod über Skalitz auf Schurz bis zur Elbe vorgehen, das VI. Korps dem V. als Staffel zur Deckung der linken Flanke folgen.

Fortführung der Operationen im Sinne Moltkes.

Skizze 20.

Für den Weitermarsch der Elb- und Ersten Armee diente Moltkes Angabe von Gitschin als allgemeinem Marschziel und die Bestimmung, daß der linke Flügel sich am Gebirge zu halten habe, als genügender Anhalt. Die nördlichste am Gebirge in der Richtung auf Gitschin führende Straße lief von Eisenbrod über Lomnitz nach Eisenstadtl. Sie war von der linken Kolonne zu benutzen. Daraus ergaben sich als weitere Marschstraßen: Turnau—Gitschin, Podol—Sobotka—Kostelетz, Münchengrätz—Unter-Bautzen—Liban—Kopidlno, Jungbunzlau—Domausnitz—Rozdalowitz. Fünf Kolonnen zu zwei Divisionen auf diesen fünf Straßen hatten bei ihrer Überlegenheit auf einen ernsthaften Widerstand des 1. österreichischen und sächsischen Korps kaum zu rechnen. Der Feind, der sich der einen oder der anderen Kolonne entgegenzustellen versuchte, wäre von den übrigen Kolonnen sehr bald umgangen und umfaßt worden.

Dies hätte sich durch Hinzunahme von Kavallerie noch wirksamer ausführen lassen. Damals war an eine Verwendung des der Ersten Armee zugeteilten Kavalleriekorps und der der Zweiten Armee zugeteilten Kavallerie-Division außerhalb des Schlachtfeldes kaum zu denken. Die mit Mühe zusammengebrachten Reitermassen wurden als Luxusartikel bei der Bagage und den Trains mitgeführt. Zur Aufklärung vor der Front waren sie in dem gebirgigen Gelände allerdings wenig zu verwerten. Die nächste von dem Feinde besetzte Enge hätte ihrem Vorgehen Einhalt geboten. Hier mußte schwächere Kavallerie zur Unterstützung der Infanterie genügen. Auf dem rechten Flügel jedoch hatte die Kavallerie der Elb-Armee das Land südlich des Lausitzer Gebirges über Bensen und Böhmisch-Leipa bis zur Elbe erkundet und suchte vergebens das Oberkommando über eine Bedrohung der rechten Flanke zu beruhigen. Im Kriege müssen jedoch Meldungen hinter den stets vorhandenen Gerüchten zurückstehen. Dorthin, wo die Kavallerie der Elb-Armee ihr unbeachtetes Wesen trieb, gehörte offenbar das Kavalleriekorps. Sobald der Einmarsch in Sachsen befohlen war, mußte es

sich in die Nähe der Elb-Armee begeben, dieser bei ihrem Vormarsch folgen und sobald die Gebirgsübergänge gewonnen waren, sich neben deren rechte Kolonne setzen. Während diese auf Jungbunzlau ging, hatte das Kavalleriekorps die Richtung auf Brodetz und Benatek zu nehmen, den Weitermarsch über Krinetz auf Nimburg und Chlumec zu begleiten. Auf diese Weise hätte es die Front der Ersten und Elb-Armee verlängert, die etwa zu der nämlichen Zeit, in der die Zweite Armee die obere Elbe erreichte, bis Gitschin—Neubidschow—Chlumec gelangen konnten. Ging nun der Feind, wie Moltke annahm und erwartete, über die Elb-Strecke Josefstadt—Königgrätz, so mußte er sich früher oder später gegen die seine Flanke bedrohende Zweite Armee mit einem Teil seiner Streitkräfte wenden, um sie zurückzuwerfen, mindestens sie abzuwehren. Ob er dann noch eine genügende Anzahl von Korps übrig behalten würde, um der Ersten und Elb-Armee Herr zu werden, war die Frage. Zu erwarten war, daß die Erste Armee zum Angriff auf die feindliche Front genügen, die Elb-Armee und vielleicht auch das Kavalleriekorps gegen die feindliche linke Flanke einschwenkend die Straße Gitschin—Königgrätz gewinnen würde, während die Kavallerie-Division der Zweiten Armee, unterstützt durch das VI. Korps, Josefstadt von Osten abzuschließen suchte.

Vormarsch der Österreicher.

Skizze 19.

Die österreichische Armee hatte den Vormarsch nach Böhmen kaum angetreten, als am 18. die Mitteilung einging, die Bayern könnten sich nicht mit ihr vereinigen, sondern wären genötigt, ihr Land gegen den von Norden her vordringenden Feind am Main zu verteidigen. Die drei Divisionen Falckensteins hatten also, obgleich noch weit entfernt, offenbar ihre Wirkung getan. Jene Nachricht war störend, konnte aber an der Absicht nichts mehr ändern, dem Feinde, den man bei Görlitz und in Sachsen wußte, entgegenzugehen, jenseits der Elbe „bei Josefstadt, Königinhof und Miletin" aufzumarschieren, dann nach Umständen zu handeln. Am 20. wurde durch zuverlässige Nachrichten*) festgestellt, daß sich nicht nur das V. und VI., sondern auch das I. und Gardekorps in Schlesien befänden, daß diese vier Korps an die Neiße gezogen worden, aber bereits wieder den Rückzug angetreten hätten. Ein preußisches Korps, so schien aus den eingegangenen Nachrichten hervorzugehen, war nach Hirschberg zur unmittelbaren Vereinigung mit der Hauptarmee bestimmt, die sein Herankommen in der Gegend von Görlitz abwarten wollte. Das Garde- und V. Korps sollten sich auf dem Marsch nach Landeshut befinden, das VI. zwischen Neiße und Glatz stehen. Der frühere Zustand sollte also mit einigen Abänderungen wiederhergestellt werden: ein Korps bei Glatz—Neiße, zwei bei Landeshut, eins bei Hirschberg, die Hauptarmee bei Görlitz—Bautzen, die Elb-Armee nicht mehr bei Torgau, sondern bei Dresden. Waren alle diese Stellungen gewonnen, so durfte der Einmarsch in Böhmen

*) Ein Telegrammwechsel zwischen der preußischen Ersten und Zweiten Armee war an der Leitung abgehorcht worden.



erwartet werden. Noch war aber der Feind getrennt, und noch konnte diese Trennung ausgenutzt werden.

Da am 20. der Anfang der rechten österreichischen Kolonne Zwittau, derjenige der mittleren Zwittawka erreicht hatten, war ein Vorgehen gegen den im Flankenmarsch von der Neiße nach Landeshut und Hirschberg gemeldeten Feind kaum aussichtsvoll. Ob man ihn am Gebirgsübergang bei Liebau, südlich Landeshut, noch rechtzeitig würde erreichen können, war durchaus fraglich. Aber die obere Elbe zwischen Josefstadt und Arnau bildete eine starke Barriere, die, falls sie einigermaßen besetzt wurde, jedem Vordringen des Feindes von Landeshut und Glatz her ein Ziel setzte. Dorthin war bereits der Marsch gerichtet. Er wurde nun auf das äußerste beschleunigt. Die an der Spitze der rechten Kolonne befindliche 1. Reserve-Kavallerie-Division, ursprünglich nach Groß-Bürglitz bestimmt, schwenkte am 25. von Jaromer nach Dolan und Skalitz ab, schob Abteilungen nach Dobruschka, Neustadt, Nachod, Kosteletz und nahm Verbindung mit dem schon lange im Grenzdienst verwendeten Dragoner-Regiment bei Trautenau. Dahinter rückte das 10. Korps nach Josefstadt—Schurz. Am folgenden Tage ging eine Brigade dieses Korps nach Kaile und Deutsch-Prausnitz, während an ihm vorbei das 4. Korps nach Königinhof rückte. Die Stellung an der oberen Elbe war damit eingenommen. Die Besetzung sollte am 27. durch Entsendung je einer Brigade nach Arnau und Falgendorf vervollständigt werden. Kavallerie in erster Linie, eine Infanterie-Brigade zur Aufnahme bei Prausnitz—Kaile, sechs Brigaden hinter der Elbe rechts angelehnt an Josefstadt, eine an der Enge von Falgendorf zur Sicherung der linken Flanke. Alles war bestens geordnet. Weiter rückwärts hatten am 26. erreicht: 6. Korps Opotschno, 2. Korps und 2. leichte Kavallerie-Division Senftenberg, 3. Korps Königgrätz, 8. Tynist, 3. und 2. Reserve-Kavallerie-Division Wildenschwert und Hohenmauth. Da wurde am 26. Abends gemeldet: Feind bei Liebau, Feind bei Politz im Vormarsch über Hronow auf Nachod, und Feind bei Lewin. Das waren offenbar die beiden über Landeshut erwarteten Korps. Nur das eine war dorthin marschiert. Das andere überschritt weiter südlich in zwei Kolonnen das Gebirge und war im Begriff, sich bei Nachod zu vereinigen. Gingen diese, wie als sicher anzunehmen, weiter vor, so war ein Angriff auf die Stellung an der oberen Elbe mit zwei Korps in der Front, mit einem über Hirschberg und Starkenbach herangekommenen in der linken Flanke bereits am 29. zu erwarten. Zu der nämlichen Zeit konnte die aus Sachsen und der Lausitz vorgehende feindliche Hauptarmee nahe herangekommen sein. Gegen sie konnte es am 30. nach eben vollendetem Aufmarsch in der Gegend von Horitz—Miletin zur Schlacht kommen, während an der oberen Elbe schon am zweiten Tage gekämpft wurde.

Lage der Österreicher und Absichten am 26. Juni.

Wie sollte man mit dem einen Feind um den Sieg ringen, während der andere in unmittelbarer Nähe Flanke und Rücken bedrohte? Sie durften nicht so nahe herangelassen werden. Um beide anzugreifen und zurückzuwerfen, dazu reichten weder die

zur Stelle befindlichen, noch die überhaupt vorhandenen Kräfte aus. Auf einen Erfolg war nur zu hoffen, wenn man sich gegen den einen Feind mit möglichst schwachen Kräften verteidigte, den anderen mit möglichst starken angriff. Es erschien verlockend den aus Schlesien zu erwartenden Feind mit den zur Hand befindlichen 2., 6., 10. und 4. Korps anzugreifen. Eine längere Verteidigung gegen den anderen Feind erschien aber nur an der Iser möglich. Zu der reichten jedoch die dort stehenden Korps nicht aus und, um sie zu verstärken, war keine Zeit mehr vorhanden. Gegen die Iser mußte also der Angriff, nach der anderen Seite, der schlesischen, dagegen die Verteidigung erfolgen. Nicht aber an der oberen Elbe, sondern, um Ellbogenfreiheit zu gewinnen, an den Gebirgsübergängen waren die Feinde festzuhalten. Dem bei Liebau gemeldeten sollte Gablenz mit dem 10. Korps bis Trautenau entgegengehen, gegen den anderen Ramming mit dem 6. Korps bei Skalitz Stellung nehmen, eine Avantgarde auf Nachod vorschieben. Es blieb den beiden Generalen überlassen, den Feind in einer Stellung abzuwarten, oder ihm nach Umständen „auf den Leib zu gehen", den geschlagenen aber nicht weit zu verfolgen. Waren die „zuverlässigen Nachrichten" von nur zwei Korps bei Landeshut und Gegend richtig, so mochten Gablenz und Ramming allenfalls genügen. Im Kriege gibt es aber nichts Gefährlicheres als zuverlässige Nachrichten. Sie werden durch die Ereignisse überholt. Was gestern zutraf, ist morgen gänzlich falsch. Auch hier sind nicht zwei sondern drei, und wenn man das VI. hinzunimmt, das doch binnen kurzem herankommen muß, vier Korps zu erwarten. Bei größerer Vorsicht hätte das 4. Korps von Königinhof auf Trautenau, das 10. auf Eipel und Kostelez vorgeschickt werden können. Aber begreiflicherweise fürchtete man durch Verwendung von drei Korps die beabsichtigte Offensive gegen den Feind an der Iser zu sehr zu schwächen. Sie war schon gefährdet genug. Der Feind konnte vielleicht von dort schon herankommen, bevor der Aufmarsch rechts der Elbe vollendet war. Dieser langsame Aufmarsch aus endlosen Marschtiefen war das Grundübel, das jedes herzhafte Unternehmen unmöglich machte. In der Not wurde dem Kronprinzen von Sachsen, der das Oberkommando über das 1. und sächsische Korps führte, am 26. telegraphiert, „Münchengrätz und Turnau um jeden Preis zu behaupten". Zwei Korps, das 6. und 10., sollten also die feindliche Armee in die schlesischen Gebirgspässe zurückwerfen oder sie nicht aus ihnen herauslassen, zwei andere, das 1. und sächsische, den Feind an der Iser festhalten, die übrigen ihren Aufmarsch rechts der Elbe ausführen.

Podol, 26. Juni. Skizze 19.

Das sächsische Korps und die österreichische Brigade Ringelsheim waren von Teplitz—Aussig über Leitmeritz an die Iser gezogen worden, hatten sich dort mit dem österreichischen 1. Korps unter Clam-Gallas vereinigt und gemeinschaftlich bei Jungbunzlau—Münchengrätz Stellung genommen, während die Kavallerie-Division Edelsheim die von Reichenberg nach Podol und Turnau führende Straße bewachte. Die von dem Armeekommando eingehenden Anweisungen hatten zwischen „Zurückgehen

ohne Gefecht bei Annäherung des Feindes" und „Zurückgehen unter leichten Gefechten" gewechselt. Jetzt, als der Befehl zur „Behauptung von Münchengrätz und Turnau um jeden Preis" einging, war letzterer Ort bereits verloren gegangen und Podol unmittelbar bedroht. In der Annahme, daß es sich bei beiden Orten nur um schwache Avantgarden handelte, entschloß sich der Kronprinz, noch am späten Abend des 26. Turnau wieder zu nehmen, von Podol aus die vorliegenden Höhen von Swigan zu gewinnen, am nächsten Tage weiter vorzudringen, die engen Pässe zu besetzen, dem Feinde das Herauskommen aus dem Gebirge zu verwehren. Der Plan würde vierundzwanzig Stunden früher angebracht gewesen sein, kam jetzt zu spät. Die Preußen hatten inzwischen ihre schwachen Avantgarden verstärkt. Wenige österreichische Bataillone, die übereilt von Podol aus vorgingen, wurden nach anfänglichem Erfolg durch die Brigade Bose der 8. Division über die Iser zurückgeworfen und mußten die Brücke dem Feinde überlassen. Nach diesem Mißerfolg wurde auch das Unternehmen auf Turnau aufgegeben und beschlossen, am nächsten Tage die Verteidigung auf Münchengrätz zu beschränken. Dieser Entschluß hätte zu einer Katastrophe führen können, wenn die zwei preußischen Armeen in fünf Kolonnen über die Iser zwischen Jungbunzlau und Eisenbrod vorgegangen wären. Er ließ sich aber während vierundzwanzig Stunden durchführen, weil die Gunst des Augenblicks von der Elb-Armee zu einem Ruhetag, von der Ersten Armee nur zu Vorbereitungen und Bereitstellungen für den auf den 28. verschobenen Angriff genutzt wurde. Nicht diese Vorbereitungen, aber wohl das unbegründete Gerücht, der Feind befinde sich auf dem Marsch von Turnau auf Gitschin, bestimmte den Kronprinzen, am nächsten Morgen (28.) den Rückzug in demselben Augenblick anzutreten, wo ein Befehl Benedeks diesen Entschluß bestätigte.

Skizze 20.

Nachod, 27. Juni.

Während man sich hier am 27. einer verhältnismäßigen Ruhe und Untätigkeit hingab, wurde auf der anderen Front an zwei Stellen heftig gekämpft. Das V. preußische Korps unter General v. Steinmetz hatte am 26. erreicht: mit der Vorhut Gellenau, der Avantgarde Lewin, dem Gros Reinerz, der Reserve Rückers. Seine Aufgabe für den nächsten Tag lautete auf Gewinnung und Behauptung des Passes von Nachod. Da dieser Ort, als vom Feinde besetzt, gemeldet wurde, ging der General v. Löwenfeld mit der Avantgarde weiter vor, vertrieb den schwachen Feind, besetzte Nachod und die nächsten Höhen mit der Vorhut unter Oberst v. Below und ließ die Avantgarde bis Schlaney nachrücken. So hatte die Tiefe des Korps eine Ausdehnung von etwa 25 km erhalten. Und doch mußte man auf einen Zusammenstoß mit dem Feinde, auf eine Schlacht, ja eine entscheidende Schlacht nicht nur gefaßt sein, sondern sie wünschen, um den Krieg in einer glückversprechenden Weise zu eröffnen. Napoleon, wie wir ihn von Jena her kennen, würde noch am Abend oder in der Nacht nicht nur die Vorhut, sondern die gesamte Avantgarde durch das Nachoder Defilee gezogen, jenseits eine Stellung eingenommen und dafür

Skizze 19.

gesorgt haben, daß nächsten Tages mit dem frühesten der Rest des Korps die Mettau-Brücke zu überschreiten begonnen hätte. Steinmetz ließ die verschiedenen Staffeln mit Beibehalt ihrer Abstände zur üblichen Aufbruchstunde um 6° antreten und nach zurückgelegtem halben Marsch gewohnheitsmäßig eine einstündige Rast abhalten. Es konnte daher nicht überraschen, daß Vorhut und Avantgarde während vieler Stunden einem sehr überlegenen Feinde gegenüber auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und einer völligen Niederlage ausgesetzt waren.

Das österreichische 6. Korps unter Feldmarschalleutnant v. Ramming war am 26. nördlich Opotschno zwischen Dobruschka und Mezritz untergebracht. Von dort sollten die vier Brigaden auf verschiedenen Wegen nach Wysokow, Kleny und Skalitz marschieren, um dort mit der Front nach Osten Stellung zu nehmen. Sie hatten noch nicht ihr Ziel erreicht, als Feind auf der Höhe nordöstlich Wenzelsberg gemeldet wurde. Die rechte Flügelbrigade, die von Wrchowin den Weg nach Schonow eingeschlagen hatte, schwenkte bei diesem Dorfe rechts ein und entwickelte sich zum Angriff. Fünf Bataillone in drei Treffen, das erste in Divisions-,*) die anderen in Bataillonskolonnen, wenige Tirailleure voran, eine Batterie seitwärts aufgefahren, gehen gegen das II. Bataillon des Regiments 37, eine halbe Jäger-Kompagnie und eine Batterie der preußischen Vorhut vor, die nordöstlich Wenzelsberg auf halbem Hange zwischen „dem Wäldchen" und einem weiter südlich gelegenen Gehölze Stellung genommen haben. Die österreichische Batterie wird bald zum Schweigen gebracht. Die fünf Bataillone gehen weiter mit klingendem Spiele vor. Sie werden durch das Schnellfeuer der Schützen zum Stutzen, durch die Salven der entwickelten Linie zur Umkehr, durch Verfolgungsfeuer zur Auflösung gebracht. Es ist der Kampf des tiefgegliederten gegen den breitgegliederten, des das Gefecht nährenden gegen den alles einsetzenden Gegner, der Kolonne gegen die Linie, „des ganzen Mannes, des Bajonetts" gegen „die Törin, die Kugel", des Vorderladers gegen den Schnellader, der Scheibe gegen den Schützen. Noch einmal werden die zwei Bataillone des dritten Treffens gegen die Front, ein in die Nähe der Neustädter Straße herausgeschobenes Bataillon gegen die linke Flanke des Feindes angesetzt. Der Mißerfolg ist der gleiche. Die Brigade Hertwek verschwindet. Nur zwei Bataillone haben sich in Wenzelsberg und in der Wenzelskirche festgesetzt. In die letzten Kämpfe haben bereits Bataillone der über die Branka-Höhe herangekommenen preußischen Avantgarde eingegriffen. In Verfolgung des weichenden Feindes dringen sie rechts in „das Wäldchen", links nach Sochors und der Unterförsterei vor. Weit auseinandergezogen stehen: drei und eine halbe Kompagnie in Wysokow, vier und eine halbe in dem westlichen Teil „des Wäldchens" das II. Bataillon des Regiments 37 zwischen dem Wäldchen und dem weiter südlich gelegenen Gehölz, zwei Batterien, vier Schwadronen links dieses Gehölzes, zehn Kom-

Skizze 21.

*) Eine Division = zwei der sechs ein Bataillon bildenden Kompagnien.



pagnien bei Sochors und der Unterförsterei, je zwei in Reserve bei Altstadt und an der Neustädter Straße. Alles kann zum konzentrischen Angriff gegen Wenzelsberg vorgehen.

Aber schon rückt die Brigade Jonak heran. Sie hat ihren Marsch nach Kleny bei Domkow unterbrochen, sich entwickelt und geht in drei Treffen über das Nordende von Schonow auf Wenzelsberg vor. Feuer von links aus dem Wäldchen, von rechts von der Unterförsterei her zwingt sie, sich zu teilen. Vier Bataillone schwenken rechts gegen die Unterförsterei, drei links gegen das Westende des Wäldchens ab. Ein Jäger-Bataillon greift von der Skalitzer Straße mit ein. In die Lücke zwischen den beiden Teilen der Brigade Jonak ist die Brigade Rosenzweig gerückt. Zwei ihrer Bataillone werden in das Wäldchen geschickt, in das sich auch der größte Teil der Besatzung von Wenzelsberg gewendet hat, so daß sieben bis acht Bataillone gegen die vier und eine halbe preußische Kompagnie kämpfen. Von einer solchen Überlegenheit von drei Seiten angegriffen, weichen diese aus dem Wäldchen zurück. Auch an der Unterförsterei und bei Sochors können die Preußen sich vor der Übermacht nicht halten. Ein Bataillon Rosenzweigs wird bei der Artillerie belassen. Drei gehen über Wenzelskirche vor. Das II. Bataillon des Regiments 37 weist ihren Angriff ab, aber in der rechten Flanke vom Wäldchen her bedroht, muß es den Rückzug antreten. Auch die zwölf Geschütze südlich des Gehölzes, die lange Zeit den vierundzwanzig österreichischen Widerstand geleistet haben, müssen ihm folgen. Nachdem die fünf Bataillone der preußischen Avantgarde sich der zwiefachen Umfassung von sechszehn österreichischen Bataillonen entzogen haben, machen sie mit ihren zwei Batterien auf der Höhe an der Neustädter Straße mit dem rechten Flügel an der Branka-Schlucht, mit dem linken in der Nähe von Bracetz halt.

Die Österreicher folgen rechts bis zur Unterförsterei und Sochors, in der Mitte bis in die frühere Stellung des II. Bataillons 37, links bis zur Ostecke des Wäldchens. Noch weiter links geht die Kavallerie-Brigade Solms zwischen Wäldchen und Wysokow vor, zieht sich aber nach einem Gefecht mit der Kavallerie-Brigade Wnuck wieder auf Kleny zurück. Alle Versuche der österreichischen Infanterie, aus dem Wäldchen gegen die preußische Stellung vorzubrechen, werden durch verheerendes Schnellfeuer, sowie durch Flankenangriffe der Infanterie und Kavallerie abgewiesen. Die Österreicher halten sich jedoch in den gewonnenen Stellungen, bis das Gros des V. Korps das Gefechtsfeld erreicht. Von dessen vorderer, 19. Brigade werden zwei Bataillone nach Wysokow geschickt, vier gegen das Wäldchen vorgeführt. Sie genügen, den durch viele abgeschlagene Angriffe erschütterten Feind, der dicht gedrängt sich nicht entwickeln kann, nicht nur aus dem Wäldchen, sondern auch aus Wenzelsberg zu vertreiben und zum Rückzug bis Prowodow und Schonow zu bestimmen. Der rechte österreichische Flügel bei der Unterförsterei und Sochors schließt sich, wenn auch nicht angegriffen, dieser Bewegung an. Ein Vordringen der Preußen aber über die Westspitze des Wäldchens und über Wenzelsberg hinaus verbietet die österreichische

Geschützreserve, die von Skalitz herangekommen auf den Höhen östlich Kleny aufgefahren ist.

Ebenfalls von Skalitz herangekommen ist die Brigade Waldstätten. Sie soll das Gefecht wiederherstellen, die rechte Flanke des Feindes umgehen und Wysokow von der Höhe nördlich angreifen. Dieser Flankenangriff konnte nur gelingen, wenn er mit einem Angriff der drei Brigaden Hertwek, Jonak und Rosenzweig gegen die schwache feindliche Front von der Linie Schonow, Prowodow, Skalitzer Chaussee verbunden wurde. Zu einer solchen Leistung waren aber die drei Brigaden nicht mehr fähig oder wurden wenigstens für nicht mehr dazu fähig gehalten. Daß zwei Bataillone Waldstättens gegen die Westspitze des Wäldchens vorgeschickt wurden, konnte den Frontalangriff der drei Brigaden nicht ersetzen, sondern brachte nur einen neuen Mißerfolg und schwächte den Flankenangriff. Auch die Zuteilung von drei Batterien der Korpsgeschützreserve an Waldstätten war für die Gesamtlage nicht vorteilhaft. Bisher hatte die Geschützreserve mit ihrer mächtigen Feuerwirkung das ganze Gefechtsfeld beherrscht. Nachdem sie um vierundzwanzig Geschütze geschwächt war, fing die preußische Artillerie zwischen dem Wäldchen und Wysokow sowie bei Wenzelsberg an, die Oberhand zu gewinnen und konnte einen Angriff südlich Wysokow vorbereiten, zu dessen Ausführung wenigstens noch die 20. Brigade abgewartet werden mußte.

Mit vier Bataillonen, vier Schwadronen, einer Batterie, bald verstärkt durch anderthalb weitere Batterien gelangte Waldstätten auf die Wysokower Hochfläche. Der übrige Teil seiner Artillerie blieb westlich oder nordwestlich des Dorfes zurück, ohne zu einer erheblichen Wirkung zu kommen. Der Angriff auf die Mitte des breitgestreckten Dorfes erfolgte zunächst nur mit zwei Bataillonen. Da die zur Verteidigung bestimmten zweieinhalb Bataillone auf die ganze Ausdehnung des Dorfes verteilt waren, Gelände und Baulichkeiten den Angriff begünstigten, gelang es den Österreichern, sich in einem Teil der Gehöfte festzusetzen. Dieser Erfolg war indessen nur von kurzer Dauer. Die besetzten Gehöfte sowie die nachrückenden Verstärkungen wurden nicht nur in der Front, sondern auch von zwei Bataillonen der 20. Brigade, welche der General Wittich heranführte, in der linken, von der Besatzung des westlichen Teils des Dorfes in der rechten Flanke angegriffen. Der von drei Seiten umringte Feind wich in Unordnung durch den Wald hinter die Eisenbahn zurück. Die durch Infanteriefeuer heimgesuchte Artillerie wurde im Augenblick des Abfahrens von einigen Schwadronen der Brigade Wnuck, die verdeckt herangekommen war, attackiert und verlor einige Geschütze. Die vollständige Niederlage der Brigade Waldstätten bestimmte Ramming, mit dem gesamten Korps den Rückzug anzutreten und ihn auf die Meldung, Feind sei von Kosteletz her im Anmarsch, bis Skalitz fortzusetzen.

Der Sieger begnügte sich mit der Behauptung der Höhen auf beiden Seiten von Wysokow. Für eine Verfolgung wurden die Truppen als zu erschöpft und ermüdet erachtet, als ob nicht jede siegreiche Armee am Ende der Schlacht auf das äußerste erschöpft

und ermüdet wäre, und als ob nicht trotzdem von ihr die Verfolgung als dasjenige verlangt würde, was den Sieg erst zum Siege macht. Einigermaßen läßt sich die unterlassene Verfolgung damit entschuldigen, daß das preußische Korps am Ende der Schlacht erst mit etwa zwei Drittel seiner Stärke zur Stelle, und daß diese zwei Drittel gänzlich zersplittert waren. Von dem Verschulden dieses ungünstigen Zustandes ist die preußische Führung kaum frei zu sprechen. Der kommandierende General befand sich bei Nachod in einer ähnlichen Lage, wie Napoleon bei Jena. Aber er hat sich das Verfahren des Meisters, der unsere größte Niederlage herbeigeführt hat, nicht zum Muster genommen. Hier wie dort galt es, ein Defilee zu durchziehen, um jenseits nächsten Tages eine Schlacht zu liefern. Napoleon scheute keine Anstrengung, keine Schwierigkeit, um noch am Abend, noch in der Nacht genug Truppen hinüber zu bringen und auf den jenseitigen Höhen festen Fuß zu fassen. Dort wie hier mühte sich der Feind in vergeblichen frontalen Angriffen ab. Napoleon ließ ihn gewähren, verlor sich nicht in die Ausbeutung geringer Erfolge, zersplitterte seine Kräfte nicht in ungezählte kleine Teile. Erst mußte der Aufmarsch der eiligst herankommenden Truppen vollendet werden. Mochte der Feind die Zwischenzeit damit ausfüllen, sich langsam zu verbluten. Gegen den ermatteten, erschöpften, kaum noch widerstandsfähigen Gegner ging er dann mit breiter Front, mit umspannenden Flügeln zum vernichtenden Angriff vor. Die Verfolgung ergab sich von selbst. Das Zündnadelgewehr, die Feuertaktik des einen, die Stoßtaktik des andern haben bei Nachod vieles wieder gut gemacht. Zu einem wahren Siege haben sie aber doch nicht verhelfen können.

Trautenau, 27. Juni.

Das I. Armeekorps war bereits am 25. Juni südlich Landeshut eingetroffen. Es sollte nach Einschaltung eines Ruhetages am 27. und 28. über Trautenau nach Arnau weiter gehen. Benutzte es zu diesem Marsch die große über Liebau und Trautenau führende Straße, so mußte es darauf gefaßt sein, an der Enge letzteren Ortes auf Widerstand zu stoßen und setzte sich bei genügender Stärke des Feindes sogar einer Niederlage aus. Es war daher geraten, mindestens mit einem Teil des Korps Trautenau zu umgehen und gleichzeitig zu versuchen, dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Zu diesem Zweck konnte etwa die 1. Division mit der Reservekavallerie über Freiheit auf Pilsdorf, die 2. Division von Liebau mit der einen Brigade über Schatzlar, mit der andern über Bernsdorf auf Trautenau vorgehen. Dieser Marsch ließ sich vervollständigen oder wurde von selbst vervollständigt durch die 1. Garde-Infanterie-Division, welche den Auftrag erhalten hatte, am 27. von Dittersbach über Weckelsdorf, Adersbach, Qualisch nach Parschnitz und von dort nach Eipel zu marschieren, sowie durch die 2. Garde-Infanterie-Division, die von Kosteletz noch bis Horicka vorrücken konnte. Stieß das I. Korps in der Tat bei Trautenau auf Feind, so wurde dieser von der 2. Division in der Front, von der 1. in der linken, der 1. Garde-Division in der rechten Flanke angegriffen. Befand sich der Feind weiter südlich, so wurde der Marsch unter Sicherung durch die Reservekavallerie gegen Arnau in drei

Skizze 19 u. 20.

Kolonnen von Pilsdorf auf Deutsch-Prausnitz, von Trautenau auf Kaile und von Parschnitz auf Eipel fortgesetzt. Stieß eine Kolonne auf Feind, so waren die anderen bereit, nach der bedrohten Seite einzuschwenken. War kein Feind zu finden, so staffelte sich das I. Korps zwischen Pilnikau und Trautenau zum Weitermarsch am nächsten Tage nach Arnau, während die 1. Garde-Infanterie-Division mit einer Brigade nach Eipel—Raatsch, mit der anderen auf dem nächsten Wege nach Königinhof über Bausnitz nach Alt-Rognitz ging. Dies alles war schon Tage vorher zu erkennen und durch Anmarsch und Unterbringung der Truppen am 25., erforderlichenfalls auch durch einen kurzen Marsch am Nachmittag des 26. einzuleiten. Der kommandierende General ließ sich jedoch auf dergleichen Kombinationen nicht ein. Er ging mit der 1. Division von Liebau, mit der 2. von Schömberg, also allerdings auf zwei Straßen vor, aber auf zwei Straßen, die sich bei Parschnitz unmittelbar vor der Enge von Trautenau vereinigen. Von dort aus gedachte Bonin in einer Kolonne das enge Aupa-Tal aufwärts zu ziehen, auf dessen hohem südlichen Rande der Feind zu erwarten war.

Der Zufall fügt es, daß die 2. Division, der Absicht des Generalkommandos entgegen, bedeutend früher bei Parschnitz eintrifft, als die 1. Division. Erstere muß damit die Aufgabe der Avantgarde übernehmen, wenn ihr auch nur die Rolle des Gros zugedacht ist. Die Aufklärung, die sie vornimmt, beschränkt sich indes auf die Feststellung, daß die Aupa-Brücke bei Trautenau durch einige abgesessene Dragoner besetzt ist. Sie zu vertreiben, durch und über Trautenau hinaus vorzugehen oder auf anderem Wege zu ermitteln, ob hinter der Handvoll Kavallerie noch andere Feinde ständen, unterbleibt. Der Divisionskommandeur v. Clausewitz läßt die Sache auf sich beruhen und erfährt daher nicht, daß die Brigade Mondel als weit vorgeschobene Avantgarde des 10. österreichischen Korps bereits südlich Trautenau eingetroffen, den Hopfen- und Kapellenberg besetzt hat. Zwei Stunden später wie Clausewitz trifft Bonin bei Parschnitz ein. Auf die Meldung von der feindlichen Besetzung der Aupa-Brücke läßt er die Avantgarde (1. Brigade) die Dragoner von der Aupa-Brücke verjagen und den Marsch durch Trautenau auf Pilnikau fortsetzen.

Skizze 22.

Kaum haben die Vorhutkompagnien die Stadt auf der Straße nach Pilnikau wieder verlassen, so erhalten die folgenden Truppen heftiges Feuer von den südlichen Höhen. Die lange Marschkolonne brauchte nur linksum zu machen und etwas zusammenzuschließen, um schnell zum Angriff auf Front und beide Flanken der feindlichen Stellung bereit zu sein. Aber die Überraschung, die Unkenntnis, der unsichtbare Feind, die widersprechenden Befehle bringen die fünf Bataillone völlig durcheinander. Geraume Zeit vergeht, ehe in einigermaßen planvoller Weise vorgegangen wird. Aber der Angriff ist schwer, keine Deckung vorhanden. Die feindlichen Schützen sind gut eingenistet. Zwei Bataillone, eineinhalb Schwadronen, zwei Geschütze, die als rechtes Seitendetachement über Schatzlar marschiert waren und von Nieder-Altstadt über östlich Weigelsdorf

gegen die feindliche linke Flanke vorgehen konnten, eilen zum größten Teil Trautenau, dem Brennpunkt des Gefechtes zu und vermehren dort die Verwirrung und die nicht am Gefecht beteiligten Truppen.

Man hätte glauben sollen, daß die Artillerie durch ihr Feuer den Angriff auf die Höhen wirksam vorbereiten würde. Es war aber nicht gelungen oder zu wenig versucht worden, die reichlich vorhandenen Batterien aus dem Engweg in eine günstige Stellung zu bringen. Im Gegenteil vermochte eine bei Hohenbruck aufgestellte österreichische Batterie die Verteidigung wirksam zu unterstützen und die Preußen zu zwingen, den bereits erstiegenen Galgenberg wieder zu räumen. Die meisten Verluste werden dem Verteidiger durch die Jäger beigebracht, die aus den oberen Stockwerken und von den Dächern der Trautenauer Häuser ihre sicheren Schüsse abgeben. Indessen hätten die Österreicher noch lange ausharren können, wenn nicht vom preußischen Gros acht Bataillone unter General v. Buddenbrock die Aupa westlich und innerhalb Parschnitz durchklettert und teils durch die Buddenbrock-Schlucht, teils über die wegelosen, waldigen, steilen und felsigen Parschnitzer Berge in Richtung Hopfenberg—Katzauerberg vorgegangen wären. Zwei Bataillone der Brigade Mondel werden der Umfassuug entgegengeworfen. Die übrigen fünf räumen beizeiten die Stellung. Alle gehen allmählich zurück. Von der preußischen Avantgarde bleibt ein Regiment in Trautenau zurück, das andere folgt nur langsam, um zunächst die Bataillone des Gros abzuwarten, läßt sich aber später durch ein in Trautenau abgegebenes Signal „Sammeln“ zur Rückkehr dorthin bestimmen. Nur einige Kompagnien, deren Führer ein Rückzugssignal angesichts des Feindes nicht gelten lassen wollen, bleiben im Vormarsch. So gelangen unter Buddenbrock von Avantgarde und Gros zehn Kompagnien nach Hohenbruck, sechzehn auf die waldigen Höhen zwischen diesem Dorf und Alt-Rognitz, neun endlich auf die flache Welle westlich letzteren Ortes.

Weiter vorzugehen ist den ermatteten Truppen nicht möglich. Sie finden auf den beherrschenden Höhen von Neu-Rognitz eine starke Artillerie vor sich, auf deren Bekämpfung sich die eine unter unsäglichen Anstrengungen gefolgte preußische Batterie kaum einzulassen vermag. Es kann nur darauf ankommen, die gewonnenen Stellungen zu behaupten, bis die zurückgebliebene Masse des Korps herankommt, um dann zum Angriff und zum Siege vorzugehen. Die Bewegungen, welche die acht Bataillone Buddenbrocks nach Hohenbruck—Alt-Rognitz führten, waren noch im Gange, als der General v. Hiller das Eintreffen der 1. Garde-Infanterie-Division östlich Parschnitz meldet und sie zur Verwendung anbietet. Das Anerbieten wird von Bonin abgelehnt. Er hat nur acht Bataillone entwickelt. Der Feind scheint abzuziehen. Siebzehn Bataillone, die gesamte Artillerie und Kavallerie stehen noch zur Verfügung. Es fehlt Bonin nicht an Truppen, aber wohl an der Möglichkeit, sie zu verwenden. Noch zwölf Bataillone, vier Batterien in das enge Tal hinein-

geworfen, wäre keine Unterstützung, sondern nur eine Verlegenheit mehr gewesen. Überdies will Hiller seine Division zwei Stunden östlich Parschnitz ruhen lassen. Sie bleibt also noch für einige Zeit dort als Reserve.

Da der Feind über Hohenbruck abgezogen zu sein scheint, so beabsichtigt Bonin, seine Truppen aus dem Engweg herauszuziehen und mit dem Anfang bis Pilnikau vorrücken zu lassen. Die Befehle werden ausgefertigt, als die Meldung eingeht, der Feind rückt von Neu-Rognitz vor. Darauf wird General v. Großmann beauftragt, mit der durch drei Bataillone des Gros verstärkten Avantgarde Buddenbrock zu unterstützen. Dies ließ sich nur in der Weise ausführen, daß die im ganzen verfügbaren zehn Bataillone aus Trautenau in westlicher Richtung herausgezogen wurden und dann zum Angriff auf die feindliche linke Flanke übergingen. Der Angriff auf die rechte Flanke fiel von selbst der 1. Garde-Division zu. Sie konnte nicht unbekümmert im engen Aupa-Tal abwärts marschieren, wenn unmittelbar in ihrer rechten Flanke auf der Höhe die Schlacht tobte. Nicht um Bonin die abgelehnte Unterstützung aufzudrängen, sondern ihrer eigenen Sicherheit wegen und nach den elementarsten Regeln der Kriegskunst mußte Hiller entweder mit allen oder wenigstens mit einem Teil seiner Kräfte spätestens bei Bausnitz den Talrand ersteigen. Geschah dies, so ergab sich ein Angriff auf die rechte Flanke des Feindes von selbst. Das Gefecht schien also auf das beste geordnet zu sein: Buddenbrock hält bei Hohenbruck—Alt-Rognitz stand, geht auch erforderlichenfalls etwas zurück, bis Großmann von der einen, Hiller von der anderen Seite mit Überlegenheit eingreifen. Für alle Fälle sollte die 2. Brigade Barnekow, die bei Wolta stand, unterhalb Trautenau über die Aupa gehen und sich auf den südlichen Höhen als Reserve aufstellen.

Nur diese eine Anordnung kam zur Ausführung. Der an den General Großmann gerichtete Befehl hat nie seine Adresse erreicht, ist nie wiederholt, auch nicht durch die Initiative des Avantgardenführers ersetzt worden. Zehn Bataillone fallen aus. General Hiller glaubt keine andere Aufgabe zu haben, als nach Eipel zu marschieren und schien es als eine Zudringlichkeit zu betrachten, sich in das Gefecht eines anderen Korps zu mischen. Daß das Marschieren auf den Kanonendonner hin nicht als eine ausnahmslose Regel angesehen werden kann, ist von der Kritik bei dieser Gelegenheit hervorgehoben worden. Das mag richtig sein. Hier handelte es sich aber um ein Marschieren vom Kanonendonner fort und um einen Friedensmarsch am Rande eines Schlachtfeldes. Beides wird sich kaum rechtfertigen lassen. Infolge des Ausfalls von Großmann und Hiller kamen die acht Bataillone Buddenbrock in eine üble Lage. Durch den Marsch über gebirgiges und waldiges, äußerst schwieriges Gelände waren die Bataillone und Kompagnien völlig durcheinandergekommen. Die berittenen Offiziere hatten ihre Pferde zurücklassen müssen und vermochten zu Fuß weder eine Übersicht zu gewinnen, noch ihre Truppen durch Befehle zu regieren. An Artillerie hatte nur eine Batterie des Gros folgen können.

Zwei Batterien fuhren später auf dem Kapellenberg auf. Von ihnen wurde aber die eine bald wieder zurückgezogen, die andere folgte, nachdem sie ihre Protzenmunition verschossen hatte. Die acht Bataillone waren somit jeder Artillerieunterstützung bar, dem Feuer von mindestens 36 Geschützen ausgesetzt.

Die Lage erschien nicht günstig, als Gablenz der eben eingetroffenen Brigade Grivicic Befehl zum Angriff auf Alt-Rognitz gab, ungefähr zu der nämlichen Zeit, in der Hiller den Marsch von Parschnitz nach Eipel antrat. Der gegen die Front der neun preußischen Kompagnien westlich Alt-Rognitz gerichtete Angriff von in drei Treffen formierten sieben Bataillonen verlief ebenso, wie die ähnlichen Angriffe bei Nachod. Als er jedoch erneuert und mit einem Angriff gegen die entgegengestreckte linke Flanke verbunden wurde, zogen sich die neun Kompagnien zurück. Damit war die linke Flanke der beiden anderen Gruppen freigelegt. Der rechte Flügel in dem tief gelegenen Hohenbruck leistete daher dem bald darauf erfolgenden Angriff der Brigade Wimpffen keinen erheblichen Widerstand und trat ebenso wie die Mitte den Rückzug an. Er wurde von allen acht Bataillonen ohne wesentlichen Aufenthalt bis zur Aupa und über die Aupa fortgesetzt. Avantgarde und Gros waren so gut wie beseitigt. Es blieb die Reserve, viereinhalb Bataillone, unter General v. Barnekow. Von ihnen waren zwei Bataillone Regiments 43 vom Galgenberg über Johanneskapelle, Höhe 504 und Waldrand 457 aufgestellt, während zweieinhalb Bataillone Grenadier-Regiments 3 westlich Parschnitz rechts der Aupa zurückgehalten wurden.

Gegen die Stellung der 43er geht die Brigade Wimpffen vor. Sie wird abgewiesen. In der Verfolgung gelingt es, die Höhe 472 zu gewinnen, dann drei erneute Angriffe wiederum abzuschlagen. Auch die als Ablösung anrückende Brigade Knebel würde voraussichtlich das Schicksal der Brigade Wimpffen geteilt haben, wenn nicht die Brigade Grivicic, über Katzauerberg und Krieblitz vorgehend, Flanke und Rücken der 43er bedroht und sie zum Rückzug durch den nördlichen Teil von Krieblitz über die Aupa auf Wolta bewogen hätte. Nun stieß Grivicic auf die 3. Grenadiere, welche Höhe 353, Wäldchen nördlich Krieblitz und die Abhänge der Parschnitzer Berge besetzt hatten und hier standhielten, bis Trautenau und das Tal oberhalb Parschnitz preußischerseits geräumt war, und auch die Truppen, welche die Kommandeurhöhe besetzt hielten, abzuziehen anfingen. Dann traten sie den Rückzug durch die Buddenbrock-Schlucht und über die Aupa an, wo sie vom Jäger-Bataillon 1 aufgenommen wurden. So kam die Hauptaufnahmestellung nördlich des Flusses gar nicht zur Geltung. Sie war schon längst auf der Kommandeurhöhe vorbereitet worden. Von den Geschützen, die weiter vorn schmerzlich entbehrt und vermißt wurden, waren hier wenigstens 24 versammelt. Drei Bataillone, vier Schwadronen, die noch leicht hätten verstärkt werden können, standen bereit, die fast uneinnehmbare Stellung zu verteidigen. Es hatte im Laufe des Tages den Anschein gehabt, als ob erst hier die eigentliche Schlacht

geliefert werden sollte. Wie der Feind dieses Bollwerk mit überanstrengten Truppen nehmen sollte, war nicht abzusehen. Dennoch wurde die letzte Aufnahmestellung geräumt, noch bevor die weiter vorliegenden aufgegeben waren. Angeblich zu sehr erschöpft, um stehen zu bleiben, strömten die Truppen bei sinkender Nacht zurück, um nach einem Marsch von nicht weniger als zwei Meilen die am Morgen verlassene Unterkunft wieder zu erreichen.

Die Aussichten, die sich am Abend vorher dem I. Korps eröffnet hatten, waren so gut, als man sie nur wünschen konnte. Stand der Feind bei Trautenau oder ging er dorthin vor, so setzte er sich einer Vernichtung aus, wie sie kaum vollkommener zu denken war, besonders wenn die 1. und 2. Garde-Division sich nicht vollständig zurückhielten. Der Anmarsch über Liebau und Schömberg beeinträchtigte die Vorteile, welche ein gutes Glück Bonin in die Hand gegeben hatte. Nicht durch die Arglist des Feindes, sondern durch die eigene Überlegung wurde er in einen Engpaß hineingeführt, aus dem es schwer war herauszukommen. Außerordentlich ungünstiges Gelände erhöhte die Schwierigkeit. Über das alles ließ sich nur hinwegkommen, wenn der ernste Wille, den Feind zu schlagen, vorhanden gewesen wäre. Bonin hätte sich mit einem Nichtgeschlagenwerden zufrieden gegeben. Diese Genügsamkeit war übel angebracht einem Feinde gegenüber, der alles einzusetzen entschlossen war, den Sieg zu gewinnen. Um einen solchen Feind niederzuringen, mußten alle Kräfte angespannt, nicht bloß kleine Teile vorgeschickt werden. In der Reihe von Gefechten, aus welchen die Schlacht von Trautenau sich zusammensetzt, sind aber immer nur Partikeln von Truppen aufgetreten. Drei, höchstens vier Bataillone kämpften um den Kapellen- und Hopfenberg. Nur etwa zwei sind bei Hohenbruck und Alt-Rognitz ernstlich im Gefecht gewesen. Zwei wiesen die Angriffe der Brigade Wimpffen zurück. Zweieinhalb hielten die Aufnahmestellung an der Aupa. Von 96 Geschützen sind nur einzelne für kurze Zeit aufgetreten. Im zweiten Teil der Schlacht handelte es sich um Aufnahmestellungen, die, obgleich gut verteidigt, ihrer schmalen Front wegen über kurz oder lang einer Umfassung zum Opfer fallen mußten. Der folgerichtige Abschluß dieses Verfahrens war ein allgemeiner Rückzug. Der kommandierende General wollte oder konnte seine Kräfte nicht zum Siege benutzen, es blieb ihm nur übrig, das Schlachtfeld zu räumen.

Lage der Österreicher am 27. Juni Abends.

Skizze 19.

Das Ergebnis des 27. schien für Österreich keineswegs ungünstig zu sein. Bei Trautenau war ein entschiedener Sieg erfochten, bei Nachod allerdings ein Angriff gescheitert, die Stellung bei Skalitz aber, auf deren Besitz Benedek das hauptsächlichste Gewicht gelegt hatte, behauptet worden. An der Iser hatte der Feind gar keine Fortschritte gemacht. Dennoch hatte der Tag eine große Enttäuschung gebracht. Die Stoßtaktik, auf die Österreich so große Hoffnungen gesetzt, hatte sich nicht im mindesten bewährt. Angriffe mit der dreifachen Truppenzahl des Verteidigers waren in kurzer Zeit abgewiesen worden. Die Überlegenheit des Zündnadelgewehrs hatte sich

in einer unwiderlegbaren Weise dargetan. Nicht nur der Besiegte von Nachod, auch der Sieger von Trautenau fühlte sich entmutigt. Die Verluste, die man erlitten, waren unverhältnismäßig groß, und um so empfindlicher, als die Anstrengungen der letzten zehn Tage aufreibend gewesen waren. In einer langen Kolonne, vier, zuletzt fünf Korps hintereinander war man marschiert. Um das ferne Tagesziel zu erreichen, war früh aufgebrochen worden. Nach wenigen Stunden sah man sich durch das Fuhrwerk des voranmarschierenden Korps aufgehalten. Unfreiwillige Halte wechselten mit kurzen Marschreprisen. Langsam schleppte sich die Truppe fort, um erst nach eingebrochener Dunkelheit die ersehnte Unterkunft zu erreichen, aber kaum Nahrungsmittel, noch Wasser zu finden. Bald waren die Marschaufgaben erhöht worden. Zuletzt wurde Tag und Nacht mit kurzen Ruhepausen marschiert, wenig gegessen und getrunken in der Hoffnung, das Schlachtfeld bald zu erreichen und im wuchtigen Angriff den Feind zu zerschmettern. Der getäuschten Hoffnung war eine um so größere Entmutigung gefolgt, je hochgespannter jene gewesen war. Ramming erklärte sein 6. Korps weder zum Angriff noch zur Verteidigung fähig. Und auch das siegreiche 10. Korps befand sich in gedrückter Stimmung.

Immerhin stand die österreichische Sache nicht schlecht. Benedek hatte das 8. Korps nach Skalitz, das 4. nach Dolan herangerufen. Es wäre besser gewesen, diese beiden Korps nicht hinter, sondern das eine rechts, das andere links neben das 6. rücken zu lassen. Immerhin standen bei Skalitz am 28. früh drei österreichische Korps vereinigt. Ihnen gegenüber bei Wysokow, befand sich, wie bekannt war, nur das V. preußische Korps. Das VI. war weiter östlich im Anmarsch, ob es am 28. herankommen würde, durchaus zweifelhaft. Auf eine Überlegenheit konnte man hier für Österreich zweifellos rechnen. Ein neuer Feind war allerdings bei Eipel gemeldet. Der ließ sich aber durch das 10. Korps mindestens einen Tag in Schach halten. Waren auch von dem 6. Korps keine großen Leistungen zu erwarten, in der starken Stellung bei Skalitz links der Aupa vermochte es doch einem Angriff standzuhalten, wenigstens so lange, bis das 8. Korps links, das 4. rechts herausgezogen werden konnten, um nach Hannibals und Napoleons Methode die Flanken des gegen die Stellung sich verblutenden Feindes zu umspannen. Griff das preußische Korps nicht an, so gingen die drei österreichischen nebeneinander vor, um den Feind dort, wo er schließlich standhalten mußte, in einer verderblichen Umarmung zu vernichten. Mit einem solchen Siege wäre auf dieser Front die Entscheidung gegeben worden. Es war wenigstens zu hoffen, daß nach Zurückdrängung des I. und V., auch das Garde- und VI. Korps den Rückzug angetreten hätten. Das wäre von geringem Nutzen gewesen, wenn die Erste und Elb-Armee, wie man früher hatte erwarten müssen, rasch vorgegangen und dem verfolgenden Sieger in den Rücken gefallen wären. Nach dem bisherigen Verhalten dieser beiden Armeen war aber eine Überraschung, ein schnelles Handeln von dorther nicht anzunehmen. Es erschien vielmehr nicht unwahrscheinlich: tritt die Zweite Armee den Rückzug an, so werden die

Erste und Elb-Armee die Iser nicht überschreiten. Ein Angriff am 28. auf das V. preußische Korps mit drei Korps bot somit Benedek günstige Aussichten. Der österreichische Armeeführer wollte jedoch von seinem bisherigen Plan: Defensive mit zwei Korps gegen Osten, Offensive mit sechs Korps gegen Westen nicht abweichen. Den durch den Sieg von Trautenau gewonnenen Vorteil zu benutzen war er nicht willens. Er hatte das 8. und 4. Korps nur nach Skalitz herangezogen, um unter allen Umständen den, wie es schien, mit großer Macht über Nachod vorbrechenden Feind aufzuhalten.

Skalitz, 28. Juni.

Als im Laufe des Vormittags des 28. ein Angriff nicht erfolgte, waren zwei Korps bei der Verteidigung überflüssig. Daß ein Feldherr den einmal gefaßten Plan nicht leichthin wieder aufgibt, ist gewiß anerkennenswert, noch höher ist es jedoch zu schätzen, wenn er die Gunst des Augenblicks zu einem entscheidenden Schlage benutzt. Auf der östlichen Front sollten also das 4. Korps bei Dolan bleiben, das 10. nach Deutsch-Prausnitz marschieren, um sich dort dem Gardekorps vorzulegen, beide nächsten Tages hinter die Elbe gehen. Das 6. und 8. Korps erhielten Befehl, falls bis 2° kein Angriff erfolgte, abzurücken. Durch einen zweiten etwa um 11° erteilten Befehl werden sie zum sofortigen Abmarsch angewiesen. Das 8. Korps hatte das 6. vorn in der Stellung von Skalitz abgelöst. Letzteres mußte somit zuerst abmarschieren. Als das 8. folgen wollte, ging der Feind zum Angriff vor. Jetzt mußte das Korps standhalten. Es durfte nicht, nachdem es mit zehn Gewaltmärschen herangeeilt war und eine Stellung bezogen hatte, kehrtmachen, sobald der Feind anrückte, und es durfte nicht durch die eine Enge von Skalitz abziehen, ohne fürchten zu müssen, durch den nachdrängenden Feind eine vernichtende Niederlage zu erleiden. Die Stellung auf den Höhen des linken Aupa-Ufers, nördlich und südlich von Skalitz, war sehr stark, in der Front kaum zu bewältigen, wenn auch der Eichwald und die Fasanerie eine gedeckte Annäherung erlaubten. Nur eine Umgehung von Norden auf dem rechten Aupa-Ufer erschien gefährlich. Ihr würde aber, so konnte man erwarten, das 4. Korps von Dolan her seinerseits flankierend begegnen.

Skizze 23.

Das V. preußische Korps, verstärkt durch eine Brigade des VI. standen am 28. früh in Erwartung eines Angriffs, die Avantgarde nördlich, die Brigade Hoffmann südlich, das Gros und das rechte Seitendetachement Löwenfeld östlich Wysokow. In diesen Stellungen wollte Steinmetz die erbetene Unterstützung der 2. Garde-Infanterie-Division abwarten, um dann mit Avantgarde und Gros die Front, mit der Garde und Löwenfeld, der nach Studnitz in Marsch gesetzt war, die linke Flanke der feindlichen Stellung anzugreifen. Hoffmann sollte in Reserve bleiben und die linke Flanke der Korps decken. Auf die Nachricht, die 2. Garde-Infanterie-Division müsse in anderer Richtung verwendet werden, entschloß sich Steinmetz, auch ohne diese Unterstützung anzugreifen. Die Avantgarde sollte von südlich Starkoc in westlicher Richtung vorgehen, das Gros nördlich der Straße Wysokow—Kleny folgen, dann links debor-



dierend den Angriff unterstützen, Löwenfeld von Studnitz links nach dem Schafberg abschwenken und von dort die linke Flanke des Feindes umfassen. Hoffmann als Reserve nach eigenem Ermessen handeln. Es war nicht abzusehen, wie die beabsichtigte Umfassung gegen die linke, sicher angelehnte Flanke glücken sollte. Das Ganze lief auf einen Frontalangriff gegen eine starke Stellung hinaus. Es wäre wohl zweckmäßiger gewesen, den Hauptangriff gegen die linke Flanke zu richten und zwar mit zwei Brigaden auf dem rechten, mit einer über Zlbow und dem südlichen Zlitsch auf dem linken Aupa-Ufer, während eine Brigade durch den Eichwald, eine andere südlich der Eisenbahn gegen die Front vorgingen.

Auch die geringe Aussicht auf das Gelingen eines Flankenangriffs wurde dadurch beseitigt, daß die rechte Seitenabteilung von der Schäferei nicht in westlicher Richtung, sondern über Dubno und durch den Eichwald vorging, daß die Avantgarde über Starkoc den nämlichen Weg einschlug, und daß auch Hoffmann nach Westen vorrückend wenigstens zwei seiner Bataillone in den Eichwald und in die Fasanerie vorschickte. So strömten neun Bataillone in diese Gehölze zusammen, während die übrigen zu den Abteilungen Löwenfeld und Hoffmann, sowie zur Avantgarde gehörigen Truppenteile teils als Reserve außerhalb des Waldes blieben, teils Örtlichkeiten wie Studnitz, Schäferei, Starkoc, Dubno und Kleny besetzt hielten. Wie die bunt durcheinander gewürfelten Halbbataillone, Kompagnien und Schützenzüge zu einem einheitlichen Angriff aus dem Walde heraus gegen die feindliche Stellung vorgeführt werden sollten, war nicht zu sagen. Der Feind beseitigte indes jede Verlegenheit. Eins seiner Bataillone war in den Eichwald vorgeschoben worden. Es mußte vor der preußischen Überlegenheit zurückgehen. General v. Fragnern, der auf dem linken Flügel kommandierte, schickte zunächst ein Bataillon zur Unterstützung und führte dann die übrigen sechs Bataillone seiner Brigade vor. Da der Feind nicht zu sehen war, sondern sich nur durch das Feuer im Walde erkennbar machte, geriet die Brigade etwas rechtsschwenkend von Norden her in den zunächst liegenden Teil des Waldes, das Gehege. Feindliche Abteilungen, die bereits so weit vorgedrungen, wurden zurückgeworfen. Weiter nach Süden vorgehend, stieß die Brigade in der Gegend des Bahnwärterhauses auf zwei Halbbataillone Löwenfelds, die hinter der Eisenbahn Stellung genommen hatten. Zu dem Schnellfeuer gegen die Front kam bald Schnellfeuer gegen die Flanke aus der Fasanerie und schließlich gegen den Rücken aus dem Gehege. Nach Verlust ihres Führers und vieler Offiziere wich die Brigade zum größeren Teil auf Skalitz, zum geringeren in die frühere Stellung zurück.

Um die Trümmer aufzunehmen, ging die Brigade Kreyßern, die nördlich Skalitz stand, gegen Gehege und Eisenbahn vor. Ihr Schicksal kam demjenigen ihrer Vorgängerin ziemlich gleich. Auch sie strömte zumeist nach Skalitz zurück. Dem Kommandeur des Korps, Erzherzog Leopold, blieb nur übrig, den Rückzug zu befehlen, der zuerst von der Brigade Schulz, die unberührt südlich der Stadt stand,

angetreten wurde. Die beiden anderen Brigaden folgten unter dem Schutz von einigen an der Eisenbahn, im Zollhaus und im Bahnhof eingenisteten Bataillonen, sowie einer starken Artilleriestellung östlich der Stadt. Einige preußische Kompagnien, die gegen diese Stellung vorprellten, wurden mit blutigen Köpfen abgewiesen. Eine einheitliche, einigermaßen geordnete Verfolgung durch die im Eichwald und in der Fasanerie durcheinandergekommenen führerlosen Truppen war nicht möglich. Der Rückzug konnte daher in leidlicher Ordnung eingeleitet werden. Inzwischen war das preußische Gros westlich Wysokow aufmarschiert. General v. Kirchbach erkannte, daß die befohlene „Debordierung links" zu einem aussichtslosen Angriff über das freie Feld gegen die österreichische Artilleriestellung führen würde. Er zog es vor, nach Hinterlassung eines Regiments in Starkoc mit dem rechten Flügel über Zlbow, mit dem linken durch den Eichwald vorzugehen. Der rechte Flügel trieb allmählich, von Norden nach Süden vorrückend, die wenigen Truppen zurück, die sich noch in der Stellung vorfanden. Der linke Flügel, dem sich die in den Gehölzen befindlichen Truppen anschlossen, kam nach Überschreitung der Eisenbahn in das wirksamste Feuer der feindlichen Artillerie, zu deren Bekämpfung nur wenige Batterien vorgeführt waren. Die österreichische Nachhut mußte indes abziehen, als Bataillone des preußischen rechten Flügels nahe der Aupa in die Stadt eindrangen, einzelne sogar den Fluß überschritten und Klein-Skalitz bedrohten. Die Verfolgung wurde kaum über die Aupa ausgedehnt. Steinmetz begnügte sich mit dem Besitz der linksseitigen Höhen.

Burkersdorf, 28. Juni.

Skizze 20.

Von Gablenz mochte man erwarten, daß er den Sieg vom 27. am 28. ausnutzen würde. Folgte er aber dem geschlagenen Gegner, so sah er sich durch den bei Eipel gemeldeten Feind im Rücken bedroht. Ging er gegen diesen vor, so mußte er auf ein Eingreifen ebensowohl des wieder vorgegangenen Bonin, wie eines neuen von Süden herankommenden Feindes gefaßt sein. Eine Fortsetzung der Angriffsbewegung nach der einen oder anderen Richtung war somit ein erhebliches Wagnis, das auf sich zu nehmen, nur für einen Feldherrn ratsam war, der sich wie Napoleon der Herrschaft auf dem Schlachtfeld bewußt war. Der Sieger von Trautenau, der die Überlegenheit der gegnerischen Waffe erprobt hatte, konnte dies Bewußtsein nicht empfinden. Und hätte er es empfunden, so konnte er nicht die Offensive fortsetzen, wenn sie nicht gleichzeitig von Skalitz aus wieder aufgenommen wurde. Für den Rückzug, den Gablenz somit antreten mußte, wäre der Weg über Kottwitz wohl der sicherste gewesen. Von dort konnte er sich immer noch rechts oder links der Elbe voraussichtlich rechtzeitig bei Königinhof dem Feinde vorlegen. Dann hätte er aber dem Gardekorps den Weg nach Skalitz zur Vernichtung des dort etwa kämpfenden Korps preisgegeben. Der Befehl des Armeekommandos, zunächst nach Prausnitz zurückzugehen und dort haltzumachen, war daher gerechtfertigt. Die Art der Ausführung mußte indessen Bedenken erregen.



Zunächst sollten die Trains und der Munitionspark nach Rettendorf abmarschieren, dann die Brigade Knebel die Höhen bei Burkersdorf besetzen, die Brigade Wimpffen darüber hinaus auf die Höhen von Kaile rücken, die Brigade Mondel als Arrieregarde mit gehörigem Abstand folgen, endlich die Brigade Grivicic vom Katzauerberg über Alt-Rognitz und Rudersdorf bis Raatsch vorgehen, um dort als Avantgarde mit der Front gegen Eipel Stellung zu nehmen. Da der Armeebefehl erst um 7[30] einging, der Aufbruch der Trains erst später erfolgen konnte, so ließen sich alle diese Anordnungen nur ausführen, wenn der Feind bei Eipel stehen blieb. Dazu war allerdings die Neigung vorhanden. Die 1. Garde-Division wollte auf die irrige Meldung, daß feindliche Kolonnen im Marsch von Deutsch-Prausnitz auf Trautenau begriffen wären, in einer Stellung hinter der Aupa die Mitwirkung des I. Korps abwarten. Berichtigende Meldungen von der entgegengesetzten Richtung der feindlichen Marschbewegung bestimmten den kommandierenden General, der 1. Garde-Division den Befehl zum Vorrücken über Staudenz zu geben. Dieser Vormarsch hätte wirksam unterstützt werden können, wenn die 2. Garde-Division Tags vorher nicht bei Kostelez stehen geblieben, sondern bis Horicka und am 28. bei guter Zeit auf Kaile vorgegangen wäre. Jetzt noch den Umweg über Horicka einzuschlagen, wurde für nicht ratsam gehalten. Ein anderer Weg über Liebenthal erwies sich als unbrauchbar. So mußte die 2. Garde-Division der 1. nachgezogen und zu einer sekundären Rolle verurteilt werden. Als sich die Avantgarde der 1. Garde-Division bei Staudenz fühlbar machte, ließ Gablenz die Trains, welche Burkersdorf noch nicht passiert hatten, auf Pilnikau abschwenken und die Brigade Knebel sowie einige Batterien der Geschützreserve zwischen Neu-Rognitz und Burkersdorf aufmarschieren.

Skizze 24.

Gegen diese Stellung ging die entwickelte preußische Avantgarde vor, vertrieb ein weit vorgeschobenes Bataillon, machte aber dann halt, um das Herankommen des zurückgebliebenen Gros abzuwarten. Als dieses in Höhe der Avantgarde aufmarschierte, hatte auch die Brigade Mondel bereits Neu-Rognitz erreicht. Es standen sich somit etwa gleiche Kräfte gegenüber, und es war für das österreichische Korps noch kein Grund vorhanden, einem Gefecht auszuweichen. Die falsche Meldung jedoch, die Preußen seien in Kaile eingedrungen, also das wäre ausgeführt, was die 2. Garde-Division hätte tun müssen, bestimmten Gablenz, den Rückzug seitens der Brigade Wimpffen von Hohenbruck, seitens der Brigade Mondel von Neu-Rognitz aus auf Pilnikau unter dem Schutz der Brigade Knebel antreten zu lassen. Diese mußte noch den frontalen Angriff der 1. Garde-Division aushalten, ehe sie den beiden anderen Brigaden folgen durfte. Sie erlitt dabei nicht ganz unerhebliche Verluste. Einen wirklichen Erfolg hätten aber die Preußen nur davon getragen, wenn sie eine Verfolgung bis zur Pilnikauer Straße durchgeführt hätten. Von einer solchen Leistung ließen sich aber Führer wie Truppe durch festgewurzelte Manöveranschauungen ab-

halten. Der Feind geht zurück. Das Signal „Das Ganze halt“ wird gegeben. Von diesen friedlichen Gewohnheiten wollte man auch im Ernstfalle nicht abgehen, obgleich in allen Lehrbüchern die Verfolgung als die Hauptsache im Kriege angepriesen wurde.

Lange bevor die Frage, ob Verfolgung oder Nichtverfolgung, aufgestellt werden konnte, war die Brigade Grivicic befohlenermaßen nach Alt-Rognitz gekommen. Von der 2. Garde-Division, die durch Raatsch hinter der 1. Garde-Division herzog, wurde ein Bataillon dem in der Flanke auftretenden Feinde entgegengeschickt. Es hatte einen höchst blutigen Kampf südlich Rudersdorf am steinernen Kreuz zu bestehen. Ein zweites Bataillon brachte das Gefecht zum Stehen. Eine Pause trat im Kampfe ein. Grivicic nahm Anstand, weiter vorzugehen und wartete auf den Rückzugsbefehl, den die anderen Brigaden bereits erhalten hatten. Die beiden preußischen Bataillone waren zu schwach zum Angriff. Sie zu unterstützen, hielt der kommandierende General nicht für nötig. Im Generalkommando herrschte die Ansicht „die (Brigade Grivicic) sehen wir heute abend alle gefangen in Trautenau wieder, und zwar um so sicherer, je mehr Erfolg wir in der Front haben“. Das war durchaus richtig. Aber der Erfolg in der Front mußte doch erst durch ein Vorgehen bis zur Pilnikauer Straße erzielt werden. Durch ein Biwak bei Burkersdorf war er nicht zu erreichen. Endlich ließ sich der kommandierende General bewegen, acht Kompagnien gegen Alt-Rognitz vorzusenden. Durch diesen Flankenangriff wurde die österreichische Brigade zum Rückzug gezwungen. Nach Verwundung ihres Führers löste sich der Verband der Truppen. Einige heftige Zusammenstöße einzelner Abteilungen fanden noch statt. Dann suchten die Österreicher über Neu-Rognitz, Hohenbruck und Trautenau den Weg nach Pilnikau zu erreichen. Sie fielen größtenteils dem auf Trautenau vorgehenden Gros der 2. Garde-Division in die Hände. Dieser Erfolg über eine Brigade läßt erkennen, welche Vorteile über das ganze Korps zu erreichen gewesen wären, wenn die 2. Garde-Division von Hause aus auf Käile in Marsch gesetzt worden, und wenn beide Divisionen ungesäumt über die Trautenau—Prausnitzer Straße bis zur Trautenau—Pilnikauer vorgedrungen wären.

Münchengrätz, 28. Juni.

Skizze 25.

Zum Angriff auf die Stellung von Münchengrätz sollten von der Ersten und Elb-Armee am 28. vorgehen: 15. und 16. Division von Hühnerwasser auf Münchengrätz, 14. gefolgt von der Garde-Landwehr-Division über Liebitsch auf Mohelnitz, Divisionen Horn (8.) und Manstein (6.) von Podol auf Brezina, Fransecky (7.) von Mockry—Wschen auf Zdiar, das Kavalleriekorps mit drei Brigaden nach Dauby und Lozan, das II. Korps nach Sichrow, der Rest des Kavalleriekorps nach Liebenau—Reichenau, die Division Tümpling (5.) nach Rowensko. Ohne diesen Angriff abzuwarten, ließ der Kronprinz von Sachsen zurückgehen: die Brigade Ringelsheim über Podkost, die Brigaden Poschacher, Piret und Abele über Fürstenbruck und Sobotka nach Gitschin, das sächsische Korps über Trentsin, Nasilnitsch und Brezno nach Domausnitz, die sächsische Kavallerie auf

Unter-Bautzen, die sächsische schwere Artillerie und das Fuhrwerk nach Jungbunzlau und östlich. Da die Elb-Armee ziemlich weite Anmärsche zurückzulegen hatte, der Angriff daher erst um 9⁰ beginnen sollte, so hätten sich die Österreicher und Sachsen ohne Schaden entfernen können, wenn nicht die Brigade Leiningen, als Arrieregarde jenseits der Iser bei Kloster belassen, den Angriff der 15. Division abgewartet hätte, und wenn nicht zu ihrer Aufnahme zwei reitende Batterien und etwas Infanterie auf dem Muskyberg aufgestellt worden wären.

Daraus entwickelten sich Gefechte zwischen der Brigade Leiningen und den Avantgarden der 15. und 14. Division, sowie zwischen der Division Fransecky und den auf dem Muskyberg aufgestellten Truppen. Nach nicht ganz unerheblichen Verlusten, auch an Gefangenen italienischen Ersatzes, zogen sich die Österreicher, aufgenommen durch die Brigade Abele, über Fürstenbruck zurück. Preußischerseits wurden fast alle Kräfte auf dem engen Raume des Schlachtfeldes zusammengezogen. Nur die Garde-Landwehr-Division war bei Hühnerwasser, die Division Alvensleben des Kavalleriekorps bei Liebenau—Langenbrück, die Division Tümpling bei Rowensko geblieben. Die Masse von einer Kavallerie- und acht Infanterie-Divisionen, etwa 120000 Mann, befand sich unmittelbar unter den Augen ihres Führers vereinigt, litt aber unter der „Kalamität der Konzentrierung", entbehrte das Notwendigste und war schwer zu verwenden.

Obgleich eine Verfolgung nicht stattfand, wurde doch das Oberkommando durch die Kavallerie über das Verbleiben des Feindes ziemlich genau unterrichtet. Der Marsch einer langen Kolonne von Sobotka auf Gitschin war beobachtet, starke österreichische Kavallerie bei letzterer Stadt festgestellt, eine Arrieregarde am Abend bei Podkost gefunden worden. Wo das österreichische Korps sich am Abend befand, war daher unschwer zu erraten. Weniger ausreichend waren die über die Sachsen eingegangenen Meldungen. Die Patrouillen waren unweit Jungbunzlau auf Vorposten gestoßen. Von einem Abmarsch von Bakow auf Unter-Bautzen usw. war aber nichts bemerkt worden. Aus alledem folgerte das Oberkommando, daß, wenn nicht die ganze feindliche Armee, so doch sicherlich das sächsische Korps bei Jungbunzlau erneut Stellung genommen habe und dort angegriffen werden müsse. Dazu sollten am 29. Nachmittags bereitgestellt werden: 15. Division rechts, 16. links der Iser bei Bakow, 14. und Garde-Landwehr dahinter bei Münchengrätz. Das II. Korps sollte von Dambrow über Zehrow nach Martinowitz an der Straße Jungbunzlau—Ober-Bautzen, die Division Tümpling nach Sobotka marschieren, die übrigen Truppenteile stehen bleiben. Am 30. hätte der Angriff auf eine nicht besetzte Stellung erfolgen können.

Lage der Österreicher am 28. Juni Abends.

Somit war die Lage Benedeks dank des Sieges bei Trautenau und trotz der unglücklichen Gefechte von Nachod, Skalitz und Burkersdorf am 28. Abends eine keineswegs ungünstige. Das 4. und 10. Korps waren wohl imstande, die preußische Zweite Armee für zwei, selbst drei Tage an einem Überschreiten der oberen Elbe zu verhindern. Wenn auch von den übrigen sechs Korps das 6. und 8. empfindlich

gelitten hatten, so waren doch noch genügende Kräfte vorhanden, um mit Aussicht auf Erfolg die Offensive gegen die Erste preußische Armee zu ergreifen, die nach keiner Seite sich zur vollen Stärke zu entwickeln vermochte. Allerdings war es höchste Zeit, daß gehandelt wurde. Am 30. spätestens mußte der Zusammenstoß erfolgen, bei dem auf preußischer Seite voraussichtlich die Elb-Armee, vielleicht auch noch mehr gefehlt haben würde. Allerdings wäre ein vernichtender Sieg für die Österreicher nötig gewesen. Ein bloßes Zurückgehen des Gegners oder eine unentschiedene Schlacht hätte von der einen Seite die Zweite, von der anderen die Elb-Armee herbeigeführt und der zweifelhafte Sieg wäre in eine unzweifelhafte Niederlage verwandelt worden. Ob aber die österreichische Führung imstande war, eine Vernichtungsschlacht zu schlagen, mußte nach den bisher gegebenen Proben fragwürdig erscheinen. Zu einem Versuch sollte es nicht kommen. Die Unglücksbotschaften von Skalitz und Burkersdorf sowie die falsche Nachricht, der Feind sei in Gitschin eingedrungen, wirkten so stark auf das Vertrauen Benedeks zu sich und zu seinen Truppen ein, daß er die beabsichtigte Offensive aufgab und in einer Stellung Josefstadt (2.), Jaromer (4.), Salnai (8.), Lititsch (10.), Lancow (6.), Miletin (3.), Horitz (1.), Milowitz (sächsisches Korps) sein Heil versuchen wollte. Mit diesem Entschluß gab Benedek die Möglichkeit eines Sieges auf. Die von Natur sehr starke Stellung Josefstadt—Miletin war mit sechs Korps so stark besetzt, daß die Zweite preußische Armee wenig Aussicht hatte, sie schnell zu bewältigen. Um so schwächer war aber die gegen Westen gerichtete, etwa durch die Orte Horitz—Milowitz zu bezeichnende Flanke, für deren Verteidigung gegen die Erste und Elb-Armee das 1. und sächsische Korps nicht ausreichen konnten. Die schmale Flanke mußte durch die weit breiteren preußischen Armeen gegen die Elbe zurückgedrückt werden, während das Kavalleriekorps unterhalb über die Elbe, die Kavallerie-Division Hartmann über die Mettau gingen, um durch Besetzung der zwischen Königgrätz und Josefstadt etwa vorhandenen Flußübergänge das „Cannae“ zu vollenden.

Lage der Preußen am 28. Juni Abends.

Die Frage war also nicht: werden die Österreicher, wie es den Oberkommandos als höchstes Ziel galt, zurückgedrängt, sondern werden sie, wie Moltke wollte, auf dem linken Elb-Ufer eingeschlossen werden. Mit anderen Worten, soll der Feldzug von Etappe zu Etappe, von der Elbe und dem Main bis zur Donau, vielleicht über die Donau fortgeführt, sollen dann von rechts und links die jetzt noch zuschauenden Mächte hinzukommen, oder soll der Krieg Preußens gegen Österreich, gegen die deutschen Mittelstaaten, und wie es sich noch zeigen sollte gegen Frankreich, sowie der Krieg Italiens gegen Österreich auf einem Schlachtfelde und an einem Tage beendigt werden? Was zur Entscheidung dieser Fragen die Zweite Armee tun konnte, war bereits geschehen oder konnte in den allernächsten Tagen nachgeholt werden. Das Wesentliche aber, was zur Erreichung eines wahrhaften Erfolges zu tun übrig war, fiel den beiden anderen Armeen zu. Wären diese von Hause aus in

Skizze 20. fünf Kolonnen vorgegangen, ohne sich um Feinde zu bekümmern, die entweder gar nicht vorhanden oder für ernstlichen Widerstand zu schwach waren, so konnten sie spätestens am 27. Jungbunzlau—Eisenbrod erreicht haben und am 29. nicht nur mit dem linken Flügel, wie es wirklich geschah, Gitschin, sondern auch mit dem rechten Neubidschow oder Chlumec erreichen. Dann war nur noch ein kurzer Druck nötig, um am 30. den Moltkeschen Plan zur Ausführung zu bringen. Das ließ sich jetzt nicht mehr machen, nachdem der 28. mit einer Scheinschlacht, in der „alles gut zusammengewirkt" hatte, verbracht war und vollends nicht, wenn am 29. eine Erstürmung von Jungbunzlau vorbereitet und erst am 30. ausgeführt werden sollte. Es war die höchste Zeit, daß Moltke durch ein am 29. früh eingehendes Telegramm die Erste Armee zu „beschleunigtem Vorrücken" ermahnte. Vielleicht ließ sich der große Zweck wenigstens noch annähernd erreichen. Die Zweite Armee bedurfte keiner weiteren Weisung. Sie wollte am 29. mit dem I. Korps bis Pilnikau, dem Gardekorps bis Rettendorf, Avantgarde bis Königinhof, mit dem V. bis Gradlitz, dem VI. bis Skalitz vorgehen. Diese Absicht führte zu neuen Kämpfen.

Schweinschädel, 29. Juni. Skizze 26. General v. Steinmetz bei Skalitz hatte sich gegenüber auf der Straße nach Josefstadt hinter dem Walowskigrund die Vorposten des österreichischen 4. Korps. Er wollte sich von diesem Feinde nicht „nach Jaromer locken lassen", sondern um dessen linken Flügel herum über Westetz, Wetrnik und Chwalkowitz nach Gradlitz abmarschieren, ohne sich viel mit ihm zu befassen. Als jedoch die Avantgarde südwestlich Wetrnik die Hochfläche zwischen Chwalkowitz und Miskoles erstieg, stellte sie den Feind fest, der bei Schweinschädel und Sebuc zwischen Aupa und Schwarzwasser eine vorteilhafte Stellung genommen hatte. Der Marsch konnte nicht fortgesetzt werden, wenn man nicht gewärtigen wollte, währenddem in Flanke oder Rücken angegriffen zu werden. Die Avantgarde im Verein mit einer linken Seitenabteilung, die von Trebeschow den Walowskigrund aufwärts marschiert war, formierte sich in der Höhe von Miskoles zum Angriff. Graf Festetics, der österreichische Kommandierende, hatte die Weisung erhalten, einem überlegenen Angriff auszuweichen. Um jedoch „seine Truppen nicht durch einen frühen Rückzug zu demoralisieren", wollte er den ersten Anprall des Feindes abweisen und dann erst den Rückmarsch antreten. Es kam zu einem Gefecht mit den bei den Österreichern üblichen Gegenstößen einzelner Truppenteile, zur Abweisung solcher Angriffe durch Schnellfeuer, zum Kampf um Schweinschädel, das Gehölz bei der Schäferei und Ziegelei und um Sebuc, endlich zu einem Abbrechen des Gefechts seitens der Preußen und zu einem Abmarsch seitens der Österreicher nach Jaromer. Da das Gefecht am Nachmittag angefangen hatte, so erreichten die letzten Truppen des V. Korps Gradlitz erst in der Nacht.

Königinhof, 29. Juni. Skizze 25. Das 10. und die Brigade Fleischhacker des 4. österreichischen Korps sollten am 29. von Neuschloß über Königinhof nach Dubenetz marschieren. Auf dem nächsten und besten, aber auch gefährdetsten Wege über Ketzelsdorf wurde nur die Brigade

Wimpffen geschickt. Sie erreichte Königinhof, ohne mit dem Feinde in Berührung gekommen zu sein und setzte den Marsch nach Dubenetz fort. Die übrigen Brigaden, die Geschützreserve, der Munitionspark und die Trains mußten den Umweg auf dem rechten Elb-Ufer einschlagen, unmittelbar vor Königinhof den Fluß überschreiten und dahinter auf das rechte Ufer zurückkehren. Um den Marsch durch die Stadt zu decken, wurden zehn Kompagnien Regiments Coronini an den östlichen Ausgang herausgeschoben, von denen drei die Ziegelei besetzten. Die Trains, der Munitionspark, die Geschützreserve, die Brigade Knebel hatten die südliche Brücke überschritten, zwei Bataillone, die Reste der Brigade Grivicic, rasteten auf dem Marktplatze, als um 2 Uhr die Avantgarde des Gardekorps von Burkersdorf her erschien. Die drei Kompagnien an der Ziegelei wurden allerdings durch drei Kompagnien aus der Reserve verstärkt. Gegen zwei Batterien und zweieinhalb Bataillone der Vorhut konnten aber auch die sechs Kompagnien nicht lange standhalten. Im Zurückgehen fanden sie die nördliche Brücke bereits durch eine preußische Kompagnie gesperrt. Die zwei Bataillone Grivicic, zwei Bataillone der folgenden Brigade Mondel, gedeckt durch die zehn Kompagnien Coronini, mußten unter Straßenkampf und erheblichen Verlusten, auch an Gefangenen, den Rückzug über die südliche Brücke nehmen. Die noch zurückgebliebenen Bataillone Mondels sowie die Brigade Fleischhacker marschierten querfeldein auf die Höhe des Bahnhofs, wo eine zahlreiche Artillerie aufgefahren jede Verfolgung über die Elbe hinaus verhinderte.

Lage am 29. Juni.

Am Abend des 29. war das linke Elb-Ufer oberhalb Jaromer von den Österreichern geräumt, von den Preußen gewonnen. Von diesen standen das Garde- und V. Korps nebst der Brigade Hoffmann bei Rettendorf, Königinhof und Gradlitz, das I. Korps bei Pilnikau, das VI. bei Skalitz, die Kavallerie-Division bei Kaile. Auf der anderen Seite waren hinter der sehr starken, durch den Talrand der Elbe zwischen Kaschow und Doubrawitz gebildeten Stellung das 6., 8. und 10. Korps, die 2. und 3. Reservekavallerie-Division bereitgestellt. Die rechte Flanke zwischen Jaromer und Kaschow deckten das 2. und 4. Korps, die 1. Reserve- und die 2. leichte Kavallerie-Division, die linke das 3. Korps in dem Bezirk Miletin, Zabres, Zdobin, Chrostow und Tetin. Diese Überlegenheit in einer sehr starken Stellung anzugreifen, glaubte die Zweite Armee nicht zu vermögen. Dagegen schien ein Angriff der Österreicher aussichtsvoll zu sein. Mehrere Übergänge ober- und unterhalb waren in ihren Händen, über welche sie zum Flankenangriff auf das linke Ufer gegen die konzentrierte preußische Stellung übergehen konnten. Da aber vier seiner Korps einzeln geschlagen schwere Verluste erlitten hatten, gab Benedek jeden Angriffsgedanken auf. Seine Hoffnung ging nur dahin, in der seit lange bekannten und berühmten Stellung einen Angriff abzuweisen. Um für diesen Kampf möglichst stark zu sein, war bereits am Vormittag des 29. ein Befehl an den Kronprinzen von Sachsen ausgefertigt worden, seine Vereinigung mit der Haupt-



armee durchzuführen, ohne sich in hartnäckige Gefechte einzulassen. Die Defensivschlacht gegen die Zweite Armee sollte geschlagen werden, ehe die Erste und Elb-Armee heranzukommen vermochten. Zu diesem Plane hatte aber die Zweite Armee ihre Zustimmung nicht gegeben. Sie wollte am 30. nicht angreifen, sondern einen Ruhetag abhalten.

Die österreichische wie die Zweite Armee gedachten also abzuwarten. Um so wichtiger war es, daß die Erste Armee herangerufen war. Aus der Kalamität der Konzentrierung schleunigst in Richtung Horitz—Königgrätz gegen Flanke und Rücken des Feindes vorzugehen, war aber nicht möglich. Nur einzeln konnten die Divisionen aus der dichten Massenbildung gelöst werden. Auch durfte man doch nicht Jungbunzlau ganz außer acht lassen. Es wurde daher befohlen: Unter dem kommandierenden General II. Korps, v. Schmidt, gehen Tümpling (5. Division), von Rowensko, Werder (3.) von Zehrow auf Gitschin vor, Herwarth (4.) von Zdiar und die Kavallerie-Division Alvensleben folgen ersteren, Fransecky (7.) von Bosin über Sobotka letzterem. Hinter diesen Divisionen rücken am Abend Horn (8.), Manstein (6.) und Kavallerie-Division Hann nach Unter- und Ober-Bautzen, um sowohl den nach Gitschin abgerückten Divisionen, wie der gegen Jungbunzlau stehenbleibenden Elb-Armee als Reserve zu dienen. Nicht obgleich, sondern weil das Oberkommando alle seine Kräfte fest und geschlossen zusammenzuhalten stets bestrebt gewesen war, konnte es jetzt dem Feinde nicht zehn, sondern nur zwei Divisionen entgegensenden. Denn die beiden in zweiter Linie folgenden Divisionen Herwarth und Fransecky hatten einen zu großen Abstand von Tümpling und Werder, um noch an diesem Tage in ein Gefecht eingreifen zu können. Und doch sollte noch heute eine Entscheidung fallen.

Gitschin, 29. Juni. Skizze 27.

Schon am 28. waren die Brigade Poschacher und die Kavallerie-Division Edelsheim nach Gitschin gekommen. Im Laufe des nächsten Vormittags folgten die Brigaden Piret, Leiningen und Abele dorthin. Die Brigade Ringelsheim gelangte nach Lochow, die sächsische Division Stieglitz nach Podhrad, die Division Schimpff erst gegen Abend nach Gitschinowes. Durch diese Märsche schien die im Armeebefehl vom 28. früh angegebene Absicht, „zu verhindern, daß sich der Feind zwischen das Gros der Armee und Ihre Truppen werfe", erfüllt zu sein. Durch eine andere Mitteilung „Armeehauptquartier am 29. Miletin, am 30. Gitschin" war der baldige Heranmarsch der Armee in Aussicht gestellt. Der Kronprinz beschloß daher bei Gitschin zu bleiben. Feind war nicht gefolgt. Nur bei Rowensko stand seit vorigem Tage die Division Tümpling. Um sich gegen sie sicherzustellen, ließ Graf Clam-Gallas durch Poschacher den Bradaberg, durch Piret Markt-Eisenstadtl besetzen, stellte Leiningen hinter Poschacher in Reserve und bat den Kronprinzen, eine Brigade nach Dieletz zu schicken, eine andere dieser als Reserve folgen zu lassen. Da aber kein Angriff bevorzustehen schien, blieb die Division Stieglitz bei Wokschitz und Podhrad. Dagegen besetzte die Brigade Abele die Senke bei Prachow. Die eingenommene

Stellung, durch den steilen Höhenzug des Priwisin in zwei Teile geteilt, war unglücklich gewählt. Ging der eine Verteidiger zurück, so geriet der siegende Angreifer in den Rücken des anderen Verteidigers. Gingen beide Teile vor, so kamen sie ganz auseinander. Es war auch nicht günstig, daß Dieletz und Markt-Eisenstadtl in der Tiefe lagen und nach alter Gewohnheit nur besetzt wurden, weil sie Ortschaften waren.

Unerwartet kam gegen 3³⁰ Nachmittags die Meldung von dem Anrücken des Feindes auf der Turnauer Straße. Nun wurde der Westrand von Markt-Eisenstadtl, der Nordrand des südlichen Podulsch und des Waldes südlich Klein-Ginolitz besetzt, die Division Stieglitz herbeigerufen, der ihr bestimmte Platz durch die Kavallerie-Brigade Wallis nördlich Dieletz vorläufig ausgefüllt, die Artillerie östlich Brada aufgefahren. Der Feind ging teils von Ober-Knischnitz auf der großen Straße, teils über Cidlina auf Zames vor. Von hier aus brachten sie Wallis' Husaren, die zu Fuß die Höhe 324 westlich Zames besetzt hatten, und die beiden rechten Flügel-Batterien zwischen Brada und Dieletz zum Rückzug. Westlich von Zames besetzte der Feind das nördliche Podulsch, Ginolitz, die Höhe südlich Jawornitz und drang über Bresca gegen Prachow vor. Am Waldrand und am südlichen Podulsch kam der Feind zum Stehen, dagegen rückte er gegen Dieletz vor. Schon waren zwei Schützenzüge in das Dorf eingedrungen, als die sächsische Brigade anlangte, das Verlorene wieder gewann. Dagegen ging die preußische Artillerie, ursprünglich südlich und südöstlich von Ober-Knischnitz aufgefahren, bis westlich Zames vor und zwang einen Teil der österreichischen und sächsischen Batterien von östlich Brada nach nördlich Kbelnitz abzufahren. In dieser Gefechtslage nach 7⁰ Abends ging der Befehl Benedeks ein, die Bewegung zur Vereinigung mit der Armee fortzusetzen, größere Gefechte aber zu vermeiden. Trotzdem würde der Kronprinz seine Stellungen bis zum Eintritt der Dunkelheit behauptet haben, wenn nicht Ringelsheim in übertriebener Weise gemeldet hätte, er wäre von einer vierfachen Überlegenheit angefallen.

Der Rückzug wurde befohlen. Piret sollte Eisenstadtl halten, Stieglitz nach dem Zebinberg, Leiningen und Poschacher nach Gitschin zurückgehen. Die Sachsen waren im Begriff, Dieletz zu räumen, als ein allgemeiner, umfassender Angriff gegen das Dorf erfolgte. Ein Teil der noch kämpfenden Verteidiger wurde abgeschnitten. Piret wollte dem Feinde die erlangten Vorteile wieder entreißen, ging mit je drei Bataillonen bei der Walchamühle über den Cidlinabach, gegen den Nordostausgang von Dieletz und gegen Zames vor. Der hier und dort unter klingendem Spiel ausgeführte Kolonnenangriff scheiterte an einem verheerenden Schnellfeuer. Nach Verlust eines Sechstels ihrer Stärke gab die Brigade Markt-Eisenstadtl auf und ging nach Gitschin zurück. Auch Poschacher hatte kurz vor Eingang des Rückzugsbefehls mit einigen Bataillonen einen gelungenen Angriff auf Klein-Ginolitz unternommen. Der Rückzug durch Wald und aus Dörfern wurde durch diesen Erfolg erschwert. Mehrere Kompagnien wurden abgeschnitten, als Tümpling

um 8^{30} mit zwei Bataillonen in umfassendem Angriff Podulsch—Brada wegnahm. Eine Verwundung des Generals brachte jedoch die Vorwärtsbewegung zum Stillstand. Ehe der General Kaminsky um 10^{0} das Kommando übernahm und den Weitermarsch befahl, waren Piret, Stieglitz und Wallis östlich ausbiegend, Leiningen, Poschacher sowie die Masse der Artillerie und Kavallerie durch Gitschin abgezogen.

Die Brigade Ringelsheim hatte westlich Wohawetz, die Brigade Abele nördlich bis Prachow Stellung genommen. Abteilungen waren nach Unter- und Ober-Lochow sowie auf dem Wege und in den Wald nach Bresca zu vorgeschoben. Gegen diese Stellungen rückte Werder von Sobotka her vor. Die vorgeschobenen Abteilungen des Feindes wurden von seiner Avantgarde zurückgeworfen, Unter-Lochow, der Wald nördlich, die St. Annenkapelle gewonnen. Ober-Lochow war jedoch stark besetzt, der Wiesenstreifen östlich Unter-Lochow schwer zu passieren, die österreichische Artillerie auf Höhe 330 sehr wirksam. General Januschewsky wird beauftragt, mit vier Bataillonen, einer Batterie die schwierige Stellung über Wostruschno zu umgehen. Das Ziel war noch nicht erreicht, als die Österreicher einen Gegenangriff von Ober-Lochow mit zwei, von Wohawetz mit vier Bataillonen unternehmen, während drei Bataillone den südlichen Rand der Höhe 295 besetzen. Der Angriff auf Ober-Lochow gelingt. Zwei Kompagnien müssen das Waldstück nördlich Unter-Lochow räumen. Der Angriff von Wohawetz aus scheitert jedoch an dem Schnellfeuer der inzwischen über den Wiesenstreifen östlich Unter-Lochow herübergekommenen preußischen Infanterie. Bei diesem Stande des Gefechts ging der Rückzugsbefehl ein und wurde ohne wesentliche Störung zur Ausführung gebracht, da zwei Wege, über Holin und Wohawetz zur Verfügung standen und eine Verfolgung zunächst nicht stattfand. Nur die Seitendeckung bei Prachow wurde zum Teil abgedrängt.

Da bei Wohawetz nicht genügend Wasser zu finden war, beschloß General Schmidt, obgleich es bereits dunkel geworden war, weiter zu rücken. Er ritt selbst mit seinem Stabe vor, ehe die Infanterie folgen konnte. Dicht vor Gitschin wurde er mit Feuer empfangen. Ein nachfolgendes Bataillon fand jedoch das Tor unbesetzt und drang in die Stadt ein. Die Brigade Ringelsheim, ursprünglich als Arrieregarde zur Festhaltung der Stadt bestimmt, war nicht mehr in der Verfassung gewesen, dieser Aufgabe zu genügen und hatte ihren Durchzug durch die Straßen inzwischen bewerkstelligt. Eine sächsische Brigade, als Ersatz herbeigerufen, langte ungefähr zu derselben Zeit (10^{30} Abends) von Nordosten, wie das preußische Bataillon von Westen in der Stadt an. Das Bataillon mußte zurückgehen. Ein nochmaliger Versuch einzudringen, wurde wiederum abgeschlagen. Die Sachsen hielten die Stadt besetzt. Die Division Werder bezog nahe westlich Biwaks. Kurz vor Mitternacht erschien das Avantgarden-Bataillon der 5. Division vor der Stadt. Auch sein Angriff wurde abgeschlagen. Erst als Oberstleutnant v. Gaudy mit dreieinhalb Bataillonen von Dieletz her östlich Kbelnitz die Cidlina überschritten hatte und von Norden her vorging, räumte die

sächsische Brigade die Stadt und zog in der Richtung auf Smidar ab. Gitschin wurde von den Preußen besetzt.

Abweichend von dem bisher beobachteten Verfahren war an diesem Tage verfolgt worden. Die Wirkung zeigte sich bald. Graf Clam-Gallas war in Gitschin im Begriff gewesen, Befehle für den weiteren Rückzug auszufertigen, als die ersten Preußen eindrangen. Eiligst hatte er fortreiten müssen. Die Befehle konnten nicht bestellt werden. Seine Truppen, zum Teil auch die sächsischen, durcheinander gemischt, befanden sich am nächsten Morgen weit verteilt bei Miletin, Horitz, Smidar und Neubidschow und selbst in Josefstadt.

30. Juni. Skizze 25.

Seitens des Oberkommandos der Ersten Armee war zunächst mehrtägige Ruhe gefordert, dann aber doch die Reserven von Ober- und Unter-Bautzen auf Gitschin und nach Zerstörung des Phantoms von Jungbunzlau die Elb-Armee nach Liban herangezogen worden. So war die Erste Armee bei Gitschin vereinigt. Von dort wurde am Nachmittag die Verfolgung fortgesetzt in Richtung auf Miletin: durch Manstein (6.) bis Chotetz, Tümpling (5.) bis Dulibitz; in Richtung auf Horitz: durch Fransecky (7.) bis Konetzchlum; in Richtung auf Smidar: durch Horn (8.) bis Militschin. Das II. Korps blieb bei Gitschin und Podhrad. Das Kavalleriekorps, das gebeten hatte, zur Verfolgung vorgehen zu dürfen, wurde mit diesem übel angebrachten Antrag abgewiesen und nach Dvoretz und Robus gelegt. Wieviel hätte es leisten können, da schon das Erscheinen eines Kavallerie-Regiments vor Horitz Clam-Gallas bestimmte, den Rückzug fortzusetzen: von Horitz nach Sadowa, von Miletin über Groß-Bürglitz und Masloved nach Königgrätz. Nun lag die linke Flanke der österreichischen Armee ganz ungeschützt da. An der Elbe hatte nur eine unbedeutende Kanonade stattgefunden, aber morgen mußte ein Angriff gegen die Front und über Miletin und Horitz gegen den Rücken erfolgen. Das war nicht abzuwarten. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde der Rückzug in aller Stille angetreten: von dem 3. und 10. Korps über Lancow, Groß-Bürglitz, Cerekwitz, Sadowa nach Lipa, vom 6. Korps über Dubenetz, Choteborek, Zizelowes, Horenowes nach Wiestar, das 8. und 4. über Lititsch, Welchow, Ratschitz, Sendrasitz nach Nedelist; das 2. Korps über Salnai und Jezbin nach Trotina; das sächsische Korps in Smidar wurde aufgefordert, sich über Neubidschow und Nechanitz heranzuziehen.

Skizze 20.

Das war ein Erfolg, aber nicht der Erfolg, den Moltke beabsichtigt und sich gedacht hatte. Sein Operationsplan war einfach genug gewesen. Er ließ die weit auseinandergezogenen Armeen auf nächstem Wege dorthin marschieren, wohin nach seiner Berechnung die Österreicher zu gehen sich entschließen mußten. Freund und Feind wurde das nämliche Rendezvous angesagt. Aus Sachsen, der Lausitz und Schlesien, ebenso wie aus Mähren sollten Preußen und Österreicher in das Land zwischen Elbe und Iser zusammenströmen, die einen, um vereinigt zwei getrennte Gegner zu bekämpfen, die anderen, um den vereinigten Gegner von verschiedenen Seiten anzugreifen,

Skizze 19.

jene, um die Vorteile der inneren, diese, um diejenigen der äußeren Linie zu erproben. Unter Aufbietung aller Kräfte waren die Österreicher wenigstens mit ihren Anfängen als die ersten auf dem Platze. Die Länge ihrer Marschkolonnen aber dehnte die Dauer des Aufmarsches auf fünf Tage aus. Fünf lange Tage mußte gewartet werden, ehe die beabsichtigte Offensive auf die feindliche gegen die Iser vorrückende Hauptarmee unternommen werden konnte. War es da nicht möglich, daß diese Hauptarmee, die angegriffen werden sollte, noch vor Ablauf jener Frist selbst zum Angriff herankam, und war es nicht möglich, daß die bis zu den Gebirgsausgängen gelangte schlesische Armee noch früher an der oberen Elbe erschien? Dann mußte die österreichische Armee noch vor oder vielleicht nach eben vollendetem Aufmarsch etwa bei Miletin mit der preußischen Hauptarmee um die Entscheidung ringen, während schon vorher in unmittelbarer Nähe zwei Korps die Angriffe gegen Flanke und Rücken abzuwehren begonnen hatten. Die Stellung an der oberen Elbe war sehr stark. Über kurz oder lang aber mußte ihr linker Flügel umgangen werden. Dann brach die Flut gegen die linke Flanke und den Rücken der österreichischen Armee herein. Mochte diese immerhin alle Angriffe abgewiesen haben, hatte sie den Feind nicht vernichtet, so war das Verderben da.

Eine solche Lage mußte vermieden, die beiden feindlichen Armeen weiter auseinander gehalten werden. Der Kronprinz von Sachsen erhielt Befehl, den Feind um keinen Preis über die Iser zu lassen. Gablenz wurde nach Trautenau, Ramming nach Skalitz—Nachod geschickt, um die beiden von der schlesischen Seite erwarteten Korps an den Gebirgsausgängen zurückzuhalten. Beide Maßregeln waren, wenn man die beiderseitigen Kräfte gegeneinander abwägt, ungenügend. Dennoch blieben sie nicht ohne Erfolg. Der Feind wurde freilich nicht an der Iser zurückgehalten, aber er hielt sich selbst zurück. Gablenz schlug seinen Gegner aus dem Felde. Ramming behauptete sich wenigstens bei Skalitz und wurde durch zwei Korps verstärkt. Die Lage war völlig verändert. Auf der Ostfront hatten die Österreicher die Überlegenheit. Vier Korps standen zwei, drei einem gegenüber. Sie brauchten nur zuzugreifen. Von der Westfront her war für die nächsten Tage eine Überraschung nicht zu erwarten. Benedek benutzte aber den Vorteil nicht, den er bereits in der Hand hatte. Er wollte bei seinem alten Plan verbleiben und zwei Korps an der oberen Elbe belassen, mit dem im übrigen Verfügbaren sich zur Offensive nach der Iser-Seite bereitstellen. Damit büßte er jede Aussicht auf einen Erfolg ein. Vier Korps hätten vielleicht auf der Ostseite am 28. einen großen Erfolg gebracht. Zwei Korps genügten nicht eine Niederlage zu verhindern, die ihnen ohne die handgreiflichen Fehler Bonins und Hillers bereits am 27. hätte zuteil werden müssen. Die Preußen waren in vier Kolonnen vorgerückt. Nur zweien hatten die Österreicher je ein Korps entgegenstellen können. Mochten diese an einer Stelle siegen oder erfolgreichen Widerstand leisten, immer waren sie einer Umfassung im Rücken durch eine der nicht angegriffenen preußischen Kolonnen aus-

gesetzt. Die Vorteile, welche daraus dem Gegner, die Nachteile, welche ihnen selbst erwuchsen, wurden von den Österreichern sehr bald erkannt, von den preußischen Generalen aber nicht erfaßt, wenigstens nicht ausgenutzt. Steinmetz konnte bei Nachod nicht viel mehr erreichen, als die Angriffe des Feindes abzuweisen. Dennoch ging Ramming bis Skalitz zurück, weil er es als selbstverständlich annahm, daß die 2. Garde-Division nicht bei Kosteletz stehen bleiben, sondern ihm in den Rücken gehen würde. Hiller brauchte bei Bausnitz nur über die Aupa zu gehen, um Gablenz entscheidend zu schlagen. In Erkenntnis dieser Gefahr ging der österreichische Feldmarschall-leutnant von Trautenau am Tage nach seinem Siege zurück. Bei Burkersdorf hätte er indessen Hiller erfolgreichen Widerstand leisten können, wenn er nicht der 2. Garde-Division ein Vorgehen gegen seinen Rücken als einzig vernunftgemäßes Unternehmen zugetraut hätte. Der Rückzug von Münchengrätz wurde befohlen, weil das Vorrücken des bei Turnau eingetroffenen preußischen Korps auf Gitschin durch die Lage der Dinge unabweislich geboten zu sein schien. Bei Skalitz bedurfte es eines preußischen Angriffs nicht. Erzherzog Leopold wäre auch ohnedem zurückgegangen. Denn er sollte gegen den im Rücken von der Iser her drängenden Feind geführt werden. Der Kronprinz von Sachsen sollte bei Gitschin das Gefecht abbrechen, weil die Zweite Armee über die Elbe zu gehen drohte. Fortwährend durch eine Umfassung oder Umgehung bedroht, mußten die Österreicher sich nach der Mitte zusammenziehen und dort eingeschlossen werden, wenn nur die preußischen Ober- und Generalkommandos ihre Aufgabe besser erkannt hätten. Der Gedanke aber, den Feind zu vernichten, der Moltke gänzlich erfüllte, war den Unterführern völlig fremd. Sie sahen ihre Aufgabe in der Vereinigung der getrennten Armeen. In dieser Auffassung stimmten sie allerdings mit Moltke überein. Nur wünschte dieser innerhalb des Kreises der vereinigten Armeen den Gegner zu erblicken, während jene dem Feinde überlassen wollten an gesonderter Stelle seine Kräfte zu konzentrieren. Waren hier und dort die Armeen aufmarschiert, so konnte man ja darüber schlüssig werden, ob eine Bataille anzunehmen sei. Für die Oberkommandos war der nächste Zweck des Krieges 250 000 Mann bei Gitschin oder Miletin in einer einzigen Masse zu versammeln. Der Feind, der die Vereinigungsmärsche hindern wollte, mußte allerdings beiseite geschoben werden, wenn man nicht, wie Bonin bei Trautenau, Steinmetz bei Schweinschädel versuchten, Hiller bei Parschnitz ausführte, ohne den nahestehenden Feind zu beachten, in die festgesetzten Quartiere weitermarschieren wollte. Das war erklärlich. Die kommandierenden Generale der Zweiten Armee hatten, wie sie meinten, nicht den Befehl erhalten, sich mit dem Feinde herumzuschlagen, sondern am 28. Juni Arnau, Königinhof und Schurz zu erreichen. Von dieser Aufgabe durften sie sich sowenig wie möglich abziehen lassen. Überdies war ein Angriff größeren Umfangs nicht so leicht auszuführen, da die Truppenverbände von Hause aus in ihre Elemente zerlegt wurden. Steinmetz konnte bei Nachod den Feind abweisen, aber nicht angreifen, weil sein

Korps, soweit es sich zur Stelle befand, in kleinen Teilen über das Feld zerstreut war. General Großmann wurde bei Trautenau beauftragt mit zehn Bataillonen die vorgeschobenen acht Bataillone Buddenbrocks zum Angriff mit sich fortzureißen. Er soll diesen Befehl nicht erhalten haben. Aber auch wenn er ihn erhalten hätte, wäre er nicht imstande gewesen, die völlig durcheinandergekommenen in Partikeln aufgelösten zehn Bataillone zum Angriff vorzuführen. Bei Skalitz war die größte Hälfte der preußischen Infanterie in den Eichwald und in die Fasanerie geworfen. Von dort konnten wohl einzelne Kompagnien gegen die feindliche Stellung vorprellen, einen geschlossenen Angriff mit den vielen durcheinandergemischten Halbbataillonen, Kompagnien und Schützenzügen zu unternehmen, stand in keines Menschen Gewalt. Der einheitliche Angriff Kirchbachs bei Skalitz, Hillers bei Burkersdorf traf dort nur auf eine schwach besetzte Stellung, hier auf einen bereits abziehenden Feind.

Bei der Ersten Armee wurden geordnete Angriffe wenigstens angesetzt. Anstatt aber diejenigen Korps, welche auf den Feind stießen, angreifen, die übrigen so lange weitermarschieren zu lassen, bis sie des Feindes Flanke und Rücken gewonnen hatten, wurde zunächst Halt gemacht, dann alles zum Angriff auf Front und Flügelspitzen bereitgestellt. Ehe diese Bewegungen indes zur Ausführung kamen, war der Feind, wenn überhaupt vorhanden, bereits abgezogen. Die Vorbereitungen waren zu gründlich und zu langwierig gewesen. Daß Vormarsch und Aufmarsch ineinander übergehen müssen, zeigte sich als notwendig. Dem stellten sich aber um so größere Schwierigkeiten entgegen, je länger die Marschkolonnen waren. Die damaligen Korps hatten es an Artillerie und Fuhrwerk noch nicht zu der Stärke der heutigen gebracht. Aber sie suchten das, was ihnen fehlte, wenigstens für den Marsch durch große Abstände zwischen Vorhut, Avantgarde, Gros, Reserveinfanterie, Reserveartillerie und Reservekavallerie zu ersetzen. Diese überlangen Kolonnen kamen nur langsam vorwärts. Bei Nachod gelangte die letzte Reserve um 11° Nachts auf das Schlachtfeld. Bonin hätte Trautenau vor dem Feinde erreichen können, wenn er nicht während des Vormarsches streng nach der Vorschrift durch Infanterie auf den Hängen seitwärts der Straße hätte nachsehen lassen, ob sich nicht hinter Häusern, Büschen und Kuppen heimtückische Feinde versteckt hätten. Um aus der engen Versammlung bei Reichenberg bis über die Iser zu kommen, brauchte das Ende der Infanterie der Ersten Armee vier Tage. Ihr Chef des Generalstabes, General v. Voigts-Rhetz, klagt, das Gelände sei zu eng, um alle Truppen zu entwickeln. Es lag in seiner Hand, das enge Gelände nach rechts und links beliebig zu erweitern, den zusammengepreßten Massen Luft zu verschaffen. Sicherlich war in den Bewegungen der Ersten Armee nichts von der Rastlosigkeit und Unaufhaltsamkeit zu finden, mit der Napoleon seine Kolonnen vorwärts trieb. — Die Schlachten werden mit einer starken Artillerie entschieden. Soviel wußte man aus den Kriegen vom Anfang des Jahrhunderts. Um dies kostbare Mittel zum Siege nicht zu früh zu verausgaben, wurde der Reserveartillerie in der

Marschordnung ein weit zurückgelegener Platz angewiesen. Es war auch gut für den Führer, wenn er möglichst spät in die Verlegenheit versetzt wurde, die fremdartige Hilfswaffe zu verwenden. Wenn nun schließlich ein Angriff gemacht werden sollte, stand die Infanterie ratlos und ohnmächtig vor den langen österreichischen Batterielinien.

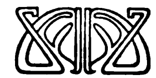
Man sollte meinen, daß unter solchen Umständen die Österreicher ein leichtes Spiel hätten haben müssen. Indessen fehlte es auch ihrer Kampfweise nicht an bedenklichen Eigentümlichkeiten. Der ewige Streit, ob man die mit Schießgewehren ausgestatteten Soldaten mehr nebeneinander, damit sie ihre Waffe gebrauchen, oder mehr hintereinander aufstellen soll, damit sie ihre Waffe nicht gebrauchen können, war von den Österreichern in extrem letzterem Sinne entschieden worden. Bei Nachod standen vier Brigaden in je drei Treffen, also zwölf Treffen, in Kolonnen hintereinander. Die Kolonnen der zwei vorderen Bataillone waren im Feuergefecht einem zur Linie entwickelten Bataillon nicht gewachsen. Daß dieses Bataillon mit Zündnadelgewehren bewaffnet war, gab nicht den Ausschlag. Der Kampf der angreifenden Kolonne gegen die stehende Linie war schon längst bei Preußisch-Eylau, Waterloo und noch neuerdings an der Alma zugunsten der letzteren entschieden worden. Aber freilich machte das verheerende Feuer des Zündnadelgewehrs den abgewiesenen Angriff zur blutigen Niederlage. Der tiefgegliederte, kampfnährende, nachhaltige Kolonnenangriff war es, der in Verbindung mit der Erfindung des Schlossergesellen Dreyse die geschlagenen Korps Rammings und des Erzherzogs Leopold ebenso wie das siegreiche Korps Gablenz in ihren Grundfesten erschütterte. Die Entscheidung aber brachten die durch den Moltkeschen Operationsplan gegebenen, nicht ausgeführten, aber drohenden Umgehungen. Die Gefechte des 27. und 28. Juni hätten in ihrer Summe für die Zweite Armee eine Vernichtung des Gegners ergeben müssen. Sie brachten wenigstens einen Sieg. Die vielen Fehler und Unterlassungssünden der Führung konnten doch nicht ganz folgenlos bleiben. Es war gut, daß die Kompagniechefs, die Zugführer voll Initiative und Entschlußfähigkeit, daß die Mannschaften von bestem Geist beseelt und alles auszuführen imstande waren. Aber mit völlig desorganisierten Haufen konnte man doch keine entscheidenden Siege erfechten. Man mußte froh sein, daß der Feind sich durch das, was nicht getan wurde, was er aber als getan voraussetzte, zum Rückzug bestimmen ließ.

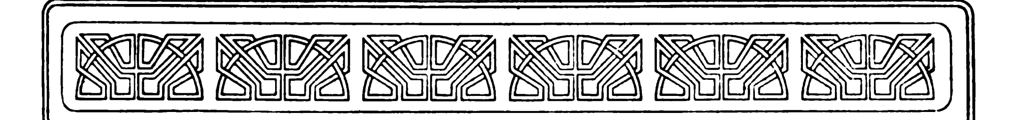
Die Gefechtsführung bei der anderen Armee, in der Regel zu umständlich, zeigte sich ausreichend, als bei Gitschin keine Zeit zu langwierigen Vorbereitungen blieb. Da wurde mit einer Minderheit ein Sieg erfochten, der noch dazu durch eine Verfolgung zum wirklichen Siege gemacht wurde. Eine Kolonne stößt auf einen stärkeren Feind und kämpft unentschieden. Die Nachbarkolonne findet einen schwächeren Feind, wirft ihn zurück und dringt gegen den Rücken jenes stärkeren vor, tut das, was die Zweite Armee bei allen Gefechten hätte tun müssen. Damit war

die Entscheidung gegeben. Die österreichische Stellung wird nicht zu halten, die beabsichtigte Defensivschlacht nicht zu schlagen sein. Zur Ausbeutung fehlte aber ein sofortiger Angriff der Zweiten Armee auf die feindliche Front und ein Vorgehen der Ersten Armee gegen Horitz—Königgrätz. Letzteres war aber mit zwei Divisionen auszuführen nicht möglich. Die Erste und Elb-Armee, anstatt mit dem rechten Flügel Chlumec erreicht zu haben, standen mit acht Divisionen weit zurück im Hintergrunde. Der Feind hatte Zeit, sich der Umklammerung zu entziehen. Aus der von Moltke geplanten Vernichtungsschlacht war ein „ordinärer Sieg" geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Schlieffen,
Generaloberst.





Der Feldzug von 1792.

(Fortsetzung.)

2. Die Kanonade von Valmy.

Stellungen der Verbündeten Anfang September.

Skizze 28.

Nachdem am 5. September die preußischen Truppen der Hauptarmee bei Verdun auf das westliche Maas-Ufer übergetreten waren, hatten die Verbündeten folgende Stellungen inne.

In Belgien standen die österreichischen Feldtruppen des Herzogs zu Sachsen-Teschen in der ungefähren Linie Menin—Namur, hatten aber Sicherungen bis auf französisches Gebiet vorgeschoben, nachdem die gegenüberstehende französische Nordarmee vermindert worden war; eine Diversion gegen die Festung Lille wurde für die nächste Zeit geplant. Das Korps Clerfayt stand noch mit der Avantgarde in Stenay, mit dem Gros bei Baalon; gegen Montmedy wurde beobachtet. Von der Hauptarmee lagerte die Avantgarde unter dem Prinzen zu Hohenlohe bei Sivry la Perche, vom Gros die abgezweigte Abteilung des Grafen v. Kalckreuth — sieben Bataillone, 15 Eskadrons — auf den Höhen von Marre, die Masse des Gros bei Fromereville. Die Hessen waren von Tawern bei Trier über Longuion bis Pillon vorgerückt, das Korps Köhler von Stadtbredimus über Rodemachern bis Haudiomont in der Gegend südöstlich von Verdun. Das Korps des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg hielt mit dem Gros, gegen Metz sichernd, noch die Orne-Linie bei Reichersberg, Teile, verstärkt durch Emigranten, hatten Diedenhofen beiderseits der Mosel umschlossen. Das österreichische Korps des Grafen v. Erbach deckte bei Speyer Süddeutschland gegen die französischen Kräfte an der Lauter; weiter südlich im Breisgau sicherte zwischen Kehl und Rheinfelden das Korps Esterhazy, das noch keine Gelegenheit zu einer Diversion gegen französische Festungen gefunden hatte, sich übrigens auch einem starken Feinde im Elsaß gegenübersah.

Der Herzog von Braunschweig mußte nach seiner Kenntnis der feindlichen Bewegungen damit rechnen, auf dem Weitermarsche von Verdun starke Kräfte zu treffen und das umsomehr, als ihm nicht verborgen geblieben war, daß sich auch vom Rheine her französische Truppen nach dem Innern Frankreichs gezogen

hatten. Der Gedanke, durch eine rasche und kühne Operation die Vereinigung der getrennten Armeen Dumouriez' und Kellermanns zu hintertreiben, indem er sich mit den zunächst verfügbaren Kräften der Hauptarmee und des Korps Clerfayt auf eine von ihnen stürzte, kam ihm ebensowenig in den Sinn, wie dem Könige, der die Fortführung des Angriffskrieges verlangte; das entsprach auch nicht der damaligen methodischen Auffassung. Vielmehr gedachte er das Korps Hohenlohe-Kirchberg heranzuziehen, um den versammelten Franzosen mit versammelten Kräften zu begegnen. Diese Absicht ist an sich unzweifelhaft zu billigen; nun aber rächte sich die weitläufige Verzettelung der verbündeten Truppen und schob den Beginn der Operationen weit hinaus. Und es rächte sich noch ein anderer Fehler. Etwa 25 km vor der Front der Verbündeten an der Maas dehnte sich das Argonnen-Gebirge in dem Winkel zwischen den Flüssen Aire und Aisne, über das, abgesehen von einigen Nebenwegen, nur eine große Straße von Verdun über Clermont nach Chalons führte. Längst hätte Hand auf diesen Paß gelegt werden müssen, sei es, um ihn für die Verbündeten offen zu halten oder für die Franzosen zu sperren. Das war versäumt, und da bekannt war, daß der Feind die Argonnen schon besetzt hatte, konnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, dort gegenüber den vereinigten französischen Streitkräften Aufenthalt zu erleiden. Man sollte meinen, daß hiernach die Lage der Verbündeten nicht als sehr günstig zu beurteilen gewesen wäre, aber gerade das Gegenteil war der Fall. Fand doch die damalige Strategie nunmehr Gelegenheit, durch ein kunstvolles Manöver die Franzosen aus dem Gebirge herauszulocken und „durch die Kraft dieses Manövers mehr zu gewinnen, als durch eine Schlacht gewonnen werden konnte".*) Der Herzog plante folgendes.

Der Herzog von Braunschweig plant die Umgehung der Argonnen im Norden.

Skizze 29.

Die Korps Clerfayt und Kalckreuth sollten sich von Stenay und Marre aus am 12. September, also zehn Tage nach dem Falle von Verdun, bei Briquenay, nördlich von Grand Pré, vereinigen, um den bei Grand Pré angenommenen linken Flügel der Armee des Generals Dumouriez in der Richtung auf Vouziers an der Aisne zu umgehen, diesen Fluß am 13. oder 14. September zu überschreiten und so dem Gegner Flanke und Rücken abzugewinnen. Die preußische Hauptarmee gedachte der Herzog bis zum 12. September gleichfalls gegen den feindlichen linken Flügel vorzuführen, mit einer linken Kolonne unter dem Prinzen zu Hohenlohe von Sivry la Perche nach Fleville, südöstlich von Grand Pré, um dem Gegner Kräfte nachzusenden, wenn er von Grand Pré weichen sollte, mit einer rechten Kolonne von Fromereville nach Landres, um je nach der Lage zu einem Eingreifen sowohl bei den Korps Clerfayt und Kalckreuth, wie bei der Kolonne Hohenlohe bereit zu sein.

*) v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 56. — Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. Vom K. und K. Kriegsarchiv, II. Band, Seite 148.

Inzwischen sollte das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg aus der Gegend von Diedenhofen über Verdun, wo es am 12. September erwartet wurde, mit den Hessen vereint, bis Clermont vorrücken, die rückwärtigen Verbindungen sichern und auf St. Menehould vorstoßen, sobald der Feind im Norden umgangen war. Vor Diedenhofen hatte ein Detachement des Korps Hohenlohe-Kirchberg unter dem Feldmarschallleutnant Grafen Wallis zu verbleiben; das Korps des Grafen v. Erbach wurde von Speyer nach Diedenhofen an die Mosel vorgeholt. Gegen die französische Zentrumarmee unter Kellermann, die im Süden der Argonnen in der Gegend von Bar le Duc zu vermuten war, wurde das kleine Korps des Generals v. Köhler über Verdun und Senoncourt zur Aufklärung entsendet. Die Emigranten der Hauptarmee schließlich sollten von Diedenhofen bis Dun an der Maas nachrücken, um später zum Schutz der rechten Flanke Verwendung zu finden.

Es war wiederum das alte methodische Spiel; wie Schachfiguren wurden die Korps vor der feindlichen Front verschoben, teilweise mit Flankenmärschen, ohne Rücksicht darauf, daß man es dem Gegner leicht machte, mit einem kurzen Stoße in dieses Gewebe von Märschen hineinzufahren, bevor die erwünschte Gruppierung in den als Zielpunkten erstrebten Stellungen erreicht war. Wiederum fehlte der Gedanke an die Tat, das Suchen der Entscheidung in der Schlacht. Abermals gingen die Anordnungen über die feindlichen Kräfte am Rhein hinweg, indem das Korps Erbach, wie vorher das des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg nach der Mosel gezogen wurde. Indes die geplanten Bewegungen kamen in Fluß, ohne daß der Gegner Neigung zeigte, die Fehler der Verbündeten mit empfindlichen Schlägen zu strafen. Dagegen erstand ihm in der Witterung ein mächtiger Bundesgenosse, der die Märsche der Preußen und Österreicher hemmte, ihre Reihen lichtete.

Unerfreuliche Zustände bei den Verbündeten.

Schon auf dem Zuge bis Verdun hatten die Verbündeten unter häufigem Regenwetter zu leiden gehabt, besonders schlimm waren die Tage bei Longwy gewesen. Der Gesundheitszustand der Truppen ließ bei der ungeregelten und mangelhaften Verpflegung viel zu wünschen übrig. Seit Beginn der Operationen westlich der Maas regnete es aber fast ununterbrochen, die Straßen wurden weich und unwegsam, die Felder verwandelten sich in knietiefen Kot. Auf der Rast, im nächtlichen Biwak lagen die Soldaten im Schmutz, ohne sich ein trockenes Plätzchen schaffen zu können; die Zelte schützten nicht, das massenhaft herbeigeschleppte Stroh oder Getreide versank im Boden. Die Dörfer wurden nach den damaligen Grundsätzen zur Unterbringung der Truppen nicht ausgenutzt, von den nassen und hungrigen Soldaten aber rein ausgeplündert; die Wohnstätten wurden zerstört, um Holz zu erlangen; Kleidungsstücke und Stiefel der Einwohner dienten als Ersatz der faulenden Montierungsstücke. Mit der Verpflegung war es sehr übel bestellt. In Verdun hatte man, wie vorher in Longwy, reiche Vorräte gefunden; es bestand aber keine Möglichkeit, sie nachzuführen; der Nachschub versagte fast völlig. Vieh war genügend im Lande; es fehlte



aber meist an Brot und Zukost. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Krankheiten einrissen; vor allem wütete die Ruhr in schrecklicher Weise. Die zahlreichen Kranken kamen entweder um oder wurden, wenn sich eine Beförderungsmöglichkeit fand, den Lazaretten im Rücken der Armee zugeführt, die bei dem Mangel an sanitärer Fürsorge und der Natur der vorherrschenden Unterleibskrankheiten wahren Pesthöhlen glichen.*)

Dumouriez legt sich den Verbündeten hinter den Argonnen vor.

Skizze 28.

Die Annahmen über den Feind, die der Herzog von Braunschweig seinen Anordnungen zugrunde legte, waren im allgemeinen zutreffend; der linke Flügel der Armee des Generals Dumouriez befand sich wirklich bei Grand Pré, die Armee Kellermanns im Anmarsche südlich der Argonnen. Am 30. August hatte Dumouriez beschlossen, sich den Verbündeten mit der Ardennen-Armee, etwa 19 000 Mann, hinter der Aire vorzulegen; die von der Nordarmee herangezogenen Verstärkungen unter den Generalen Duval — 3000 Mann — und Beurnonville — 12 000 Mann — sollten nach le Chesne und nach Rethel, nordöstlich von Reims, rücken. Am 31. August hatte die Avantgarde der Ardennen-Armee unter Dillon von Mouzon aus eine Berührung mit den Vortruppen vom Korps Clerfayt bei Stenay, die mit dem Rückzug der Franzosen endete. Obwohl man den Feind also schon an der Maas wußte, wagte Dumouriez doch noch einen Flankenmarsch von Sedan über Mouzon und Beaumont nach Grand Pré, wo er am 4. September an der Aire Aufstellung nahm. Damit sperrte er die Talniederung der Aire; weiter nördlich sicherte ein kleines Detachement bei la Croix aux Bois die Straße von Stenay nach Vouziers. Die Avantgarde der Ardennen-Armee marschierte nach St. Menehould weiter und besetzte am 5. September den les Islettes genannten Hauptpaß zwischen dem genannten Orte und Clermont. Dank der Untätigkeit der Verbündeten war es den Franzosen auf diese Weise tatsächlich geglückt, dem feindlichen Vormarsch an den Argonnen einen Riegel und einen Schleier vorzuschieben, hinter dem sie nach Gefallen operieren konnten. Dumouriez war sich klar darüber — und das spricht für seinen militärischen Blick —, daß die Verbündeten das Hindernis der Argonnen umgehen und nicht in der Front angreifen würden; er trug sich mit dem Gedanken an die Offensive, falls sie ihm hierbei die Flanke bieten sollten.**) Inzwischen hatte sich die

---

*) Über die unerfreulichen Zustände bei der Armee der Verbündeten liegen zahlreiche Berichte von Augenzeugen vor, z. B.: Goethe, Campagne in Frankreich 1792; Magister Laukhards Leben und Schicksale, bearbeitet von Dr. Petersen; Erinnerungen des Generalleutnants Friedrich Karl v. Schmidt im Heft 11 der Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres; Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzuge 1792, Liegnitz und Leipzig 1802 und andere. Auch die Erinnerungen des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., der 1792 eine Brigade führte, mitgeteilt im Militär-Wochenblatt von 1846, sind hier zu nennen. Daß diese Berichte im allgemeinen nicht übertreiben, dafür bürgen die im Kriegsarchiv enthaltenen amtlichen Äußerungen aus jener Zeit.

**) „Revue d'Histoire", Juillet-Septembre 1908, La Manœuvre de Valmy, Seite 16 ff.

Zentrumarmee unter Kellermann von Metz über Pont a Mousson in Marsch gesetzt, um die Vereinigung mit Dumouriez zu suchen. Nachdem von der Rhein-Armee Verstärkungen herangekommen waren, gelangte sie am 6. September in der Stärke von 22 000 Mann nach Toul. So zog sich nach den Argonnen, wo das Vorbrechen der Verbündeten über die Maas drohte, eine starke französische Truppenmacht zusammen. Den linken Flügel sicherte gegen Belgien die sehr zusammengeschmolzene Nordarmee unter dem General Moreton bei Valenciennes, den rechten am Rhein General Custine mit 17 000 Mann, der sogenannten Vogesen-Armee, bei Landau; weitere Kräfte unter Biron standen im ganzen Elsaß verteilt.

Bewegungen der Verbündeten zur Umgehung Dumouriez'. Skizze 29.

Auf der Seite der Verbündeten rückte das Korps Clerfayt am 7. September von Stenay bis Nouart vor; am 8. marschierte es von dort nach Romagne, wo es sich mit dem preußischen Korps Kalckreuth vereinigte, also nicht in Briquenay, wie ursprünglich geplant war. Der Herzog von Braunschweig wollte dem Gegner nicht zu früh und zu deutlich zeigen, daß es auf die Umgehung seines linken Flügels abgesehen war.*) Am 11. September rückten dann beide Korps nach Nouart. Die preußische Hauptarmee marschierte an diesem Tage und am 12. September mit der Kolonne des Prinzen zu Hohenlohe von Sivry la Perche bis Sommerance, mit der Hauptkolonne von Fromereville bis Landres.**) Prinz zu Hohenlohe ließ Fleville besetzen, das ihm anfangs als Zielpunkt bezeichnet war. Ein Versuch, hierbei die Aire zu überschreiten, scheiterte an der Wachsamkeit französischer Postierungen. Gegen Kellermann hatte das kleine Korps des Generals v. Köhler inzwischen aufgeklärt, indem es am 8. und 9. September von Verdun bis Chaumont vormarschierte und Erkundungsabteilungen in südlicher und südöstlicher Richtung vortrieb. Am 10. September rückte Köhler, nachdem er festgestellt hatte, daß sich starke feindliche Kräfte in Chalons und Bar le Duc befanden, wieder nach Norden ab und traf am 12. September bei der Kolonne des Prinzen zu Hohenlohe in Sommerance ein. Die Hessen erreichten am 12. September über Verdun Clermont am Eingang des Passes les Islettes; das österreichische Korps des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg rückte über Verdun und Marre bis zum 14. September dorthin nach und nahm zwischen Varennes und Clermont Stellung.

Die geplante Umgehung des französischen linken Flügels wurde am 12. September dadurch eingeleitet, daß die Korps Clerfayt und Kalckreuth aus der Gegend von Nouart nach Boult aux Bois und Briquenay vormarschierten. Es kam hierbei zu leichten Gefechten; einige Kompagnien des Korps Clerfayt bemächtigten sich mit geringer

---

*) Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. Bearbeitet vom K. u. K. Kriegsarchiv. II. Band, Seite 152.

**) Am 11. September überfielen preußische leichte Truppen einen französischen Brottransport bei Clermont, zersprengten die Begleitmannschaft und machten 86 Gefangene. Die eigenen Verluste waren geringfügig.

Mühe des Passes la Croix aux Bois an der Straße von Stenay nach Vouziers, bei Briquenay hatten die preußischen Vortruppen Berührung mit anfangs überlegenen französischen Kräften, die aber gegen Abend auf Grand Pré zurückwichen.

Am 12. September waren somit im wesentlichen die Stellungen erreicht, die für das große Umgehungsmanöver des Herzogs von Braunschweig die Ausgangspunkte bilden sollten. Nun wurde aber mit der Ausführung wieder einmal gezaudert. Nach den ursprünglichen Absichten sollten Clerfayt und Kalckreuth am 13. oder 14. September die Aisne bei Vouziers überschreiten. Das war ihnen durch die Eroberung des Passes la Croix aux Bois leicht gemacht, der Herzog ließ aber die beiden Korps am 13. und 14. September bei Boult aux Bois und Briquenay stehen, augenscheinlich, um das etwas verspätete Eintreffen des Korps Hohenlohe-Kirchberg bei Clermont abzuwarten. An sich war diese Verspätung ganz belanglos und hätte die Operationen nicht beeinflußt; einem Feldherrn des 18. Jahrhunderts war es aber unmöglich, zu handeln, bevor nicht der Aufbau der Truppen planmäßig und methodisch vollzogen war.*)

Dumouriez vereinigt seine Kräfte bei St. Menehould.

Diese Verzögerung hätte dem Gegner zugute kommen können, wenn er etwas tätiger gewesen wäre. Als die Preußen am 5. September mit allen Truppen bei Verdun auf das westliche Maas-Ufer übertraten, glaubte Dumouriez zunächst an eine Umgehung der Argonnen im Süden und dachte schon daran, seine Kräfte noch weiter nach Süden zu verschieben, um die Verbündeten zusammen mit Kellermann anzugreifen. Als er aber von dem Flankenmarsch des Korps Kalckreuth von Marre nach Romagne hörte, beschloß er, zunächst in seinen Stellungen hinter der Aire zu bleiben. Da die Verbündeten immer mehr Kräfte nach Norden schoben, mußte er schließlich mit einer Umgehung im Norden rechnen, und es war fehlerhaft, daß er den Paß von la Croix aux Bois am 12. September leichten Kaufes in die Hände der Verbündeten fallen ließ. Er versuchte, ihn wiederzuerobern und entsandte noch am 12. September Abends ein starkes Detachement unter dem General Chazot von Grand Pré über Vouziers gegen den Paß, das indes erst am 14. Morgens zum Angriff gegen die österreichische Besetzung von la Croix aux Bois schritt. Die Franzosen hatten zunächst Erfolg, wurden aber von dem mit Verstärkungen herbeieilenden Feldzeugmeister Grafen v. Clerfayt wieder auf Vouziers, zum Teil auch in nördlicher Richtung, zurückgeworfen.**) Nun sah Dumouriez ein, daß er entscheidende Maßnahmen

*) Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. Vom K. u. K. Kriegsarchiv. II. Band, Seite 155.

**) Die Österreicher verloren nach den Angaben ihres Generalstabswerks 32 Tote, 65 Verwundete, 15 Vermißte. — Am Abend des 14. September versuchte der Herzog von Braunschweig, mit Dumouriez in Verbindung zu treten, wahrscheinlich, um ihm das Aussichtslose seine Lage vor Augen zu führen. Hauptmann v. Massenbach vom Stabe des Prinzen von Hohenlohe wurde zu ihm gesandt, Dumouriez ließ ihn aber nicht vor. Massenbach gewann von dem französischen Militär, das er sah, einen sehr günstigen Eindruck. v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates, I. Band, Seite 62.

treffen mußte, um sich der drohenden Umklammerung zu entziehen. Der Entschluß, den er noch am 14. September faßte, war sehr merkwürdig. Das natürlichste wäre ein Rückzug nach Chalons gewesen, um sich dort mit Kellermann und anderen heranzuziehenden Verstärkungen zu vereinigen. An eine solche Vereinigung dachte auch Dumouriez, erstrebte sie aber nicht bei Chalons, sondern noch innerhalb der Argonnen bei St. Menehould. Damit sperrte er allerdings den von Clermont über das Gebirge führenden Paß so gründlich wie möglich, setzte sich aber noch weit mehr als bisher der Gefahr aus, von den nach Norden vorgeschobenen Hauptkräften der Verbündeten in der linken Flanke und im Rücken umgangen und in zentraler Lage eingekreist zu werden. Es ist schwer zu urteilen, was ihn zu solch gefährlichem Spiel bewogen haben mag. Offenbar fehlte ihm das Verständnis für die richtige Bewertung strategischer Verhältnisse; auch mochte eine gewisse Nichtachtung der saumselig operierenden Verbündeten hinzukommen. Seine Absicht konnte nur sein, sich von den Verbündeten in fester Stellung angreifen zu lassen oder ihnen zu folgen, wenn sie auf Paris weitergingen.*)

Die Aufgabe, die sich Dumouriez mit der Vereinigung der französischen Streitkräfte bei St. Menehould setzte, war nicht nur gefährlich, sondern auch schwer zu lösen. Am 14. September waren die verschiedenen Heeresgruppen, die für den Marsch nach St. Menehould in Betracht kamen, noch weit zerstreut. Dumouriez stand mit den Hauptkräften bei Grand Pré, wohin er inzwischen die 3000 Mann unter dem General Duval herangezogen hatte, die von der Nordarmee in Marsch gesetzt waren. Nördlich bei Vouziers stand das Detachement Chazot. Die andere Verstärkungsgruppe von der Nordarmee unter dem General Beurnonville war bis Rethel gelangt. Dillon hielt den Paß les Islettes. Kellermann befand sich mit der verstärkten Zentrumarmee auf dem Marsche von Bar le Duc nach Vitry, um Chalons zu erreichen, das er für den natürlichen Vereinigungspunkt der französischen Armee hielt. Von Kellermann im Süden bis Beurnonville im Norden waren die Franzosen auf einem Raume von 100 km Breite verteilt. Demgegenüber standen die Verbündeten wenige Kilometer vor der Front der Franzosen von Boult aux Bois bis Clermont in einer Breite von nur 45 km versammelt. Nun sollten sich die französischen Streitkräfte dicht vor dem Feinde auf der Grundlinie nach der Mitte

*) v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, 2. Auflage, Seite 424. — Jomini, **Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution**, II., Seite 120, bezeichnet den Entschluß Dumouriez', nach St. Menehould zu gehen, als kühn und rühmlich für das Urteil des Generals; v. Boguslawski, Das Leben des Generals Dumouriez, II., Seite 34 und 39, hebt das Wagnis des Entschlusses hervor, namentlich im Hinblick darauf, daß Dumouriez eine Schlacht mit verwandter Front verlieren konnte, und meint, daß der Rückzug den Stempel kühner Genialität an sich trage und „eines Turenne, ja sogar eines Friedrich oder Napoleon I. würdig sei". Gegen dieses Urteil spricht die vollkommene Untätigkeit, in der Dumouriez später in der Stellung von St. Menehould den Gang der Ereignisse abwartete.

zusammenziehen. Fast kommt man auf den Gedanken, Dumouriez hätte besser getan, die Verbündeten aus den Argonnen in der Front anzugreifen und die Korps Beurnonville und Kellermann gegen ihre Flanken zu entsenden. Eine solche aktive Kriegführung lag den Franzosen aber trotz der wiederholten Gedanken Dumouriez' an eine Offensive ebenso fern wie den Verbündeten. Noch eine weitere Schwierigkeit kam für Dumouriez hinzu. Kellermann war ihm nicht unterstellt; die eigentliche Leitung des Krieges lag nicht bei ihm, sondern beim Kriegsminister Servan in Paris. Er mußte sich also mit der Hoffnung begnügen, daß sich Kellermann seinen Anordnungen fügen werde.

Dumouriez sandte noch am 14. September an Kellermann die Weisung, sich nach St. Menehould heranzuziehen; Kellermann leistete langsam und widerstrebend Folge, indem er sich am 17. von Vitry nach le Fresne sur Moivre in Marsch setzte. Beurnonville erhielt Befehl, über Attigny und Suippes nach St. Menehould zu marschieren. Das Detachement Chazot wurde von Vouziers nach Süden herangezogen. Die Ardennen-Armee selbst trat unter dem Schutze einer Nachhut am 15. September 3° Morgens aus dem Lager von Grand Pré den Marsch nach St. Menehould an, überschritt die Aisne in der Richtung auf Autry und marschierte, nachdem die Nachhut nachgezogen war, von Autry auf Dommartin sous Hans weiter. Inzwischen hatten die Verbündeten den Abzug der Franzosen aus dem Lager von Grand Pré festgestellt, das preußische Korps Hohenlohe rückte von Sommerance dorthin nach, eine starke Husaren-Abteilung mit Artillerie übernahm die unmittelbare Verfolgung.

Die Husaren überschritten die Aisne bei Mouron, ritten gegen die zurückgehenden französischen Marschkolonnen an und erzeugten eine gewaltige Panik, die erst südlich des Flüßchens Bionne in der Gegend von Dommartin sous Hans ihr Ende fand. Es zeigte sich, daß die Franzosen trotz ihrer fester gewordenen Fügung doch noch leicht Erschütterungen ausgesetzt waren; allerdings litten sie unter der Witterung und durch Krankheiten nicht weniger als die Verbündeten.

Am 16. September bezog Dumouriez, der durch eine Verfolgung nicht weiter belästigt wurde, mit den Hauptkräften eine Stellung mit der allgemeinen Front nach Westen, deren rechter Flügel sich an die Aisne bei Maffrecourt anlehnte, während der linke nach Süden bis an die Sumpfniederung der Auve in der Gegend von Dampierre sur Auve reichte. Die Frontrichtung nach Westen mit dem Rücken gegen Deutschland beweist, daß Dumouriez damit rechnete, von Westen her angegriffen zu werden. Seine nördliche Flanke sicherten starke Postierungen unter den Generalen Duval und Stengel beiderseits der Aisne nördlich von Vienne la Ville, den Rücken deckte Dillon bei les Islettes.

Kellermann gelangte am 18. September bis Dampierre le Chateau, Beurnonville marschierte an diesem Tage nach einem unnötigen Umwege über Chalons auf St. Menehould. Die Vereinigung der französischen Streitkräfte in der Stärke von rund 50 000 Mann war bis zum 18. September also tatsächlich vollzogen.

Vormarsch der Verbündeten von Grand Pré gegen die Straße St. Menehould—Chalons.

Auf der Seite der Verbündeten geschah am 15. September außer der Vorwärtsbewegung des preußischen Korps Hohenlohe nichts anders, als daß Kalckreuth von Briquenay bis Longwé vorrückte. Auch am 16. und 17. September ließ man die Franzosen ruhig gewähren. Da man Dumouriez' Absichten zunächst nicht durchschaute, nahm man an, daß er sich durch einen Abmarsch nach Chalons den Verbündeten entziehen werde. Der König von Preußen war sehr aufgebracht darüber, daß man die Franzosen hatte entwischen lassen; auch als der tatsächliche Verbleib Dumouriez' am 16. September festgestellt war, glaubte er immer noch an einen Abzug nach Chalons. Die beiden letzten Tage der Ruhe im Lager von Landres, in dem die Hauptarmee, abermals wegen Verpflegungsschwierigkeiten, seit dem 12. September feststand, benutzte der Herzog von Braunschweig zu Erkundungen*) und Erwägungen über ein neues Manöver. Die Möglichkeit, die Franzosen, die augenscheinlich keine Neigung zeigten, die Gegend von St. Menehould zu verlassen, durch einen Vormarsch westlich der Argonnen gegen die Straße von St. Menehould nach Chalons von Frankreich abzuschneiden, wurde vom Herzog nicht verkannt; doch sollte es nicht der Zweck einer solchen Operation nach Süden sein, die abgeschnittene feindliche Armee zu umzingeln und zu vernichten, vielmehr hoffte er, sie aus dem Gebirge hinauszudrängen und in südwestlicher Richtung gegen die Marne zu werfen. Wiederum wurde also die endgültige Abrechnung mit dem Feinde, die Schlacht, vertagt, und damit die denkbar günstigste Gelegenheit verkannt, den Krieg mit einem entscheidenden Siege und einem Schlage zugunsten der Verbündeten zu wenden.**) Die gesamte Operation sollte aber nach der Absicht des Herzogs auch dazu dienen, quer über das Gebirge die Verbindung mit dem österreichischen Korps Hohenlohe-Kirchberg und den Hessen herzustellen, die noch östlich der Argonnen standen; hierzu war es unerläßlich, Truppen zwischen Aire und Aisne auf dem Kamme des Gebirges, der durch eine Römerstraße bezeichnet wird, vorzuschieben, sich des Passes la Chalade und damit des Weges nach Varennes zu bemächtigen. Auf diese Weise trat man nicht nur in unmittelbare Beziehungen zu den abgetrennten Heeresteilen, sondern auch zu den eigenen rückwärtigen Verbindungen, die über Verdun führten; endlich war das Vorgehen auf dem Kamme geeignet, die Rückensicherung Dumouriez' aus dem Passe les Islettes hinauszumanövrieren.

*) Zu den Erkundungen wurden vorzugsweise Offiziere des Generalquartiermeisterstabes verwendet, die von der Armee die „Abschneider" genannt wurden, weil dauernd vom Abschneiden des Feindes die Rede war. Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793 und 1794 (v. Valentini), Seite 5.

**) Massenbach sagt zwar in seinen Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates, I. Band, Seite 76 und 77, daß durch diese Operation der Feind nicht nur aus den Argonnen hinausmanövriert, sondern höchstwahrscheinlich vernichtet worden wäre; doch ist das eine nachträgliche Erwägung. Am 16. und 17. September 1792 hat im Lager der Verbündeten außer dem Könige sicherlich niemand an eine Vernichtung des Feindes gedacht.



Um diesen von den Zeitgenossen ehrfürchtig bewunderten Plan in die Tat umzusetzen, ordnete der Herzog für den 18. September an, daß Clerfayt von Boult aux Bois nach Vouziers, Kalckreuth von Longwé nach Marvaux rücken sollte. Damit setzten sich diese beiden Korps auf die Straße von Vouziers nach St. Menehould. Das preußische Korps Hohenlohe wurde von Grand Pré nach Servon an der Aisne gewiesen und hatte dort beiderseits des Flusses ein Lager zu beziehen, so daß auf dem östlichen Ufer der Raum bis zum Argonnen-Walde beherrscht wurde. Die preußische Hauptarmee sollte von Landres in ein Lager nach Montcheutin auf dem westlichen Aisne-Ufer marschieren, das Emigrantenkorps der Hauptarmee, das über Dun bei Buzancy eingetroffen war, nach Vouziers an das Korps Clerfayt heranrücken. Für den 19. war beabsichtigt, den Vormarsch in der neu gewonnenen Front nach Süden derart fortzusetzen, daß die Hauptkräfte westlich der Aisne, Nebenkräfte östlich des Flusses im Gebirge vorgingen.

Beurteilung der Absichten des Herzogs von Braunschweig.

Dieser Marsch führte unmittelbar gegen die rechte Flanke der Stellung Dumouriez' zwischen Maffrecourt und Dampierre sur Auve und bei les Islettes und konnte zu dem erhofften Ergebnis führen, daß der Feind, dem Drucke nachgebend, in südlicher oder südwestlicher Richtung abzog. Indes auch für den Fall, daß der Gegner nicht abzog, sondern standhielt, war die Gruppierung der Kräfte nicht ungünstig. Durch Verschiebung der Korps Clerfayt und Kalckreuth war es im Laufe des 19. und 20. September sehr wohl möglich, dem Gegner die Straße nach Chalons zu verlegen; durch eine Vorwärtsbewegung eines Teils des hessisch-österreichischen Korps südlich der Argonnen von Clermont gegen die Straße von St. Menehould nach Vitry konnte auch diese für ihn gesperrt werden.*) Dann war das Schicksal der Franzosen besiegelt; von allen Seiten durch überlegene Kräfte umstellt, wären sie der Kapitulation oder der Vernichtung anheimgefallen. Dazu gehörte nur ein Entschluß, der Wille, den Feind zu schlagen, und die Anforderung an die Umfassungstruppen, am 19. und 20. September etwas größere Märsche auszuführen, als sie damals üblich waren.

Eingriff des Königs von Preußen.

Vom Herzog von Braunschweig war ein solcher Entschluß nicht zu erwarten; in seine Berechnungen paßte der Entscheidungskampf nicht hinein, sondern nur der Abzug des Gegners. Indes nicht nach seinen Wünschen entwickelten sich die Verhältnisse. Am 19. September wurde durch unverhoffte und unmittelbare Anordnungen des Königs von Preußen eine Lage herbeigeführt, die den Herzog am 20. Sep-

*) Allerdings weist die Cassinische Karte von Frankreich, die von den Verbündeten benutzt wurde, südlich von St. Menehould keinen Weg auf, der zu einem Vormarsch von Clermont gegen die Straße St. Menehould—Vitry hätte benutzt werden können. Indessen war man in jener Zeit gewöhnt, auf „Kolonnenwegen“ zu marschieren, und besaß eine große Fertigkeit in der Auswahl und Herrichtung solcher Wege.



tember nötigte, den Entscheidungskampf doch aufzunehmen, zwar nicht unter so günstigen Bedingungen, wie sie eben geschildert worden sind, aber immerhin unter Umständen, die für die Franzosen sehr bedrohlich waren.

Am 19. September marschierte die preußische Hauptarmee von Montcheutin in ein Lager bei Massiges an dem kleinen Tourbe-Flüßchen; das Korps Kalckreuth rückte von Marvaux bei ihr wieder ein. Vom feindlichen rechten Flügel war man nur noch 8 km entfernt. Clerfayt ging von Vouziers bis Manre vor. Die Emigranten, die ihm folgen sollten, verliefen sich und gelangten nach St. Souplet, 15 km westlich von Manre. Das preußische Korps Hohenlohe blieb bei Servon, verjagte französische Sicherungen aus Vienne le Chateau und erkundete auf dem Rücken der Argonnen gegen la Chalade. Der Herzog von Braunschweig hielt auf dem steil aufsteigenden Kegel des Remoi-Berges südlich der Tourbe und beobachtete das feindliche Lager bei Maffrecourt, in dem sich nichts rührte. Nur leichte Truppen der Franzosen sah man mit preußischen Husaren plänkeln.

Zwischen 12° Mittags und 1° Nachmittags erhielt der König eine Meldung des Husaren-Regiments v. Köhler, daß die Franzosen auf der Straße nach Chalons abziehen wollten. Das, was er längst befürchtet hatte, wurde also noch im letzten Augenblicke zur Tatsache. Er wollte aber die Franzosen nicht entkommen lassen; ihm war an einer Entscheidung gelegen, um baldigst der übernommenen Pflicht zu genügen, in Paris die königliche Familie zu befreien. Die Sorge um den kriegerischen Erfolg, die Eile, die geboten schien, ließen ihn vergessen, daß nicht er, sondern der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl führte; er traf, ohne seinen Feldherrn zu fragen, Anordnungen, die geeignet erschienen, das Entweichen des Gegners nach Westen zu hindern. Der Herzog fügte sich in seinem stark ausgeprägten Unterordnungsgefühl diesen Weisungen ohne Widerstand, obwohl damit das kunstvolle Gebäude seiner Strategie zusammenstürzte, obwohl sich — und das ist das merkwürdigste — die Meldung des Köhlerschen Regiments sehr bald als falsch erwies. Um 3° Nachmittags trat die preußische Armee einen Rechtsabmarsch an, um sich der Straße nach Chalons zu nähern; das Gros marschierte aus dem Lager von Massiges, wo man gerade mit Abkochen beschäftigt war, über Laval in die Gegend zwischen Somme Tourbe und Somme Suippes, das Korps Hohenlohe von Servon über Virginy in die Gegend nordwestlich von Somme Bionne. Die Ziele wurden erst in der Nacht erreicht; da die Bagagen zurückgelassen worden waren, suchten sich die Soldaten in der längst gewohnt gewordenen Weise durch Plünderung der nächsten Ortschaften Verpflegung und andere Bequemlichkeiten zu verschaffen. Zahlreiche und mächtige Biwakfeuer ließen den Feind über den Verbleib der verbündeten Truppen jedenfalls nicht in Zweifel. Clerfayt sandte aus Manre eine Botschaft, daß er zusammen mit den Emigranten am Morgen des 20. September bei Suippes eintreffen werde.

Lage bei den Franzosen vor der Kanonade.

Skizze 30.

Während der Anmärsche der Verbündeten von Norden am 18. und 19. September war Dumouriez ruhig in seinem Lager geblieben. Am 19. September wurden die nach Norden vorgeschobenen Sicherungen westlich der Aisne unter dem General Stengel bis auf die Höhen von Valmy, also vor die Front der Armee, zurückgenommen, während die Sicherungen östlich der Aisne unter dem General Duval an der Biesme verstärkt, und auch noch weitere Truppen zu ihrer Unterstützung bereitgestellt wurden. Den Höhenrücken der Argonnen wollte also Dumouriez nicht leichten Kaufs aus der Hand geben. Kellermann rückte am 19. September von Dampierre le Chateau nach Dommartin la Planchette nördlich der Auve an den linken Flügel der Armee heran, um auf den dortigen Höhen eine Stellung mit der Front nach Nordwesten zu nehmen. Seine Vorhut unter dem General Deprez-Crassier vereinigte sich mit den Truppen Stengels bei Valmy. Mit der von Dumouriez angeordneten Stellung war Kellermann höchst unzufrieden, weil sein linker Flügel in der Luft hing; er gedachte am 20. September im Falle einer Schlacht in eine Stellung südlich der Auve bei Dampierre sur Auve zurückzugehen. Hierzu sollte es indes nicht kommen.

Am 19. September, dem Vorabend der Kanonade von Valmy, stand also die französische Armee in der Stärke von etwa 50 000 Mann auf engem Raume zwischen der Bionne im Norden — ohne daß indes der bei Maffrecourt stehende rechte Flügel an diesen Fluß angelehnt war — und der Auve im Süden, mit der allgemeinen Front nach Westen, gesichert innerhalb des Gebirges im Norden durch die Truppen Duvals an der Biesme, im Osten durch das Korps Dillon bei les Islettes, in der Front durch die vereinigten Truppen der Generale Stengel und Deprez-Crassier auf den Höhen nördlich von Valmy. Die Armee zählte im ganzen 89 Bataillone, 96 Eskadrons.*) Demgegenüber standen am Abend des gleichen Tages von den Verbündeten die preußische Hauptarmee im Lager zwischen Somme Tourbe und Somme Suippes, das preußische Korps Hohenlohe nordwestlich von Somme Bionne, das Korps Clerfayt bei Manre, die Emigranten bei St. Souplet; östlich der Argonnen das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg mit den Hessen noch zwischen Varennes und Clermont. Ohne die Emigranten zählten diese Korps zusammen 78 Bataillone, 111 Eskadrons, an Mannschaften rund 80 000 Köpfe. Entsendungen und sonstige Abgänge sind hierbei freilich ebensowenig gerechnet wie bei den Franzosen. Die Überlegenheit war trotz der geringeren Zahl der Bataillone unzweifelhaft bei den Verbündeten; es kam nur darauf an, sie zu nutzen.

---

*) Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. Vom K. und K. Kriegsarchiv, II. Band, Seite 161. — Die Revue d'histoire, Juillet—Septembre 1908, Seite 58, La Manœuvre de Valmy, berechnet 71 Bataillone, 83 Eskadrons mit 66 000 Mann, von denen 9000 auf das Korps Dillon bei les Islettes kommen.

Absichten der Verbündeten für den 20. September.

Die Gruppierung der Verbündeten westlich der Argonnen war auf einen Vorstoß gegen die Verbindung Dumouriez' mit dem Innern Frankreichs berechnet; sie war keinesfalls als ein Aufmarsch zum Angriff auf die feindliche Stellung zu bezeichnen. Für den 20. September wurde beabsichtigt, mit den preußischen Korps durch einen Weitermarsch nach Süden, also an der Front des Feindes vorbei, die Straße St. Menehould—Chalons zu gewinnen, Clerfayt und die Emigranten nachzuziehen. An eine Begegnung mit dem Feinde wurde hierbei nur insofern gedacht, als er angegriffen werden sollte, wenn er etwa auf Chalons marschieren würde. Also wieder dicht am Feinde ein Manöver, das nur einen von mehreren möglichen Fällen zur Voraussetzung hatte, statt daß das Natürlichste, der ganzen Lage Entsprechende getan wurde: eine Bereitstellung der Truppen für einen umfassenden Angriff am 21. September unter Mitwirkung der Korps östlich der Argonnen. Auf der Straße nach Chalons konnte der Feind ohnehin nicht mehr entkommen; er hatte auch bisher nicht die geringste Neigung gezeigt zu marschieren. Wenn es trotzdem am 20. September nicht bei dem Manöver gegen die Straße nach Chalons verblieb, sondern zum Kampfe um die von den Franzosen behaupteten Höhen kam, so war das allein dem Umstande zuzuschreiben, daß das Korps Hohenlohe bei seinem Marsch von Somme Bionne nach Süden mit den vorgeschobenen Truppen der Franzosen bei Valmy in eine nicht vorbedachte Berührung trat.

Die Avantgarde tritt am 20. September Morgens ins Gefecht.

In der Nacht vom 19. zum 20. September war ein furchtbarer Sturm gewesen; am 20. gegen 7° Morgens herrschte ein ziemlich dichter Nebel, Regenschauer gingen von Zeit zu Zeit nieder. Der Herzog hatte sich bei Tagesanbruch zum Korps Hohenlohe begeben, um es gegen 6³⁰ Morgens als Avantgarde der Armee in zwei Kolonnen über Somme Bionne in der Richtung auf Garenne Maisnieux gegen die Straße St. Menehould—Chalons in Marsch zu setzen. Das Gros der Hauptarmee sollte in zwei Kolonnen von Somme Suippes und Somme Tourbe ebenfalls gegen diese Straße vorgehen, mit der linken Kolonne etwa auf la Lune. Dem Korps Hohenlohe gingen die ihm zugehörigen drei Kavallerie-Regimenter voraus und verjagten feindliche Postierungen von den Höhen bei Somme Bionne. Die Infanterie hatte etwa diesen Ort erreicht, als in der Gegend zwischen Hans und Valmy feindliche Kavallerie und Infanterie aus dem Nebel auftauchten, auch Artillerie ein ziemlich wirkungsloses Feuer eröffnete. Es waren die Sicherungen der französischen Armee unter den Generalen Stengel und Deprez-Crassier. Die Truppenmassen mochten im Nebel größer erscheinen, als sie waren; jedenfalls offenbarte sich mit einem Male dem Herzog die große Gefahr, die den Preußen durch einen Flankenangriff der Franzosen drohte. Von einem Abzuge Dumouriez' nach Chalons konnte jetzt keine Rede mehr sein. Der Herzog ließ südlich von Somme Bionne eine Batterie in Stellung gehen, die das feindliche Artilleriefeuer bald zum Schweigen brachte, und wies das Korps Hohenlohe an, im

Marsch zu bleiben und beiderseits von Garenne Maisnieux mit der Front gegen Valmy und Hans zur Front einzuschwenken. Weitere Entschließungen behielt er sich bis zum Eintreffen des Gros vor. Das Korps Hohenlohe konnte die befohlene Stellung einnehmen, ohne daß der Feind, der immer wieder im Nebel verschwand, eingriff.

Die Infanterie der Avantgarde — zehn Bataillone — bildete zwischen einem Busch bei Garenne Maisnieux und Somme Bionne zwei Treffen, die Kavallerie setzte sich auf den rechten Flügel, dem Vorwerk la Lune gegenüber. Als sie dort erschien, erhielt sie von der Höhe des Vorwerks heftiges Artilleriefeuer; in dieses Feuer gerieten auch drei Regimenter der Kavallerie des Gros hinein, die unter dem Herzog von Weimar in der Richtung auf la Lune dem Kanonendonner zu geeilt waren, um das Korps Hohenlohe zu unterstützen.*) Die feindliche Artillerie auf der Höhe zwischen Hans und Valmy machte sich in dieser Zeit auch wieder bemerkbar, so daß das Korps Hohenlohe im Kreuzfeuer stand. Das gab Veranlassung, allmählich vier von den fünf Batterien des Korps vor der Front der Infanterie einzusetzen, denen es bis 9° Morgens gelang, das feindliche Feuer zu dämpfen. Die Kavallerie vermochte sich nunmehr in ihrer Aufstellung südlich von Garenne Maisnieux an der Straße St. Menehould—Chalons zu halten. Bald darauf räumte der Feind die Stellung bei la Lune.

General Kellermann gibt die Höhe von la Lune preis.

Als die französischen Vortruppen am Morgen gegen die preußische Avantgarde ins Gefecht traten, hatte der herüberschallende Kanonendonner den General Kellermann bei Dommartin la Planchette veranlaßt, zu seiner eigenen Sicherung ein Detachement mit Artillerie auf der Straße nach Chalons bis auf die Höhe von la Lune vorzuschieben. Von diesem kamen die Kanonenschüsse, die dem Aufmarsch der preußischen Kavallerie südlich von Garenne Maisnieux hinderlich wurden. Dann griff aber Kellermann auf seine schon Tags zuvor gefaßte Absicht zurück, auf das südliche Ufer der Auve zu weichen, und zog seine Vortruppen sowohl aus der Gegend von Valmy, wie von la Lune wieder an sich heran. So kam es, daß die Höhe bei la Lune von den Franzosen preisgegeben wurde. Der zum Gefecht entwickelten preußischen Avantgarde standen nun nur noch die schwachen Kräfte des Generals Stengel südlich von Hans gegenüber, unzweifelhaft eine günstige Gelegenheit, um vorwärtszugehen, über die vorgeschobenen feindlichen Truppen einen Teilerfolg zu erringen, die Höhen unmittelbar vor der Front und dem gegen la Lune gewendeten linken Flügel des Feindes zu gewinnen. Indes der Nebel gestattete keine Übersicht, die näheren Verhältnisse beim Gegner kannte man nicht, und so unterblieb ein solcher Entschluß; auch die wichtige Höhe von la Lune ließ man unbesetzt. Der Herzog ritt vielmehr, nachdem die Avantgarde ihren Aufmarsch vollzogen hatte, dem heran-

*) Eine halbe reitende Batterie, die der Kavallerie des Herzogs von Weimar zugeteilt war, hatte zwar noch vor den Franzosen die Höhe von la Lune besetzen können, sich aber nach kurzer Zeit wieder zurückziehen müssen. Das Verhalten dieser reitenden Batterie beschreibt Goethe sehr anschaulich in seiner Campagne in Frankreich 1792, den 19. September Nachts.



marschierenden, aber noch weit entfernten Gros entgegen und nahm den Kommandeur der Avantgarde mit sich.

Dumouriez trifft Anordnungen für die Verteidigung seiner Stellungen.

Skizze 31.

Unter diesen Umständen fanden die Franzosen in einer fast vier Stunden, von 9° Vormittags bis 1° Nachmittags, währenden Gefechtspause genügend Zeit zu Gegenmaßregeln. Kellermann hemmte die beabsichtigte rückgängige Bewegung, beschloß, nach la Lune wieder Truppen vorzusenden und seine Hauptkräfte in zwei Treffen auf dem Windmühlenberg von Valmy mit dem rechten Flügel an der Mühle aufmarschieren zu lassen. Dumouriez selbst entsandte von seiner Armee 16 Bataillone zur Verstärkung Stengels auf die Höhen zwischen Hans und Valmy, zwölf Bataillone und acht Eskadrons stellte er unter dem General Le Veneur zu einer Offensivbewegung über die Bionne, Berzieux und Virginy gegen den Rücken der Verbündeten bereit, weitere zwölf Bataillone und sechs Eskadrons sollten die Reserve Kellermanns bilden. Neun Bataillone und acht Eskadrons unter dem General Chazot wurden beauftragt, la Lune zu nehmen, als sich herausstellte, daß es in die Hand der Preußen gefallen war, bevor sich Kellermanns Truppen des Gehöfts wieder bemächtigen konnten. Auch gegen die Trains der Verbündeten plante Dumouriez eine Unternehmung. An Rührigkeit ließ es also der französische Führer nicht fehlen; seine Absichten kamen indes nur zum Teil zur Ausführung.

Die Preußen nehmen die Höhe von la Lune.

Es war 1° Nachmittags, als das preußische Gros von Somme Tourbe rückwärts der aufmarschierten Avantgarde auf dem Gefechtsfelde eintraf. So lange wurde mit dem Entschlusse gezaudert, die vom Feinde geräumte, die Stellung der Avantgarde überragende Höhe von la Lune in Besitz zu nehmen. Nunmehr entsandte der Herzog auf Vorschlag des Majors v. Massenbach von der rechten Kolonne des Gros ein Bataillon mit zwei Batterien zu ihrer Besetzung ab, denen sich eine weitere Batterie freiwillig anschloß. Es war die höchste Zeit; denn von Dommartin la Planchette waren gerade Truppen Kellermanns in der Vorwärtsbewegung, um la Lune wieder zu gewinnen. Es gelang, die Höhe vor den Franzosen zu erreichen und sie bis Orbaival les Moines zurückzutreiben. Die preußischen Batterien bei la Lune mußten nach diesem schnellen Erfolge ihr Feuer in die Richtung auf den Windmühlenberg von Valmy wenden, wo seit einiger Zeit eine starke französische Artillerie erschienen war. Da sich der Nebel senkte, wurde die ganze französische Schlachtlinie erkennbar. Ihr rechter Flügel befand sich auf der Höhe südlich von Hans, der linke reichte bis in die Gegend von Dommartin la Planchette. Der Feind war also den Preußen in der Entwicklung voraus; während schon ein lebhafter Geschützkampf im Gange war, vollzog das Gros der preußischen Armee unter dem Schutze der Avantgarde seinen Aufmarsch.

Aufmarsch des preußischen Gros.

Der Herzog war entschlossen, den Kampf aufzunehmen und die Entscheidung zu suchen; bei diesem Entschlusse hatte sicherlich der vorwärts drängende König Friedrich Wilhelm II. mitgewirkt. Der Aufbau der Truppen vollzog sich ganz nach den Grund-

sätzen der Lineartaktik. Zunächst mußte sich die bereits entwickelte Avantgarde ein kleines Stück in der Richtung auf den Windmühlenberg vorschieben, einige Füsilier-Bataillone und Tirailleurs vor die Front nehmen. Hinter ihr bildete das Gros drei Treffen; das vorderste lose gefügte Treffen bestand aus den Bataillonen der Brigade v. Vietinghoff, dahinter im zweiten stand die Masse der Infanterie, im dritten die Brigade des Kronprinzen Friedrich Wilhelm als Reserve. Die noch verfügbare Kavallerie setzte sich auf den linken Flügel, so daß nunmehr beide Flügel von Kavallerie gesichert waren. Der rechte Flügel der Schlachtordnung reichte im Süden bis an die Straße von St. Menehould nach Chalons südwestlich von la Lune, der linke im Norden bis in die Gegend südlich von Somme Bionne. Die Batterien des Gros wurden mit denen der Avantgarde in einer von den Tirailleurs gesicherten Stellung vor der Front der vorgeschobenen Füsilier-Bataillone vereinigt, die sich mit großen Zwischenräumen von la Lune bis in die Höhe des linken Flügels der Schlachtordnung erstreckte. Mit dem Auftreten der Artillerie des Gros, unter der sich auch zwei Mörserbatterien befanden, nahm der Geschützkampf, der schon seit 1° Nachmittags tobte, noch gewaltig zu; denn auch der Feind verstärkte sich an Geschützen. Neben einer schwächeren Artilleriegruppe auf der Höhe zwischen Hans und Valmy wirkten schließlich 36 Kanonen auf dem Windmühlenberge der preußischen Artillerie entgegen. Den Höhepunkt erreichte dieser Kampf mit der betäubenden Explosion zweier französischer Pulverwagen bei Valmy, die die Franzosen für kurze Zeit zur Einstellung des Feuers bewog. Die Wirkung der beiderseitigen Artillerie war im übrigen nicht sehr groß, da die Kugeln im feuchten Boden stecken blieben und nicht weiter sprangen.

Der Aufmarsch des preußischen Gros wurde durch keine Angriffsbewegungen der Franzosen gestört. Allerdings gingen gegen 2° Nachmittags die Truppen des Generals Chazot, die Dumouriez zur Wiedereroberung von la Lune bestimmt hatte, über Orbaival les Moines vor, wichen aber unter dem Kartätschfeuer der preußischen Batterien bald wieder zurück. Die sonstigen von Dumouriez geplanten Offensivbewegungen gegen den Rücken und die Trains der Preußen kamen überhaupt nicht in Fluß. Es scheint, daß die Leistungsfähigkeit der französischen Truppen nicht viel über die Verwendbarkeit in der Verteidigung hinausging; erst später, nach dem Ausgange der Kanonade von Valmy, schwoll ihnen der Kamm und der Mut.

Der Herzog von Braunschweig unterbricht die Angriffsbewegung der Preußen.

Nachdem der preußische Aufmarsch vollendet war, traten die Linien in der Richtung auf den Feind an und bewegten sich etwa 200 Schritt mit klingendem Spiel und in glänzender Ordnung vorwärts.

Zur allgemeinen Überraschung ließ aber der Herzog von Braunschweig die Angriffsbewegung noch hinter der Linie der preußischen Geschütze unterbrechen, obwohl sich jedem Offizier und Manne die Überzeugung aufdrängte, daß der Windmühlenberg von Valmy als Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung genommen werden müsse, wenn eine Entscheidung fallen sollte. So gedachte aber der Herzog die

Schlacht nicht zu führen. Er wollte den Feind durch überlegenes Artilleriefeuer vom Windmühlenberge vertreiben, dann die Höhe besetzen und den weichenden Feind mit Nachdruck verfolgen. Offenbar bewertete er die Widerstandsfähigkeit der Franzosen nicht sehr hoch, und doch ging er einer wirklichen Waffenentscheidung auch jetzt noch aus dem Wege; wenn auf irgend einen Heerführer des 18. Jahrhunderts, so paßt auf ihn das Clausewitzsche Wort von den Feldherren, die ohne Menschenblut siegen wollen.*)

Ein Zweifel an der Kampffähigkeit und Kampffreudigkeit der preußischen Truppen war ganz ausgeschlossen; sie brannten trotz aller vorausgegangenen Strapazen und Entbehrungen vor Ungeduld, sich mit dem Gegner zu messen, und bewahrten in dem feindlichen Kanonenfeuer eine gute Haltung, wenn auch eine gewisse Unruhe naturgemäß nicht ausblieb. Nachdem sich der Herzog lange Zeit vor der Front der Infanterie bewegt hatte, ohne viel vom Feinde zu sehen, ritt er gegen 3^{30} Nachmittags auf die Höhe von la Lune, wo die „amphitheatralische Stellung“ der Franzosen deutlich zu erkennen war.**) Dorthin begab sich nach einiger Zeit auch der König von Preußen. Bei la Lune überzeugte sich der Herzog, daß die Kanonade, obwohl sie schon über zwei Stunden währte, den Gegner noch nicht erschüttert hatte. Auch wurden für ihn starke Reserven hinter der feindlichen Schlachtordnung erkennbar.

Der Herzog von Braunschweig beendet das Gefecht mit einem Manöver gegen die feindliche linke Flanke.

Es wurde 4^{0} Nachmittags, und es mußte ein Entschluß gefaßt werden, wie das Gefecht weiterzuführen sei. Die Antwort konnte nur lauten: durch einen Angriff auf den Feind; das war die Empfindung fast in der ganzen Armee. Indes die damaligen Führer hatten noch ein anderes Mittel, um den Feind zum Verlassen des Windmühlenberges zu bewegen, das Manöver. Gegen den Angriff sprachen doch allerhand Bedenken. Der Feind schien an Stärke den Preußen überlegen, und das Korps Clerfayt, das über Suippes erwartet wurde, war noch nicht heran. Der Angriff mußte im ungeschwächten feindlichen Kanonenfeuer den Grund vor der französischen Höhenstellung überschreiten; dabei war das Vorwärtskommen durch den aufgeweichten Boden und allerlei Hindernisse, wie Hohlwege, erschwert. Jedenfalls mußte er sehr viel Blut kosten und konnte leicht mißlingen. Diese Gefahren waren zu vermeiden, wenn man sich darauf beschränkte, dem Feinde durch eine umfassende Bewegung südlich der Straße nach St. Menehould „noch mehr Jalousie auf seine Verbindung mit Chalons zu geben“. Eine solche Bedrohung seines linken Flügels

*) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kapitel.

**) Goethe, Campagne in Frankreich 1792, den 19. September Nachts. — Einige Zeit vor dem Herzoge war auch Goethe auf die Höhe von la Lune vorgeritten, um „das Kanonenfieber“ kennen zu lernen. Vorher hatte er sich in der Nähe des Kürassier-Regiments Herzog von Weimar aufgehalten, das südwestlich la Lune an der Straße nach Chalons stand. Er ritt von la Lune ein Stück auf den rechten Flügel der preußischen Infanterie zu und dann zum Regiment zurück.

sätzen der Lineartaktik. Zunächst mußte sich die bereits entwickelte Avantgarde ein kleines Stück in der Richtung auf den Windmühlenberg vorschieben, einige Füsilier-Bataillone und Tirailleurs vor die Front nehmen. Hinter ihr bildete das Gros drei Treffen; das vorderste lose gefügte Treffen bestand aus den Bataillonen der Brigade v. Vietinghoff, dahinter im zweiten stand die Masse der Infanterie, im dritten die Brigade des Kronprinzen Friedrich Wilhelm als Reserve. Die noch verfügbare Kavallerie setzte sich auf den linken Flügel, so daß nunmehr beide Flügel von Kavallerie gesichert waren. Der rechte Flügel der Schlachtordnung reichte im Süden bis an die Straße von St. Menehould nach Chalons südwestlich von la Lune, der linke im Norden bis in die Gegend südlich von Somme Bionne. Die Batterien des Gros wurden mit denen der Avantgarde in einer von den Tirailleurs gesicherten Stellung vor der Front der vorgeschobenen Füsilier-Bataillone vereinigt, die sich mit großen Zwischenräumen von la Lune bis in die Höhe des linken Flügels der Schlachtordnung erstreckte. Mit dem Auftreten der Artillerie des Gros, unter der sich auch zwei Mörserbatterien befanden, nahm der Geschützkampf, der schon seit 1° Nachmittags tobte, noch gewaltig zu; denn auch der Feind verstärkte sich an Geschützen. Neben einer schwächeren Artilleriegruppe auf der Höhe zwischen Hans und Valmy wirkten schließlich 36 Kanonen auf dem Windmühlenberge der preußischen Artillerie entgegen. Den Höhepunkt erreichte dieser Kampf mit der betäubenden Explosion zweier französischer Pulverwagen bei Valmy, die die Franzosen für kurze Zeit zur Einstellung des Feuers bewog. Die Wirkung der beiderseitigen Artillerie war im übrigen nicht sehr groß, da die Kugeln im feuchten Boden stecken blieben und nicht weiter sprangen.

Der Aufmarsch des preußischen Gros wurde durch keine Angriffsbewegungen der Franzosen gestört. Allerdings gingen gegen 2° Nachmittags die Truppen des Generals Chazot, die Dumouriez zur Wiedereroberung von la Lune bestimmt hatte, über Orbaival les Moines vor, wichen aber unter dem Kartätschfeuer der preußischen Batterien bald wieder zurück. Die sonstigen von Dumouriez geplanten Offensivbewegungen gegen den Rücken und die Trains der Preußen kamen überhaupt nicht in Fluß. Es scheint, daß die Leistungsfähigkeit der französischen Truppen nicht viel über die Verwendbarkeit in der Verteidigung hinausging; erst später, nach dem Ausgange der Kanonade von Valmy, schwoll ihnen der Kamm und der Mut.

Der Herzog von Braunschweig unterbricht die Angriffsbewegung der Preußen.

Nachdem der preußische Aufmarsch vollendet war, traten die Linien in der Richtung auf den Feind an und bewegten sich etwa 200 Schritt mit klingendem Spiel und in glänzender Ordnung vorwärts.

Zur allgemeinen Überraschung ließ aber der Herzog von Braunschweig die Angriffsbewegung noch hinter der Linie der preußischen Geschütze unterbrechen, obwohl sich jedem Offizier und Manne die Überzeugung aufdrängte, daß der Windmühlenberg von Valmy als Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung genommen werden müsse, wenn eine Entscheidung fallen sollte. So gedachte aber der Herzog die

Schlacht nicht zu führen. Er wollte den Feind durch überlegenes Artilleriefeuer vom Windmühlenberge vertreiben, dann die Höhe besetzen und den weichenden Feind mit Nachdruck verfolgen. Offenbar bewertete er die Widerstandsfähigkeit der Franzosen nicht sehr hoch, und doch ging er einer wirklichen Waffenentscheidung auch jetzt noch aus dem Wege; wenn auf irgend einen Heerführer des 18. Jahrhunderts, so paßt auf ihn das Clausewitzsche Wort von den Feldherren, die ohne Menschenblut siegen wollen.*)

Ein Zweifel an der Kampffähigkeit und Kampffreudigkeit der preußischen Truppen war ganz ausgeschlossen; sie brannten trotz aller vorausgegangenen Strapazen und Entbehrungen vor Ungeduld, sich mit dem Gegner zu messen, und bewahrten in dem feindlichen Kanonenfeuer eine gute Haltung, wenn auch eine gewisse Unruhe naturgemäß nicht ausblieb. Nachdem sich der Herzog lange Zeit vor der Front der Infanterie bewegt hatte, ohne viel vom Feinde zu sehen, ritt er gegen 3[30] Nachmittags auf die Höhe von la Lune, wo die „amphitheatralische Stellung" der Franzosen deutlich zu erkennen war.**) Dorthin begab sich nach einiger Zeit auch der König von Preußen. Bei la Lune überzeugte sich der Herzog, daß die Kanonade, obwohl sie schon über zwei Stunden währte, den Gegner noch nicht erschüttert hatte. Auch wurden für ihn starke Reserven hinter der feindlichen Schlachtordnung erkennbar.

Der Herzog von Braunschweig beendet das Gefecht mit einem Manöver gegen die feindliche linke Flanke.

Es wurde 4[0] Nachmittags, und es mußte ein Entschluß gefaßt werden, wie das Gefecht weiterzuführen sei. Die Antwort konnte nur lauten: durch einen Angriff auf den Feind; das war die Empfindung fast in der ganzen Armee. Indes die damaligen Führer hatten noch ein anderes Mittel, um den Feind zum Verlassen des Windmühlenberges zu bewegen, das Manöver. Gegen den Angriff sprachen doch allerhand Bedenken. Der Feind schien an Stärke den Preußen überlegen, und das Korps Clerfayt, das über Suippes erwartet wurde, war noch nicht heran. Der Angriff mußte im ungeschwächten feindlichen Kanonenfeuer den Grund vor der französischen Höhenstellung überschreiten; dabei war das Vorwärtskommen durch den aufgeweichten Boden und allerlei Hindernisse, wie Hohlwege, erschwert. Jedenfalls mußte er sehr viel Blut kosten und konnte leicht mißlingen. Diese Gefahren waren zu vermeiden, wenn man sich darauf beschränkte, dem Feinde durch eine umfassende Bewegung südlich der Straße nach St. Menehould „noch mehr Jalousie auf seine Verbindung mit Chalons zu geben". Eine solche Bedrohung seines linken Flügels

*) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kapitel.

**) Goethe, Campagne in Frankreich 1792, den 19. September Nachts. — Einige Zeit vor dem Herzoge war auch Goethe auf die Höhe von la Lune vorgeritten, um „das Kanonenfieber" kennen zu lernen. Vorher hatte er sich in der Nähe des Kürassier-Regiments Herzog von Weimar aufgehalten, das südwestlich la Lune an der Straße nach Chalons stand. Er ritt von la Lune ein Stück auf den rechten Flügel der preußischen Infanterie zu und dann zum Regiment zurück.

konnte den Erfolg haben, daß er seine Stellung in südlicher Richtung räumte. Das Für und Wider dieses Manövers und des Angriffs wurde in eifriger Verhandlung vom Könige, dem Herzoge, dem Prinzen von Nassau-Siegen, dem Prinzen zu Hohenlohe, dem Generaladjutanten v. Manstein und dem Oberstleutnant im Generalquartiermeisterstabe v. Grawert erörtert. Es war vorauszusehen, daß die Entscheidung für das Manöver fallen würde; der bestimmte Rat des Oberstleutnants v. Grawert, den Angriff nicht zu wagen, soll ausschlaggebend gewesen sein.*) Das schon zum Hieb erhobene Schwert sank kraftlos zu Boden. Der König befahl dem Herzoge, zur Bedrohung der feindlichen linken Flanke die Infanterie-Regimenter Herzog von Braunschweig, v. Woldeck und v. Thadden vom rechten Flügel des zweiten Treffens des Gros in südöstlicher Richtung bis auf die Höhen östlich von Felcourt vorgehen zu lassen. Nachdem dies geschehen, wurde das Artilleriefeuer allmählich eingeschränkt, bis es gegen 5⁰ Nachmittags ganz erlosch. Auch der Feind gab die Kanonade auf, den erwarteten Rückzug trat er aber erst in der Nacht an.**) Als die letzten Schüsse verhallten, traf das Korps Clerfayt hinter der Mitte der Hauptarmee ein; es war um 5⁰ Morgens von Manre über Somme Suippes aufgebrochen und hatte bei la Croix en Champagne längere Zeit gerastet. Ihm hatte der Herzog die Weisung entgegengesandt, die rechte Flanke der Hauptarmee zu sichern. Das österreichisch-hessische Korps östlich der Argonnen war auf den Kanonendonner gegen les Islettes vorgerückt, aber wieder zurückgegangen, als es den Paß noch besetzt fand. Nirgends wurde also ein Erfolg erzielt.

Beurteilung der preußischen Führung am Tage von Valmy.

War es wirklich nötig, daß der Tag von Valmy einen so unerwarteten und kläglichen Ausgang nahm? Gewiß waren die Bedenken gegen den Angriff gerechtfertigt, und es lassen sich leicht noch mehr und gewichtigere beibringen. Schlug der Angriff fehl, dann war die Lage der Verbündeten allerdings schlimm. Die über Grand Pré führenden rückwärtigen Verbindungen gingen verloren; die Armee konnte ins Innere Frankreichs gedrängt und von dem österreichisch-hessischen Korps östlich der Argonnen getrennt werden. Der Gesundheitszustand in der Armee war nicht gut;

---

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 10, v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, 2. Auflage, Seite 35.

) Die Entstehung des Entschlusses, die Schlacht mit einem Manöver zu beenden, ist nach einem amtlichen Bericht im Kriegsarchiv dargestellt. Massenbach erwähnt dieses Manöver in seinen Memoiren nicht. Ob die von ihm auf Seite 98 des I. Bandes seiner Memoiren theatralisch geschilderte Szene richtig ist, wie der Herzog, nachdem der Angriff schon in Gang gekommen, plötzlich nach einer tiefen Betrachtung der feindlichen Stellung ausruft: „Hier schlagen wir nicht!", ist zweifelhaft. Seiner eigenen Angabe auf Seite 90 zufolge hat Massenbach dem beratenden Kreise um den König bei la Lune ferngestanden. Nach der ausführlichen Darstellung der Schlacht von Chuquet in seinem Werke **Les guerres de la Révolution, II. Valmy fand eine Angriffsbewegung der Preußen in dem Augenblicke, als der Herzog beschloß, die Schlacht mit einem Manöver zu beenden, nicht statt. Die Vorwärtsbewegung der preußischen Linien war schon geraume Zeit vorher gehemmt worden.

die Verpflegung stockte; die Munition war knapp.*) Die Vorbedingungen für eine Katastrophe waren also gegeben, und ihr Vorhandensein hat sicherlich auch auf den Herzog eingewirkt.**)

Indes, es gibt im Kriege niemals eine Lage, in der nicht Bedenken zu überwinden wären, und ein mit frischem Wagemut gepaartes Zufassen und Draufgehen hat sich fast immer als das beste Mittel erwiesen, um eine ungünstige Lage zum guten zu wenden. Es sprachen doch die überwiegenden Gründe — um nicht zu sagen alle — für den Angriff. Die Lage der Franzosen war viel schwieriger als die der Verbündeten; auch sie hatten ihre Verbindungen verloren und das österreichisch-hessische Korps noch dazu im Rücken. Die Haltung ihrer Truppen hatte sich bei dem Rückzugsgefecht am 18. September durchaus nicht als fest gezeigt, und wenn sie im Kanonenfeuer am 20. September standhielten, so war auf der eigenen preußischen Seite zu beobachten, daß die Artilleriewirkung gering war. Und wie hoch war der Gewinn, der dem Siege der Verbündeten winkte! Es ist nicht zu viel behauptet, daß die französische Revolution ein frühes Ende gefunden, zum mindesten eine andere Richtung genommen hätte. Das ließ sich am 20. September 1792 freilich noch nicht übersehen; so viel war aber zu erhoffen, daß man den Zweck des Krieges, die Sicherung des französischen Königtums, und eine außerordentliche Stärkung der Machtstellung Preußens erreichen würde, zumal da der Sieg ohne die Österreicher erfochten worden wäre.

Im Grunde ist es freilich nicht verwunderlich, daß der Feldzug auf seinem Höhenpunkt in dieser traurigen Weise scheiterte. Der Gang der Operationen vom Rhein bis zum Westrand der Argonnen stellt sich, wenn man allein die zum Schluß geschaffene Lage betrachtet, als eine erfolgreiche strategische Unternehmung dar: der Feind war dank seinem eigentümlichen Verhalten vollkommen umgangen und vom Innern Frankreichs abgeschnitten; ja, man kann sogar der Umgehung über Grand Pré eine gewisse Kühnheit nicht absprechen. Ein Vergleich mit den Ereignissen im August 1870 drängt sich förmlich auf; die Lage Dumouriez' am 20. September 1792 ist der Bazaines am 18. August 1870 sehr ähnlich, nur noch verzweifelter, weil Dumouriez keine eigene Festung, sondern ein feindliches Korps im Rücken hatte. Indes, wie war auf der Seite der Verbündeten dies Ergebnis zustande gekommen? Nicht durch einen tatkräftig betriebenen Vormarsch, dem von vornherein das klare Ziel gesteckt war, den Feind zu überholen, zu fassen und zu vernichten, sondern durch ein langsames, umständliches Vorschieben von Stellung zu Stellung, das darauf aus-

*) Die Bagage befand sich mit den Brotwagen, Zelten und Kochgeschirren in der Gegend von Massiges. Von der dreifachen Munitionsausrüstung der Artillerie war nur eine in den Protzen und Kartuschwagen zur Stelle gewesen; die Parkkolonnen mit der zweiten und dritten Ausrüstung waren teils in Luxemburg, teils in Verdun geblieben.

**) v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates, I. Band, Seite 101.



ging, die Waffenentscheidung zu vermeiden,*) dabei aber doch häufig genug Lagen schuf, die einem tätigen Gegner leicht zu erringende Vorteile erlaubt hätten. Und von dem Feldherrn, der immer nur im Manöver das Mittel fand, sich die strategische Überlegenheit zu sichern, war auch bei der letzten Auseinandersetzung mit dem Feinde nicht zu hoffen, daß er einen anderen Weg zum Erfolge wählen würde, umsoweniger, als er es in dem dauernden Bestreben, den Feind zu umgehen und abzuschneiden, dahin gebracht hatte, daß er im Gefecht nur über eine Minderzahl verfügte.**)

Es wurde aber auch kein Versuch gemacht, dem anmarschierenden Korps Clerfayt, das die Unterlegenheit wieder ausgleichen konnte, eine für den Gegner bedrohliche Richtung zu geben, etwa auf Hans, wo es die Franzosen in der rechten Flanke gefaßt hätte. Nichts geschah, als eine kurze Vorwärtsbewegung schwacher Kräfte in der Richtung auf die linke Flanke des Feindes, und es ist unverständlich, wie man sich davon eine entscheidende Wirkung versprechen konnte. Das war eine Täuschung, und die Enttäuschung blieb nicht aus.

Stimmung in der preußischen Armee nach dem Gefecht.

Als die Preußen in ihrer Schlachtstellung unter neuen stürmischen Regenschauern auf dem morastigen Boden ohne Zelte zur Ruhe übergingen, herrschte je nach der Anteilnahme und dem Temperament des einzelnen Wut, Verzweiflung, Beschämung und dumpfe Betäubung in ihren Reihen. Diesen Ausgang hatte niemand erwartet gegenüber den tiefverachteten „Patrioten", die man unter den Einflüsterungen der Emigranten gar nicht als beachtenswerte Gegner ansah. Die materiellen Verluste am 20. September waren freilich gering — man zählte einige Tote und Verwundete und hatte einen großen Teil der Artilleriemunition verschossen***) —, aber die schweren moralischen Einbußen des Tages empfand auch der gemeine Soldat. Niemand war im Zweifel, daß eine Gelegenheit zu einer günstigen Waffenentscheidung verpaßt war, wie sie dieser Feldzug nie wieder erbringen würde; niemand verschloß sich dem bitteren Gefühl, daß die militärische Machtstellung der Preußen und ihre Waffenehre schwer geschädigt waren. Eine ähnliche Stimmung mag im Königlichen Hauptquartier geherrscht haben, das in la Lune mitten in dem schlecht versorgten Hauptverbandplatz ein kümmerliches Unterkommen gefunden hatte. Als der Morgen

*) „Es ist erstaunlich, daß eine Armee, die sich einbildete, einen Marsch zur Eroberung von Paris wie einen Spaziergang erledigen zu können, Verteidigungsstellungen auswählte, vier bis fünf Märsche vom Feinde entfernt, den sie gründlich zu verachten vorgab." Jomini, **Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution, II,** Seite 92.

**) v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, 2. Auflage, Seite 426, rechnet 53 000 Franzosen gegen 34 000 Preußen.

***) Die Preußen verloren einen Offizier tot, vier verwundet, 168 Mann und 134 Pferde tot und verwundet, die Franzosen 300 Mann. Von den preußischen Batterien verschoß eine 600 bis 700 Schuß, die anderen durchschnittlich 450 Schuß. Die noch vorhandene Munition hätte für eine zweite Schlacht nicht mehr ausgereicht.

des 21. September tagte, mußte der preußische Armeeführer zwei unerfreuliche Beobachtungen machen. Erstens sah er den Feind kampfbereit auf den Höhen nördlich und südlich von Dommartin la Planchette stehen, die noch schwerer anzugreifen waren als der Windmühlenberg von Valmy; auch diese Höhe und die Gegend südlich von Hans erwiesen sich noch als besetzt. Also war es auch mit der schwach genährten Hoffnung vorbei, daß der Gegner den Anstrengungen der Preußen am Tage zuvor wenigstens so viel Ehre erwiesen haben möchte, auf der ihm offen stehenden Straße nach Vitry nächtlicherweile zu verschwinden. Das hätte man doch als einen durch die Macht des Manövers erzielten Erfolg ausgeben können. Zweitens zeigte sich, daß die Armee der Verbündeten nicht kampffähig war. Der Schwung und die Angriffslust, die sie noch am Tage vorher beseelten, waren dahin; der Spannung folgte eine grenzenlose Abspannung. Die hungernden, geschwächten und im Kote liegenden Soldaten fielen scharenweise der unheimlich um sich greifenden Ruhr zum Opfer. „Ein Heer von Geistern" nennt ein Augenzeuge die durch Entbehrung und Krankheit heruntergekommene Armee.*) An eine Erneuerung der Schlacht war nicht zu denken; mit Unruhe gedachte man der Möglichkeit eines französischen Angriffs. Am Abend des 21. September kam die Bagage mit den Zelten und Brotwagen von Massiges heran, so daß den Truppen wenigstens einige Erleichterung verschafft wurde. Am 22. September beobachteten die Verbündeten feindliche Truppenverschiebungen südlich der Auve, die indes weder zu einem Angriff noch zu einem Abmarsch des Feindes führten; doch zog er seine vorgeschobenen Teile aus der Gegend von Hans und Valmy auf die Hauptstellung zurück, so daß die Verbündeten die Möglichkeit hatten, die verpesteten Lagerplätze zu ändern. Am 23. September bezog das Korps Hohenlohe-Kirchberg ein neues Lager zwischen la Lune und Garenne Maisnieux, das Korps Clerfayt auf der Windmühlenhöhe von Valmy, das Gros auf der Höhe südlich von Hans; die Emigranten standen bei Suippes. In Hans ließ sich der König mit dem Hauptquartier nieder. Noch einmal donnerten für kurze Zeit die Kanonen, als preußische Truppen, die in Dommartin sous Hans furagierten, von französischer Kavallerie gestört wurden. In der Nacht zum 24. September versuchte Prinz Hohenlohe einen feindlichen Brottransport abzufangen, der auf der Straße von Vitry nach St. Menehould rücken sollte. Es kam zu einem unbedeutenden Gefecht; der Transport war aber schon durch. Das waren bis auf weiteres die letzten kriegerischen Betätigungen der Verbündeten; denn nun begann eine Zeit der Unterhandlungen.

Skizze 32.

Unterhandlungen zwischen den Verbündeten und den Franzosen.

Unterhandlungen mitten im Feldkriege, sofern sie sich nicht um gleichgültige Dinge, wie den Austausch von Gefangenen, drehen oder ehrlich den Frieden zum Ziel haben, sind fast immer ein Zeichen der Schwäche und sollen hinhaltend wirken.

*) Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzuge 1792. Liegnitz und Leipzig 1802. Seite 95.



Der Starke, der sich seiner Kraft bewußt ist, läßt sich auf Unterhandlungen nicht ein. Zu diesen Starken gehörte auch Dumouriez nicht. Zwar war das Selbstbewußtsein der Franzosen durch den moralischen Erfolg des 20. September ungeheuer gestiegen, aber ihre Lage war immer noch so ungünstig, wie vor der Kanonade. In der Befürchtung, daß der bisher ausgebliebene Angriff der Verbündeten doch noch kommen werde, ließ Dumouriez die Stellungen verstärken, die er nach der Schlacht seinem Korps nördlich der Auve bei St. Menehould, den Truppen Kellermanns südlich und östlich der Auve bei Dampierre sur Auve zugewiesen hatte. Die traurigen Zustände in der Armee der Verbündeten waren ihm freilich nicht verborgen, aber auch seine Truppen litten durch Hunger und Krankheiten und, was schlimmer war, durch Indisziplin, wenn er sie auch zu meistern verstand.*) Die Unterhandlungen begannen mit dem Austausch von Gefangenen; dann wurde vereinbart, daß sich die Vorposten gegenseitig nicht beschießen sollten.**) Am 23. September übersandte Dumouriez dem Könige von Preußen durch den Kabinettsrat Lombard, der am 20. September von den Franzosen gefangen genommen war, eine Denkschrift, in der er den Versuch machte, Preußen von Österreich zu trennen und auf die französische Seite herüberzuziehen. In Erwiderung darauf ließ der König ihm durch den Generaladjutanten v. Manstein den Wunsch ausdrücken, mit dem Könige von Frankreich, der in Freiheit zu setzen und wieder mit der gesetzlichen Macht auszustatten sei, als dem Vertreter der französischen Nation zu verhandeln. Er hoffte auf diese Weise, dem „verpfuschten“ Feldzuge ein glimpfliches Ende zu bereiten und schließlich noch das Ziel zu erreichen, um dessentwillen die Verbündeten ausgezogen waren. Der König hatte Nachrichten, daß seinen Hoffnungen auf einen Landerwerb in Polen nun auch in Petersburg Schwierigkeiten erwuchsen, und meinte, wenn auch schweren Herzens, im Westen seine Unternehmungen abbrechen zu müssen, um für den Osten freie Hand zu bekommen. Indes in der erhofften Weise verwirklichte sich die Auseinandersetzung mit Frankreich nicht. Dumouriez teilte am 24. September mit, daß der neu zusammengetretene Nationalkonvent Frankreich am 21. September zur Republik erklärt habe und den König Ludwig XVI. in Temple gefangen halte. Obwohl den Preußen damit der Boden für weitere Unterhandlungen entzogen wurde, setzte Dumouriez sie fort.***)

---

*) v. Boguslawski, Das Leben des Generals Dumouriez, II. Band, Seite 57.

**) Nach Goethe, Campagne in Frankreich 1792, den 24. September, wurde sogar ausgemacht, daß sich die Posten, denen Wind und Wetter ins Gesicht schlugen, umdrehen durften, ohne etwas vom Gegner befürchten zu müssen. Übrigens benutzten die Franzosen diesen halbfriedlichen Zustand dazu, um aufreizende Proklamationen unter den Verbündeten zu verbreiten.

***) Die Unterhandlungen wurden preußischerseits durch den Generaladjutanten v. Manstein, einmal auch durch den Major v. Massenbach geführt, die sich zu diesem Zweck in das französische Lager begaben. Der Beauftragte Dumouriez' war ein Elsässer, Oberstleutnant Westermann.

Am 27. September übersandte er dem Könige eine zweite Denkschrift, die Preußen unter den stärksten Anklagen gegen Österreich klipp und klar zu einem Bündnisse mit Frankreich aufforderte. Der erzürnte König ließ dem französischen General ein neues Manifest des Herzogs von Braunschweig zugehen, das sich inhaltlich im wesentlichen mit dem vom 25. Juli*) deckte. Das bedeutete den Bruch; am 29. September fingen die beiderseitigen Vorposten wieder an sich zu beschießen.**)

Der Herzog von Braunschweig tritt den Rückzug über Grand Pré nach der Maas an.

Preußischerseits hatte man also mit einer Drohung abgeschlossen, hinter der keine Kraft steckte; denn darüber war sich der Herzog von Braunschweig klar, daß die Armee in ihrem gegenwärtigen Zustand guttat, der am 20. September versäumten Waffenentscheidung auch fernerhin aus dem Wege zu gehen. Als die Feindseligkeiten von neuem begannen, blieb nichts übrig, als hinter die Maas zurückzumarschieren. Ein Vorschlag, den Rückmarsch südlich der Argonnen über Revigny, Chaumont und Senoncourt nach Verdun zu führen, wurde verworfen, obwohl sich die Armee nach einem Hungertage am 25. September aus der Bäckerei in Verdun über Grand Pré genügend mit Brot hatte versehen können, um auch ohne frische Zufuhr bis zur Ankunft in Verdun zu leben.***) Der Herzog beschloß vielmehr, wieder die Straße über Grand Pré zu benutzen. Die Ausführung des Rückzugs wurde damit von der Gnade der Franzosen abhängig gemacht, die auf der Römer-Straße durch das Gebirge diesen Paß früher erreichen konnten als die Preußen. Es ist deshalb doch zweifelhaft, ob es nicht richtiger gewesen wäre, trotz allen Schwierigkeiten, dem nassen Wetter, der mangelnden Munition, den Krankheiten in der Armee den Feind bei St. Menehould anzugreifen. An Stimmen, die dazu mahnten, fehlte es in der Armee nicht, besonders Clerfayt und die Emigranten drängten dazu, indes verstand der Herzog den einem kräftigen Handeln nicht abgeneigten König immer wieder umzustimmen. Am 29. September gab er die Anordnungen für den am 30.

Dumouriez selbst lehnte wiederholte Einladungen ab, ins preußische Lager zu kommen, am 25. September mit folgender, an Mansteins Adresse gerichteten Begründung: „Der Trompeter, den Herr v. Manstein gestern gesandt hat, fand den General Dumouriez bei einer Feldwache sitzen mitten unter seinen Soldaten, wie einen Vater unter seinen Kindern. Als die Soldaten erfuhren, daß er das Lager verlassen wolle, sandten ihm fast alle Truppen Abordnungen mit der Bitte, es nicht zu tun, und er fühlte sich verpflichtet, ihren Wünschen nachzugeben.“ Kr. Arch.

*) 1. Heft, Seite 105.

**) Im geheimen gingen die Unterhandlungen zwischen den Franzosen und Preußen weiter, an denen aber Dumouriez unmittelbar nicht mehr beteiligt gewesen zu sein scheint. v. Boguslawski, Das Leben des Generals Dumouriez, II. Teil, Seite 68 und 72.

***) Das traf indes nicht für alle Truppen zu. Statt des fehlenden Brotes wurde in solchen Fällen, ebenso wie 1806, der Brotgroschen ausgezahlt, in einer Lage, in der gar kein Brot zu kaufen war! Auch wurde empfohlen, Weizenkörner mit Butter oder Speck zu schmälzen; Butter und Speck waren aber nicht zu haben. v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates, I. Band, Seite 112. Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale, bearbeitet von Dr. Petersen, II. Band, Seite 58.

beginnenden Rückmarsch aus. Damit wurde also der Armee verkündet, daß keine Hoffnung auf Kampf und Sieg mehr bestand.

Dieser Beschluß wirkte niederdrückend besonders auf die verbündeten Österreicher, deren Stimmung schon durch die geheimen Unterhandlungen mit den Franzosen und durch die Schwierigkeiten in der polnischen Frage ungünstig beeinflußt war. Nach der Absicht des Herzogs sollten die Preußen über Grand Pré und Dun das östliche Maas-Ufer erreichen, Clerfayt mit den Emigranten über Vouziers nach Stenay, das österreichisch-hessische Korps östlich der Argonnen am 30. September oder 1. Oktober nach Verdun marschieren. Nach Überschreitung der Maas gedachte der Herzog Sedan und Montmedy zu erobern und auf französischem Boden Winterquartiere zu beziehen. Das war also das bescheidene Endziel des mit so großen Hoffnungen begonnenen Feldzugs, ein Ziel freilich, das dem Armeeführer selbst ursprünglich als der eigentliche Zweck des ersten Kriegsjahres vorgeschwebt haben mochte, und über das er nur mit innerem Widerstreben hinausgegangen war. Nun sollte sich zeigen, daß sich auch dieses Endziel nicht mehr verwirklichen ließ.*)

Verfolgung der Verbündeten durch die Franzosen.

Obwohl die von den Franzosen betriebenen Unterhandlungen mit den Preußen es wahrscheinlich machten, daß man sich gern friedlich mit ihnen auseinandergesetzt hätte, sofern nur das Bündnis mit Österreich zu Fall gebracht wurde, hatte Dumouriez doch umfassende Maßnahmen getroffen, um den Verbündeten auf dem erwarteten Rückzuge den Weg zu verlegen. Schon am 23. September war General Beurnonville mit 24 Bataillonen und 15 Eskadrons innerhalb des Gebirges nach Vienne le Chateau gerückt; damit stand er — nur durch die Aisne getrennt — dicht an der Nachschublinie und Rückzugsstraße der feindlichen Hauptarmee. Aus Chalons und Reims wurden neu errichtete Truppenverbände vorgezogen. 12 000 Mann unter dem General Dubouquet erreichten am 26. September von Chalons aus la Fresne sur Moivre, eine andere Abteilung unter dem General d'Harville ging von Reims bis Auberive vor und veranlaßte die Emigranten, von Suippes nach la Croix en Champagne zu weichen. An die Straße St. Menehould—Vitry entsandte Kellermann ein Detachement unter dem General Deprez-Crassier nach Epense und Noirlieu. Starke Kavallerieabteilungen standen unter dem Obersten Fregeville bei Tilloy im Rücken der Verbündeten, unter dem General Neuilly bei Autrecourt in der linken Flanke des österreichischen Korps Hohenlohe-Kirchberg, unter dem General la Baroliere bei Bar le Duc.

Hätten sich die Teile westlich der Argonnen zusammen mit den Hauptkräften unter Dumouriez und Kellermann konzentrisch auf das Lager der Verbündeten bei Hans vorbewegt, während Beurnonville die Rückzugsstraße nach Grand Pré sperrte,

*) Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. Vom K. und K. Kriegsarchiv, II. Band, Seite 177.



so wäre der Feldzug mit einer völligen Umstellung der Armee des Herzogs von Braunschweig ausgegangen. Zu einer solchen Operation reichte aber weder der Befehlsmechanismus noch die Energie der französischen Kriegführung aus. Als die Verbündeten am 30. September begannen, über die Bionne in nördlicher Richtung zurückzugehen, geschah von den entsendeten Heeresgruppen, insbesondere von Beurnonville, so gut wie nichts. Dumouriez selbst kam erst am 1. Oktober dazu, von St. Menehould aus Anordnungen für die Verfolgung zu treffen. Starke Abteilungen mit viel Kavallerie unter den Generalen Stengel und Valence hatten den Verbündeten als Avantgarden der Hauptkräfte unmittelbar zu folgen, Beurnonville von Vienne le Chateau nach Senuc südlich von Grand Pré zu rücken, um diesen Paß zu sperren; d'Harville wurde von Auberive nach le Chesne an der Straße von Vouziers nach Mouzon gewiesen. Dillon sollte, unterstützt von Neuilly und la Baroliere, von les Islettes gegen das österreichisch-hessische Korps östlich der Argonnen vorgehen. Alle sonstigen im Lande oder in den Festungen stehenden Teile erhielten Befehl, dem Feinde zu folgen oder sich auf seine Verbindungen zu werfen. Von diesen Unternehmungen waren unzweifelhaft die Beurnonvilles und Dillons am gefährlichsten, weil sie mit starken Kräften unmittelbar in den Rücken der feindlichen Hauptarmee führten. Beurnonville blieb aber bis zum 4. Oktober untätig bei Vienne le Chateau; Dillon beschränkte sich auf ein Nachrücken, als das österreichisch-hessische Korps am 2. Oktober aus der Linie Varennes—Clermont in eine Stellung bei Verdun abzog. Am 5. Oktober waren die Verbündeten allen Gefahren entronnen; die preußische Hauptarmee hatte Sivry les Buzancy auf dem Wege von Grand Pré nach Dun, das Korps Clerfayt Nouart, die Emigranten Stenay erreicht. An diesem Tage befanden sich von den weit verteilten französischen Streitkräften Dillon mit Neuilly und la Baroliere westlich von Verdun bei Nixeville, Beurnonville bei Marcq; Dubouquet bei Vienne la Ville, Stengel bei Ville sur Tourbe, das Gros der Armee unter Kellermann bei Fontaine en Dormois, Valence bei Vouziers und d'Harville bei Attigny waren noch auf dem westlichen Ufer der Aisne zurückgeblieben. Ob mit Absicht oder aus Ungeschick, jedenfalls hatte man dem weichenden Gegner goldene Brücken gebaut. Zu beachten ist allerdings, daß Dumouriez, obwohl am 27. September zum Oberkommandierenden ernannt, doch Schwierigkeiten hatte, seinen Willen durchzusetzen; besonders Kellermann scheint seinen Anordnungen widerstrebt zu haben. Trotz alledem war das Ergebnis der französischen Operationen kläglich; das Unvermögen der Franzosen, aus einer verzweifelten Lage des Feindes Nutzen zu ziehen, gab dem der Verbündeten in den Tagen vor Valmy nichts nach.

Zustände in der Armee der Verbündeten.

Dabei hatte die verbündete Armee alle die Leiden zu überstehen, die ein Rückzug auf grundlosen Wegen, unter strömendem Regen, bei unzureichender Verpflegung und

mangelnder Fürsorge für die zahlreichen Kranken hervorbringt. Fast schwerer noch als die Menschen litten die Pferde; Futter war nicht mehr zu finden, die Hufe verloren im Schmutz die Eisen und fingen an zu faulen. Der Bestand der Korps an Menschen, Pferden und Material ging erschreckend zurück. Es muß aber hervorgehoben werden, daß trotzdem die Truppen eine gute Haltung bewahrten und nicht der Auflösung verfielen, gewiß ein Zeichen für den guten Geist, der in den Preußen und Österreichern lebte. Von einer Schlagfertigkeit im Falle eines feindlichen Angriffs konnte bei dem Zustande der Truppen und der geringen Beweglichkeit der Artillerie im tiefen Schmutze allerdings kaum die Rede sein; indes mag die gute Haltung dazu beigetragen haben, daß sich der Feind nicht heranwagte. Die täglichen Märsche der Verbündeten bis zur Maas waren ganz kurz, an Kreuzungen und Reibungen fehlte es nicht; Rasttage mußten notgedrungen eingelegt werden. Es war also ein besonderes Glück, daß sie vor dem Verderben behütet wurden. Am 7. Oktober war die Maas von allen Teilen erreicht; Clerfayt stand mit den Emigranten bei Stenay, die Nachhut der Preußen bei Dun, ihr Gros bei Consenvoie, südlich Dun; Kalckreuth war mit einem Teil des Gros nach Verdun vorausmarschiert, um dem dort stehenden österreichisch-hessischen Korps als Rückhalt zu dienen.

Dumouriez plant eine neue Operation gegen Belgien.

Die lahme Verfolgung der Franzosen wurde vielleicht zum Teil auch dadurch verschuldet, daß Dumouriez schon bald nach dem Tage von Valmy an die Wiederaufnahme seiner Lieblingsoperation gegen Belgien dachte; naturgemäß mochte er deshalb nicht wünschen, daß seine Truppen allzu weit in anderer Richtung entführt würden. Bei der ehemaligen Nordarmee stand es freilich nicht zum besten. Nachdem sie sich in einer für die Österreicher in Belgien erkennbaren Weise zugunsten der Truppen in der Champagne geschwächt hatte, war sie nach Valenciennes gewichen. Dies benutzte Herzog Albert zu Sachsen-Teschen, um im Sinne des ursprünglichen Feldzugplanes des Herzogs von Braunschweig eine Diversion gegen die große Festung Lille zu machen, die er am 24. September von Osten abschloß. Lille wurde von etwa 14 000 Mann verteidigt; viel mehr zählte das Belagerungskorps auch nicht. Die Unternehmung war aussichtslos und wurde auch nur deshalb ausgeführt, weil man nach den Behauptungen der Emigranten auf eine günstige Stimmung und Unterstützung der Einwohner von Lille rechnete. Davon war indes keine Rede; eine Aufforderung zur Übergabe blieb ebenso erfolglos wie ein Bombardement. Für Dumouriez war aber die österreichische Operation nach Lille ein Grund mehr für den nunmehr beschlossenen Zug nach den Niederlanden, und es gelang ihm, die Regierung in Paris dafür zu gewinnen. Am 6. Oktober wurden die erforderlichen Anordnungen getroffen; die gegen die Österreicher vor Lille bestimmten Kräfte wurden von Dumouriez nach Vouziers gewiesen, 28 000 Mann unter Kellermann

Skizze 28.

sollten die weitere Verfolgung der zurückgehenden Verbündeten übernehmen, Verdun und Longwy zurückerobern.

Von der neugebildeten Armee Kellermanns stand das Korps Dillon mit den Abteilungen Neuilly und la Baroliere bereits vor Verdun; den größten Teil der ihm sonst überwiesenen Truppen führte der neue Armeeführer am 8. Oktober bis Dombasle zwischen Clermont und Verdun vor.

(Schluß folgt.)

v. Borries,
Major im Großen Generalstabe.



mangelnder Fürsorge für die zahlreichen Kranken hervorbringt. Fast schwerer noch als die Menschen litten die Pferde; Futter war nicht mehr zu finden, die Hufe verloren im Schmutz die Eisen und fingen an zu faulen. Der Bestand der Korps an Menschen, Pferden und Material ging erschreckend zurück. Es muß aber hervorgehoben werden, daß trotzdem die Truppen eine gute Haltung bewahrten und nicht der Auflösung verfielen, gewiß ein Zeichen für den guten Geist, der in den Preußen und Österreichern lebte. Von einer Schlagfertigkeit im Falle eines feindlichen Angriffs konnte bei dem Zustande der Truppen und der geringen Beweglichkeit der Artillerie im tiefen Schmutze allerdings kaum die Rede sein; indes mag die gute Haltung dazu beigetragen haben, daß sich der Feind nicht heranwagte. Die täglichen Märsche der Verbündeten bis zur Maas waren ganz kurz, an Kreuzungen und Reibungen fehlte es nicht; Rasttage mußten notgedrungen eingelegt werden. Es war also ein besonderes Glück, daß sie vor dem Verderben behütet wurden. Am 7. Oktober war die Maas von allen Teilen erreicht; Clerfayt stand mit den Emigranten bei Stenay, die Nachhut der Preußen bei Dun, ihr Gros bei Consenvoie, südlich Dun; Kalckreuth war mit einem Teil des Gros nach Verdun vorausmarschiert, um dem dort stehenden österreichisch-hessischen Korps als Rückhalt zu dienen.

Dumouriez plant eine neue Operation gegen Belgien.

Die lahme Verfolgung der Franzosen wurde vielleicht zum Teil auch dadurch verschuldet, daß Dumouriez schon bald nach dem Tage von Valmy an die Wiederaufnahme seiner Lieblingsoperation gegen Belgien dachte; naturgemäß mochte er deshalb nicht wünschen, daß seine Truppen allzu weit in anderer Richtung entführt würden. Bei der ehemaligen Nordarmee stand es freilich nicht zum besten. Nachdem sie sich in einer für die Österreicher in Belgien erkennbaren Weise zugunsten der Truppen in der Champagne geschwächt hatte, war sie nach Valenciennes gewichen.

Skizze 28.

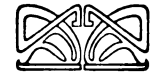
Dies benutzte Herzog Albert zu Sachsen-Teschen, um im Sinne des ursprünglichen Feldzugplanes des Herzogs von Braunschweig eine Diversion gegen die große Festung Lille zu machen, die er am 24. September von Osten abschloß. Lille wurde von etwa 14 000 Mann verteidigt; viel mehr zählte das Belagerungskorps auch nicht. Die Unternehmung war aussichtslos und wurde auch nur deshalb ausgeführt, weil man nach den Behauptungen der Emigranten auf eine günstige Stimmung und Unterstützung der Einwohner von Lille rechnete. Davon war indes keine Rede; eine Aufforderung zur Übergabe blieb ebenso erfolglos wie ein Bombardement. Für Dumouriez war aber die österreichische Operation nach Lille ein Grund mehr für den nunmehr beschlossenen Zug nach den Niederlanden, und es gelang ihm, die Regierung in Paris dafür zu gewinnen. Am 6. Oktober wurden die erforderlichen Anordnungen getroffen; die gegen die Österreicher vor Lille bestimmten Kräfte wurden von Dumouriez nach Vouziers gewiesen, 28 000 Mann unter Kellermann

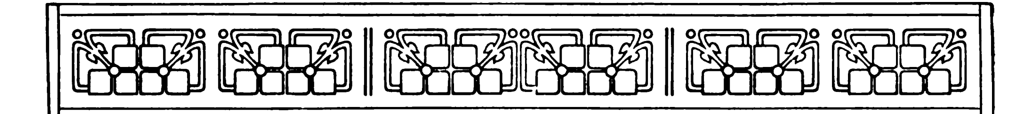
sollten die weitere Verfolgung der zurückgehenden Verbündeten übernehmen, Verdun und Longwy zurückerobern.

Von der neugebildeten Armee Kellermanns stand das Korps Dillon mit den Abteilungen Neuilly und la Baroliere bereits vor Verdun; den größten Teil der ihm sonst überwiesenen Truppen führte der neue Armeeführer am 8. Oktober bis Dombasle zwischen Clermont und Verdun vor.

(Schluß folgt.)

v. Borries,
Major im Großen Generalstabe.





Militärische Jugenderziehung in Frankreich, England nebst Kolonien und den Vereinigten Staaten.

Die in mehreren fremden Staaten seit Jahren vorhandenen Bestrebungen, die männliche Jugend schon vom Knabenalter an für militärische Zwecke vorzubilden, sind nicht ohne allgemeines Interesse. Zwar sind es besondere Ziele, die in den einzelnen Staaten erstrebt werden. So will Frankreich durch frühzeitige Beeinflussung der so empfänglichen Jugend den verderblichen Irrlehren seiner Antimilitaristen entgegenwirken. England, das die allgemeine Wehrpflicht nicht kennt und nur über ein verhältnismäßig kleines Söldnerheer verfügt, ist für die Verteidigung des heimischen Bodens auf ein Freiwilligenheer, die Territorialarmee, mit ganz unzureichender Ausbildung angewiesen. Durch militärische Übungen in den Schulen hofft es, Lust und Liebe zum Waffenhandwerk zu erwecken und so zum späteren Eintritt in die Territorialarmee anzuregen. Ähnlich liegen die Dinge in Amerika.

Ohne weiteres sind somit die in einzelnen Staaten getroffenen Maßnahmen auf andere Verhältnisse nicht übertragbar. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß eine gewisse Vorbildung der Jugend für den Militärdienst unter den heutigen Verhältnissen für jede Armee von Vorteil ist. Die Schule könnte dem Heere die Ausbildung der jungen Soldaten wesentlich erleichtern und diesen selbst manche Schwierigkeit ersparen, wenn sie die körperliche Ausbildung ihrer Zöglinge mehr als bisher dem militärischen Zwecke anpaßte. Denn immer größer werden die Anforderungen an die Ausbildung, während die Dienstzeit kürzer geworden ist. Eine gefährliche Täuschung wäre es aber, anzunehmen, daß eine wie immer geartete Jugenderziehung jemals ersetzen könnte, was der aktiven Dienstzeit genommen wird. Sie kann nur in mancher Hinsicht vorbereiten, indem sie vor allem auch moralische Werte schafft. Eine geeignete Jugenderziehung vermag die ideale Seite der Dienstpflicht den Herzen der Knaben einzuprägen; sie muß die Liebe zum Vaterlande pflegen und das Bewußtsein der Pflicht wecken, Körper und Geist zu seiner Verteidigung zu schulen.

Frankreich.

Seit einer Reihe von Jahren sind vier große Vereinigungen über ganz Frankreich verbreitet, die ausschließlich oder in Verbindung mit anderen Aufgaben die militärische Jugendausbildung betreiben. Das Ziel dieser Ausbildung ist, jährlich möglichst viel junge Leute so vorzubereiten, daß sie als Rekruten mit dem „brevet d'aptitude militaire“ in die Armee eingestellt werden können. Um dieses durch Gesetz vom Jahre 1903 eingeführte brevet zu erlangen, müssen die Bewerber gewisse Fähigkeiten im Schießen und Turnen, im Marschieren (für Fußtruppen), im Reiten (für berittene Waffen) und in anderen besonderen Dienstzweigen vor einer militärischen Kommission nachweisen. Ein kürzlich in erweiterter Form erschienenes Handbuch von Oberstleutnant der Reserve Hatton, Vorsitzenden der Studienkommission für die militärische Jugendausbildung, enthält übersichtlich angeordnet den für die Prüfung in Betracht kommenden Stoff. Das Buch soll den Lehrern an den Vorbereitungsanstalten als Leitfaden für die Unterrichtserteilung dienen. Gleichzeitig wird aber auch den Anwärtern für die Prüfung ermöglicht, sich selbständig die erforderlichen praktischen und theoretischen Kenntnisse anzueignen.

Mit der Erwerbung des brevet sind folgende praktische Vorteile verbunden. Die Inhaber können vor dem militärpflichtigen Alter als Dreijährig-Freiwillige eintreten (devancement d'appel) und sich ihren Truppenteil selbst wählen. Sie werden, wenn sie die Befähigung zum Zugführer erlangen und sich verpflichten in der Reserve und Territorialarmee alle drei Jahre eine Übung abzuleisten, bereits nach zwei Jahren entlassen. Außerdem können sie schon nach vier Monaten aktiver Dienstzeit zum Korporal oder Brigadier befördert werden (sonst erst nach sechs Monaten).

Die vorstehend erwähnten vier Vereinigungen sind folgende:

1. Die Vereinigung der Französischen Schießvereine. Sie umfaßt 2000 Einzelvereine mit mehr als 300 000 Mitgliedern. 3000 Volksschulen, 166 Mittelschulen und 90 höhere Schulen sind ihr angeschlossen.
2. Der Verband der Turngesellschaften mit 1100 einzelnen Vereinen und ebenfalls 300 000 Mitgliedern. Diese beiden Verbände dienen nur nebenbei der militärischen Jugendausbildung. Die betreffenden jungen Leute werden nicht nur im Schießen oder Turnen, sondern allgemein militärisch ausgebildet.
3. Der unmittelbar und ausschließlich der Vorbereitung für den Militärdienst dienende große Verband (L'Union des sociétés de préparation militaire). Er umfaßt 650 Einzelvereine.
4. Die Vereinigung für die militärische Vorbereitung der berittenen Waffen (L'Association fédérative de préparation des armes à cheval). Sie besteht ebenfalls aus einer größeren Zahl einzelner Vereine; nähere Angaben liegen nicht vor.



Im Jahre 1908 erlangten im ganzen 4000 junge Leute das brevet d'aptitude militaire. In diesem Jahre soll eine wesentliche Steigerung zu verzeichnen sein, einzelne Vereinigungen hoffen die doppelte Anzahl von militärischen Reifezeugnissen für ihre Schulen zu erreichen.

Der Staat unterstützt die Gesellschaften durch Geldmittel (1909 mit 213 000 Frcs., für 1910 sind 228 000 Frcs. beantragt) und dadurch, daß er militärisches Personal, geeignete Räumlichkeiten, Schießstände, Waffen usw. zur Verfügung stellt. Die Eisenbahngesellschaften gewähren bei Fahrten zu den Übungen ermäßigte Preise.

Während somit bisher die militärische Jugendausbildung privaten Gesellschaften überlassen war, ist nunmehr die gesetzliche Regelung der militärischen Jugendausbildung für das nächste Jahr zu erwarten. Das Wehrgesetz über die zweijährige Dienstzeit von 1905 bestimmt bereits, daß — zur Erleichterung der Rekrutenausbildung — alle jungen Leute vom 17. bis 20. Lebensjahre militärisch vorgebildet werden sollen. Der besondere Gesetzentwurf, der diese militärische Jugendausbildung regeln soll, ist im vorigen Jahre der Kammer zugegangen, aber bis jetzt noch nicht beraten worden. Die Regierung schlägt in ihm folgendes vor:

Jeder gesunde Franzose ist verpflichtet, sich vor dem Diensteintritt militärisch vorzubereiten. Die Vorbereitung soll theoretisch und praktisch erfolgen. Sie soll in allen öffentlichen Unterrichtsanstalten obligatorisch sein, außerdem aber in den vom Kriegsminister zu genehmigenden Vorbereitungsgesellschaften stattfinden. Die gesamte militärische Jugendausbildung wird vom Kriegsminister und dem Minister des Innern beaufsichtigt. Den Schulen und den Gesellschaften sollen für den Unterricht Personal, Material und geeignete Räumlichkeiten von den Truppen und Zivilbehörden zur Verfügung gestellt werden, soweit der militärische Dienstbetrieb und die örtlichen Verhältnisse es zulassen.

Den Vorteilen, die den Besitzern des brevet d'aptitude militaire gewährt werden, sollen außer den bereits bestehenden und vorstehend erörterten noch folgende angefügt werden.

Diejenigen Besitzer des brevet, die erst mit ihrer Jahresklasse zur Einstellung gelangen, haben das Recht, sich nach der Güte ihrer Prüfungsergebnisse den Truppenteil selbst zu wählen.

Alle Besitzer des brevet haben Anspruch auf sechs Wochen Urlaub im Jahr, statt der dem Soldaten sonst zustehenden vier Wochen.

England. England ist der einzige europäische Großstaat ohne allgemeine Wehrpflicht. Der Masse des englischen Volkes fehlen daher auch noch das Interesse und Verständnis für militärische Dinge.

Bedeutende Politiker und Soldaten, wie Lord Roberts und General Baden-

Powell haben sich daher seit drei bis vier Jahren an die Spitze einer Bewegung gestellt, die den militärischen Geist im Volke wecken und verbreiten will. Dies sucht man in erster Linie durch militärische Erziehung der Jugend zu erreichen. Hierdurch hofft man den Boden für die allgemeine Wehrpflicht am besten vorzubereiten.

I. Staatlich anerkannte Jugendorganisationen.

Die Regierung unterstützt diese Bestrebungen. Einen Teil der „Jugendwehren" hat sie bereits als militärische Organisationen anerkannt und in den Etat für 1910/11 aufgenommen. Solche staatlich anerkannten Jugendorganisationen sind das Offizierausbildungskorps und die Kadetten-Bataillone.

1. Offizierausbildungskorps.

Das Offizierausbildungskorps (Officers' Training Corps) wurde 1908 gleichzeitig mit der Territorialarmee aufgestellt, um junge Leute für den Offizierberuf in ihr vorzubilden.

Es besteht aus zwei Abteilungen, der „Junior-Division" für Knaben von 14 bis 17 und der „Senior-Division" für Jünglinge von 17 bis 25 Jahren. Juniorabteilungen bilden sich in der Regel an allen besseren Schulen (Colleges) des Landes, Seniorabteilungen an den Universitäten. Der Eintritt in das Korps ist freiwillig; der Eintretende nimmt eine Verpflichtung zum zweijährigen Dienst im Korps auf sich. Die Zugehörigkeit zu dem Korps zieht aber in keiner Weise die Verpflichtung nach sich, nach erfolgtem Austritt als Offizier in den Heeresdienst zu treten. Die Offiziere des Korps sind Territorialoffiziere; sie werden vom Kriegsministerium dem Korps auf mehrere Jahre zugeteilt. Die Oberaufsicht über die Angelegenheiten des Korps führt der Chef des Generalstabes.

In der Hand der dem Korps zugeteilten Offiziere ruht auch die Ausbildung der Zöglinge. Gelegentlich werden auch reguläre Offiziere zu ihrer Unterstützung herangezogen. Den Divisionskommandeuren der Territorialarmee, in deren Bereich Abteilungen des Korps sich befinden, sowie dem Generalinspekteur der Armee steht ein Besichtigungsrecht zu.

Die Ausbildung ist hauptsächlich infanteristisch. Wöchentlich werden in den Turnhallen oder in zur Verfügung gestellten Exerzierhäusern einige Dienststunden abgehalten, in denen den Zöglingen eine grundlegende Exerzierausbildung zuteil wird. Auch werden Ziel- und vorbereitende Übungen für den Schieß- und Gefechtsdienst betrieben, Schulschießen und Felddienstübungen abgehalten. Die Korps nehmen auch häufig an Übungen anderer Truppen teil. In gleicher Weise wie für die Territorialtruppen ist für die Mitglieder des Korps die Teilnahme an einer 14tägigen Lagerübung vorgeschrieben, die in den Ferien abgehalten wird. Für die ältere Abteilung bestehen an einzelnen Universitäten auch berittene Formationen, Kavallerie- und Artillerie-Abteilungen. Da die betreffenden Zöglinge die Pferde selbst stellen müssen, können nur wohlhabende junge Leute in die berittenen Abteilungen eintreten. Waffen und Ausrüstungsstücke stellt das Kriegsministerium.

Beim Ausscheiden können die Zöglinge sich zwei verschiedenen militärischen Prüfungen unterziehen. Die leichtere der beiden Prüfungen ersetzt die Beförderungsprüfung zum Oberleutnant, die schwerere die zum Hauptmann.

Dem Korps gehören zur Zeit etwa 16 000 junge Leute an.

2. Kadetten-Bataillone.

In ähnlicher Weise wie an den höheren Schulen Abteilungen des Officers' Training Corps bestehen an einer Reihe mittlerer Schulen eine Anzahl Kadetten-Korps und -Kompagnien (Cadet Corps). Sie tragen zum Mannschafts- und Unteroffiziersersatz bei. Einzelne von ihnen sind regulären Truppenteilen angegliedert. Die Heeresverwaltung beabsichtigt neuerdings weitere Kadetten-Bataillone von ihrer Seite aus ins Leben zu rufen.

Sie sollen einen geeigneten Mannschaftsersatz für die Territorial-Armee heranbilden. Die Bataillone werden durch die Grafschaftsausschüsse aufgestellt und verwaltet und den Territorial-Infanterie-Bataillonen angegliedert, für die sie den Ersatz stellen. Das Korps nimmt Knaben von 12 bis 17 Jahren auf. Als Ersatz kommen Soldaten- und Waisenknaben, sowie die Söhne weiterer Volkskreise in Betracht. Zu Offizieren der Bataillone sollen ebenfalls Territorialoffiziere ernannt werden. Über den Gang der geplanten Ausbildung ist noch nichts Näheres bekannt geworden. Sie wird voraussichtlich, unter entsprechender Anpassung an das jugendliche Alter der Knaben, etwa dem Muster der Ausbildung für die Territorial-Armee folgen.

Die Mitgliederzahl ist ebenfalls noch nicht bekannt.

Vor wenigen Wochen hat sich auf private Anregung hin auch ein berittenes Kadettenkorps (Boy Cadet Yeomanry Corps) gebildet. Es ist jedoch bisher von der Regierung noch nicht anerkannt worden.

II. Private Jugendorganisationen.

Außer den genannten staatlichen Jugendorganisationen besteht eine Reihe privater Einrichtungen: die Knabenverbände, die Knaben-Schützenvereine und die Knaben-Kundschafter.

1. Knabenverbände.

Die Knabenverbände (Church Lads Brigades) sind eine alte Einrichtung und noch aus der Zeit der Volunteertruppen übernommen worden. Sie bestehen an mittleren Schulen oder sind Schülervereinigungen verschiedener Kirchspiele. Die Organisation dieser Verbände ist ganz ungleichmäßig. Die Führer werden gewählt oder von den Schulen usw. bestimmt. Zur Ausbildung werden gelegentlich Unteroffiziere der Armee zur Verfügung gestellt. Der Ersatz, der bisher in diese Verbände eintrat, wird in Zukunft voraussichtlich den Kadetten-Bataillonen zufließen.

Die Mitgliederzahl dieser Verbände ist zur Zeit etwa auf 50 000 Knaben und Jünglinge zu schätzen.

2. Knaben-Schützenvereine.

Die Knaben-Schützenvereine (Miniatur Riffle Clubs) sind ebenfalls eine ältere Einrichtung, die von dem Feldmarschall Lord Roberts gegründet wurde.

Der Feldmarschall verfolgt durch sie den Zweck, jedem jungen Engländer in Ermangelung einer gründlichen militärischen Ausbildung wenigstens eine notdürftige

Schießausbildung zukommen zu lassen. Die Knaben-Schützenvereine bilden sich allerorts da, wo ein für den Zweck gewonnener alter Soldat oder Bürger die Angelegenheit in die Hand nimmt. Die Zentralleitung aller Vereine befindet sich in London in den Händen des Feldmarschalls. Die Heeresverwaltung stellt zur Ausbildung die militärischen Schießstände und Schießhallen, gelegentlich auch Personal zur Verfügung. Die Schießübungen werden mit Miniaturgewehren aller Art, meist gegen Zimmerscheiben erledigt.

Dem Gesamtverband sollen etwa 150 000 junge Leute angehören.

3. Knabenkundschafter.

Die Vereinigung der Knaben-Kundschafter (Boy Scouts) ist im vergangenen Jahre durch den Chef des Korps, Generalleutnant Sir R. Baden-Powell, gegründet worden. Die Entstehung des Korps ist auf die Belagerung von Mafeking zurückzuführen, bei der der General mit Erfolg Knaben zum Kundschafterdienst verwendet hat. Das Korps verfolgt neben ethischen Zwecken die Ziele der militärischen Jugenderziehung in allgemeinster Art. Die Organisation erstreckt sich über das ganze Land. Aufgenommen werden Knaben aller Kreise im Alter von 10 bis 20 Jahren. Die einzelnen Abteilungen wählen sich ihre Führer selbst, während die Zentralleitung in den Händen des Generals Baden-Powell liegt. Die Mittel werden von privater Seite aufgebracht. Die Heeresverwaltung begünstigt diese Organisation ganz besonders und stellt die regulären Ausbildungsunteroffiziere der Territorial-Armee zum Drill zur Verfügung. Die Territorial-Truppenkommandeure überwachen die Ausbildung und suchen die Bewegung dadurch zu fördern, daß sie einzelne Boy-Scout-Abteilungen zu Übungen der Territorialtruppen heranziehen. Die militärische Ausbildung erstreckt sich auf Märsche, Orientierungsübungen, Kundschafterwesen, Anfertigung von Krokis und von einfachen Gebrauchsgegenständen aus Behelfsmaterial, Biwaks- und Hüttenbau und dergleichen. Mit besonderem Eifer wird das „Kriegsspiel“ betrieben, das in der Art des „Indianerspielens“ ausgeführt wird. Es dient dazu, den Blick für das Gelände zu schärfen und die Entschlußkraft zu entwickeln. Einzelne Abteilungen an der Küste betreiben auch militärische Wasserübungen (Seekundschafter = Sea-Scouts).

Die Verbreitung der Boy-Scouts ist zu einer nationalen Bewegung geworden. Sie ist noch im Wachsen begriffen; fast die gesamte städtische und ländliche Jugend gehört dem Korps an.

Vor kurzem wurde eine Mitgliederzahl von 300 000 Knaben erreicht.

Englische Kolonien.

In den englischen Kolonien bestanden staatliche Jugendorganisationen bisher noch nicht. Sie werden jedoch in Australien von 1911 ab durch das neue australische Wehrgesetz eingeführt. Die Jugendausbildung bildet dort einen Teil der allgemeinen Wehrpflicht, die eine milizartige Ausbildung vorsieht. Für alle Knaben besteht vom 12. bis 18. Jahre die Verpflichtung zur Kadettausbildung. Davon gehören die beiden jüngsten Jahrgänge dem „Junior Cadet Training“, die übrigen dem „Senior Cadet Training“

an. Das „Junior Cadet Training" umfaßt 120 jährliche Dienststunden, in denen einfache Körperübungen, der elementare Marschdrill und die Handhabung von Miniaturgewehren gelehrt werden sollen. Für das „Senior Cadet Training" sind jährlich vier volle und zwei halbe Übungstage von zusammen wenigstens 96 Stunden Dauer vorgesehen. Hier sollen elementare Land- und Seeübungen vorgenommen werden. Nach dieser Ausbildung treten die Knaben in die Bürgerarmee (Citizen Forces) über.

Im „Junior Cadet Training" rechnet man auf die Ausbildung von 40 000, im „Senior Cadet Training" auf die Ausbildung von 75 000 Knaben.

In Neuseeland ist die Einbringung eines ähnlichen Gesetzes geplant.

Ähnliche private Jugendorganisationen bestehen in allen englischen Kolonien mit zahreicherer weißer Bevölkerung. Besonders die Boy-Scoutbewegung macht auch hier große Fortschritte.

Vereinigte Staaten.

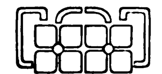
In den Vereinigten Staaten gibt es eine Anzahl von sogenannten „Military Colleges" mit rund 22 000 Schülern, die im Alter von etwa 17 bis 20 Jahren stehen. Die Anstalten sind eine Zwischenstufe zwischen einer höheren Lehranstalt und der Universität, verfolgen allgemeine Bildungszwecke und erteilen ihren Zöglingen nebenher eine militärische Ausbildung. Hierdurch soll ein Offiziererersatz für die Miliz und die Freiwilligen-Armee herangebildet werden.

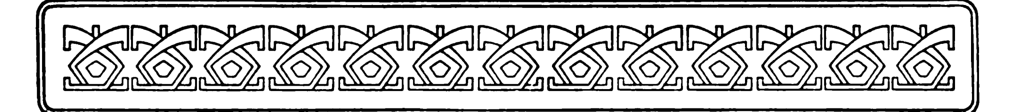
Zu den Anstalten werden im ganzen 60 aktive und 30 verabschiedete Offiziere kommandiert. Der Dienstbetrieb wird sehr verschieden gehandhabt. Manche Anstalten tragen fast den Charakter eines Kadettenkorps, während in anderen der militärische Unterricht eine reine Spielerei darstellt. Um den Eifer der Schulvorstände anzuspornen, hat die Regierung den Anstalten, die gewissen Bedingungen genügen, das Recht eingeräumt, jährlich einen Offizier für das stehende Heer in Vorschlag zu bringen. Der betreffende Offiziersaspirant wird dann sofort eingestellt, aber erst patentiert, wenn er die vorgeschriebene theoretische und praktische Prüfung abgelegt hat.

Militärische Jugenderziehung wird niemals als ein vollwertiger Ersatz für wirkliche militärische Ausbildung angesehen werden können. Jeder Versuch, sie nach dieser Richtung auszugestalten, muß, sofern er nicht von sachkundiger Hand geleitet wird, zu einer Soldatenspielerei führen, die in sich die Gefahr birgt, den Ernst des späteren militärischen Dienstes zu beeinträchtigen, und die die soldatische Ausbildung eher verlangsamt als fördert.*)

*) Man vergleiche über den Wert der Volks- und Jugendspiele für die Wehrkraft des deutschen Volkes den Vortrag des Generalmajors Neuber, gehalten auf dem 10. deutschen Kongreß für Volks- und Jugendspiele in Gleiwitz am 4. Juli 1909. Abgedruckt in der Zeitschrift „Körper und Geist", Jahrgang 1909, Nr. 11/12.

Anders steht es mit einer Hebung der körperlichen Ausbildung unserer Jugend an sich. Hier bietet sich uns ein noch herzlich wenig erschlossenes Feld der Tätigkeit, dem Staat, Gemeinden und wohlmeinende Private ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden sollten. Neben der Schule würde hier eine organisierte Ausgestaltung der Jugendspiele von hohem Werte sein. Nicht eingeengt in die äußerlichen Formen militärischer Erziehung, sondern möglichst frei und ungebunden soll sich unsere Jugend unter sachkundiger Leitung in Wald und Feld und auch auf Spiel- und Sportplätzen tummeln und so den Körper stählen und Geist und Herz frisch erhalten. Das ist die beste Vorbereitung für den Dienst im Heere, wenigstens für unsere deutschen Verhältnisse.



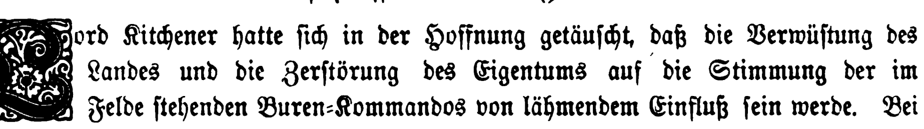


Der Abschluß des Buren-Krieges.

(Schluß.)*)

II. Vom Beginn des Winterfeldzuges im Mai 1901 bis zum Friedensschlusse im Mai 1902.

Stimmung der Buren beim Beginn des Winterfeldzuges.



Lord Kitchener hatte sich in der Hoffnung getäuscht, daß die Verwüstung des Landes und die Zerstörung des Eigentums auf die Stimmung der im Felde stehenden Buren-Kommandos von lähmendem Einfluß sein werde. Bei diesen hatte sich vielmehr infolge seiner Maßregeln der unerbittliche Haß gegen die Engländer nur noch gesteigert und eine wachsende Begeisterung für den Kampf entfacht. Nicht wenig erhöhte die Tatsache, daß sie bisher fast immer die Angreifer und in zahlreichen Gefechten Sieger gewesen waren, das Selbstgefühl der Burgher. Nun stand der afrikanische Winter vor der Tür, und sie wußten, daß damit der stärkste Verbündete an ihre Seite trat. Wenn der bevorstehende Mangel an guter Weide auch ihre eigenen Pferde treffen mußte, so war doch der Gegner jetzt erst recht nicht in der Lage, seine Übermacht zur Geltung zu bringen. Nur mit den größten Schwierigkeiten konnten die zahlreichen Pferde stärkerer berittener Abteilungen im Felde ernährt werden und, während sich den kleinen beweglichen Trupps der Buren ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnete, legte der Mangel an Futter größeren Unternehmungen des Gegners lästige Fesseln an.

Auch eine andere Überlegung war wohl geeignet, die Buren in ihrem hartnäckigen Widerstand zu bestärken. Fast ein ganzes Jahr hatten sie mit ihren verschwindend geringen Kräften den Kampf gegen das britische Weltreich hingehalten, und es konnte ihnen nicht entgehen, daß die ungeheuren Kriegskosten der Engländer nicht im Verhältnis zu ihren bisherigen Erfolgen standen.

So bedurfte es nicht erst aus Europa der telegraphischen Mahnung ihres vertriebenen Präsidenten Krüger: „Haltet aus!" Das war vor der Welt nur das Echo der Kampfesfreudigkeit, mit der sich die im Felde stehenden Kommandos zur Fortsetzung des Krieges rüsteten.

*) Jahrgang 1909, 3. Heft.

Die Ereignisse im westlichen Transvaal.

Zunächst kam der westliche Teil der Transvaal-Republik als Schauplatz weiterer Ereignisse in Betracht. Hier hatte De la Rey es verstanden, seine Reiter während der Ansammlung stärkerer englischer Kräfte zu zerstreuen und geschickt verborgen zu halten.

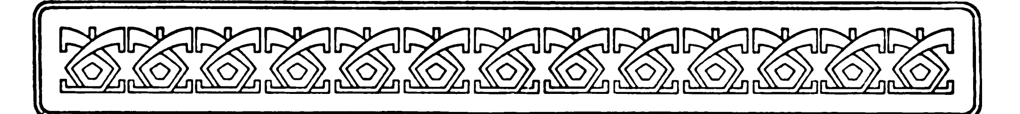
Skizze 33.

Auf das Gerücht, daß seine Leute in der Gegend von Wolmaranstad ständen, hatten sich die englischen Abteilungen Methuen, Rawlinson und Williams dorthin in Marsch gesetzt, ohne zu wissen, daß der Feind nach Norden in das Gelände der unwegsamen Zwartruggens-Berge gezogen war. Dort hatte einer von De la Reys Unterführern, der junge Kommandant Kemp, eine beträchtliche Macht versammelt und schickte sich an, den General Dixon anzugreifen, der, ohne von der Nähe des Feindes etwas zu wissen, bei Naauwpoort stand. Der englische Führer wußte, daß in den Zwartruggens-Bergen noch zahlreiche Munition und sogar einige Geschütze verborgen waren. In der Absicht, diese wertvolle Beute in seinen Besitz zu bringen, trat er am 26. Mai 1901 mit 800 Mann Infanterie, 430 Berittenen und acht Geschützen den Vormarsch von Naauwpoort in westlicher Richtung an. Wohl stellten seine Kräfte der Zahl nach eine ansehnliche Truppenmacht dar, gegenüber den kampferprobten Buren kam indessen der wesentliche Nachteil in Betracht, daß ein großer Teil der englischen Soldaten zu den eben erst eingetroffenen Ergänzungsmannschaften gehörte, die noch kein Gefecht mitgemacht hatten. Bis zum 29. Mai wurde der Marsch vom Feinde nicht behelligt. An diesem Tage brach General Dixon aus dem Lager bei der Farm Vlakfontein in der Frühe auf und marschierte in drei Kolonnen vor. Während die mittlere Kolonne, bei der sich der Führer befand, durch ein etwa 7 km langes Gebirgstal vorging, sollten die beiden Seitenabteilungen längs der Talränder marschieren, dann nach einem Marsch von etwa 5 km halten bleiben und, während die mittlere Kolonne die Farmen sowie das umliegende Gelände absuchte, die Sicherung der Flanken übernehmen.

Gefecht bei Vlakfontein. 29. Mai.

Nachdem bis Mittag diese Suche ergebnislos verlaufen war, nahm General Dixon die mittlere Kolonne an eine Farm unweit seines alten Lagers zurück. Hier wurde nunmehr ein großer Vorrat verborgener Munition vorgefunden. General Dixon entschloß sich, ihn erst am folgenden Tage abzubefördern und befahl um 1³⁰ Nachmittags den Rückmarsch der gesamten Truppen in das bisherige Lager.

Schon während des ganzen Vormittags waren vor der Front der südlichen Kolonne einzelne Gruppen feindlicher Reiter erschienen und beschossen worden. Als der Rückmarsch angetreten wurde, den die bisherige linke Kolonne als Nachhut deckte, nutzte Kemp, der schon längst auf eine günstige Gelegenheit lauerte, diesen Augenblick zu einem überraschenden Angriff mit überlegenen Kräften aus. Hierbei wählte er eine Kriegslist, deren Anwendung im bisherigen Verlauf des Krieges noch unbekannt war. Er ließ vor der Front der englischen Truppen das dürre Steppengras anzünden und rechnete ganz richtig darauf, daß der von Westen her wehende Wind dem



Der Abschluß des Buren-Krieges.

(Schluß.)*)

II. Vom Beginn des Winterfeldzuges im Mai 1901 bis zum Friedensschlusse im Mai 1902.

Stimmung der Buren beim Beginn des Winterfeldzuges.

Lord Kitchener hatte sich in der Hoffnung getäuscht, daß die Verwüstung des Landes und die Zerstörung des Eigentums auf die Stimmung der im Felde stehenden Buren-Kommandos von lähmendem Einfluß sein werde. Bei diesen hatte sich vielmehr infolge seiner Maßregeln der unerbittliche Haß gegen die Engländer nur noch gesteigert und eine wachsende Begeisterung für den Kampf entfacht. Nicht wenig erhöhte die Tatsache, daß sie bisher fast immer die Angreifer und in zahlreichen Gefechten Sieger gewesen waren, das Selbstgefühl der Burgher. Nun stand der afrikanische Winter vor der Tür, und sie wußten, daß damit der stärkste Verbündete an ihre Seite trat. Wenn der bevorstehende Mangel an guter Weide auch ihre eigenen Pferde treffen mußte, so war doch der Gegner jetzt erst recht nicht in der Lage, seine Übermacht zur Geltung zu bringen. Nur mit den größten Schwierigkeiten konnten die zahlreichen Pferde stärkerer berittener Abteilungen im Felde ernährt werden und, während sich den kleinen beweglichen Trupps der Buren ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnete, legte der Mangel an Futter größeren Unternehmungen des Gegners lästige Fesseln an.

Auch eine andere Überlegung war wohl geeignet, die Buren in ihrem hartnäckigen Widerstand zu bestärken. Fast ein ganzes Jahr hatten sie mit ihren verschwindend geringen Kräften den Kampf gegen das britische Weltreich hingehalten, und es konnte ihnen nicht entgehen, daß die ungeheuren Kriegskosten der Engländer nicht im Verhältnis zu ihren bisherigen Erfolgen standen.

So bedurfte es nicht erst aus Europa der telegraphischen Mahnung ihres vertriebenen Präsidenten Krüger: „Haltet aus!“ Das war vor der Welt nur das Echo der Kampfesfreudigkeit, mit der sich die im Felde stehenden Kommandos zur Fortsetzung des Krieges rüsteten.

*) Jahrgang 1909, 3. Heft.

Die Ereignisse im westlichen Transvaal.

Zunächst kam der westliche Teil der Transvaal-Republik als Schauplatz weiterer Ereignisse in Betracht. Hier hatte De la Rey es verstanden, seine Reiter während der Ansammlung stärkerer englischer Kräfte zu zerstreuen und geschickt verborgen zu halten.

Skizze 33.

Auf das Gerücht, daß seine Leute in der Gegend von Wolmaranstad ständen, hatten sich die englischen Abteilungen Methuen, Rawlinson und Williams dorthin in Marsch gesetzt, ohne zu wissen, daß der Feind nach Norden in das Gelände der unwegsamen Zwartruggens-Berge gezogen war. Dort hatte einer von De la Reys Unterführern, der junge Kommandant Kemp, eine beträchtliche Macht versammelt und schickte sich an, den General Dixon anzugreifen, der, ohne von der Nähe des Feindes etwas zu wissen, bei Naauwpoort stand. Der englische Führer wußte, daß in den Zwartruggens-Bergen noch zahlreiche Munition und sogar einige Geschütze verborgen waren. In der Absicht, diese wertvolle Beute in seinen Besitz zu bringen, trat er am 26. Mai 1901 mit 800 Mann Infanterie, 430 Berittenen und acht Geschützen den Vormarsch von Naauwpoort in westlicher Richtung an. Wohl stellten seine Kräfte der Zahl nach eine ansehnliche Truppenmacht dar, gegenüber den kampferprobten Buren kam indessen der wesentliche Nachteil in Betracht, daß ein großer Teil der englischen Soldaten zu den eben erst eingetroffenen Ergänzungsmannschaften gehörte, die noch kein Gefecht mitgemacht hatten. Bis zum 29. Mai wurde der Marsch vom Feinde nicht behelligt. An diesem Tage brach General Dixon aus dem Lager bei der Farm Blakfontein in der Frühe auf und marschierte in drei Kolonnen vor. Während die mittlere Kolonne, bei der sich der Führer befand, durch ein etwa 7 km langes Gebirgstal vorging, sollten die beiden Seitenabteilungen längs der Talränder marschieren, dann nach einem Marsch von etwa 5 km halten bleiben und, während die mittlere Kolonne die Farmen sowie das umliegende Gelände absuchte, die Sicherung der Flanken übernehmen.

Gefecht bei Blakfontein. 29. Mai.

Nachdem bis Mittag diese Suche ergebnislos verlaufen war, nahm General Dixon die mittlere Kolonne an eine Farm unweit seines alten Lagers zurück. Hier wurde nunmehr ein großer Vorrat verborgener Munition vorgefunden. General Dixon entschloß sich, ihn erst am folgenden Tage abzubefördern und befahl um 1³⁰ Nachmittags den Rückmarsch der gesamten Truppen in das bisherige Lager.

Schon während des ganzen Vormittags waren vor der Front der südlichen Kolonne einzelne Gruppen feindlicher Reiter erschienen und beschossen worden. Als der Rückmarsch angetreten wurde, den die bisherige linke Kolonne als Nachhut deckte, nutzte Kemp, der schon längst auf eine günstige Gelegenheit lauerte, diesen Augenblick zu einem überraschenden Angriff mit überlegenen Kräften aus. Hierbei wählte er eine Kriegslist, deren Anwendung im bisherigen Verlauf des Krieges noch unbekannt war. Er ließ vor der Front der englischen Truppen das dürre Steppengras anzünden und rechnete ganz richtig darauf, daß der von Westen her wehende Wind dem



Gegner den Rauch ins Gesicht treiben werde. In kurzer Zeit stand die ganze Steppe in Flammen; eine gewaltige Rauchwolke wälzte sich in raschem Fortschreiten auf die Engländer zu. Inzwischen hatte der Buren-Führer seine Leute aufsitzen lassen und galoppierte in schnellem Ansturm, durch den Rauch gedeckt, gegen die abziehenden Truppen an. Diese standen noch unter dem Eindruck der ersten Überraschung, als der Schall von Hunderten von Hufen vernehmbar wurde. Kaum hatten die Geschütze einige Schüsse gegen das in Rauch gehüllte Ziel abfeuern können, als sich auch schon die Rauchwolken teilten, und eine Schar von 500 Reitern in die Reihen der Infanterie einbrach. Der Eindruck war, wie ein Augenzeuge berichtet, überwältigend. Der Ansturm der Buren glich einem Gießbach, der seine Dämme durchbrochen hat. Alles war das Werk eines Augenblicks. Zugleich mit dem Angriff zu Pferde erhob sich ein wohlgezieltes Schnellfeuer, das die Reiter teils vom Sattel, teils zu Fuß abgaben, indem sie ihre Pferde an der Hand führten.

Da gab es für die jungen englischen Mannschaften, die hier zum ersten Male im Kampfe standen, keinen längeren Widerstand. Haltlos, einzeln und in Haufen fluteten sie zurück, und nur wenige versuchten unter ihren tapferen Führern den Gegner aufzuhalten. Als indessen in kurzer Zeit von 16 Offizieren neun gefallen oder verwundet waren, wichen auch die letzten Trümmer der vordersten Teile der Infanterie vorüber an der nun fast ganz ungesicherten Stellung der Artillerie. Zu stolz, sich zu ergeben oder um Gnade zu bitten, hielten die Kanoniere bei ihren Geschützen aus und wurden ebenso wie die Bedeckung vom Derbyshire-Regiment, fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. Beide Geschütze wurden erobert und gegen die Engländer gerichtet.

Inzwischen hatte General Dixon die Meldung von dem Angriff erhalten und eilte mit allen verfügbaren Teilen auf den Gefechtslärm herbei. Mit Hilfe seiner Artillerie brachte er in kurzer Zeit das Vorgehen der Buren zum Stehen und vertrieb sie aus der eroberten Stellung. Vor dem drohenden umfassenden Angriff des überlegenen Gegners nahm Kemp seine Leute zurück, ließ die eroberten Geschütze, deren Besitz ohne Munition für ihn doch wertlos war, in Feindeshand und galoppierte ebenso schnell, wie er gekommen war, davon.

Die Engländer biwakierten am Abend auf dem Gefechtsfelde, ohne daß eine weitere Verfolgung stattfand. General Dixon hatte zwar die drohende Niederlage rechtzeitig abgewendet, die Verluste des Tages waren indessen die schwersten seit dem Kampfe bei Nooitgedacht.*) Sechs Offiziere, 43 Mann waren gefallen und sieben Offiziere, 123 Mann verwundet. Als am anderen Tage die Nachricht eintraf, daß Kemp weitere Verstärkungen herangezogen habe, entschloß sich der englische Führer, zurückzugehen. Beständig von feindlichen Abteilungen umschwärmt, glückte es ihm, nur

*) Jahrgang 1909, 3. Heft, Seite 445.

durch einen nächtlichen Abmarsch und unter Zurücklassung der Verwundeten am 31. Mai Naauwpoort wieder zu erreichen.

Betrachtungen.

Der Kampf von Blakfontein erinnert in der Eigenart des Angriffs der Buren an das früher*) geschilderte Gefecht von Geduld im März desselben Jahres. Bei Blakfontein gelang es den Buren indessen, den Angriff nicht nur gegen abgesessene Reiter, sondern auch gegenüber Infanterie und Artillerie durchzuführen. Allerdings handelte es sich nur um einen vorübergehenden Erfolg. Die Begleitumstände waren für die Angreifer besonders günstig, da die englischen Truppen zum Teil aus neueingestellten Mannschaften bestanden. Das Gefecht liefert aber den deutlichen Beweis, daß sich trotz aller Vervollkommnung der modernen Waffen in den heutigen Kämpfen für die Reiterei immer wieder Gelegenheit bieten wird, überraschend an Infanterie oder Artillerie heranzukommen, sofern nur solche Gelegenheiten ausgenutzt werden.

Künftige Schlachten werden der mit Artillerie und Maschinengewehren ausgestatteten Kavallerie-Division sicherlich ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnen. Aufgabe des Führers wird es sein, in raschem Erkennen und Handeln zu entscheiden, ob das Eingreifen mit der blanken Waffe oder im Feuergefecht bessere Aussichten verspricht. Das Gefecht von Blakfontein lehrt auch, daß die Reiterei, an deren Spitze ein erprobter Führer steht, und die nicht nur reiten, sondern auch schießen kann, ganz besonders befähigt ist, einen wirksamen Feuerüberfall auszuführen.

Die Ereignisse im Oranje-Freistaat und im östlichen Transvaal.

Auf die Nachricht von dem kühnen Angriff der Buren setzte Lord Kitchener sofort alle in der Nähe befindlichen Kolonnen zum umfassenden Vormarsch gegen diese Abteilung an. Sobald Kemp von der ihm drohenden Einschließung erfuhr, entließ er seine Leute; er selbst entzog sich geschickt seinen Verfolgern.

Inzwischen hatten im Mai auch im Oranje-Freistaat mehrere „Treiben" englischer Kolonnen stattgefunden, die indessen nur den Wert hatten, die noch nicht einmarschierten jungen Truppen allmählich an die Strapazen des Krieges zu gewöhnen. Wohl wurden weite Landstriche verwüstet, die Freistaat-Buren wichen aber zunächst überall aus, und ihre Verfolger besaßen vorläufig noch keine Mittel, sie zum Kampfe zu stellen.

Gefecht bei Graspan 6. Juni.

Auf Grund beunruhigender Nachrichten aus dem östlichen Transvaal, die auf ein Nachlassen des dortigen Widerstandes hindeuteten, entschlossen sich De Wet und Steyn, selbst dorthin aufzubrechen. De la Rey wurde aufgefordert, sich ihnen anzuschließen und an einem Kriegsrate über den weiteren Kriegsplan teilzunehmen. Auf dem Wege dorthin kam es am 6. Juni bei der Farm Graspan in der Nähe von Reitz zu einem heftigen Gefecht, in dem der englische Major Sladen mit 200 Mann von der gleichen Zahl Buren angegriffen wurde. Nach dem Eintreffen von Verstärkungen warfen die Engländer den Gegner zurück. Die Buren-Führer setzten

*) Jahrgang 1909, 3. Heft, Seite 459.

ihren Marsch fort und schlichen sich durch die Blockhauslinie zwischen Standerton und Volksrust hindurch. Schwieriger war nun noch die Aufgabe, sich angesichts der zahlreichen englischen Kolonnen im östlichen Transvaal mit Botha und der Transvaal-Regierung zu der beabsichtigten Unterredung zusammenzufinden. Lord Kitchener hatte nämlich nicht weniger als acht Streifabteilungen größtenteils an der Delagoa-Bahn und drei an der Natal-Eisenbahn vereinigt, die im Mai zahlreiche Vorstöße in das Gebiet zwischen beiden Bahnlinien, besonders in das sogenannte „Hohe Veld", unternahmen.

Mit diesen Streifzügen beabsichtigten die Engländer, die Buren von der für sie wichtigen Verbindung mit Pretoria und Johannesburg nach Osten abzudrängen und, wenn möglich, die Transvaal-Regierung bei ihrem Hin- und Herziehen gefangen zu nehmen. Glückte es bei einem derartigen Handstreich, einen großen Teil der Buren ihrer Führer zu berauben, so hoffte man nicht mit Unrecht, den Abschluß des Krieges zu beschleunigen. Die Verwirklichung dieser Absicht stieß aber gegenüber der Wachsamkeit von Louis Botha, Ben Viljoen und Smuts auf nicht geringe Schwierigkeiten. Nach einer vergeblichen Unternehmung gegen Ermelo und Bethal wurden im Mai neue Streifzüge in die Bezirke östlich und südöstlich von Ermelo vorbereitet.

Gefecht bei Mooifontein 25. Mai.

Bei einem solchen Zuge griff Viljoen einen englischen Wagentransport mit einer Bedeckung von 800 Mann und zwei Geschützen unter dem Obersten Gallwey bei Mooifontein an; erst nach heftigem Kampfe, in dem die Engländer 43, die Buren 30 Mann an Toten und Verwundeten verloren, konnte der Transport in Sicherheit gebracht werden. Auch bei dieser Gelegenheit wendeten die Buren wieder ihre Taktik von Vlakfontein an, indem sie das trockene Gras anzündeten und unter dem Schutz der Rauchwolken bis dicht an die englischen Begleitmannschaften herangaloppierten. Ähnliche kleinere Gefechte und Überfälle waren in dieser Zeit an der Tagesordnung.

Gefecht bei Wilmansrust 12. Juni.

Bemerkenswert für den Unternehmungsgeist der Buren ist der Angriff, den sie am 12. Juni 1901 auf ein englisches Lager bei Wilmansrust an der Straße von Ermelo nach Middelburg unternahmen. Der Kommandant Müller, der bereits in dem Gefecht am Rhenoster Kop*) hervorgetreten war, hatte durch seine Späher erfahren, daß eine kleine englische Streifabteilung unter dem Major Morris am Abend des 12. Juni in der Stärke von etwa 350 Mann mit zwei Schnellfeuergeschützen bei Wilmansrust lagerte. Dem Führer der Buren war es nicht entgangen, daß die englischen Sicherungsmaßnahmen keineswegs ausreichten und einen Überfall geradezu herausforderten. Er schlich sich mit 120 seiner Leute, ohne einen Schuß abzugeben, durch die achtlose Postenkette an das Lager heran und stürmte es am Abend. 50 Engländer wurden gleich beim ersten Ansturm niedergeschossen, der Rest wehrte sich tapfer, konnte aber nicht verhindern, daß die Buren beide Geschütze, die Gewehre nebst Munition und alle Vorräte erbeuteten und ungehindert mit sich fortführten.

---

*) Jahrgang 1909, 3. Heft, Seite 442.

Neuer Kriegsplan der Buren.

Als weiterer Mißerfolg der Engländer in dieser Zeit ist es anzusehen, daß es trotz allen Gegenmaßregeln den Vertretern der Transvaal-Regierung und des Oranje-Freistaats gelang, sich zu vereinigen und am 20. Juni in der Farm Waterval bei Standerton an der Eisenbahn Johannesburg—Durban die beabsichtigte Beratung abzuhalten. Neben dem bereits erwähnten Telegramm des Präsidenten Krüger trug der erfolgreiche Kampf bei Wilmansrust nicht wenig dazu bei, daß die Fortsetzung des Krieges einstimmig beschlossen, und ein entsprechender Aufruf an alle Burgher erlassen wurde. Im weiteren wurde, mit Rücksicht auf die Jahreszeit und auf den bevorstehenden Mangel an Weidegras, bestimmt, die Kommandos möglichst zerstreut zu belassen und sowenig als möglich zu vereinigen. So wenig war die Kampfesfreudigkeit der Buren geschwächt, daß aufs neue der kühne Plan eines Einfalls in die Kapkolonie erwogen und gefaßt wurde. Waren auch dort die Weideverhältnisse zu dieser Zeit nicht günstiger, so bot doch das bisher von keinerlei Verwüstung betroffene Land die berechtigte Aussicht, mit Hilfe der den Buren wohlgesinnten Bevölkerung die Verpflegung für Mann und Roß zu finden. Schließlich sicherte De la Rey den Vertretern des Oranje-Freistaats die tatkräftige Unterstützung der Transvaaler und die Fortsetzung des Kampfes bis zum äußersten zu.

Steyn wird überfallen.

Nach der Beratung wandten sich die Mitglieder der Transvaal-Regierung wieder dem Lydenburg-Distrikt zu, während der Präsident Steyn mit seinen Begleitern den Vaal-Fluß überschritt und in seine Heimat zurückkehrte. Hier angelangt, wäre er fast von einem Unfall betroffen, der leicht allen weiteren Unternehmungen ein Ziel hätte setzen können. Der Präsident hatte am Abend des 10. Juli die Stadt Reitz zur Unterkunft gewählt, als er sowie die Mitglieder der Oranje-Regierung während der Nacht plötzlich durch die Reiter des Obersten Broadwood im Schlafe überfallen und alle, mit Ausnahme des Präsidenten und sieben Begleitern, gefangen genommen wurden. Steyn, der noch im letzten Augenblick durch einen schwarzen Diener gewarnt worden war, entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes, während seine ganze Habe, seine Papiere sowie seine Kasse dem Feinde als willkommene Beute in die Hände fielen.

Auch sonst waren die Streifen der Engländer in der Oranje-Republik in dieser Zeit besonders wirksam. Es gelang ihnen, in nicht ganz einem Monat den Buren einen Verlust von 17 Toten und Verwundeten beizubringen, 61 Gefangene, 7000 Pferde, 7000 Stück Vieh, etwa 6000 Patronen und 300 Fahrzeuge zu erbeuten. Inzwischen rüsteten die Transvaaler mit Eifer zum Einfall in die Kapkolonie.

Smuts Einfälle in die Kapkolonie.

De la Rey und Smuts hatten mit bewährter Tatkraft sogleich nach der Rückkehr von der erwähnten Beratung neue Kommandos aufgestellt und bis zum 15. Juli 340 auserwählte, vortrefflich berittene Leute gesammelt. Aus dieser kleinen Schar wurden vier Streifparteien gebildet, die angewiesen wurden, sich in den letzten Tagen des Monats Juli bei Hoopstad, 125 km westlich von Kroonstad, zu vereinigen. Die



Versammlung kam zwar in der gewünschten Weise zustande, bald erfuhr aber Smuts, der den Oberbefehl der vereinigten Abteilungen übernommen hatte, daß von allen Seiten starke englische Verfolgungskolonnen gegen ihn vorgingen. Der Zufall wollte es, daß gerade zu dieser Zeit Lord Kitchener fast alle in der Nähe verfügbaren englischen Truppen zu einer großen Streife gegen den nordwestlichen Teil der Oranje-Republik angesetzt hatte. So kam es, daß sich die kleine Abteilung von 340 Mann nicht nur den Besatzungen der ständigen Garnisonen, den Wachtposten an den Eisenbahn- und Etappenlinien und in den zahlreichen Blockhäusern gegenübersah, sondern auch bald von nicht weniger als 15 000 Mann englischer Feldtruppen eingeschlossen wurde, die in 17 Kolonnen mit erdrückender Übermacht gegen sie vorgingen. Indes auch hier zeigte sich wieder, daß die Maschen des Netzes für die Beweglichkeit der Buren nicht eng genug waren. In kurzer Zeit hatten die Buren in gewohnter Weise die schwächste Stelle ihrer Gegner erkannt, und es glückte einem großen Teil, sich einzeln sowie in kleineren Trupps zur Nachtzeit durch den Ring der Angreifer hindurchzuschleichen. Zwar stellten 200 australische Reiter unter dem Major Shea am 1. August Smuts mit den Hauptkräften bei Grootvlei, südöstlich von Hoopstad, zum Kampfe, doch auch er entkam mit geringen Verlusten. Mußte er auch bei der weiteren Verfolgung eine Anzahl seiner Reiter zurücklassen, so konnte er doch bis zum 27. August 250 Mann wieder bei Zastron in der Südostecke des Freistaats vereinigen. Von hier stand ihm der Weg in die Kapkolonie offen. Auf englischer Seite hatte man auf diesem großen Streifzuge vom 29. Juli bis 10. August 1901 etwa 500 Gefangene erbeutet. Diese Zahl bestand aber nur zum geringsten Teil aus wehrfähigen Mannschaften. Allerdings waren abermals weite Strecken des feindlichen Landes verwüstet, 814 Wagen, 186 000 Schafe und 21 000 Stück Vieh den Bewohnern abgenommen worden. Doch auch diese Einbußen hemmten nicht die Fortsetzung des Kampfes.

Bedrohte Lage in der Kapkolonie. French erhält den Oberbefehl.

In der Kapkolonie war der englischen Heeresleitung trotz aller Bemühungen bisher kein entscheidender Erfolg über die bereits im Dezember 1900 eingedrungenen Streifabteilungen beschieden. Zwar hatte Kritzinger vorübergehend das englische Gebiet geräumt und sich dem Oranje-Freistaat zugewandt, war aber Mitte Mai 1901 mit einer Verstärkung von 500 Mann wieder auf britisches Gebiet zurückgekehrt. Dieses Augenblicks waren seine Unterführer Fouché, Malan und Scheepers gewärtig, um von neuem ihre Streifzüge aufzunehmen. Auch in der Zwischenzeit waren sie nicht untätig gewesen. Sie hatten in den ihnen erreichbaren Bezirken eine rege Werbetätigkeit entfaltet und starken Zulauf gefunden. So konnte Kritzinger nach seiner Rückkehr im ganzen über eine wohlgerüstete Abteilung von 1000 Mann verfügen. Gegen ihn wandte sich zunächst der englische Oberst Haig in der Absicht, die Buren, deren Hauptkräfte sich in den Zuur-Bergen gesammelt hatten, in umfassendem Vormarsch anzugreifen. Kritzinger wich in südöstlicher Richtung nach den unwegsamen, schneebedeckten Bamboes-Bergen aus. Als er auch hier bedroht wurde, eilte er seinen

Verfolgern nach Nordosten voraus, griff am 2. Juni den stark befestigten Etappenort Jamestown an und überwältigte die englische Besatzung.

Zahlreiche Pferde sowie wertvolle Vorräte an Waffen, Kleidung und Ausrüstung jeder Art fielen den Buren in die Hände, die sich nach diesem gelungenen Handstreich wieder in kleine Abteilungen zerstreuten.

In der Besorgnis, daß weitere Erfolge der Buren eine Ausbreitung der Erhebung in der Kapkolonie fördern könnten, sah sich Lord Kitchener genötigt, diesem Schauplatze seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. General French wurde beauftragt, den Befehl über alle dortigen Truppen zu übernehmen und das Land, durch ähnliche Streifen wie in den beiden Republiken, von den Buren zu säubern, von der Verwüstung des Grund und Bodens aber abzusehen.

Ende Juni betrugen die dem englischen Führer in der Kapkolonie zur Verfügung stehenden Kräfte etwa 5800 Mann, darunter 5000 Berittene. French beabsichtigte, die Buren namentlich an einem weiteren Vordringen nach Süden zu hindern und sie allmählich nach Norden über den Oranje hinüberzudrängen.

Während in der Transvaal-Republik und im Oranje-Freistaat schon fast an allen Bahnstrecken und an sonstigen wichtigen Abschnitten Absperrungslinien mit Hilfe von Blockhäusern angelegt waren, sah man sich in der Kapkolonie genötigt, solche Sperren als Rückhalt bei der Einkesselung des Gegners erst neu zu schaffen. Lord Kitchener begab sich daher selbst nach dem Hauptquartier Frenchs, Middelburg, und gab persönlich die nötigen Anleitungen. Es spricht für die Leistungsfähigkeit der englischen Pioniertruppen, daß es gelang, in 14 Tagen längs der Bahn von Oranje-River-Station nach Stormberg eine 400 km lange Blockhauslinie anzulegen, innerhalb deren die einzelnen Blockhäuser einen Abstand von nur etwa 2000 m voneinander hatten.

Dank der rastlosen Tätigkeit Frenchs wurde bis Ende August ein beträchtlicher Teil der Kapkolonie vom Gegner gesäubert, und damit eine Erhebung weiterer Teile der Bevölkerung eingedämmt. Freilich konnte French nicht verhindern, daß Scheepers mit etwa 250 Mann nach Süden durchbrach und während der beiden nächsten Monate ungehindert seine Streifzüge bis nach Montagu, nur etwa 170 km östlich von Kapstadt, ausdehnte. Auch die anderen Streifabteilungen der Buren blieben in kleine Trupps zerstreut zunächst auf englischem Boden.

Nur Kritzinger wurde nach Norden abgedrängt. Er durchbrach am 15. August die Blockhauslinie zwischen Naauwpoort und De Aar mit einem Verlust von nur wenigen Pferden, setzte seinen Marsch dann in östlicher Richtung fort und konnte sich noch rechtzeitig am 27. August bei Zastron mit Smuts vereinigen. Durch einen Teil der Leute Kritzingers verstärkt, überschritt Smuts am 3. September den Oranje, während jener zunächst auf dem nördlichen Ufer verblieb. Am 4. September überfiel

zwar Oberst Scobell eine Buren-Abteilung von 140 Mann unter Lotter am Bank-Berg und zwang sie nach verzweifelter Gegenwehr zur Übergabe, Smuts Erscheinen in der Kapkolonie gab aber doch sogleich das Zeichen zu erneuten Kämpfen.

Erneute Proklamation Lord Kitcheners.

Inzwischen hatte Lord Kitchener in der Meinung, daß die Buren angesichts der fortgesetzten Verwüstung ihres Landes und der langen Kriegsdauer endlich auf seine Bedingungen eingehen würden, am 7. August eine neue Proklamation erlassen. Sie lautete im wesentlichen dahin, daß sich die Republiken angesichts der Nutzlosigkeit weiteren Widerstands bis zum 15. September unterwerfen sollten. Im Weigerungsfalle würden alle Mitglieder der Regierung, alle Kommandanten, Feldkornetts und Führer für alle Zeiten aus Südafrika verbannt, alle Burgher aber zum Tragen der Kosten des Unterhalts ihrer in den Konzentrationslagern befindlichen Familien durch Enteignung an Grund und Boden verurteilt werden.

Diese Proklamation hatte denselben Erfolg, wie die im Februar bereits versuchten Unterhandlungen. Einstweilen waren die Buren noch weit davon entfernt, trotz aller Verluste an ihrer Sache zu verzagen.

Nachdem Lord Kitchener aus den ablehnenden Antworten von Botha, Steyn und De Wet erkannt hatte, daß an Verhandlungen vor der endgültigen Niederwerfung aller noch im Felde stehenden Teile des Gegners nicht zu denken sei, wurde der Feldzug mit allem Nachdruck fortgesetzt. Es kam für die Engländer erschwerend hinzu, daß sich der Herd des Aufstandes jetzt nicht mehr allein auf die beiden Republiken beschränkte. Der Umstand, daß die Buren auch auf britischem Boden täglich weiteren Anhang gewannen und in unzugänglichen Gebirgsgegenden schwer zu erreichen waren, verlangte besondere Maßnahmen.

Raids an Stelle der Drives.

Kitchener hatte allmählich eingesehen, daß die sogenannten Drives wohl dazu beitrugen, die erbeuteten Vorräte zu mehren, das Land zu verwüsten und die Konzentrationslager zu füllen, daß hierdurch aber gerade das Gegenteil seiner Absicht erreicht, und der Krieg nur in die Länge gezogen wurde. Er mußte nach anderen Mitteln suchen, um die im Felde stehenden Kräfte des Gegners zu entwaffnen.

Ende August gab der englische Führer Anweisungen, in Anbetracht der verringerten Streitkräfte des Gegners nicht mehr ganze Landstriche durch zahlreiche starke Kolonnen abzusuchen, sondern häufiger kleine, bewegliche, gut berittene Abteilungen zu Unternehmungen auszusenden. Besonders geeignete Offiziere und Mannschaften waren auszuwählen, um durch Gewaltmärsche dem Feinde dauernd auf den Fersen zu bleiben, ihn im Lager zu überraschen oder ihn den stark besetzten Absperrungs- und Blockhauslinien zuzutreiben. Damit wandte sich Lord Kitchener von den bisherigen Drives den sogenannten Raids zu, und die Zukunft sollte zeigen, daß diese in Verbindung mit dem sorgsamen Ausbau der Blockhauslinien ein besonders wirksames Kampfmittel gegen die Buren bildeten.

Erweiterung der Blockhauslinien.

Es ist schon bemerkt worden, daß die englischen Truppen fortschreitend mit der Dauer des Krieges eine immer größere Übung in der Anlage von Blockhauslinien gewannen. Kitchener wandte ihnen entsprechend ihrer Bedeutung ganz besondere Sorgfalt zu. Bis zum Juli 1901 waren Blockhäuser im allgemeinen nur an den Eisenbahnen angelegt worden. Von diesem Zeitpunkte an wurden sie auch quer durch die besetzten Landstriche, meist den wichtigen Straßenzügen folgend, errichtet.

So wurde ein großer Teil der für Sicherung von Transporten und Etappenlinien bestimmten Truppen gespart und für Zwecke des Feldkriegs verfügbar gemacht. Neben den Blockhäusern, die nahe beieinander stehend durch Drahthindernisse verbunden waren, hatte Lord Kitchener an militärisch wichtigen Punkten zahlreiche befestigte Posten anlegen lassen, die den Truppen ebenfalls als Rückhalt auf ihren Streifzügen dienen sollten. Während die Besatzung der Blockhäuser nur aus Infanterie bestand, waren diese Posten vorwiegend mit berittenen Abteilungen besetzt. Dem Ausbau der Absperrungslinien setzten die Buren vorläufig so gut wie keinen einheitlichen Widerstand entgegen. In dem Bewußtsein, außerhalb der abgegrenzten Bezirke den Engländern immer noch durch ihre Beweglichkeit überlegen zu sein, beschränkten sie sich darauf, das Gebiet der Absperrungslinien nur dann zu betreten, wenn sie der Verlauf der Kämpfe und die Maßnahmen des Gegners dazu zwangen.

Die Ereignisse in Transvaal.

Im westlichen Transvaal wurde Anfang September mit allen verfügbaren Kolonnen ein Streifzug gegen Kemp unternommen, der im östlichen Teil der Zwartruggens-Berge gemeldet war.

Wohl fielen hierbei etwa 180 unberittene Buren und Nachzügler in die Hände des Feindes, doch zeigte sich bald, wie wenig die Buren an Widerstandskraft eingebüßt hatten. Am 5. September griff Kemp, durch De la Reys Mannschaften verstärkt, eine englische Kolonne unter Methuen auf dem Marsche nach Zeerust in dem mit dichtem Unterholz durchzogenen Tale des Marico-Flusses an. Erst nach hartnäckigem Kampfe, in dem die Engländer 40 Mann an Toten und Verwundeten verloren, wurden die Buren geworfen.

Im östlichen Transvaal hatte während des Monats Juli Ruhe geherrscht. Im August errangen die Buren unter dem Kommandanten Müller auf diesem Kriegsschauplatze einen Erfolg; sie legten dem 19. Husaren-Regiment, das zur fliegenden Kolonne des Generals Walther Kitchener gehörte, am Elands-Flusse einen Hinterhalt, aus dem es nur mit einem Verlust von etwa 30 Mann durch andere Abteilungen herausgehauen werden konnte.

Im nördlichen Transvaal war nach der Einnahme von Pietersburg durch die Engländer der Kommandant Beyers mit seinen Kommandos weiter nach Norden ausgewichen. Gestützt auf das unwegsame Buschgelände, wußten seine Leute sich allen Verfolgungen mit geringen Verlusten zu entziehen, allerdings konnten bei einem derart

defensiven Verhalten Erfolge nicht erzielt werden, wie sie unter Beyers Führung am 13. Dezember 1900 bei Nooitgedacht*) erkämpft worden waren.

Eine straffere Führung und größere Initiative zeigte sich im südöstlichen Teile Transvaals. Dort hatte Botha seine Kommandos auf dem Hohen Veld vereinigt und bereitete, von den Engländern im allgemeinen unbehelligt, zum Beginn des kommenden Frühjahrs einen tatkräftigen Angriff vor.

Bothas gefährlichster Gegner war der englische Oberst Benson. Dieser Führer ist deswegen besonders bemerkenswert, weil er auf englischer Seite eine neue wirksame Kampfesweise anzuwenden verstand. Anstatt den Feind bei Tage aufzusuchen, bildete er seine Truppen darin aus, durch Gewaltmärsche zur Nachtzeit an ihn heranzukommen und dann noch während der Nacht oder im Morgengrauen das feindliche Lager anzugreifen.

Diese Fechtweise sollte sich in der Folgezeit hervorragend bewähren.

Die Lage am Ende des Winterfeldzuges.

Im sogenannten Winterfeldzug von Mai bis September 1901 hatten die Engländer in der Niederwerfung ihrer Gegner nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Die Jahreszeit erklärt es, daß es auch auf der Seite der Buren zu größeren Unternehmungen, ähnlich den früher beschriebenen Zügen De Wets, nicht gekommen war, in zahlreichen Angriffsgefechten hatten sie aber von neuem gezeigt, daß ihre Kampfeslust ungeschwächt fortbestand. Das bewies auch die gänzliche Nichtbeachtung des Aufrufs Kitcheners zur Unterwerfung.

In dieser Zeit verhältnismäßiger Ruhe hatten die Führer der Buren Gelegenheit gefunden, ihre Kommandos neu auszurüsten, neu zu organisieren und zu weiterem Widerstande zu stärken.

Es ist von englischer Seite angegeben worden, daß die Zahl der im Felde stehenden Buren durch die Streifzüge in dieser Zeit monatlich um etwa 2000 Mann verringert worden sei. Rechnet man danach auch in der Zeit von Mai bis September etwa 9000 Mann von der Gesamtzahl der Buren ab, so ist diese Zahl doch keineswegs auf die fechtenden Buren anzusetzen, sondern bezieht sich zum allergrößten Teil auf solche, die bei den zahlreichen Streifen ohne Waffen in der Hand gefangen wurden. Die fechtenden, im Felde stehenden Buren hatten in den letzten Monaten nur geringe Einbuße erlitten. Anderseits konnten die britischen Truppen, wenn auch nicht durch Erfolge im offenen Kampfe, so doch durch die wertvolle Ausbildung der jungen, noch nicht an den Krieg gewöhnten Mannschaften, während der Wintermonate wichtige Fortschritte verzeichnen. Besonders gefördert war die Ausbildung der neu aufgestellten berittenen Truppen.

Mit der zunehmenden Reitfertigkeit und Ausdauer bei längeren Ritten wuchs bei allen Abteilungen, auch bei der berittenen Infanterie, mehr und mehr die Unter-

*) Jahrgang 1909, 3. Heft, Seite 446.

nehmungslust, die bei den Raids unter kriegserfahrenen, vortrefflichen Führern deutlich zutage trat.

So wurde aus den vielfach im Drange der Ereignisse gebildeten Truppenteilen des englischen Heeres, deren Brauchbarkeit vor einem erprobten Feinde anfangs zweifelhaft war, durch den Einfluß Kitcheners und die Gewöhnung an die Eigenart des südafrikanischen Kriegsschauplatzes eine zuverlässige und kriegstüchtige Waffe in der Hand ihres Führers.

Louis Bothas Einfall in Natal.

Mit den ersten Anzeichen des kommenden Frühjahrs gingen im britischen Hauptquartier Nachrichten ein, daß auf dem östlichen Kriegsschauplatz in Transvaal unter Bothas Leitung irgend eine größere Unternehmung geplant sei. Der Führer der Transvaaler hatte sich entschlossen, seinen längst beabsichtigten Plan zur Ausführung zu bringen, ähnlich seinem Waffengefährten De Wet, die Engländer auf ihrem eigenen Boden anzugreifen. Schon bei De Wets letztem Einfalle im Februar desselben Jahres hatte der Plan bestanden, daß Botha ihn durch gleichzeitiges Vorgehen gegen Natal unterstützen sollte. Es ist an andrer Stelle*) geschildert worden, wie dieser Plan durch Kitcheners Maßnahmen zu Falle kam. Nachdem Smuts im August in die Kapkolonie eingedrungen war, beschloß Botha jetzt, auch seinerseits in britisches Gebiet einzufallen und ein Zusammenwirken mit ihm und Kritzinger anzustreben.

Er beabsichtigte hierzu zunächst die Grenze von Natal zu überschreiten und von dort im weiteren durch Griqua-Land den Marsch in die Kapkolonie fortzusetzen. Hierdurch hoffte er Kitchener zu zwingen, starke Kräfte aus den besetzten Gebieten in beiden Republiken herauszuziehen und damit eine erfolgreiche Offensive aller dortigen Kommandos zu ermöglichen. Seit Mitte August hatte Botha die nötigen Vorbereitungen in aller Stille getroffen. Aufrufe zur Versammlung waren an alle ihm unterstellten Kommandos gesandt worden, und bald scharten sich die Transvaaler einzeln und in kleineren Trupps an dem ihnen angegebenen Treffpunkte in der Nähe von Ermelo. Hier erreichten sie Ende August eine Stärke von 1000 Mann, die durch weiteren Zuzug bis zum Beginn des Vormarsches noch wesentlich erhöht wurde.

In seiner Abwesenheit beauftragte Botha den Kommandanten Ben Viljoen mit seiner Vertretung und wies ihn an, die Engländer überall anzugreifen.

Er selbst trat am 7. September den Vormarsch in der Richtung auf Pietretief an.

Lord Kitchener hatte sogleich nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten über die Ansammlungen feindlicher Kräfte im südöstlichen Transvaal seine Maßnahmen getroffen.

Bei den nunmehrigen Bewegungen der englischen Truppen machte sich das Fehlen von Bahnverbindungen auf jenem Kriegsschauplatz ebenso wie seinerzeit bei dem Vorgehen Frenchs im Februar 1901 in unangenehmer Weise fühlbar. Während im Transvaal selbst die Kolonnen des Generals Walther Kitchener, der Obersten Campbell,

*) Jahrgang 1909, 3. Heft, Seite 453.

Colvile und Garratt gegen Botha angesetzt wurden, ließ der mit dem Oberbefehl in Natal beauftragte General Lyttelton Teile der ihm unterstellten Kräfte auf Wakkerstroom, Dundee und De Jagers Drift vorgehen.

Inzwischen hatte Botha seinen Vormarsch fortgesetzt, ohne sich durch die Unbilden der Witterung aufhalten zu lassen. Von allen Seiten kamen Verstärkungen, so von Wakkerstroom und Pietretief; am 17. September erreichte er mit etwa 1700 Mann die Gegend von Vryheid. Hinter ihm hatten seine Verfolger zum Teil jede Spur verloren, zum Teil waren sie durch die heftigen Regengüsse dieser Jahreszeit und die Unwegsamkeit der Straßen aufgehalten worden.

So hatte Botha zunächst nur mit den von Süden her gegen ihn anrückenden Kräften Lytteltons zu rechnen. Von diesen war eine Abteilung unter dem Oberstleutnant Gough in Stärke von etwa 580 Mann sowie eine Abteilung der Johannesburg Mounted Rifles unter dem Oberstleutnant Stewart am 16. September bis De Jagers Drift gekommen. Von hier sollte nach Lytteltons Anordnung am 17. auf der Straße nach Vryheid vorgegangen werden, um aufzuklären und einen von dort im Anmarsch nach Dundee befindlichen Wagentransport zu sichern.

Gefecht bei Blood River Poort. 17. September.

General Lyttelton hatte Nachrichten über den Anmarsch Bothas aus der Richtung südwestlich von Vryheid erhalten und in einem Telegramm an Gough auf diese Gefahr hingewiesen.

Gough und Stewart setzten indessen, ohne der Nachricht wesentliche Beachtung zu schenken, am 17. September ihren Vormarsch auf Vryheid fort.

Gegen Mittag wurden durch Lichtsignale vor der Marschkolonne einige Buren-Patrouillen gemeldet, und hinter ihnen vom Oberstleutnant Gough, der persönlich vorgeritten war, eine stärkere Abteilung von 200 bis 300 Mann erkannt. Mit Rücksicht auf das Gelände, das bei einem Angriff keine Deckung bot, entschloß sich Gough mit beiden Abteilungen die Dunkelheit abzuwarten und dann erst anzugreifen. Als indessen nach kurzer Zeit festgestellt wurde, daß die Buren in nördlicher Richtung abzogen, beschloß der englische Führer, ihnen sogleich zu folgen. Beim weiteren Vormarsch wurde erkannt, daß die Buren von neuem Halt gemacht und diesmal sogar ihre Pferde zur Rast abgesattelt hatten; nunmehr wollte Gough sich die günstige Gelegenheit zu einem überraschenden Angriff nicht entgehen lassen. Ohne weitere Meldungen über den Gegner abzuwarten, sandte er an den mit einigem Abstande folgenden Oberstleutnant Stewart die Aufforderung, ihn bei seinem Angriff zu unterstützen. Er selbst eilte mit drei Kompagnien seiner berittenen Infanterie, zwei Geschützen der 69. Batterie und einem Schnellfeuergeschütz nach vorwärts. Eine Kompagnie wurde zur Bedeckung der Wagen zurückgelassen.

In diesem so berechtigten Drange, sobald als möglich an den Feind zu kommen, hatte Oberstleutnant Gough nur den einen Fehler begangen, daß er das vor ihm liegende Gelände nicht erkunden ließ. Es hätte ihm sonst nicht entgehen können, daß

die vor ihm befindliche kleine Abteilung nur die Vorhut einer weit stärkeren, nämlich Bothas gesamter Streitkräfte war, denen die Engländer an Zahl bedeutend unterlegen waren.

Noch sah Gough, als er auf etwa 1500 m herangekommen war, einstweilen nur die weidenden Pferde der zuerst gemeldeten Buren vor sich. Froh über den sicheren Erfolg, den er schon in den Händen zu halten glaubte, hatte er beim Verlassen der Deckung seine Reiter bereits im Galopp angesetzt, als ganz überraschend etwa 500 Buren in geschlossener Attacke vorbrachen, gegen seine rechte Flanke einschwenkten, sie über den Haufen warfen, dann absaßen und mit beispielloser Gewandtheit in wenigen Sekunden ein rasendes Schnellfeuer auf die überraschten englischen Reiter eröffneten. An Widerstand war nicht mehr zu denken. Die Abteilung Gough wurde in kurzer Zeit vom rechten Flügel her völlig aufgerollt. Sie verlor in etwa zehn Minuten sechs Offiziere und 36 Mann, während sechs Offiziere, 235 Mann gefangen und alle Geschütze erbeutet wurden. Die Abteilung Stewart war zu weit zurück, um rechtzeitig in den Kampf eingreifen zu können. Als sie herankam, sah sich der Führer sogleich stark überlegenen Kräften gegenüber und mußte froh sein, daß er mit dem Wagentransport ungehindert nach De Jagers Drift abziehen konnte.

Der siegreiche Kampf der Transvaaler bei Blood River Poort bedeutete gerade nach der langen Zeit des Stillstandes in den Ereignissen einen wichtigen Erfolg für die Buren-Sache, der seine Wirkung auch auf die übrigen Abteilungen nicht verfehlte.

Beachtenswert ist wieder die Gewandtheit der Buren in der Verbindung des Angriffs zu Pferde mit dem Feuergefecht zu Fuß. Wie Augenzeugen berichten, war bei allen Kämpfen die Schnelligkeit, mit der das Ab- und Aufsitzen der Reiter geschah, erstaunlich und die wichtigste Grundlage für den Erfolg. Gleiche Gewandtheit wird auch auf europäischen Kriegsschauplätzen die Kavallerie beweisen müssen, wenn ihr Feuerüberfälle gelingen sollen; eine solche Fertigkeit kann aber nur aus sorgsamer Friedensausbildung hervorgehen. Dazu gehört auch, daß die Trageweise der Schußwaffe und der Munition es dem Reiter ermöglicht, beide jederzeit zur Hand zu haben, so daß Zeitverluste vermieden werden. Die völlige Überraschung der Abteilung Gough zeigt nicht nur die Notwendigkeit der Aufklärung vor dem Gefecht, sondern auch die Bedeutung der Gefechtsaufklärung bis in die letzten Stadien des Angriffs. Nur so können Rückschläge vermieden werden, wie die Engländer sie erlitten.

Auf die Nachricht von Goughs Niederlage wurden vom englischen Hauptquartier sogleich umfassende Maßregeln zur Verstärkung der in Natal stehenden Kräfte angeordnet.

Da die zuerst gegen Botha angesetzten Abteilungen Walther Kitcheners, Campbells und Colvilles im Ermelo-Distrikt völlig die Fühlung mit dem Feinde verloren hatten, konnten sie hier nicht länger von Nutzen sein. Sie wurden daher mit der Eisenbahn nach Natal herangezogen, gleichzeitig aber aus dem westlichen Transvaal sowie aus

allen benachbarten Bezirken sämtliche verfügbaren Kräfte zur Abwehr des Einmarsches der Buren bereitgestellt. In Natal selbst bot man 1500 Mann Freiwillige auf. Man ging sogar so weit, die Zulus zur Verteidigung ihrer Landesgrenze aufzufordern.

So hatte Botha, außer seinem Erfolge im Gefecht am 17. September, jedenfalls erreicht, daß er mit seinen 2000 Reitern etwa 16 000 Mann englischer Truppen mit 40 Geschützen auf sich zog.

Botha weicht nach Südosten aus. Kämpfe bei Itala und Fort Prospect. 25. und 26. September.

Zunächst ließ er bis zur Grenze von Natal aufklären, stellte fest, daß die Straße nach Dundee bei De Jagers Drift bereits durch englische Truppen besetzt war, und entschloß sich, weiter südlich über den Buffalo-Fluß vorzugehen. Infolge der starken Regengüsse zeigte sich der Fluß indessen bald an allen Furten völlig ungangbar. Botha gab daher seinen Plan, gegen Dundee zu marschieren, auf und entschloß sich, noch weiter südöstlich ausholend, durch Zulu-Land und dann über den unteren Tugela in Natal einzurücken. Auf dem Wege dorthin lagen nahe der äußersten Südostgrenze Transvaals zwei kleine befestigte englische Posten Itala Post und Fort Prospect. Beide waren durch schwache Postierungen besetzt und boten den überlegenen Kräften der Buren ein willkommenes Angriffsziel. Am Abend des 25. September entsandte Botha seinen Bruder Chris Botha mit 1400 Mann gegen Itala Post, während der Kommandant Emmett beauftragt wurde, mit 400 Mann Fort Prospect anzugreifen. Er selbst blieb mit einer Reserve bei Babanango stehen.

Auf englischer Seite wurde der Posten von Itala durch 300 Mann und zwei Geschütze unter dem Major Chapman verteidigt. Der Posten bestand erst seit einem Monat.

Wenn auch seitdem Vorkehrungen getroffen waren, durch Herstellung von Schützengräben einen Angriff zu erschweren, so war der Platz doch noch weit davon entfernt, eine günstige Verteidigungsstellung zu bieten. Auch die Anlage von Drahthindernissen hatte aus Mangel an Zeit unterbleiben müssen.

Am 20. September hatte Major Chapman die Mitteilung über Goughs Niederlage erhalten. Gleichzeitig meldeten seine Patrouillen, daß Botha mit allen Kräften im Anmarsch sei. Am 25. September erfuhr der englische Führer durch seine vortrefflichen Späher vom Stamme der Zulus, daß noch in der folgenden Nacht ein Angriff mit starken Kräften gegen ihn erfolgen solle. In der Meinung, daß die feindlichen Kommandos wohl nicht stärker als einige 100 Mann sein würden, ließ Major Chapman nach Einbruch der Dunkelheit die beherrschende Höhenstellung des Berges Itala durch etwa 80 Mann unter der Führung der Leutnants Lefroy und Kane besetzen. Diese nahmen eine halbkreisförmige Stellung mit der Front nach Westen ein und nutzten die zahlreichen Einschnitte, die das Gelände bot, als natürliche Schützengräben aus. Wenn auch die Stellung selbst eine nachhaltige Verteidigung ermöglichte, so war doch in Anbetracht der Übermacht der Buren die Zahl der Verteidiger viel zu gering.

Kurz nach Mitternacht bemerkten die Engländer auf dem Itala-Berge, wie eine starke Abteilung der Buren dicht geschlossen in der Frühdämmerung gegen sie vorging. Der Feind wurde zwar zunächst ziemlich überraschend mit heftigem Feuer begrüßt, es dauerte aber nicht lange, bis es ihm gelang, die Stellung der Engländer auf beiden Flügeln zu umfassen und nach halbstündigem, verzweifeltem Widerstande zu stürmen. Während sich der Rest der Verteidiger langsam auf die Hauptstellung der Engländer zurückzog, setzten die Buren ohne Aufenthalt zum Angriff gegen diese an. Nach dem Verlust der vorgeschobenen Stellung befand sich Major Chapman in einer sehr schwierigen Lage. Seine 220 Mann, die ihm noch zur Verfügung standen, sah er durch einen Angriff von etwa 700 Feinden bedroht, die unter Führung von Chris Botha, Oppermann, Potgieter und Scholz umfassend gegen seine Stellung vorgingen.

Um 2° Morgens begann der Ansturm auf allen Seiten. Er stieß indessen überall auf das heftigste Feuer aus den Schützengräben des Verteidigers, dem seine beiden Geschütze eine wirksame Unterstützung boten. Vorteilhaft war es besonders für die Engländer, daß der Mondschein das Ziel des anstürmenden Gegners genügend hell erleuchtete. So gelang es den Transvaalern nicht, trotz ihrer Überzahl, in den beiden nächsten Stunden wesentliche Fortschritte zu machen. Gegen 4° Morgens wurde das Feuer immer schwächer, und etwa um 6° trat zunächst ein völliger Stillstand im Angriff ein. Nach kurzer Pause brach aber das Feuer mit wachsender Heftigkeit von neuem auf der ganzen Front los, und beim Tageslicht kam dem Angreifer nun die überlegene Sicherheit seiner Schützen zustatten. Dreizehn Stunden tobte der heftigste Feuerkampf, und die Lage wurde für die Engländer dadurch immer kritischer, daß durch wohlgezieltes Feuer beide Feldgeschütze sowie das Schnellfeuergeschütz fast ganz zum Schweigen gebracht wurden. Schon machte sich mit dem Fortschreiten des Kampfes über Mittag Mangel an Munition geltend, Chapman selbst, sowie der nächste im Rang, Hauptmann Butler, waren verwundet, in den Schützengräben mehrten sich die Verluste, dabei machten sich Erschöpfung, Hunger und Durst immer mehr fühlbar. Die Buren kamen aber trotz aller Überlegenheit der Schützen an Zahl und Schießfertigkeit auf der ganzen Linie nicht recht vorwärts. Zwar wies eine heliographische Mitteilung Louis Bothas dringend darauf hin, daß die Wegnahme des Postens von größter Bedeutung und alles zur Erreichung dieses Zieles einzusetzen sei. Dennoch gelang es Chris Botha nicht, seine Leute über einen bestimmten Bereich an den Gegner heranzubringen und sie zum Sturmanlauf zu bewegen. Hätten die Buren diesen letzten Angriff gewagt, so wäre der Erfolg kaum zweifelhaft gewesen, denn Chapman hatte bis zum Abend 81 Mann verloren, seine Munition war verbraucht, die Besatzung durch den anhaltenden Kampf von 23 Stunden gegen einen überlegenen Feind erschöpft, ohne daß Aussicht auf Entsatz bestand.

Der Sturmangriff erfolgte indessen nicht. Chris Botha ließ um 7° Abends

den Kampf einstellen und machte auch nach Einbruch der Dunkelheit keinen weiteren Versuch, sich in den Besitz der Stellung zu setzen. Er hatte an diesem Tage etwa 100 Mann an Toten und Verwundeten verloren, zwei seiner besten Unterführer, Scholz und Potgieter waren gefallen, Oppermann, der sich bisher ganz besonders hervorgetan hatte, verwundet. Nunmehr waren durch den entscheidungslosen Verlauf des Tages diese großen Opfer nutzlos gebracht worden. Wie wenig nur an einem Erfolge der Buren fehlte, geht daraus hervor, daß sich Major Chapman, trotzdem der Angriff am Abend nachgelassen hatte, dennoch entschloß, die Stellung zu räumen. Ohne vom Gegner behelligt zu werden, trat er um Mitternacht den Rückmarsch an, ließ nur wenige Leute unbewaffnet zur Pflege der Verwundeten zurück und erreichte ungehindert Nkhandhla.

Auch auf dem anderen Kampffelde, beim Angriff auf Fort Prospect, hatten die Transvaaler an diesem Tage nicht mit Glück gefochten. Der kleine Posten wurde auf englischer Seite nur von 80 Mann unter dem Hauptmann Rowley verteidigt. Während sich Itala Post in nur unvollkommenem Verteidigungszustand befand, war hier durch Behelfsmittel eine starke Stellung geschaffen worden. In der Morgendämmerung des 26. September näherten sich die Kommandos von Emmett und Grobler und schritten sogleich zum Angriff. Durch den dichten Nebel gegen Sicht gedeckt, schlichen sich einzelne Leute bis dicht an das äußere Drahthindernis heran, durchschnitten es und drangen bis auf 100 m an die Schützengräben der Engländer vor. Kurz nach 4° brach auf der ganzen Linie ein heftiges Feuer los, es glückte den Buren indessen nicht, die Stellung noch unter dem Schutze der Dunkelheit zu stürmen.

Nachdem der erste Angriff mit großer Tapferkeit abgewiesen war, liefen Emmetts Leute um 9[30] Vormittags in erneutem Ansturm gegen die Stellung an. Indes auch diesmal wurden sie, besonders durch wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer, abgewiesen. Es kam nun während des ganzen Tages zu einem stehenden Feuergefecht, das den Buren kein Übergewicht brachte. Emmett gewann vielmehr bis 6° Abends den Eindruck, daß es ihm ohne Verstärkungen nicht gelingen werde, Fort Prospect einzunehmen. Er gab daher den Kampf auf und ging mit einem Verlust von 40 Mann zurück.

Betrachtungen.

Der Entschluß der Buren, die feindlichen Posten Itala und Prospect anzugreifen, spricht für ihren Offensivgeist, der den letzten Jahren des südafrikanischen Krieges sein Gepräge gibt. Ob ein zwingender Grund vorlag, um den Besitz der beiden Posten zu kämpfen und den unabwendbaren Zeitverlust in den Kauf zu nehmen, ob es nicht zweckentsprechender gewesen wäre, auszuweichen und mit allen Mitteln vorwärts zu eilen, um das eigentliche Ziel, Natal, sobald als möglich zu erreichen, soll hier nicht entschieden werden. Sicher ist jedenfalls, daß die Angriffe, in Anbetracht der überlegenen Zahl der Transvaaler, mit ganz anderem Nachdruck hätten durch-

geführt werden müssen. Es scheint, daß der an anderer Stelle in Anspruch genommene Louis Botha gefehlt hat, und es ist wohl anzunehmen, daß der Einfluß des Mannes, der durch sein hartnäckiges Ausharren den weit schwierigeren Kampf am Spionkop am 24. Januar 1900 zugunsten der Buren entschied, hier ebenfalls dem Gefecht eine andere Wendung gegeben hätte. An beiden Stellen wurde der Kampf ohne hinreichenden Grund vorzeitig abgebrochen; ohne zwingenden Grund verließen aber auch die Engländer nach dem Kampfe das Fort Itala. Auf beiden Seiten fehlte es an zäher Ausdauer und dem unbeugsamen Willen, der, von der überlegenen Persönlichkeit eines Einzelnen ausgehend oder als die Folge straffer Friedenserziehung, eine der wichtigsten Grundlagen des Waffenerfolges im Kriege bildet. Hätte sich Chris Botha mit seinen Leuten bei Itala nur bis zum anderen Morgen in der erkämpften Linie gehalten, so wäre das Gefecht durch den nächtlichen Abzug des Gegners zu seinen Gunsten entschieden gewesen. Nicht immer entscheidet im Kriege der wirkliche Sieg, der den Gegner vom Schlachtfeld stößt, zuweilen bleibt auch derjenige Sieger, der am längsten auf dem Kampffelde angesichts des anscheinend unbezwungenen Gegners ausharrt.

Über die Angriffslust der Buren in jener Zeit berichtet ein Mitkämpfer in seinem Tagebuche: „Als die ersten Schüsse fielen, konnten die Transvaaler nicht länger vom Angriff zurückgehalten werden, sondern stürmten mit Begeisterung vor." „Ohne Zaudern", so heißt es weiter, „haben sich unsere Mannschaften vorwärts gestürzt und die Engländer mit dem Kolben aus den Felsen herausgeschlagen." Daß es trotz der anfänglichen Erfolge der Buren-Führer nicht überall gelang, ihre Leute bis zu einer solchen entscheidenden Durchführung des Kampfes an die Hauptstellung des Feindes heranzubringen, beleuchtet wiederum, wie schon früher in den Kämpfen De Wets, den Mangel an straffer Disziplin und unbedingter Unterordnung unter den Willen des Führers als den besonderen Nachteil der Miliz- und Freiwilligenheere. Nur in strenger Friedensschulung kann der selbstlose Gehorsam heranreifen, der von einer Truppe gefordert werden muß, wenn sie angesichts der Wirkung der heutigen Feuerwaffen vor dem Feinde bestehen und den Sieg erringen soll. Eine solche Truppe läßt Vorteile, die schon mit großen Opfern erkauft sind, nicht fallen, um sich kleinmütig zurückzuziehen.

Botha entschließt sich zum Rückmarsch.

Als Louis Botha die Meldung erhielt, daß beide Angriffe seiner Unterführer mit großen Verlusten von den Engländern abgeschlagen seien, gleichzeitig mit einer Nachricht vom Anmarsch starker englischer Kräfte aus Natal, glaubte er nicht mehr an das Gelingen seines kühnen Angriffsplanes. Er entschloß sich daher am 29. September, mit seinen Kommandos nach Norden abzuziehen. Als einzige Entschädigung für die ertragenen Anstrengungen glückte es seinen Leuten an diesem Tage, einen Transport von 30 Proviantwagen, der mit geringer Bedeckung von Melmoth herankam, zu erbeuten und ihn, vom Gegner unbehelligt, fortzuführen.

Maßnahmen der Engländer.

Inzwischen hatte General Lyttelton auf die Nachricht von den Angriffen auf die beiden Forts den General Bruce Hamilton mit 1600 Mann und zwölf Geschützen aus der Gegend südöstlich von Dundee gegen Botha vorgesandt. Hamilton erreichte in Eilmärschen Itala am 28. September, fand Chapman bei Nkhandhla in Sicherheit und konnte im übrigen nur feststellen, daß Botha bereits seit 24 Stunden nach Norden entkommen war.

Lord Kitchener setzte nunmehr sieben Verfolgungskolonnen auf die Spur des beweglichen Gegners. General Walther Kitchener sollte mit drei Kolonnen die Pässe in den Bergen östlich von Vryheid besetzen, Bruce Hamilton mit zwei Kolonnen von Süden gegen die dortigen Absperrungslinien vordringen und General Clements mit einer etwa gleich starken Abteilung von Westen herankommen. Es kam dem Führer der Buren wesentlich zustatten, daß die Unwegsamkeit der schwierigen Gebirgsgegend und die Ungunst der Witterung das Zusammenwirken dieser Kolonnen behinderten. Ein Teil von Bothas Leuten hatte sich inzwischen der alten Gepflogenheit folgend wieder in kleine Trupps zerstreut. Mit den Hauptkräften in der Stärke von 1400 Reitern erreichten die Transvaaler bis zum 5. Oktober den Paß von Geluk nordöstlich von Vryheid. Hier stand einstweilen nur General Walther Kitchener mit 3400 Mann, darunter 2000 Berittenen. Botha entschloß sich, seine bisherige Marschrichtung nach Norden aufzugeben und, gestützt auf seine Ortskunde in diesen Bergen, die er von Jugend an kannte, nach Nordwesten durchzubrechen. Als dem englischen Führer durch eingeborene Späher der Beginn dieser Bewegung gemeldet wurde, setzte er sich in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober mit allen Kräften dagegen in Marsch. Die Buren hatten aber auch hier wieder den Vorsprung, denn Botha hatte kurz entschlossen sämtliche Wagen mit geringer Bedeckung unter seinem Bruder zurückgelassen und war daher in seinen Bewegungen nicht länger an die Straßen gebunden. Er überschritt in der Nacht zum 6. Oktober den Pivaan-Fluß in mehreren Kolonnen und entzog sich unter dem Schutze einer Nachhut in eiligen Märschen seinen Verfolgern. Auf dem weiteren Rückzuge konnte auch die noch im Bau begriffene Blockhauslinie zwischen Pietretief und Wakkerstroom die Buren nicht aufhalten. Sie erreichten, bis zum 11. Oktober von den Engländern unbehelligt, die Gegend westlich von Pietretief, und Botha konnte den Rest seiner Kommandos durch dieselbe Lücke in der Blockhauslinie, durch die er Anfang September seine Leute nach Süden geführt hatte, nunmehr an den Ausgangspunkt seines Streifzuges zwischen Amsterdam und Ermelo zurückbringen. Der einzige Erfolg, den die englischen Kolonnen in diesen Tagen während der Verfolgung zu verzeichnen hatten, war die Erbeutung eines Teiles der zurückgelassenen Wagen der Buren, der am 6. Oktober Bruce Hamilton in die Hände fiel.

Ein Beweis dafür, wie schwer es noch in dieser Zeit den Engländern fiel, trotz ihrer bedeutenden Überzahl Fühlung mit ihrem so beweglichen Gegner zu halten, ist

die Tatsache, daß es bis zum 14. Oktober dauerte, bis General Lyttelton mit Sicherheit feststellen konnte, daß Botha die Linie Pietretief—Wakkerstroom überschritten hatte. In der zweiten Hälfte des Oktober vereinigte der englische Führer nach und nach die Verfolgungskolonnen und ließ das äußerst ungangbare Berggelände der Slangapies-Berge absuchen. Wenn auch die Engländer in dieser Zeit etwa 30 Buren töteten, etwa 100 gefangen nahmen und auch die beiden im Gefecht bei Blood River Port durch Botha erbeuteten Geschütze wiedererlangten, so waren diese Erfolge gegenüber den großen Anstrengungen auf langwierigen Hin- und Hermärschen doch nur gering.

Erfolg des Streifzugs Louis Bothas.

So endete in den letzten Tagen des Oktober der kühne Streifzug Louis Bothas nach Natal äußerlich betrachtet mit einem Mißerfolge. Indes bei den weit überlegenen Engländern konnte von einem eigentlichen Erfolg noch weniger die Rede sein. Während des ganzen Streifzuges war es, abgesehen von Goughs Niederlage und der wenig erfolgreichen Nachhutgefechte der Abteilung Walther Kitcheners, keiner der englischen Verfolgungskolonnen gelungen, überhaupt mit den Buren in Fühlung zu kommen. Mußte somit auch der tapfere Führer mit seiner kleinen Schar, wie De Wet auf seinem Streifzuge im Februar 1901, der überlegenen Zahl seiner Gegner weichen, da er keinen Rückhalt an stärkeren Kräften des eigenen Landes finden konnte, so blieb ihm doch ungeschmälert der Erfolg eines großen moralischen Eindrucks, den der kühne Zug der wenigen Burenkommandos bei allen anderen noch im Felde stehenden Kräften beider Republiken hervorrief. Nutzlos war der Streifzug somit nicht gewesen; er bewirkte mittelbar, wie sich bald zeigen sollte, die Fortsetzung des Widerstandes der Buren.

Botha hatte sehr namhafte Kräfte des Gegners auf sich gezogen und seine Landsleute auf den anderen Kriegsschauplätzen entlastet. Das ergab als Folgewirkung eine fast allgemeine Erhebung und ein Aufflammen erneuten Widerstandes im Anfang des Frühjahres. De la Rey ging zweimal im westlichen Transvaal gegen vereinzelte englische Kolonnen vor, Brand und Kritzinger konnten im südlichen Oranje-Staat, Smuts in der Kapkolonie nicht unwichtige Vorteile erkämpfen. Vor allem begnügte sich Louis Botha selbst nicht mit einem geschickten Rückzuge, sondern er entschloß sich, auf dem ihm bekannten Kriegsschauplatz im östlichen Transvaal einen neuen Angriff vorzubereiten.

Gleich nach seiner Rückkehr nahm er von Pietretief aus die Fühlung mit seiner heimatlichen Regierung auf, deren Mitglieder er zu einer Beratung am 11. Oktober bei Amsterdam aufsuchte. Inzwischen wurden die Kommandos von Chris Botha und Oppermann erneut gesammelt, ergänzt und ausgerüstet. Der Eindruck, den Louis Botha bei der Rückkehr von seinem Streifzuge über die Lage im östlichen Transvaal empfand, konnte ihn in keiner Weise befriedigen. Ben Viljoen, den er während seiner Abwesenheit mit dem Oberbefehl beauftragt hatte, war seinem Befehl, die Engländer soviel als möglich zu beunruhigen, fast gar nicht nachgekommen. Besonders schlimm

klang aber die Nachricht, daß die Engländer zu einer neuen Kampfesweise gegriffen hatten, deren Wirksamkeit sich bereits in äußerst nachteiliger Weise fühlbar machte.

Bensons Nachtritte.

Der Hinweis*) Lord Kitcheners an seine Unterführer, daß es wichtig sei, die Buren nicht mit starken Abteilungen, sondern mit kleinen, gut berittenen Kolonnen aufzusuchen und möglichst während der Dunkelheit im Lager zu überfallen, hatte bewirkt, daß seit einiger Zeit eine ganze Anzahl nächtlicher Streifzüge ausgeführt worden waren, bei denen sich Oberst Benson**) ganz besonders hervorgetan hatte. Kaum hatte Louis Botha seinen Marsch zum Einfall in Natal angetreten, als Benson seine Abwesenheit ausnutzte, um am 18. September nach mehreren Nachtritten ein Buren-Lager bei Middeldrift zu überfallen. Hierbei erbeutete er 54 Gefangene, 240 Pferde und alle Fahrzeuge. Er wandte sich darauf der Gegend von Bethal zu, wo er ebenfalls zwei kleine Lager überraschte. Gegenüber diesen Streifzügen hielten sich die Buren nur in der Verteidigung. Solange Botha mit den besten Leuten abwesend war, schien jegliche Unternehmungslust geschwunden zu sein. Wie sehr sich die Buren indessen durch diese nächtlichen Streifzüge beunruhigt fühlten, geht daraus hervor, daß im Bethal-Distrikt der Befehl gegeben wurde, kein Lager länger als eine Nacht an einer Stelle zu belassen und die Pferde jeden Morgen von 3° an gesattelt bereitzuhalten. Infolge dieser Maßregeln fand Benson in der nächsten Zeit auf seinen Streifen nicht mehr so reiche Beute, aber seine vortrefflich berittene und äußerst geschickt geführte Kolonne bildete eine solche Gefahr für die Buren, daß die Regierung dem heimkehrenden Botha Benson als den bei weitem gefährlichsten Gegner bezeichnete, dessen Vernichtung dringend wünschenswert sei.

Botha entzieht sich den Kolonnen Rimington und Rawlinson.

Botha, dem der Erfolg seines Zuges nach Süden keineswegs genügt hatte, war sehr zufrieden, daß sich ihm gleich ein neues Angriffsziel bot. Der Ruf an seine Leute, sich gegen den neuen Feind zu wenden, fand ein um so willigeres Gehör, als die Buren, namentlich die Kommandos von Ermelo, gegen Benson besonders erbittert waren, weil sie ihm fälschlich die Zerstörung ihrer Heimatstadt zuschrieben.

Inzwischen hatte Lord Kitchener endlich genauere Meldungen über den Aufenthalt Louis Bothas erhalten und beschloß, seine Verfolgung mit allen Mitteln fortzusetzen. Da von den völlig erschöpften Kolonnen, die ihm bisher in den Slangapies-Bergen gefolgt waren, wenig mehr zu verlangen war, wurden zwei neue berittene Abteilungen, die des bewährten Obersten Rimington und des Obersten Rawlinson, vorgezogen. Die Stärke beider Kolonnen belief sich auf etwa 2000 Reiter mit acht Geschützen. Sie wurden mit der Bahn nach Standerton befördert und erreichten am 24. Oktober Klipfontein. Während hier die nötigen Vorbereitungen zum Vormarsch getroffen wurden, glückte es den im Späherdienst hervorragend ausgebildeten Leuten Rimingtons, einen an Botha gesandten Depeschenreiter aufzufangen, aus dessen

*) Seite 276. **) Seite 278.

Meldung hervorging, daß sich der Führer der Transvaaler in der Farm Schimmelhoek aufhalte. Sogleich wurde ein Überfall ins Werk gesetzt. Indes auch diesmal hatten die Engländer nicht mit der Wachsamkeit der Buren gerechnet, denn abgesehen von dem üblichen Ring von Spähern, der die lagernden Buren umgab, hatte Chris Botha mit etwa 300 Mann die Sicherung der Farm übernommen und seinen Bruder rechtzeitig gewarnt. Als Rimington am 25. Oktober die Farm erreichte, kam er gerade zurecht, um den General mit wenigen Begleitern, darunter seinem kleinen Sohn, der den Vater ins Feld begleitet hatte, davongaloppieren zu sehen. Nur sein Hut und einige Schriftstücke fielen den Engländern in die Hände. In der nächsten Zeit unterblieb nun jede nachhaltige Verfolgung dieser Abteilung.

Botha greift Benson an. Kampf bei Bakenlaagte 30. Oktober.

So konnte Botha sich in Ruhe mit Oppermann vereinigen, noch zahlreiche andere kleine Trupps heranziehen und mit allen verfügbaren Kräften den längst geplanten Schlag gegen Benson vorbereiten. Dieser hatte Middelburg am 20. verlassen und befand sich am 30. Oktober in der Nähe von Bethal. Seine Abteilung setzte sich zusammen aus etwa 1400 Mann, bestehend aus Teilen des 3. und 25. Bataillons berittener Infanterie, des 2. Bataillons der Buffs und dem 2. Regiment Scottish Horse. Etwa zwei Drittel der Abteilung waren beritten. Außerdem gehörten zu ihr noch vier Geschütze der 84. Batterie und zwei Schnellfeuergeschütze.

Bisher hatte sich Benson durch die Beweglichkeit seiner Kolonne selbst den Buren überlegen gezeigt, jetzt stieß er zum ersten Male auf einen Gegner, der ihm gewachsen war. Louis Botha hatte die gefährdete Lage Bensons längst erkannt, der ohne Aussicht auf Unterstützung durch eine andere englische Abteilung damals allein über das Hohe Veld marschierte. Bald hatte er etwa 700 Mann unter Grobler, Trichard, den beiden Prinzloo und Wolmarans versammelt, und in kurzer Zeit sah sich Benson bei Tag und Nacht von zahlreichen Kommandos umschwärmt.

Der englische Führer beschloß, sich der drohenden Gefahr durch einen Marsch nach Nordwesten in der Richtung auf Brugspruit an die Bahn zu entziehen. In dieser Absicht trat er am 30. Oktober von Zwakfontein den Rückmarsch an. 350 Fahrzeuge, darunter 120 schwere Ochsenwagen, die sich bei seiner Kolonne befanden, sandte er mit einer Bedeckung von zwei Kompagnien des 25. Bataillons berittener Infanterie, anderthalb Kompagnien vom Bataillon der Buffs und zwei Geschützen voraus. Die Wagen brachen 4³⁰ Morgens auf. Der Rest der Kolonne marschierte eine Stunde später in folgender Marschordnung: die Vorhut bildeten der Rest des 25. Bataillons und das 3. Bataillon berittener Infanterie, dann folgten zugleich mit den leichten Truppenfahrzeugen dreieinhalb Kompagnien der Buffs, das Regiment Scottish Horse und zwei Geschütze. Die Nachhut unter dem Major Anley bildeten 180 Mann vom 3. Bataillon berittener Infanterie, eine Kompagnie der Buffs und ein Schnellfeuergeschütz.

Ein dichter Nebelschleier bedeckte am Morgen des 30. Oktober die flache, leicht



gewellte Grasebene und erschwerte den Überblick über das vorliegende Gelände. Der Marsch war kaum angetreten, als bereits starke Reiterschwärme des Feindes die Nachhut der Engländer bedrohten und gleichzeitig auch vor der Front und in den Flanken auftauchten. Der Regen der letzten Tage hatte die Straßen aufgeweicht, so daß der Marsch nur langsam vorwärts ging. So vergrößerte sich allmählich der Abstand zwischen Gros und Nachhut. Mittlerweile war um 9° Vormittags der vorausgesandte Wagenzug beim Überschreiten eines kleinen Wasserlaufs aufgehalten worden. So kam es, daß sich die Marschkolonne inzwischen heranzog, und nun auch die bei ihr befindlichen Truppenfahrzeuge auf den vorderen Wagenzug aufschlossen.

Unterdessen hatte sich das Wetter zusehends verschlechtert, ein kalter Regen fiel und erschwerte in Verbindung mit dem Nebel immer mehr den Ausblick über das Gelände seitwärts der Marschstraße.

Die Nachhut unter Major Anley wird von Grobler angegriffen.

Die Verzögerung des Marsches beim Überschreiten des Flusses war den Buren nicht entgangen; kaum war die Kolonne ins Stocken geraten, als sich auch schon bei der Nachhut ein heftiges Feuergefecht entwickelte. Durch geschickte Ausnutzung des Geländes konnte aber Major Anley, freilich nur unter starkem Einsatz von Munition, bis 1° Nachmittags den Feind erfolgreich abwehren, so daß der Marsch langsam weiterging. Zu diesem Zeitpunkt trat ein neuer längerer Aufenthalt dadurch ein, daß mehrere Wagen vollkommen stecken blieben. Oberst Benson entschloß sich, haltzumachen und in Anlehnung an die Farmen Nooitgedacht und Bakenlaagte zur Ruhe überzugehen. Im Begriff, hierzu die nötigen Anordnungen zu geben, erreichte ihn eine Meldung der Nachhut, daß der Feind immer stärker andränge, mit einem weit überlegenen Angriff drohe, und daß eilige Hilfe geboten sei. Inzwischen waren bedeutende Verstärkungen zu den Buren gestoßen. Louis Botha hatte in den letzten Tagen von allen Seiten Kommandos herangeholt, während der Kommandant Grobler Benson beobachtete. Als Grobler ihm durch Lichtsignale mitteilte, daß der Zeitpunkt zum Angriff günstig sei, war er in Eilmärschen wieder herangekommen und erschien am Mittag des 30. Oktober nach einem Ritt von 50 km mit 500 Reitern auf dem Kampffelde.

Botha greift in den Kampf ein.

Sogleich setzte er seine Leute zum Angriff an, und in kurzem sah sich Anleys Nachhut von einem überwältigenden Feuer überschüttet. Das Unglück wollte, daß gerade zu diesem Zeitpunkt das Schnellfeuergeschütz der Engländer durch eine Ladehemmung unbrauchbar wurde und zurückgeschafft werden mußte. So war die Lage, als Oberst Benson bei der Nachhut seiner Abteilung eintraf.

Er sah die Notwendigkeit ein, zunächst einen zur Verteidigung geeigneten Stützpunkt im Gelände zu gewinnen, und entschloß sich, die Nachhut nach der mit Gun Hill bezeichneten Höhe zurückzunehmen und dort den ersten Ansturm des Gegners abzuwehren. Gleichzeitig wurden dorthin zwei Geschütze der 84. Batterie vorgezogen.

Die Absicht, bei Nooitgedacht ein Lager zu beziehen, war nicht mehr ausführbar.

Angesichts der von allen Seiten zum Angriff vorgehenden Buren, sahen sich die Truppen vielmehr genötigt, sich aus der Marschkolonne, wo sie sich gerade befanden, zu entwickeln und den Feuerkampf aufzunehmen. So kam es, daß in kurzer Zeit der größte Teil der Kolonne in einer kreisförmigen Stellung rings um den in Aussicht genommenen Lagerplatz eingesetzt werden mußte.

Benson befiehlt den Rückmarsch nach dem Gun Hill. Attacke der Buren.

Etwa 1 km nordwestlich von Gun Hill hatte Hauptmann Crum mit seiner Kompagnie vom 25. Bataillon berittener Infanterie und einem Geschütz eine Anhöhe besetzt, anschließend daran, etwas weiter nördlich befand sich eine weitere Kompagnie unter dem Hauptmann Lynes von demselben Bataillon mit einem Geschütz. Zwischen beiden Kompagnien wurde eine halbe Kompagnie der Buffs eingeschoben. Mittlerweile waren alle Teile des Wagentransports der Kolonne mit Ausnahme zweier steckengebliebener Fahrzeuge bis zur Farm Nooitgedacht gelangt und parkierten daselbst unter dem Schutze von zwei Kompagnien des Bataillons der Buffs unter dem Major Dauglish. Zwei andere Kompagnien unter dem Major Eales standen halbwegs der genannten Farm und dem Gun Hill. Inzwischen hatte der Befehl Bensons, auf Gun Hill zurückzugehen, die am weitesten hinten befindlichen Teile der Nachhut, vom Regiment Scottish Horse und dem 3. Bataillon berittener Infanterie erreicht. Die genannten Truppen waren eben erst in dieser Richtung angetrabt, als ihnen eine starke Reitermasse nachgaloppierte und sich zum Angriff entfaltete. Louis Botha war dem Abmarsch der englischen Truppen nach dem Gun Hill mit allen verfügbaren Kräften, im ganzen etwa 900 Reitern, gefolgt. Unter dem Schutze des welligen Geländes und begünstigt durch das unsichtige Wetter drang er unbemerkt bis dicht an die feindliche Nachhut heran, die den Ernst der Lage erst erkannte, als bereits der Boden von ungezählten Hufen heransprengender Reiter erdröhnte. Unaufhaltsam jagten die Buren, von Grobler, Erasmus und Britz geführt, vorwärts. Während die Hauptmacht die Richtung auf Gun Hill nahm, tauchten neue Abteilungen auch zu beiden Seiten der von Onverwacht nach Nooitgedacht führenden Straße auf. Auch weiter westlich, sowie in der äußersten linken Flanke der Engländer kamen plötzlich aus den Geländefalten Reiterscharen hervor. Der lang verhaltene Wunsch nach Vergeltung für die Strapazen, Mühen und Entbehrungen der letzten Monate, der unbezwingbare Haß, gesteigert durch die Verwüstung ihres Landes und die Gefangennahme ihrer Angehörigen, beflügelten den Ansturm der Buren und machte sich in dem einzigen Rufe „Storm, Storm!" Luft. Da gab es kein Halten. Während die berittenen Teile der Nachhut der Engländer zur Besetzung des Gun Hill zurücksprengten, sahen sich zwei südlich der Höhe befindliche Abteilungen, eine Kompagnie der Buffs unter Greatwood und etwa 30 Mann unter dem Leutnant Lynch fast in demselben Augenblick vom Feinde umringt, ein Teil der Schützen wurde niedergehauen, der Rest gefangen genommen.

Weiter stürmte die Reitermasse in langer Front, vom Sattel feuernd unter



wilden Kampfrufen dem Gun Hill zu. Hier hatte inzwischen Oberst Benson die verfügbaren Teile der Nachhut mit den beiden Geschützen gesammelt und zum Kampfe bereitgestellt. Alles in allem befanden sich indessen in der Stellung nicht mehr als 180 Mann. So war das Schicksal der kleinen Schar schon mit dem ersten Augenblick angesichts der erdrückenden Übermacht des Feindes besiegelt. Entschlossen, die Stellung bis zum letzten Mann zu verteidigen, ließ Benson die Schützen und die Artillerie das Feuer eröffnen. Einen Augenblick schien der Angriff ins Stocken zu geraten. Zahlreiche reiterlose Pferde zeigten sich vor der Front, die Masse der Reiter galoppierte aber vorwärts und verschwand in einem toten Winkel am Fuße der Höhe. Wenige Augenblicke später waren Bothas Leute von ihren Pferden gesprungen, eilten durch das hohe Gras gedeckt den Hang hinauf und eröffneten auf der ganzen Linie ein rasendes Schnellfeuer. Anfangs blieben die Engländer im Vorteil, denn noch arbeiteten ihre Geschütze und mähten breite Furchen in die Reihen der Angreifer. Doch nur kurze Zeit dauerte dieser Widerstand. Ein Versuch, die Geschütze abzufahren, mußte aufgegeben werden, nachdem die Mannschaften mit ihren Gespannen unter dem wohlgezielten Feuer des Gegners gefallen waren. Trotzdem hielt der Rest der Tapferen bis zum letzten Mann an seinen Geschützen aus und setzte ungeachtet der Verluste das Feuer fort. Nachdem aber ihr bewährter Führer, Oberst Guineß, tödlich getroffen, alle Offiziere und die gesamte Bedienung tot oder verwundet auf dem Kampffelde lagen, hörte das Feuern in der Batterie auf.

Inzwischen war der umfassende Schützenangriff an die kleine Abteilung auf dem Gun Hill immer näher herangetragen worden. Zum äußersten Widerstand entschlossen, hatten sich die Engländer um Benson geschart, aber immer lichter wurden ihre Reihen. Auch in Bensons nächste Umgebung riß der Tod tiefe Lücken. Sein Adjutant Eyre Lloyd fiel, und nach ihm sanken in kurzer Zeit in nächster Nähe sieben andere Offiziere zu Boden. Benson selbst war durch einen Streifschuß am Knie verwundet worden. Ohne ärztlichen Beistand anzunehmen, kroch er weiter an der Schützenlinie entlang, sprach den Leuten Mut zu und bestärkte jeden einzelnen durch sein Beispiel im Ausharren. Hilfe kam von keiner Seite, auch von rückwärts nicht. Botha hatte nämlich Teile seiner Kommandos zum umfassenden Angriff des Lagers und der dorthin vorausmarschierten Truppen entsandt, so daß die weiter rückwärts befindlichen Kräfte vollauf in Anspruch genommen waren.

Die Buren stürmen den Gun Hill.

Nachdem es den Buren bisher nicht gelungen war, die Verteidiger des Gun Hill aus ihrer Stellung herauszuschießen, suchten sie die Höhe im Sturmanlauf zu nehmen. Sie kamen zwar fast bis an den Kamm der Höhe vor, hier scheiterte der Angriff aber noch einmal unter dem Feuer der Engländer. Bei dieser Gelegenheit wurde Benson zum zweiten Male verwundet. Es kennzeichnet den tapferen Führer, daß er jetzt noch den Befehl nach dem Lager zurücksandte, es sollten keine Krankenwagen vorgebracht werden, damit der Feind diese Gespanne nicht zur Zurückführung der eroberten

Geschütze benutzen könne. Gleich nach Absendung dieses Befehls brach Benson tödlich getroffen zusammen. Mittlerweile hatten die Buren abermals von rückwärts Verstärkungen erhalten und wiederholten aus nächster Entfernung den Anlauf. Einen Augenblick schien das Feuer beim Angreifer zu verstummen, dann erhoben sich plötzlich wie auf ein Zeichen die Schützen auf der ganzen Front, feuerten noch einmal im Stehen ihre Gewehre ab und stürmten mit lauten Rufen in die Stellung. Es war ein herbes Geschick für die geworfenen Engländer, die so lange gegen die Übermacht gefochten hatten, daß fast gleichzeitig mit der Einnahme des Gun Hill endlich Verstärkungen zum Entsatze herankamen. Die Buren schickten sich gerade an, über den Hang nach Norden gegen das Lager weiterzugehen, als ihnen heftiges Feuer entgegenschlug und sie zur Umkehr zwang. Als bald darauf auch Artilleriefeuer vom Lager her die Höhe mit Schrapnels überschüttete, räumten sie die Stellung und brachen ohne weitere Ausnutzung ihres Erfolges das Gefecht ab. Nur die eroberten Geschütze wurden unter dem Schutze der Dunkelheit mit Ochsen fortgeschafft.

Betrachtungen.

Dieser Kampf, der nach der nordöstlich von Nooitgedacht gelegenen Farm Bakenlaagte benannt wurde, bedeutete für die Buren einen ihrer größten Erfolge im ganzen Verlaufe des Feldzuges. Allerdings hatte der Angriff sie selbst etwa hundert ihrer besten Leute gekostet, doch verloren die Engländer an diesem Tage außer den Geschützen an Toten und Verwundeten 238 Mann und 120 Mann Gefangene. Es ist behauptet worden, die Ursache der englischen Niederlage sei in der unberechtigten Verteidigung der vorgeschobenen Stellung auf dem Gun Hill mit allzu schwachen Kräften zu suchen. Dieser Vorwurf erscheint aber nicht ganz berechtigt, wenn man sich die Lage der Abteilung Benson in dem Augenblick vergegenwärtigt, als Botha von allen Seiten zum Angriff heranstürmte. Wahrscheinlich wären ohne das heldenmütige Ausharren der kleinen Schar bis zum letzten Mann sehr viel mehr Leute vor dem Eintreffen im Lager bei Nooitgedacht gefangen oder abgedrängt worden. Das tapfere Verhalten des englischen Führers, der sofort an den Brennpunkt des Kampfes eilte, und das heldenmütige Einsetzen seiner Person ist hohen Lobes wert. Für die einheitliche Leitung des Kampfes war es allerdings ein Nachteil, weil damit jede Führung aufhörte, und die Truppe, auf sich selbst angewiesen, nur noch nach eigenem Ermessen handeln konnte. Damit ist die Unterlassung zu erklären, daß den auf dem Gun Hill fechtenden Teilen nicht rechtzeitig Hilfe gesendet wurde.

Auf Seiten der Buren verdient Bothas kühner Angriff, die Schnelligkeit, mit der er so starke Kräfte unter schwierigen Verhältnissen vereinigte, die Tatkraft, mit der er seine Leute nach mannigfachen Strapazen und Entbehrungen an den Feind heranbrachte, unbeschränkte Anerkennung. Indes auch hier trat wieder der Mangel an Disziplin und Gehorsam als Hemmnis des Erfolges nachteilig hervor, sobald es galt, den Sieg auszunutzen und ihn durch rücksichtslose Verfolgung zu einer Vernichtung des Gegners zu gestalten. Der Nachmittag verging ohne Erneuerung des



Angriffs; den Engländern gelang es, ungehindert abzuziehen und, als Botha die Kommandos in der Nacht zum erneuten Kampfe heranführte, fand er das Lager so stark verschanzt, daß er von einem weiteren Angriffe abstehen mußte.

Oberst Benson, der trotz schwerer Verwundung die nötigen Befehle zur Verteidigung des Lagers gegeben hatte, erlag seinen Wunden am Morgen des 31. Oktobers. Mit ihm schied einer der tüchtigsten Offiziere auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz aus dem Leben. Seine vorbildliche Unternehmungslust, besonders die rücksichtslose Verfolgung des Gegners durch Streifzüge bei Nacht, wirkte nach. Nach seinem Tode übernahm Oberstleutnant Wolls-Sampson die Führung der Kolonne. Er blieb am folgenden Tage zunächst in dem befestigten Lager stehen und trat erst nach dem Eintreffen von Verstärkungen den weiteren Rückmarsch nach Brugspruit an.

Die Ereignisse im westlichen Transvaal.

Die Kunde von dem Siege der Buren durcheilte in kürzester Zeit das Land wie ein Lauffeuer und entfachte die Kampfeslust von neuem zu hellen Flammen. Ihre Wirkung war um so größer, als bereits auch Nachrichten von dem erfolgreichen Widerstand De la Reys im westlichen Transvaal vorlagen.

Skizze 33.

Wie schon erwähnt, hatte der Vormarsch der Engländer gegen Kemp in den Zwartruggens-Bergen keinen bemerkenswerten Erfolg gehabt. Die englischen Truppen waren darauf wieder in ihre ehemaligen Standorte zurückgekehrt und, als mit dem Beginn des Frühjahrs Botha seinen Zug nach Süden begann, zum großen Teil gegen diesen Gegner verwendet worden. Dadurch war der Westen Transvaals zum Vorteil der Buren von englischen Kräften entblößt worden, und De la Rey sowie Kemp säumten nicht, diese Lage zu ihren Gunsten auszunutzen.

Zur Beobachtung der Magalies- und Zwartruggens-Berge war in dieser Zeit nur eine Kolonne, die des Obersten Kekewich, zurückgeblieben. Sie bestand im wesentlichen aus den Kräften, die am 30. Mai in der Nähe der Farm Vlakfontein unter den General Dixon gekämpft hatten und zum Teil von De la Reys Reitern vernichtet worden waren. Jetzt hatte die Abteilung eine Stärke von etwa 800 Mann Infanterie, 600 Reitern und vier Geschützen.

Gefecht bei Moedwil. 30. September.

In der Absicht, den westlichen Teil der Magalies-Berge abzusuchen, trat Kekewich am 20. September den Vormarsch an. Nach zahlreichen Streifen, die er, ähnlich den Ritten Bensons vielfach zur Nachtzeit ausführte, kam er auf seinem Zuge in die wegen ihrer Unzugänglichkeit bekannten Zwartruggens-Berge und lagerte dort am 29. September in der Nähe der Farm Moedwil auf dem rechten Ufer des Selons-Flusses an der Straße Zeerust—Rustenburg. Das an den Lauf des Selons-Flusses angelehnte Lager hatte durch diesen allerdings in der Front ein wirksames Hindernis, bedenklich war aber die Leichtigkeit der Annäherung auf dem westlichen Ufer und in beiden Flanken, wo Felsen und dichtes Buschwerk zu einem Überfall geradezu herausforderten. Das Lager war dicht am Flußlauf zu beiden Seiten der Straße

Skizze 35.

aufgeschlagen; Posten wurden sowohl im Halbkreis nach Osten auf dem rechten Ufer als auch auf dem linken Ufer, letztere indessen nur südlich der Straße, vorgeschoben. Auch hier fehlte es wieder, wie so oft, an der nötigen Aufklärung. De la Reys Späher hatten schon seit Tagen jeden Schritt der Kolonne beobachtet, und der Buren-Führer, stets in der Nähe, wartete nur auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff. Dagegen wußte der englische Führer nichts von dieser Bedrohung. Er hatte nur Kunde von einer schwachen Abteilung bei Buffelshoek; im übrigen hielt er das Gelände in der nächsten Umgebung für vollkommen sicher.

De la Reys überraschender Angriff.

Inzwischen hatte De la Rey mit jener beispiellosen Schnelligkeit, wie sie alle Versammlungen der Buren-Führer auszeichnete, in der Nacht vom 29. zum 30. September etwa 1000 Reiter gesammelt und, während alles im Lager schlief, bis in die Nähe der englischen Stellung geführt. Nach sorgfältiger Erkundung der feindlichen Vorposten wurde beschlossen, den Gegner vom westlichen Ufer in der Front mit starken Kräften anzugreifen und zu beschäftigen. Andere Teile sollten unterdessen den Fluß nördlich und südlich des Lagers überschreiten und gegen Flanke und Rücken vorgehen. Lautlos schlichen sich im Morgengrauen die Schützen der Buren an die Stellung der Engländer heran, ohne daß einer der Posten im Vorgelände aufmerksam wurde. Schon hatten beträchtliche Teile den Fluß nördlich und südlich des Lagers überschritten, als plötzlich auf dem westlichen Ufer lebhaftes Feuer die Ruhe unterbrach. Hier war eine englische Patrouille zufällig bei einem Rundgang im Vorgelände auf Teile der vorgehenden Buren gestoßen und hatte durch Alarmschüsse das Lager geweckt. Trotzdem war die Lage der Engländer ungünstig. Von allen Seiten gingen starke Schützenlinien der Buren zum Angriff vor, die wenigen vorgeschobenen Posten waren im Augenblick überwältigt, und es mochte 5^0 Vormittags geworden sein, als mehrere Hundert Buren unter Fourie nach Durchschreitung des Flusses auf das englische Zeltlager vom östlichen Ufer her das Feuer eröffneten. In den ersten Augenblicken herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung, noch dadurch gesteigert, daß sich zahllose Pferde und Maultiere losrissen und in wilder Panik durch die Lagergassen stürmten. Dennoch gelang es den englischen Offizieren, durch ihre ruhige und sichere Haltung, die Leute wieder in die Hand zu bekommen, und obwohl Oberst Kekewich gleich am Anfang des Kampfes zweimal verwundet wurde, zeigte er sich doch der schwierigen Lage gewachsen. Zwar mehrten sich mit zunehmendem Tageslicht beim Verteidiger die Verluste, doch machten die Buren gegenüber dem beginnenden Artillerie- und Maschinengewehrfeuer in der Front keine weiteren Fortschritte. Auch die gegen beide Flügel angesetzte Umfassung war nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet. Kemps Vorstoß gegen die linke Flanke wurde gleich im Anfang abgewiesen. Zur Umfassung des rechten Flügels war Steenekamp mit starken Kräften nördlich des Lagers über den Fluß vorgegangen und stand nun 5^{30} Vormittags im Rücken

Die Umfassung der Buren mißlingt. Gegenangriff der Engländer.

der Engländer. Als der auf dem rechten Flügel kämpfende Major Watts dies erfuhr, raffte er alles, was er an Leuten hinter der Front und an Bedeckungsmannschaften des Lagers auftreiben konnte, zusammen, und hielt, durch zwei Schwadronen der Scottish Horse unterstützt, den feindlichen Vorstoß auf. Der Angriff der Buren kam ins Stocken, und Watts benutzte die Gelegenheit zu einem Gegenstoß, der so wirksam war, daß der ganze Flügel Steenekamps in kurzer Zeit aufgerollt und geschlagen wurde. Das gab dem Kampf eine entscheidende Wendung zugunsten der Engländer. Als De la Rey das Mißlingen seiner Umfassung erkannt hatte, entschloß er sich kurzer Hand, das Gefecht abzubrechen, befahl seinen Leuten aufzusitzen und begnügte sich mit dem bisher erreichten Erfolge. Dieser bestand in den starken Verlusten der Engländer. Während auf der Seite der Buren nur etwa 70 Mann gefallen oder verwundet waren, betrug die englische Einbuße etwa 220 Offiziere und Mannschaften, außerdem waren etwa 330 Pferde und mehrere Hundert Zugtiere in der allgemeinen Verwirrung verlorengegangen, so daß die Kolonne Kekewich fast unbeweglich war und an eine Verfolgung der Buren nicht denken konnte.

Als die Nachricht von dem Gefecht bei Moedwil die nächste englische Kolonne unter dem General Fetherstonhaugh erreichte, eilte der Führer sogleich mit allen Kräften zu Hilfe. Bei seinem Eintreffen war indessen der Kampf längst entschieden, und De la Rey mit seinen Reitern nicht mehr zu erreichen. Am 13. Oktober trat Oberst Kekewich den Vormarsch wieder an, in der Absicht, mit den Kräften Lord Methuens zusammenzuwirken, der von Mafeking in der Richtung über Zeerust zum Angriff gegen De la Rey vorgegangen war.

Skizze 33.

De la Rey überfällt den Obersten v. Donop bei Kleinfontein. 24. Oktober.

Auch diesmal hatte De la Rey durch seine Späher auf das genaueste jede Bewegung der Engländer erfahren und wartete nur auf eine neue günstige Gelegenheit zu einem Überfall. Da Lord Methuen die Buren, die sich ihm stets geschickt entzogen, nicht zum Kampf stellen konnte, beschloß er, seine Kräfte bei Zeerust zu vereinigen und später wieder vorzugehen. Es war am 24. Oktober, als eine seiner Kolonnen unter Führung des Obersten v. Donop in der Stärke von etwa 1000 Mann mit sieben Geschützen durch schwieriges Busch- und Waldgelände in der Richtung auf Kleinfontein marschierte. Die Unwegsamkeit der Marschstraße machte sich für die englische Abteilung umsomehr fühlbar, als sich bei ihr ein Transport von 100 Wagen befand. Das war eine Lage, wie sich sich günstiger für die Buren kaum bieten konnte, und schnell waren De la Reys Reiter zur Hand. Der Wagenzug hatte eben erst das Buschgelände erreicht, als sich die Vorhut der Kolonne, gegen 7° Vormittags von Schützen in der Front angegriffen, zum Kampfe entwickelte. Die Geschütze hatten gerade das Feuer eröffnet, da brachen plötzlich 500 Buren, von Kemp, Steenekamp und Osthuizen geführt, mit lauten Kampfrufen

in drei Angriffswellen zu Pferde völlig überraschend gegen die linke Flanke der Wagenkolonne vor. In wenigen Augenblicken war alles in höchster Verwirrung, und der größte Teil der Begleitmannschaften niedergemacht. Während die Fahrer auf die Zugtiere einhieben und davonzujagen versuchten, riß sich ein Teil der Maultiere los, stürmte in regelloser Flucht davon, und in kurzer Zeit war die Straße mit umgestürzten und ineinander gefahrenen Wagen bedeckt. Zugleich mit dem Angriff in Front und Flanke hatten sich die Buren auch gegen die Nachhut der Engländer gewandt, die zwei Kompagnien mit zwei Geschützen stark war. Hier entwickelte sich nach dem ersten Ansturm ein heftiger Feuerkampf mit den abgesessenen Reitern, in dessen Verlauf die Geschütze zum Schweigen gebracht wurden und zeitweise sogar in die Hände des Angreifers fielen. Erst nach zweistündigem erbitterten Ringen konnte Oberst v. Donop gerade noch zur rechten Zeit der bedrängten Nachhut zu Hilfe kommen und so ihre Vernichtung abwenden. Es war aber nicht zu verhindern, daß eine Anzahl Wagen vom Gegner abgefahren wurden; damit verschwanden die Buren ebenso schnell vom Kampfplatz wie sie gekommen waren. Allerdings hatten sie ihren Erfolg teuer bezahlen müssen, denn etwa 60 Mann, darunter der Kommandant Osthuizen, blieben auf dem Gefechtsfelde. Die Engländer verloren in diesem Kampfe 84 Mann an Toten und Verwundeten.

Die Freistaater verhalten sich untätig. Streifzüge Kritzingers und Brands.

Während dieser zahlreichen Erfolge der Buren in der Transvaal-Republik geschah von den Führern des Oranje-Freistaats nur wenig, um ihre Waffengefährten zu unterstützen. Anstatt sich an der allgemeinen Erhebung zu beteiligen, warteten die Freistaaten-Kommandos im allgemeinen untätig das Weitere ab. So ging eine Gelegenheit verloren, wie sie sich im ganzen Verlauf des Feldzuges nicht wieder bieten sollte. Daß auch hier die Möglichkeit vorhanden war, kühne Streifzüge und Überfälle ins Werk zu setzen, bewiesen mehrere kleine erfolgreiche Gefechte.

In der Zeit vom 15. bis 17. September hatten Kritzinger und Brand ihre Kommandos vereinigt und beide in entgegengesetzter Richtung, ersterer nach Norden, nach der Absperrungslinie Bloemfontein—Thaba Nchu, letzterer nach Süden in der Richtung nach dem Oranje, den Vormarsch angetreten. Hierbei griff Brand in der Nähe von Sannahs Post eine kleine englische Abteilung von 200 Mann berittener Infanterie mit zwei Geschützen überraschend an und zwang sie nach zweistündigem Kampfe zur Übergabe.

Gefecht bei Quaggafontein 20. September.

Kritzinger überfiel mit etwa 300 Mann in der Nacht vom 20. zum 21. September am Oranje ein englisches Lager von 200 Mann unter dem Obersten Murray bei Quaggafontein. Die Überraschung war so vollkommen, daß Kritzingers Reiter bereits mitten im Lager waren, als die Engländer aus dem Schlafe erwachten und zu den Waffen griffen. Ein großer Teil von ihnen wurde in den Zelten erschossen, 48 Mann, darunter der Führer selbst und sein Bruder, fielen, der Rest wurde gefangen. Auch das Geschütz wurde von den Buren erbeutet.

Smuts überfällt eine Schwadron der 17. Ulanen bei Modderfontein 17. September.

In derselben Woche hatten die Buren noch einen weiteren Erfolg zu verzeichnen. Wie bereits erwähnt, war es Smuts am 3. September gelungen, in kühnem Zuge den Oranje zu überschreiten. Er wandte sich darauf mit seinen 300 Reitern nach Südwesten und erreichte bis zum 14. September die Gegend von Tarkastad. In der Absicht, alles daran zu setzen, um Smuts an einem weiteren Vordringen zu verhindern und durch einen glücklichen Schlag die bedenklich wachsende Zahl seiner Anhänger in der Kapkolonie, niederzuhalten, hatte General French außer mehreren Verfolgungskolonnen auch die 17. Ulanen gegen ihn entsandt. Diese hatten von Stormberg aus Cradock mit der Bahn erreicht und hielten die Übergänge über den Eland-Fluß besetzt, den Smuts bei seinem weiteren Vordringen überschreiten mußte. Der Führer der Buren sah sich anfangs durch diese Besetzung und den stark angeschwollenen Fluß an einem weiteren Vordringen verhindert. Er wartete daher ab, bis das Hochwasser vorüber war, überschritt am 17. September, von den Engländern unbemerkt, den Fluß auf einer Furt und überfiel am Mittag eine Schwadron der Ulanen unter dem Rittmeister Sandeman bei Modderfontein, als sie gerade im Biwak mit Füttern und Tränken beschäftigt war. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf, der erst beendet wurde, als von sechs Offizieren drei getötet, der Führer und ein Offizier verwundet, von den Ulanen 26 Mann tot und 39 verwundet waren. Erst als zwei Drittel der braven Mannschaft kampfunfähig waren, gelangten die Buren in den Besitz des Lagers. Zwar wurde Smuts durch eintreffende Verstärkungen bald vertrieben, seinen Zweck hatte er aber vollkommen erreicht, denn außer zahlreichen Pferden hatte er reichliche Munition und Vorräte aller Art erbeuten und in Sicherheit bringen können. Nach diesem Erfolg wandte Smuts sich zunächst nach Norden den Zuur-Bergen zu. Als er von hier vertrieben wurde, marschierte er zur Vereinigung mit Scheepers wieder nach Süden. Scheepers hatte fast drei Monate lang die rückwärtigen Verbindungen der Engländer in der Kapkolonie dauernd bedroht, zahlreiche kleine Überfälle ausgeführt und viele Anhänger gesammelt. Mit äußerster Erbitterung, aber ergebnislos, hatten ihn die Engländer bisher verfolgt. Jetzt, als Smuts sich eben anschickte, seine Reiter mit ihm zu vereinigen, ereilte den kühnen Führer sein Schicksal. Scheepers war in einem der letzten Gefechte verwundet worden und lag in der Farm eines befreundeten Besitzers, als sein Versteck aufgespürt und von den Engländern umringt wurde.

Es kennzeichnet die Härte, mit der der Krieg in seinen letzten Stadien geführt wurde, daß Scheepers ebenso wie vor ihm der Kommandant Lotter nach seiner Gefangennahme am 4. September vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und erschossen wurde.

Neue Rüstungen De Wets.

Während dieser ganzen Zeit hatte im Oranje-Freistaat immer noch auffällige Ruhe geherrscht. Es schien, als habe der sonst unermüdliche De Wet jeden Widerstand aufgegeben und sich vom Kampfe zurückgezogen. Überall wichen seine Leute vor



den englischen Streifabteilungen aus, und so kam es, daß die Züge, die Rimington und De Lisle in den Monaten September und Oktober unternahmen, nur wenige Gefangene einbrachten. Diese scheinbare Untätigkeit der Buren bedeutete indessen nur die Ruhe vor dem Sturm, denn während die Kommandos anscheinend völlig zerstreut, und ihre Führer kampfesmüde schienen, rüstete De Wet insgeheim mit rastlosem Eifer zu einem neuen Zuge gegen seine Feinde.

Ein Anzeichen dafür, wie wenig seine Widerstandskraft und der alte Haß gegen seine Bedränger verringert war, bot ein Angriff, den er gegen den Obersten Briggs im September ins Werk setzte. Briggs kehrte von einem Nachtritte, den er gegen Reitz unternommen hatte, mit 27 Gefangenen zurück, als er in der Nähe von Bethlehem von einer Abteilung unter De Wet in wildem Ansturm angegriffen wurde, so daß es ihm nur mit Mühe gelang, zu entkommen. Dieses Gefecht war nur der Vorläufer zu weiteren Kämpfen.

Betrachtungen.

Ein Rückblick auf den Zeitraum vom Mai bis zum Oktober 1901 läßt auf Seiten der Engländer nur insofern einen Fortschritt in der Kriegshandlung erkennen, als es ihnen gelingt, weiterhin durch das Absuchen ganzer Landstriche das Eigentum des Gegners zu vernichten und die Zahl der Gefangenen in den Konzentrationslagern zu erhöhen. Wie wenig aber diese Einbußen für die noch im Felde stehenden Buren bedeuteten, wurde bereits hervorgehoben. Gegen sie einen entscheidenden Schlag zu führen, war den Engländern trotz ihrer überlegenen Zahl auch in dieser ganzen Zeit nicht beschieden gewesen. Die Kämpfe von Blakfontein, Wilmansrust, Itala, Bakenlaagte, Moedwil, sowie die zahlreichen kleineren Gefechte beweisen im Gegenteil, daß sich die Widerstandskraft der Buren, ihre Kampfeslust und Angriffsfreudigkeit mit der Dauer des Krieges nicht minderten. Trotzdem bereitete sich das Ende der Kämpfe langsam vor.

Die Leitung des Feldzuges im Hauptquartier der Buren.

Es ist besonders beachtenswert, wie trotz aller Schwierigkeiten die Führer der Buren auch noch während der letzten Stadien des erbitterten Kampfes mit hervorragender Festigkeit die Leitung der kriegerischen Ereignisse in der Hand behielten. Bezeichnend hierfür sind die Aufzeichnungen eines Mitkämpfers in seinem Tagebuch mit folgenden Worten: „Der Sekretär Louis Bothas klagt sehr über die furchtbar viele Arbeit, welche er hat. Täglich kommen aus allen Teilen des Landes die Depeschenreiter mit Meldungen und Berichten an und müssen sofort wieder abgefertigt werden. Daß es hier im Felde bei Wind und Wetter ohne Zelt keine Freude ist, Briefe und Rapporte zu schreiben, kann man sich denken. Oft sind die Rapporte wochen- und monatelang unterwegs, da sie meist sehr weit herkommen, und ihre Beförderung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Der Kommandant-General Louis Botha gibt alle Befehle selbst an seine Unterführer aus. Es ist gerade das Gegenteil von dem, was immer in den Zeitungen behauptet wird, daß bei uns absolut keine Ordnung mehr herrsche, und jeder tue, was er wolle."



Der Ausbau des Blockhaussystems durch Lord Kitchener.

Bereits an anderer Stelle wurde darauf hingewiesen, daß Lord Kitchener, je länger der Krieg andauerte, eine desto größere Sorgfalt dem Ausbau des Blockhaussystems zuwandte. Das oben erwähnte Tagebuch berichtet darüber:

„Es ist jetzt äußerst schwierig, durch den Stacheldraht, der die Blockhäuser verbindet, hindurchzukommen. Von Blockhaus zu Blockhaus haben die Engländer einen steifen Drahtzaun gespannt, der mit vielen Stacheldrähten durchflochten ist. Auch in großen Abständen von diesem Zaun sind niedrigere Drähte gezogen, um Mann und Pferd zu Fall zu bringen. Ganz feine, dünne Drähte gehen den Zaun entlang und sind mit Alarmschüssen verbunden. Erst müssen sich die Leute zu Fuß heranschleichen und das Gewirr der Drähte zerschneiden. In der ersten Zeit haben sie natürlich den dünnen Draht nicht gesehen und sind gegen denselben gelaufen, so daß der Alarmschuß ertönte, und die Engländer benachrichtigt wurden. Jetzt schneidet man diesen Draht erst sorgfältig durch und bindet die Enden an den Pfählen wieder fest."

Mit der Zeit bekamen die englischen Truppen im Bau derartiger Blockhäuser eine solche Gewandtheit, daß oft bis zu sechs Häuser an einem Tage fertiggestellt werden konnten. Gegen Ende November 1901 spannte sich über den größten Teil des Kriegsschauplatzes teils quer durchs Land, teils an den Bahnlinien entlang ein ganzes Sicherungsnetz von Blockhäusern aus. Seine Grenzen wurden durch folgende Punkte bezeichnet: Olifants Nek—Pretoria—Brugspruit—Carolina—Standerton—Volksrust—Frankfort—Heilbron—Wolvehoek—Kroonstad—Klerksdorp und Ventersdorp. An dieses Zentralsystem von Blockhauslinien schloß sich im östlichen Transvaal seit Februar 1902 eine Linie von Volksrust über Wakkerstroom nach Pietretief an. Es folgte bis April 1902 der Bau einer Linie von Ermelo nach Osten bis an die Grenze des Swasi-Landes. Im nordöstlichen Transvaal kam besonders die Linie von Machadodorp nach Lydenburg und von Dundee nach Vryheid in Betracht. Im nordöstlichen Oranje-Freistaat, De Wets eigentlichem Kampffeld, wurde eine Blockhauslinie anschließend an die von Heilbron nach Frankfort führende Sperre durch Vrede nach den Drakens-Bergen angelegt, ebendorthin zog sich eine Linie über Lindley—Bethlehem—Harrismith. Eine weitere Verbindung wurde von Bloemfontein nach der Basuto-Grenze hergestellt, auch fast die ganze Oranje-Fluß-Linie bis zur Basuto-Grenze durch Blockhäuser gesperrt. Gewiß konnten auch jetzt diese mit größter Ausdauer und bedeutendem Kostenaufwande angelegten Linien in Anbetracht der gewaltigen Ausdehnung des Kriegsschauplatzes keine völlige Absperrung der einzelnen Bezirke ermöglichen. Bis zum Abschlusse des Krieges kam es immer noch vor, daß die Buren durch kühne Angriffe, vor allem zur Nachtzeit, die Postenkette durchbrachen. Die Bedeutung dieser Anlage bestand vielmehr besonders in ihrer moralischen Wirkung. Das Bewußtsein, daß die Verfolger die Maschen ihres Netzes immer enger zusammenzogen, daß es nicht mehr genügte, den Verfolgungsabteilungen im Felde zu entgehen, sondern daß auch die Absperrungslinien zu durchbrechen waren, mußte mit

der Zeit auch dem kühnsten Wagemut der Buren lähmende Fesseln anlegen. Doch nicht die passive Ausnutzung dieser Sperren machte sie in der Kriegführung der Engländer zu einem so wirksamen Kampfmittel. Lord Kitchener hatte aus den Erfahrungen der ersten Zeit seines Oberbefehls gelernt, daß sie bei der beweglichen Kriegführung der Buren nur dann einen Wert hatten, wenn die eigenen Truppen in der fortgesetzten rastlosen Verfolgung die höchste Anspannung entfalteten.

Verstärkung der englischen Streitkräfte aus der Heimat und den Kolonien.

Hand in Hand mit der strengen Überwachung aller im Felde stehenden Kräfte bemühte sich der englische Führer, nicht nur die Gesamtzahl seiner Truppen auf dem Kriegsschauplatz zu erhalten, sondern sie durch weitere Zuzüge aus der Heimat und den Kolonien nach Möglichkeit zu erhöhen. So brachte er bis zum Dezember 1901 die Kavallerie auf 16 000 Mann, während die berittene Infanterie von 12 000 auf 15 000 Mann vermehrt wurde.

Ein sehr beachtenswertes Beispiel für das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den Kolonien und dem Mutterlande im Falle eines Krieges bietet die Tatsache, daß in der Zeit vom Mai 1901 bis zum Juni 1902 allein 11 000 Offiziere und Mannschaften aus den Kolonien eingestellt wurden.

Sir Jan Hamilton wird Chef des Stabes.

Bei der Erledigung der schweren Aufgaben, die dauernd an ihn herantraten, fand Lord Kitchener in seinem Stabschef, Generalleutnant Sir Jan Hamilton, der seit dem Dezember 1901 nach seiner Rückkehr aus England diese Stellung einnahm, eine hervorragende Unterstützung. Der bewährte Offizier unterstützte nicht nur den Führer der englischen Truppen in allen militärischen Fragen in vortrefflicher Weise, sondern verstand es auch, als Mittelsperson die Fühlung zwischen dem Hauptquartier in Südafrika und der Regierung in der Heimat zu erhalten und zu befestigen. Es wurde bereits mehrfach erwähnt, daß sich Lord Kitchener in einer schwierigen Lage befand, weil der Krieg über alles Erwarten lange dauerte und an das Nationalvermögen große Anforderungen stellte. Auch beklagte man sich im englischen Volke vielfach darüber, daß die Nachrichten über den Verlauf des Feldzuges in ungenügender Weise in der Heimat bekannt gegeben wurden.

Sir Jan Hamilton wußte hier einen Ausgleich herbeizuführen, und so erwies sich sein Zusammenarbeiten mit Lord Kitchener auch in politischer Hinsicht als äußerst erfolgreich für den weiteren Verlauf des Feldzuges.

Neue Hoffnungen der Buren nach dem Erfolge bei Bakenlaagte.

Der Erfolg Louis Bothas bei Bakenlaagte hatte in den Herzen aller im Felde stehenden Buren den freudigsten Widerhall geweckt und sie mit neuer Hoffnung und Kampfeslust erfüllt. Im ganzen Lande sammelten sich neue Kommandos, im wesentlichen in drei Hauptgruppen: im nordöstlichen Oranjestaat übernahm Christian De Wet den Befehl, während Louis Botha die Burgher auf dem Hohen Veld und im östlichen Transvaal unter seinem Kommando vereinigte. Im westlichen Transvaal stellte sich der im Kleinkrieg erprobte De la Rey an die Spitze der Buren und nötigte die Engländer zu einer recht sorgsamen Beachtung auch dieses Gebietes.



Kitcheners Streifzug durch den nordöstlichen Oranje-Freistaat. November 1901.

Nach mehreren Wochen scheinbaren Stillstandes, die zu den nötigen Truppenverschiebungen ausgenutzt wurden, beschloß Lord Kitchener, in den ersten Tagen des Novembers einen konzentrischen Vormarsch mit 14 Kolonnen durch den nordöstlichen Teil des Oranje-Freistaates anzutreten. Besonders umfangreiche und sorgfältige Vorkehrungen wurden diesmal angeordnet, um die Unternehmung den eigenen Truppen bis zum letzten Augenblick zu verbergen und die Buren durch Verbreitung falscher Gerüchte nach Möglichkeit zu täuschen.

Dennoch hatte auch dieses „Treiben", wie schon so oft vorher, nicht die erhoffte Wirkung, trotzdem annähernd 15 000 Mann aufgeboten wurden. Der Grund lag wieder in der allzu großen Ausdehnung des abzusuchenden Gebiets und in der Unmöglichkeit, vor allem zur Nachtzeit, eine hinreichend enge Absperrung zu bewirken. So bildeten etwa 90 Gefangene, 10 000 Stück Vieh und 200 Fahrzeuge den einzigen Erfolg, der nicht im Verhältnis zu den Anstrengungen der Truppe stand.

Wie gering die Führer der Buren jetzt noch derartige Verluste anschlugen, geht daraus hervor, daß gerade in diesen Tagen zwischen De Wet und dem immer rührigen Präsidenten Steyn eine Besprechung stattfand, in der die Fortsetzung des Krieges mit allen Mitteln beschlossen wurde.

De Wet rüstet sich zu einem erneuten Streifzuge und tritt den Vormarsch an.

Der Entschluß De Wets zu einem neuen Streifzuge gegen die Engländer verbreitete sich in kürzester Zeit unter seinen Landsleuten, von allen Seiten strömten die Burgher zu den Waffen, und in wenigen Tagen hatte er in der Gegend von Blydschap, westlich von Reitz, eine wohlgerüstete Schar von 700 Reitern versammelt. Trotzdem dicht in der Nähe dieses Ortes eine mehrere tausend Mann starke englische Kolonne unter General Elliot vorbeimarschierte, blieb De Wets Versammlung zunächst den Engländern völlig verborgen. Es gelang ihm sogar, den in der Verfolgung der Buren so erprobten Obersten Rimington zu täuschen, und ihn auf eine falsche Fährte zu bringen, so daß er mit seiner Kolonne anstatt nach Blydschap nach dem weiter südwestlich gelegenen Spytfontein marschierte. Hier traf er am 30. November nur einen schwachen Posten der Buren an und erreichte erst, als er sie verfolgte, De Wets bisherigen Sammelplatz. Dieser hatte unterdessen längst Meldung von den Anmarsch der englischen Kolonne. Kurz entschlossen brach er auf, umging geschickt die vorausgeeilten Hauptkräfte der Engländer und griff völlig überraschend die nachfolgende Verpflegungskolonne und ihre Bedeckung unter dem Major Bennet an. Nach heftigem Kampf wichen die Buren erst zurück, als Rimington auf den Gefechtslärm zum Entsatze herbeieilte. In der Meinung, stärkere Kräfte der Buren vor sich zu haben, entschied sich der englische Führer, obwohl De Wet ihn zunächst nicht weiter bedrohte, für den nächtlichen Abmarsch nach Heilbron. So hatte De Wet einstweilen völlig freie Hand.

Zuerst wandte er sich über Lindley in südöstliche Richtung, erreichte Bethlehem und

konnte in der dortigen Gegend reichliche Vorräte ungehindert beitreiben. Auf die Meldung von dem Anmarsch stärkerer englischer Kräfte von Bethlehem und Kroonstad zerstreute De Wet in gewohnter Weise seine Kommandos in den unzugänglichen Bergen südöstlich von Bethlehem. Als darauf ein Teil der Truppen wieder abgezogen war, griff er überraschend am 18. Dezember östlich von Bethlehem zwei englische Kolonnen an. Der Erfolg war indessen nur gering, weil seine Leute gegenüber dem hartnäckigen Widerstand ihrer Gegner schließlich das Feld räumten. Doch auch hier fand von englischer Seite keine Verfolgung statt, und De Wet konnte somit ungehindert zu einem neuen Angriff rüsten.

De Wet überfällt die Engländer bei Tweefontein. 24. Dezember.

Ein willkommenes Ziel bot ihm eine Kolonne der Abteilung des Generals Rundle unter dem Major Williams, der zur Beobachtung De Wets in die Gegend von Tweefontein vorgeschoben war. Major Williams sollte gleichzeitig den weiteren Ausbau einer neu angelegten Blockhauslinie sichern. Die englischen Truppen in der Stärke von vier Kompagnien und zwei Geschützen lagerten am Abend des 24. Dezember nordwestlich von Tweefontein auf einer steil aus der Ebene ansteigenden Erhebung. Im Laufe des Tages waren Teile der Infanterie zur Deckung der Arbeiten an den Blockhäusern entsandt worden, so daß eine Kompagnie fast ganz aufgelöst war. Abgesehen von der Schwäche dieser von den Buren aus nächster Nähe bedrohten Abteilung scheint es bei den Engländern auch an der nötigen Sorgfalt in der Sicherung und Aufklärung gefehlt zu haben. Es waren weder genügend Patrouillen ins Vorgelände entsandt worden, noch waren während der Nacht die nötigen Posten zur Sicherung des Lagers ausgestellt. Jedenfalls war die ganze Lage für einen Überfall wie geschaffen, und De Wet ließ sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen. Von überragenden Punkten im Vorgelände von Bethlehem hatten seine Späher jede Bewegung der Engländer gemeldet. Der Führer der Buren besaß daher bald genaue Kenntnis über die Aufstellung seiner Gegner und ging sofort an die Ausführung seines Plans.

Kurz nach Mitternacht setzten sich seine Kommandos in Stärke von 1000 Reitern in Bewegung. Die Nacht war mondklar, doch verbarg ein dicht über dem Boden lagernder Nebelschleier die Annäherung der Buren. So kamen sie unbemerkt bis an den Fuß des Berges, auf dem sich das englische Lager befand. De Wet verteilte nun seine Leute zum Angriff. Der von Westen her schroff ansteigende Berg bot eine sehr schwierige Annäherung, dennoch hatte De Wet gerade diese Seite zum Hauptangriff gewählt, weil er sehr richtig annahm, daß der Gegner hier am wenigsten mit einer Bedrohung rechnen würde. Freilich war an ein zusammenhängendes Vorgehen wegen der zahlreichen Klippen und Felswände nicht zu denken. Der Führer der Buren ließ daher seine abgesessenen Reiter den Berg in mehreren einzelnen Gruppen ersteigen. Das Heranschleichen gelang vollkommen.

Plötzlich sahen die englischen Posten, wie aus dem Boden gewachsen, zahlreiche

Gestalten wenige Schritte vor sich auftauchen und hatten kaum Zeit ihre Alarmschüsse abzugeben, als auch schon auf der ganzen Hochfläche rings der Kampfruf der Buren ertönte, die sich mit lautem „Storm“ auf ihre Gegner stürzten.

Auf englischer Seite herrschte im ersten Augenblick allgemeine Verwirrung. Die den Angreifern zunächst lagernden Teile ließen zumeist ihre Waffen im Stich und eilten davon. Allmählich gelang es indessen, die weiter rückwärts befindlichen Kompagnien durch das gute Beispiel ihrer Offiziere zu sammeln und in die Feuerlinie zu bringen. Es begann nun in dem hellen Mondlicht, das alle Gegenstände klar hervortreten ließ, ein mörderischer Feuerkampf. Anfangs erlitt das Vorgehen der Buren nach dem ersten Überfall Aufenthalt, allmählich gewannen sie jedoch, auf den Flügeln herumgreifend, immer mehr an Raum, und der Kampf entschied sich schnell zu ihren Gunsten. Schon waren zahlreiche Offiziere, darunter der Führer, Oberst Williams, und sein Adjutant, gefallen, die anderen meist verwundet, als die Buren zum letzten Anlauf von allen Seiten vorbrachen und das Lager stürmten. Kurz nach 3° Morgens war das Gefecht beendet.

Schwere Verluste auf seiten der Engländer. De Wet entkommt ohne Verfolgung.

Die Verluste der Engländer in diesem nächtlichen Kampfe gehörte zu den schwersten im letzten Teile des Krieges. Sie betrugen: neun Offiziere und 49 Mann tot, sechs Offiziere, 78 Mann verwundet, während drei Offiziere, 203 Mann gefangen wurden. Die Verluste der Buren werden mit 14 Gefallenen und 30 Verwundeten angegeben.

Die Eroberung des englischen Lagers bildete für die Buren eine willkommene Weihnachtsfreude; vor allem konnten sie hier ihren Bedarf an Munition und sonstigen Vorräten reichlich ergänzen.

In den ersten Morgenstunden trat De Wet mit den beiden erbeuteten Geschützen und den Gefangenen den Abmarsch in südwestlicher Richtung an. Erst jetzt erhielt General Rundle, der nur etwa 7 km weiter nördlich lagerte, die Meldung von den Ereignissen der Nacht. Sei es, daß er sich zuerst durch Patrouillen völlige Gewißheit verschaffen wollte, oder, daß es ihm an den nötigen berittenen Kräften zur sofortigen Verfolgung fehlte, jedenfalls wurden erst um 7° Vormittags De Wets Spuren aufgenommen, der sich unterdessen längst mit seiner Beute in Sicherheit gebracht hatte. Er wandte sich in den nächsten Tagen nach Norden, der Gegend von Reitz zu, übergab dem Kommandanten Prinsloo die Führung und eilte selbst zum Präsidenten Stejn, um mit ihm über die weiteren Pläne zu beraten. Von einer englischen Kolonne unter General Elliot verfolgt, entzog sich Prinsloo nach einem unentschiedenen Gefecht durch nächtlichen Abmarsch einem Angiff und vereinigte sich am 30. Dezember ohne Verluste wieder mit De Wet. Dieser entließ nun zunächst in gewohnter Weise seine Leute und behielt nur einen kleinen Teil zur Bewachung der Geschütze unter den Waffen.

Erfolgreiches Gefecht der Buren unter Roß und Wessels am Tafel-Kop. 20. Dezember.

Wenige Tage vor diesem Erfolge hatte ein ebenfalls siegreiches Gefecht der Freistaat-Buren südöstlich von Frankfort stattgefunden.

Während die Buren anfangs mit Verachtung auf den Bau der Blockhäuser herabsahen und durch ihre Beweglichkeit diesem Kampfmittel stets überlegen zu sein glaubten, erkannten sie allmählich doch die Gefahr, die ihnen durch den Ausbau der zahlreichen Absperrungslinien drohte. Durch täglich sich wiederholende Angriffe auf die englischen Arbeitskommandos versuchten sie den Weiterbau zu stören. So erhielt Lord Kitchener eine Meldung des Generals Edward Hamilton, der mit der Sicherung der im Bau befindlichen Blockhauslinie von Frankfort nach Vrede beauftragt war, daß die ihm zur Verfügung stehenden Deckungstruppen zur Abwehr der zahlreichen Buren-Kommandos nicht ausreichten, und sah sich dadurch veranlaßt, Mitte Dezember die Abteilungen des Obersten Rimington und des Majors Damont von Heilbron zur Verstärkung abzusenden.

Am 20. Dezember erreichten die englischen Truppen nach anstrengendem Nachtmarsch den in der Mitte zwischen Frankfort und Vrede gelegenen, steil aus der Ebene ansteigenden Tafel-Kop.

Auf die Meldung, daß in der Nähe ein Kommando von etwa 300 Buren stehe, entschlossen sich die englischen Führer in zwei Kolonnen zu beiden Seiten des Berges vorzumarschieren und den Feind umfassend anzugreifen. Während dieser Bewegung muß die Fühlung zwischen beiden Abteilungen völlig verloren gegangen sein; Rimington stieß auf Teile der Buren und ließ sich durch ihre Verfolgung in eine andere Richtung ablenken. So wartete Damant, nachdem er den verabredeten Punkt erreicht hatte, vergeblich auf die Nachbarabteilung. Statt seiner erschienen aus der Richtung, in der General Edward Hamiltons Truppen zu finden sein sollten, mehrere Reitergruppen, die, nach ihren Khaki-Uniformen zu urteilen, Engländer sein mußten.

In ruhigem Trabe ritten sie dem Berge zu, auf dem sich Oberst Damant mit seinem Stabe befand. Keiner hatte den leisesten Argwohn, als plötzlich auf ein Zeichen ihres Führers die Reitergruppen angaloppierten. In kurzer Zeit waren sie so nahe herangekommen, daß die englischen Truppen zu ihrer größten Überraschung erkannten, daß sie Buren vor sich hatten, deren Zahl sich zusehends verstärkte. Inzwischen hatten die vordersten Reiter den Fuß des Berges erreicht und fanden dort gute Deckung gegen das Feuer der Engländer. Wenige Augenblicke darauf eilten die Führer der Burgher, Roß und Wessels, mit abgesessenen Schützen, durch Felsen und hohes Gras gedeckt, den Hang hinauf. Es entwickelte sich ein heftiger Feuerkampf gegen die auf der Hochfläche fast ungedeckt liegenden und bald von allen Seiten eingeschlossenen englischen Truppen, die trotz ihrer ungünstigen Lage zum äußersten Widerstande entschlossen waren. Schritt für Schritt und mit schweren Verlusten mußte sich der Angreifer die Höhe erkämpfen. Doch auch die Reihen der Engländer lichteten sich,

mit jedem Augenblick, und besorgt blickten die Verteidiger nach der Richtung, aus der Rimingtons Leute eintreffen sollten. Doch diese Hilfe blieb aus. Schon waren die tapferen Kanoniere an den beiden Geschützen gefallen, von den Schützen in der Feuerlinie nur wenige unverwundet, der Führer, Oberst Damant, selbst mehrfach getroffen, als die Buren nach einstündigem Kampfe zum letzten Ansturme vorbrachen und die Stellung nahmen. Bei einer Gefechtsstärke von 90 Mann betrugen die Verluste der Engländer in diesem kurzen Kampfe 33 Tote und 45 Verwundete. Trotzdem mußten sich die Buren mit dem moralischen Erfolge begnügen, denn es gelang ihnen weder, die Geschütze abzufahren, noch den Berg länger zu behaupten, weil kurz nach seiner Erstürmung die ersehnten englischen Verstärkungen eintrafen.

General Bruce Hamiltons Tätigkeit im östlichen Transvaal gegen Louis Botha.

Während die Buren aus den eben beschriebenen erfolgreichen Gefechten Kraft zu weiterem Widerstand sammelten, bewiesen diese empfindlichen Niederlagen den Engländern, daß sie der Fechtweise ihres gewandten Gegners trotz aller Fortschritte und der langen Dauer des Krieges immer noch nicht ebenbürtig waren.

Auf dem Kriegsschauplatz in Transvaal hatte unterdessen Lord Kitchener zwölf Kolonnen mit etwa 15 000 Mann gegen Louis Botha angesetzt und den General Bruce Hamilton mit ihrer Leitung beauftragt.

Dieser ordnete zunächst, ähnlich wie French im Februar 1901, ein konzentrisches Vorgehen aller Kolonnen von Westen nach Osten durch den Bethal- und Ermelo-Distrikt bis zur Swasi-Grenze an. Wenn auch die Vermehrung der Blockhauslinien und die sorgfältige Vorbereitung der Verpflegungstransporte das Unternehmen leichter als im Februar machten, blieb doch auch jetzt der Erfolg hinter den Erwartungen zurück. Botha täuschte mit großer Geschicklichkeit die Engländer über seine Bewegungen durch Verteilung seiner Leute in kleine Trupps. Im entscheidenden Augenblick ermöglichte er durch einen kühnen Vorstoß gegen die Delagoa-Bahn südöstlich Belfast am 3. Dezember der Transvaal-Regierung, deren Sicherung er übernommen hatte, wieder nach Norden in die unzugänglichen Tautes-Berge zu entkommen.

Botha selbst wandte sich dem Ermelo-Distrikt wieder zu. Hier sollte er in der nächsten Zeit einer zwar nicht neuen, aber nunmehr systematisch angewendeten Fechtweise der Engländer begegnen, die in der Folge wesentlich dazu beitrug, den langwierigen Krieg zu einem baldigen Abschluß zu bringen.

General Hamiltons nächtliche Streifzüge.

Nachdem General Hamilton eingesehen hatte, daß es ihm ebensowenig wie den übrigen englischen Führern gelang, am Tage mit den beweglichen Reitern Bothas Schritt zu halten, entschloß er sich, zu der an früherer Stelle beschriebenen Kampfesart der Abteilung Benson zurückzukehren und den Gegner auch bei Nacht nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Als Grundbedingung für derartige Überfälle schuf General Hamilton sich zunächst eine ausgewählte Anzahl von Spähern, meist Kaffern, die die Lagerplätze der Buren sorgfältig erkunden mußten. War ein solches Lager festgestellt, so sammelte der englische Führer am Abend schnell etwa 1500 bis 2000 Mann mit

einigen Geschützen der gerade in der Nähe befindlichen Kolonnen und trat während der Nacht in aller Stille den Vormarsch an. So wurden oft etwa 60 km in der Dunkelheit zurückgelegt, bis der Lagerplatz des Gegners erreicht war. Während des Marsches mußten die erwähnten Späher dem Führer jede Veränderung beim Feinde melden. Blieb der Anmarsch, wie in den meisten Fällen, unbemerkt, so wurden die Truppen schnell entfaltet, und in langem Galopp brachen dann die englischen Reiter mit Tagesanbruch in das Lager der Buren ein. Oft genug glückte es diesen allerdings noch in aller Eile an ihre Pferde zu kommen und davonzujagen; ein großer Teil der Buren war indessen häufig unberitten, und die fielen regelmäßig den Engländern in die Hände. So nahm Bruce Hamilton in etwa sechs Wochen ungefähr 700 Transvaaler gefangen. Diese Fechtweise gewann auf englischer Seite immer mehr Anhänger. Sie war zwar anstrengend und stellte an Roß und Reiter hohe Anforderungen. Das günstige Ergebnis ließ aber die Truppe die Strapazen eher vergessen, als in früherer Zeit das nutzlose Hin- und Herziehen, bei dem man einen Gegner verfolgte, der nicht zu erreichen war.

Schließlich zeigte sich auch bei den Buren die entmutigende Wirkung dieser Maßregel. Waren sie bisher gewohnt, nach anstrengenden Gefechten immer wieder die nötige Zeit zur Erholung zu finden und für längere Zeit ihren Verfolgern zu entgehen, so gab es jetzt keine Zeit der Ruhe mehr, und rastlos wie ein gehetztes Wild, Tag und Nacht aufgescheucht, mußten sie immer eindringlicher die Überlegenheit des Gegners fühlen, der entschlossen war, ihnen um jeden Preis seinen Willen aufzuzwingen.

Zunächst war Botha freilich nicht bereit, seinen Gegnern leichten Kaufs das Feld zu räumen.

Nachdem ihn ein Überfall bei Oshoek südwestlich Ermelo durch den Obersten Rawlinson am 4. Dezember etwa 100 seiner Leute und eine Anzahl Fahrzeuge gekostet hatte, wandte er sich nach Südosten und überschritt den Vaal-Fluß.

Bevor General Hamilton seine weitere Verfolgung aufnahm, glückte ihm noch ein Überfall der Abteilung des Kommandanten Piet Viljoen westlich von Bethal am 10. Dezember, der etwa 130 Gefangene in seine Hände brachte. Wenige Tage darauf gelang es ihm abermals, dieselbe Kolonne südwestlich Carolina zu überraschen. Piet Viljoen marschierte mit dem Rest seiner Leute nach Westen und erreichte die Gegend von Vaalkop, von wo er später noch zahlreiche wirksame Streifzüge ins Werk setzte. General Bruce Hamilton lenkte nun seine Aufmerksamkeit den östlich von Ermelo befindlichen Streitkräften zu. Er nahm bei einem Vorstoß in östlicher Richtung nach der Swasi-Grenze, in der Zeit vom 20. Dezember 1901 bis zum 4. Januar 1902, etwa 100 Buren gefangen. Das war aber nur durch die oben beschriebenen nächtlichen Überfälle möglich; sobald Streifzüge am Tage unternommen wurden, entkam der Feind jedesmal durch seine größere Beweglichkeit.

Bothas Erfolge bei Farm Holland und Bankkop.

Doch auch nicht alle nächtlichen Unternehmungen waren auf englischer Seite von Erfolg. So umringten etwa 400 Mann von Bothas Leuten in der Morgendämmerung am 19. Dezember den Major Bridgford mit 214 Mann berittener Infanterie südlich von Ermelo in der Nähe der Farm Holland. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, in dem die Engländer außer zahlreichen Gefallenen und Verwundeten etwa 100 Mann an Gefangenen verloren.

Einen ähnlichen Erfolg hatte Botha kurz nachher bei Bankkop gegen eine vorgeschobene Abteilung des Majors Vallentin. Dieser stieß bei einem Erkundungsritt mit etwa 110 Mann auf eine kleine feindliche Abteilung in der Stärke von 50 Mann. Der englische Führer ließ, der Überlegenheit sicher, seine Reiter sofort gegen den Feind anreiten, als sich dieser zusehends verstärkte und, von Oppermann geführt, zum Gegenangriff vorging. Bald hatten sich die Buren auf 500 Mann vermehrt, und es gelang ihnen, die Engländer, deren Zahl nicht viel mehr als 100 Mann betrug, nach kurzem verzweifelten Kampf zu überwältigen. Major Vallentin und etwa 20 Mann fielen, sechs Offiziere 40 Mann wurden verwundet, und der Rest gefangen genommen. Allerdings wurde auch der Sieg mit schweren Opfern erkauft, denn unter den Gefallenen befand sich auf der Seite der Transvaaler Kommandant Oppermann, der zu den tüchtigsten Unterführern Bothas gehörte.

Botha räumt das Hohe Veld und zieht nach Südosten.

Botha mußte mehr und mehr einsehen, daß das Hohe Veld, das bisher einen besonders starken Stützpunkt in den Kämpfen der Buren gebildet hatte, namentlich seit der inzwischen erfolgten Vollendung der Blockhauslinie Standerton—Wonderfontein, nicht länger zu halten war.

Er entschloß sich daher, diesen Schauplatz zu räumen und ein Gebiet aufzusuchen, in dem sich Gelegenheit bot, seinen stark gelichteten Kräften wieder einige Erholung zu gönnen. Noch bildete der Vryheid-Distrikt infolge seiner Unzugänglichkeit einen ziemlich gesicherten Zufluchtsort. Botha führte daher nach einem kühnen Durchbruch durch die Blockhauslinie am 13. Februar seine Reiter, noch 500 Mann stark, mit einem Umwege durch das Swasi-Gebiet in das Bergland östlich von Vryheid und brachte dadurch seine Kommandos bis zum Friedensschlusse vor seinen Verfolgern in Sicherheit.

Kitcheners Drives in Verbindung mit den Blockhauslinien und ihre Anwendung gegen De Wet.

Während dieser Ereignisse hatte sich Lord Kitcheners Aufmerksamkeit besonders dem nordöstlichen Teil des Oranje-Freistaats und der Bekämpfung seines unermüdlichen Gegners De Wet zugewandt. In den nun folgenden letzten Zeiten des langwierigen Kampfes bildete sich auf diesem Schauplatze bei den Engländern eine von den soeben beschriebenen nächtlichen Raids gänzlich verschiedenartige Fechtweise aus. Schon an früheren Stellen ist häufig von dem Absuchen ganzer Landstriche durch konzentrisches Vorgehen zahlreicher Kolonnen die Rede gewesen. Diese sogenannten Drives hatten wohl in der Zerstörung von Hab und Gut und in der Verwüstung des Landes, nicht aber in der Vernichtung der Streitkräfte des Gegners zufriedenstellende Erfolge gezeitigt. Nunmehr sollte diese Kampfesart, freilich in veränderter

Form und namentlich in Verbindung mit den jetzt immer weiter ausgebauten Blockhauslinien, die endgültige Unterwerfung der Buren beschleunigen. Der große Nachteil der bisherigen Drives hatte darin bestanden, daß bei dem Vorgehen zahlreicher Kolonnen, vor allem durch schwer gangbares Gelände, ein Zusammenwirken stets äußerst schwierig war. Dadurch glückte es den Buren meist, dank ihrer Beweglichkeit, sich ihren Angreifern zu entziehen, so daß der endgültige Erfolg niemals den aufgewendeten Anstrengungen entsprach. Von nun an wurden derartige Treiben in der Weise angelegt, daß man den Gegner auf der Verfolgung in einen Bezirk hineindrängte, der durch Blockhauslinien oder befestigte Bahnstrecken begrenzt wurde. War dieses gelungen, so erfolgte auf der offenen Seite eine Absperrung durch eine zusammenhängende, dicht mit einzelnen Reitern besetzte Postenkette, die sich oft bis zu 100 km ausdehnte und hinter der, nach Abschnitten eingeteilt, geschlossene Abteilungen folgten. Diese Linie bewegte sich bei Tage langsam gegen den Feind vorwärts, während bei Nacht jeder Mann mit entsprechenden Ablösungen auf seinem Posten stehen blieb. Die Zwischenräume wurden dann nach Möglichkeit gesperrt und, soweit angängig, mit Hindernissen aller Art ausgestattet. Freilich konnte diese Absperrungslinie ebensowenig wie die Blockhauslinie gegen kühne Durchbruchversuche energischer Führer eine unbedingte Sicherheit gewähren. Wenn bisher indessen immer noch ein Ausweichen ohne Kampf möglich gewesen war, so mußte jetzt jeder, der einmal in dieses Netz hineingeriet, um Leben und Freiheit kämpfen. Wegen Mangels an Pferden waren auf seiten der Buren jetzt auch viele Leute unberitten. Für diese gab es, wenn sie einmal in dieses Netz verwickelt waren, kein Entrinnen mehr. Doch auch die Berittenen konnten, wenn sie nicht in Masse einen Durchbruch wagten, nicht mehr entkommen. Rastlos hin- und hergejagt, von dem immer dichter heranrückenden Gegner mehr und mehr bedrängt, fielen sie schließlich mit abgehetzten Pferden ihren Verfolgern zur Beute. Das Gefühl, daß es bei Tag und bei Nacht keine Ruhe mehr gab, daß in den abgesperrten Gebieten kein Schlupfwinkel mehr Sicherheit gewährte, das Bewußtsein, überall von Spähern umlagert, ständig mit überlegenen Angriffen bedroht zu sein, wirkte lähmend auf die Tatkraft der Burenführer. So begann der Gedanke, daß sie und ihre Reiter der erdrückenden Übermacht ihrer Gegner trotz aller Tapferkeit nicht länger gewachsen seien, mehr und mehr seine entmutigende Wirkung auszuüben.

Der immer weitere Ausbau zusammenhängender Blockhauslinien begann der beste Verbündete der Engländer im Kampfe gegen die Buren zu werden. Zwei Linien sind besonders zu erwähnen, die in dieser Zeit außer den bereits genannten vollendet wurden: die eine über Heilbron, Frankfort nach Volksrust, die andere von Kroonstad über Lindley—Bethlehem—Harrismith und von da bis zu dem Van Reenens-Paß.

Kitcheners erste Drive gegen De Wet. Anfang Februar 1902.

Anfang Februar entschloß sich Lord Kitchener, die Möglichkeit einer Einschließung mit Hilfe der Absperrungslinien an De Wet selbst zu erproben. Dieser hatte seit seinem letzten Zuge wieder den größten Teil seiner Leute entlassen und selbst seinen Aufenthalt zwischen Heilbron und Reitz gewählt. Als er in den ersten Tagen des Monats seine Kommandos zu einem Streifzuge in den Winburg-Distrikt versammelt hatte, ließ Kitchener vier Kolonnen unter dem General Locke Elliot und den Obersten Rawlinson, Byng und Rimington, im ganzen 9000 Mann, gegen ihn vorgehen. Diese wurden in der bereits beschriebenen Weise mit kleinen Zwischenräumen auf eine Linie von etwa 70 km von Frankfort bis zum Kaffir-Kop (in der Mitte zwischen Bethlehem und Lindley) verteilt und traten am 5. Februar den Vormarsch in nordwestlicher Richtung an. Gleichzeitig waren die Besatzungen sämtlicher Blockhäuser verstärkt worden, während die Bahnlinie von Kroonstad nach Wolvehoek und von dort nach Heilbron Tag und Nacht mit sieben Panzerzügen befahren wurde. Es ist von Interesse, festzustellen, daß in der Zeit vom 5. bis 8. Februar etwa 17 000 Mann, darunter 300 Posten in Blockhäusern, aufgeboten wurden, um etwa 1700 Buren zu fangen.

De Wet entkommt.

Dennoch gelang es auch diesmal De Wet wieder zu entkommen. Als er die lebende Mauer seiner Verfolger gegen sich vorrücken sah, wählte er kurz entschlossen 700 seiner Begleiter aus, wandte sich in eiligen Märschen nach Nordwesten und erreichte am 7. März die Gegend von Doornkloof. Hier zerstörte er unbemerkt in der Nacht vom 7. zum 8. die Drahthindernisse und brach ungehindert durch die Postenlinie durch. Trotzdem verlief dieses erste Treiben keineswegs erfolglos. Als die englischen Kolonnen am 8. Februar die Bahnlinie Kroonstad—Wolvehoek erreichten, betrug die Zahl der gefallenen, verwundeten und gefangenen Buren etwa 300 Mann. Diese gehörten diesmal nicht wie früher in der Mehrzahl zu den Nichtkämpfern, sondern zu den fechtenden Burghern, die den Verfolgern mit Pferden und voller Ausrüstung in die Hände fielen.

Kitcheners zweite Drive vom 13. bis 27. Februar.

Nach diesem ersten Streifzuge beschloß Kitchener, den Feind nicht erst zur Ruhe kommen zu lassen, sondern bereitete sogleich ein neues Treiben vor.

Da in der Zeit vom 5. bis 8. Februar nur ein kleiner Teil des nordöstlichen Oranje-Staats abgesucht worden war, sollte jetzt der ganze übrige Teil, nämlich das Gebiet zwischen der Natal-Eisenbahn, den Drakens-Bergen und der Linie Winburg—Harrismith, gesäubert werden. Die nun folgenden Unternehmungen der Engländer zerfallen in zwei Abschnitte. Zunächst sollten Elliots Streitkräfte von Kroonstad bis zum Doorn-Berg absperren und nach Nordosten bis zur Blockhauslinie von Lindley nach Bethlehem vorgehen. Dieser Zug dauerte vom 13. bis zum 16. Februar. Sein Zweck war ein zweiter Versuch, sich De Wets und seiner Begleiter zu bemächtigen. Wie man erfahren hatte, sollte De Wet nach seinem oben beschriebenen

Durchbruch nach dem schwer zugänglichen Doorn-Berg entkommen sein. Diese Nachricht wurde indessen bald durch die Ereignisse überholt, denn kaum hatte der unermüdliche Burenführer durch seine Späher erfahren, daß die Luft in dem soeben abgesuchten Gebiet wieder rein sei, als er aufs neue die Blockhauslinie durchbrach und in seinen alten Bezirk zurückkehrte. So hatte der erste Teil des Streifzuges nur geringen Erfolg und fand mit dem Erreichen der Linie Lindley—Bethlehem am 18. Februar seinen Abschluß.

Inzwischen hatte Lord Kitchener umfassende Vorbereitungen zu einem weiteren Zuge getroffen, der am 16. Februar seinen Anfang nahm. Er besetzte bis zum 19. Februar einen Raum, der im Osten durch den Gebirgszug des Drakens-Berges, im Norden durch die Blockhauslinie von dem Drakens-Berg über Vrede nach Frankfort, im Westen durch die Linie Frankfort—Harrismith und im Süden durch die Blockhauslinie von Harrismith nach dem Van Reenens-Paß begrenzt wird. Die Absperrung dieses Bezirks erforderte ganz besondere Sicherungsmaßregeln und ein weit stärkeres Aufgebot an Truppen als bisher, weil der schwierige Charakter des von zahlreichen Wasserläufen durchschnittenen Berglandes das Entweichen des beweglichen Gegners sehr begünstigte.

Während dieser Vorbereitungen auf englischer Seite hatte De Wet seinen bisherigen Aufenthaltsort in der Gegend nordöstlich Lindley verlassen, sich mit dem Präsidenten Steyn vereinigt und auf die Nachricht vom Vorgehen starker englischer Kräfte von Westen her den Vormarsch nach Südosten angetreten. So hatte ihn ein Unstern mitten in das Netz seiner Verfolger hineingeführt. Diese waren seit dem 19. Februar von Westen her unterwegs und trieben alles, was an unbewaffneten Buren und bewaffneten Kommandos in diesem Bezirk eingeschlossen war, in östlicher Richtung vor sich her. Bis zum 23. Februar hatten sich etwa 1200 Reiter um De Wet geschart, dessen Marsch in sehr ungünstiger Weise durch ungezählte Fahrzeuge und Viehherden behindert wurde.

Doch auch diesmal wieder zeigte sich der Führer der Buren seiner schwierigen Aufgabe gewachsen. Zunächst brachte er mit rücksichtsloser Energie Ordnung in den zahlreichen Troß, dann trat er in der Nacht vom 23. zum 24. den Vormarsch in nordöstlicher Richtung an. Seine Späher hatten erkundet, daß das schwer gangbare Gelände am Hol-Spruit, wohin bis zu diesem Tage die Absperrungslinie der Engländer unter dem Obersten Byng vorgedrungen war, einen Durchbruch besonders begünstigte.

De Wets Durchbruch bei Langverwacht. 24. Februar.

Nachdem der Fluß in der mondhellen Nacht überschritten war, griff die Vorhut der Buren in unaufhaltsamem Ansturm die durch Gräben und Hindernisse gesicherte Postenkette der Engländer bei Langverwacht an. Wenn auch der Angriff zum Teil abgewiesen wurde, gelang es doch De Wet und Steyn, mit etwa 600 Reitern durchzukommen. Indes auch auf englischer Seite verlief dieses zweite Treiben, das am



27. Februar seinen Abschluß fand, nicht ohne Erfolg. Einer von De Wets Unterführern, Jan Meyer, war in dem nächtlichen Kampfe am 23. Februar nicht vom gleichen Glück wie die übrigen Buren begünstigt worden. Er wurde mit seinen Leuten zurückgedrängt und mußte wenige Tage später vor den von allen Seiten heranrückenden Engländern mit 600 Mann die Waffen strecken. Außer diesen wurden noch zahlreiche Versprengte gefangen genommen, so daß die Gesamtzahl der Gefangenen nach dem zweiten Streifzuge rund 800 Mann betrug. Ferner wurden noch fast 25 000 Stück Vieh und etwa 200 Wagen erbeutet.

Kitcheners dritte Drive gegen De Wet 4. bis 11. März.

Mit der ihm eigenen rücksichtslosen Tatkraft suchte Lord Kitchener den Krieg dadurch zu beenden, daß er trotz der voraufgegangenen Anstrengungen seinen Truppen nur drei Tage Ruhe gönnte und gleich darauf einen dritten Streifzug zur Einkesselung De Wets und Steyns ansetzte.

De Wet zieht nach Westen und vereinigt sich mit De la Rey.

In der Absicht, nochmals denselben Bezirk wie beim ersten Treiben einzuschließen, ordnete der britische Führer den Abmarsch dorthin derart an, daß die einzelnen Kolonnen beim Vorgehen das Land absuchen und die noch zerstreuten Reste der Buren-Kommandos nach Möglichkeit zusammentreiben sollten. Nach dem gelungenen Durchbruch in der Nacht vom 23. zum 24. bei Langverwacht war De Wet mit dem Präsidenten Steyn kurz darauf wieder in das eben erst geräumte Gebiet zurückgekehrt und befand sich in der Gegend nordöstlich von Reitz. Hier erreichte ihn am 4. März die Nachricht von dem erneuten Anmarsch der feindlichen Verfolgungskolonnen.

Nach kurzer Beratung entschlossen sich beide Führer, den nordöstlichen Oranje-Staat gänzlich zu räumen und den westlichen Teil des Freistaates aufzusuchen. Freilich gehörte zur Ausführung dieses kühnen Planes die ganze Energie und Beweglichkeit eines De Wet. Bis zum 6. März erreichten die durch ständigen Zulauf von Flüchtlingen verstärkten Kommandos die nördliche Absperrungslinie östlich von Heilbron. Hier glückte der Durchbruch während der Nacht, dank der Sorglosigkeit der Wachtposten, ohne daß es zum Kampfe kam. Auf dem weiteren Vormarsch wurden die Hindernisse an der Eisenbahn zwischen Wolvehoek und Vereeniging in der Nacht vom 7. zum 8. März nach leichtem Gefecht zerstört. Ungehindert wurde dann der Zug über Parys fortgesetzt, und eine dritte Blockhauslinie, die vom Vaal-Fluß nach Kroonstad, ebenfalls nach Zerstörung der Hindernisse, am 13. März westlich Bothaville durchschritten. Hier entschlossen sich De Wet und Steyn den heimatlichen Boden zeitweise zu verlassen. Sie überschritten den Vaal-Fluß und vereinigten sich am 17. März bei Wolmaranstad mit De la Rey, der inzwischen mit großem Erfolg gegen die Engländer gefochten hatte.

Erfolg der Züge gegen De Wet.

Auf englischer Seite endete das dritte Treiben mit nur geringem Erfolg. Nur etwa 100 versprengte Buren fielen ihren Verfolgern in die Hände. In der nächsten Zeit sah sich Lord Kitchener, infolge beunruhigender Nachrichten, die aus dem westlichen Transvaal zu ihm drangen, genötigt, in aller Eile beträchtliche Teile seiner

Streitkräfte aus dem Oranje-Staat dorthin zu entsenden. So kam es, daß weitere Treiben zunächst nicht mehr stattfanden. Sie hatten indessen ihren Zweck in dem betroffenen Gebiet vollkommen erfüllt. Abgesehen von der großen Zahl gefangener Buren und der Erbeutung von großen Mengen an Vorräten aller Art, lag ihre Bedeutung in dem großen moralischen Eindruck, den sie auf die Stimmung der noch im Felde stehenden Buren ausübten. Der Entschluß De Wets und seiner Kommandos, den heimatlichen Boden zu räumen, entsprang jetzt zum ersten Male dem Bewußtsein, gegen die erdrückende Übermacht des Gegners wehrlos zu sein. Nach dieser Richtung bedeuteten die eben beschriebenen Ereignisse für Lord Kitchener einen wichtigen Schritt vorwärts auf der Bahn zum endgültigen Abschlusse des Feldzuges.

Beunruhigende Nachrichten aus dem westlichen Transvaal. Kämpfe gegen De la Rey.

Doch noch einmal schien sich vorher die ganze Widerstandskraft der Buren zu einem letzten Schlage gegen ihre Angreifer aufraffen zu wollen. Diesmal war der westliche Teil Transvaals der Schauplatz neuer Kämpfe. Hier hatte De la Rey nach den Gefechten bei Moedwil und Kleinfontein*) zunächst fünf Monate lang Ruhe gehalten. Da Kitcheners Hauptkräfte allzusehr an anderen Stellen in Anspruch genommen waren, waren dort nur schwächere Teile unter dem Befehl des Generals Methuen sowie der Obersten Kekewich und Hickie zurückgeblieben. So konnte De la Rey nach den voraufgegangenen Kämpfen sich und seinen Leuten die nötige Erholung gönnen. Hierzu hatte er die unzugänglichen Zwartruggens-Berge als sicheren Zufluchtsort gewählt. Bis zum Februar 1902 hielten sich seine Leute, abgesehen von einigen kleinen, unbedeutenden Gefechten im allgemeinen ruhig. Als indessen der Vorrat an Munition knapp geworden war, und auch der Mangel an Pferden sich immer mehr fühlbar machte, entschloß sich De la Rey, zur Ergänzung seines Bedarfs, die nächste Gelegenheit zum Überfall auf eine Transportkolonne auszunutzen. Diese sollte nicht lange auf sich warten lassen. Mit Hilfe von Spähern und durch Heliographenposten erfuhr der Führer der Transvaaler, daß am 23. Februar eine Kolonne von etwa 150 Wagen mit einer Bedeckung von ungefähr 700 Mann unter dem Obersten Anderson von Lichtenburg in südlicher Richtung in Anmarsch sei.

Siegreiches Gefecht der Buren am Yzer Spruit. 25. Februar.

Schnell versammelte De la Rey etwa 1200 seiner Leute, mit denen er sich am 25. am Yzer Spruit, südlich von Klerksdorp, in einen Hinterhalt legte. Die englische Kolonne war an diesem Morgen noch während der Dunkelheit aufgebrochen und näherte sich mit der Vorhut einem von dichtem Gestrüpp durchzogenen Gehölz, als ihr aus diesem plötzlich ein heftiges Feuer entgegenschlug. Gleichzeitig erfolgten überraschende Angriffe gegen Front und Flanke der Engländer. Trotz der anfänglichen Verwirrung gelang es den Offizieren, ihre Leute wieder in die Hand zu bekommen, und alles wäre noch gut geworden, hätten nicht die Führer der Fahrzeuge, von blinder Panik ergriffen, auf ihre Tiere eingehauen, die in wilder Flucht davonstürmten. Diesen kritischen Augenblick benutzte

*) Seite 294 bis 297.



De la Rey zu einer Attacke mit allen verfügbaren Reitern, die, vom Sattel feuernd, unter lauten Kampfrufen anritten. Die Niederlage der Engländer wurde dadurch zu einer vollständigen. Fünf Offiziere, 48 Mann fielen, sechs Offiziere und 124 Mann wurden verwundet, während der Rest, etwa 500 Mann mit drei Geschützen und allen Fahrzeugen, als willkommene Beute in die Hände des Siegers geriet.

Wenn auch Lord Kitchener sogleich am Morgen des 26. Februar alle verfügbaren Kräfte zur Verfolgung ansetzte, entkam De la Rey dennoch ungehindert, und rüstete sich zu einem neuen, diesmal weit empfindlicheren Schlage.

Lord Methuen wird auf der Verfolgung De la Reys bei Tweebosch geschlagen und gefangen genommen. 7. März.

Als Lord Methuen am 25. Februar in Vryburg die Nachricht von dem unglücklichen Kampfe am Yzer Spruit erhielt, beschloß er, mit allen erreichbaren Kräften zur Verfolgung De la Reys aufzubrechen. Er versammelte bis zum 2. März etwa 1300 Mann, darunter 900 Berittene, in Vryburg und trat mit ihnen an diesem Tage den Vormarsch in nordöstlicher Richtung an. Am 6. März lagerte er mit seiner Abteilung bei Tweebosch. Schon während des Marsches dorthin hatten die Buren, die unter einem der Unterführer De la Reys, van Zyl, die englische Kolonne beständig umschwärmten, eine heftigen Angriff geführt. Hierbei zeigte es sich, daß die zum Teil erst kürzlich auf dem Kriegsschauplatz eingetroffenen englischen Mannschaften vielfach ihrer Aufgabe noch keineswegs gewachsen waren. Es gelang indessen Lord Methuen, durch sein persönliches Eingreifen die Ordnung wieder herzustellen.

Am folgenden Tage beschloß er, den Marsch zur Vereinigung mit der Kolonne des Obersten Grenfell fortzusetzen, der sich ihm von Klerksdorp her näherte. De la Rey hatte inzwischen jede Bewegung Methuens aufmerksam verfolgt und hielt nun den Augenblick zu einem günstigen Handstreich für gekommen. Kurz entschlossen vereinigte er alle in der Nähe verfügbaren Kommandos und griff die Nachhut der englischen Kolonne am 7. März mit 1100 Reitern in der Morgendämmerung bei Tweebosch an. Ohne Rücksicht auf die rasch in Stellung gebrachten Geschütze der Engländer galoppierten die Schwärme der Buren, durch das Gelände gedeckt, auf wirksame Schußweite heran, sprangen von den Pferden und eröffneten ein vernichtendes Feuer auf die englischen Truppen. Noch vor dem Eintreffen von Verstärkungen warfen die Buren die vordersten Reihen der Engländer zurück; immer neue Reitertrupps folgten, stürmten durch die eigenen Schützenlinien hindurch und stürzten sich, vom Sattel feuernd, mit lauten Rufen auf ihre Gegner. In kaum einem anderen Gefecht vorher trat eine so vollkommene Erschütterung der englischen Reihen und eine derartige Auflösung aller Verbände in gleich kurzer Zeit ein. Sei es, daß die Überraschung so vollkommen war, oder lag der Grund darin, daß viele von Methuens Leuten hier zum ersten Male ins Feuer kamen: die meisten eilten nach dem ersten Ansturm des Gegners in regelloser Flucht davon.

Inzwischen hatten die Buren die englischen Truppen von allen Seiten umringt. Nur die Artillerie hielt noch in ihrer Stellung aus, und eine kleine Schar alt-

gedienter Soldaten hatte sich zu verzweifeltem Widerstande um Lord Methuen gesammelt. Es entspann sich ein zähes, hartnäckiges Ringen Mann gegen Mann, in dem jeder Schritt vom Angreifer erkämpft werden mußte. Als indessen der tapfere Führer selbst schwer verwundet, und die meisten seiner Leute gefallen waren, stürmten die Buren im letzten Anlauf die Stellung und eroberten die Geschütze.

Schwere Verluste der Engländer. Kitcheners Maßnahmen.

Dieser letzte große Erfolg der Buren vor ihrer endgültigen Niederwerfung bedeutete eine der empfindlichsten Niederlagen ihrer Gegner während des ganzen Feldzuges. Von etwa 13 000 Mann waren vier Offiziere 64 Mann gefallen, zehn Offiziere 111 Mann verwundet, während der Führer selbst und 600 Mann in Gefangenschaft gerieten. Außerdem wurden sechs Geschütze erbeutet.

Es ist bezeichnend für die Auffassung der Buren und die Art, wie sie den Krieg im Gegensatz zu zahlreichen Härten auf englischer Seite führten, daß alle Gefangenen mit größter Rücksicht behandelt und sämtlich, vor allem auch Lord Methuen, nach kurzer Zeit wieder entlassen wurden.

Kitchener erhielt die Nachricht von dem Gefecht am Yzer Spruit noch während seines zweiten Streifzuges hinter De Wet im Oranje-Freistaat. Als ihm die Niederlage der Abteilung Methuen bei Tweebosch gemeldet wurde, hatte er den dritten Streifzug noch nicht beendet. Er beschloß sofort, die Bewegungen auf diesem Kriegsschauplatz abzubrechen und sich ohne Zögern mit allen Kräften gegen De la Rey zu wenden. Dieser hatte sich von Tweebosch mit etwa 300 Mann und fünf Geschützen nach Südosten gewandt und sich bei Zendelingsfontein südwestlich Klerksdorp mit De Wet und Steyn vereinigt. Während De Wet bald darauf in seine Heimat zurückkehrte, schloß sich der Präsident Steyn De la Rey an. Inzwischen traf Lord Kitchener umfangreiche Vorbereitungen zu einem Streifzuge gegen ihn. Östlich von Zendelingsfontein zog sich am Shoon-Spruit entlang eine Blockhauslinie von Commando-Drift nach Ventersdorp, an diese schloß sich nach Westen von Buffelsvley eine weitere Blockhauslinie in der Richtung auf Lichtenburg. Kitchener befahl, daß sich die vier Kolonnen der Obersten Kekewich, Rawlinson, Rochfort und des Generals Walther Kitchener von Vaalbank, Klerksdorp und Commando-Drift zu einer zusammenhängenden Absperrungslinie zwischen den beiden Blockhauslinien vereinigen und am 24. in Richtung nach dem Shoon-Spruit vorgehen sollten. Der Erfolg dieses Streifzuges war zwar, daß 160 Buren gefangen und fünf Geschütze zurückerlangt wurden; die wichtigste Beute entging den Engländern indessen, denn Steyn, De la Rey, Kemp und Liebenberg entkamen, letzterer allerdings nur mit knapper Mühe, ihren Angreifern und wichen nach Westen aus. In kurzer Zeit hatten sie bis zum 27. März am Harts-Flusse wieder zahlreiche Kommandos, im ganzen 2500 Reiter zu weiteren Kämpfen vereinigt.

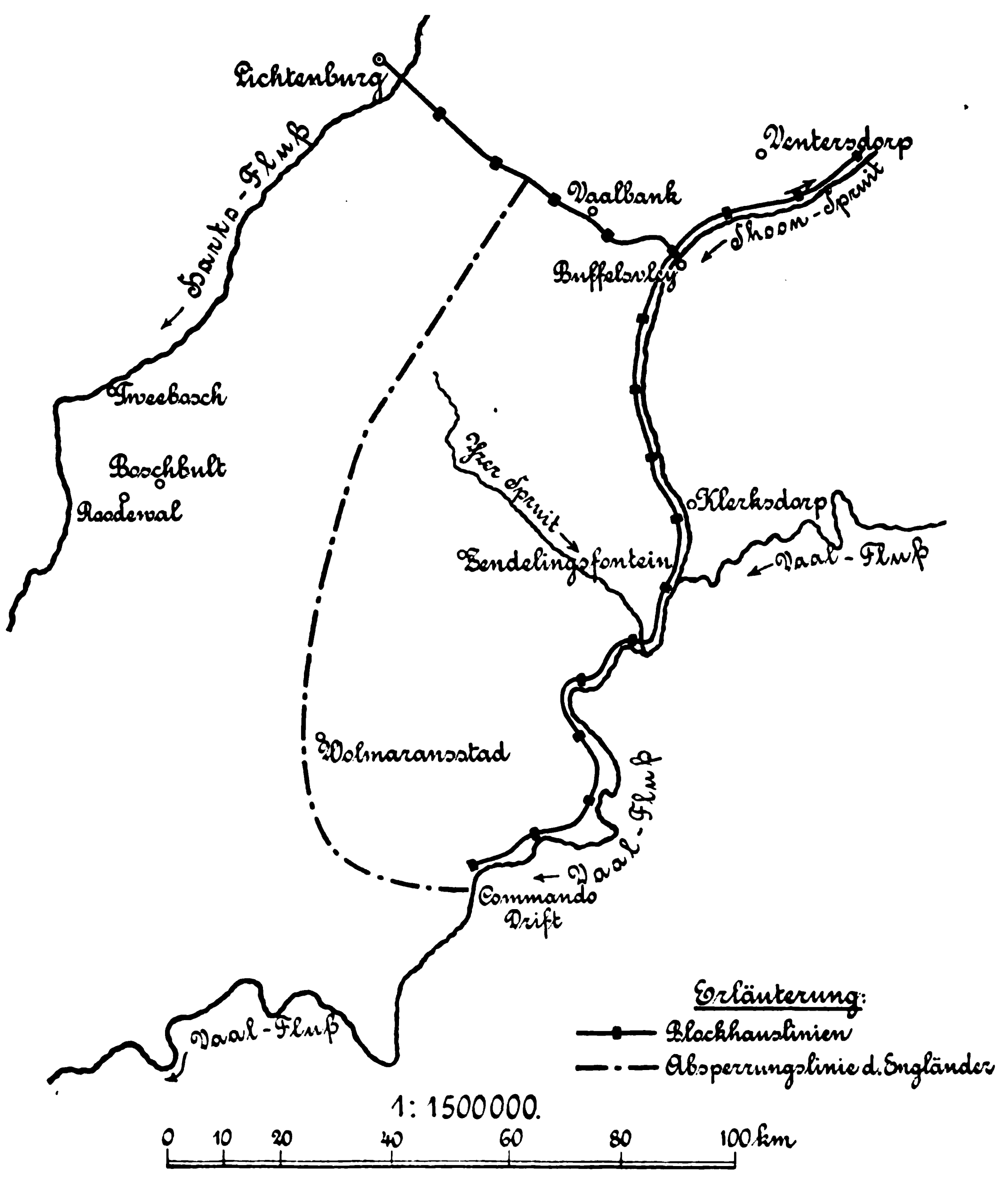
Textskizze Seite 316.

Streifzug gegen De la Rey und Steyn. Gefecht bei Boschbult. 31. März 1902.

Als die oben genannten Kolonnen erneut gegen diese Teile der Buren vorgingen, kam es am 31. März bei Boschbult, westlich Klerksdorp zu einem heftigen Gefecht, in

dem die Buren unter Kemp und Liebenberg ein Lager der vom General Walther Kitchener zur Aufklärung vorgesandten Abteilung des Majors Cookson angriffen.

Skizze zu den Kämpfen gegen De la Rey im südwestlichen Transvaal.



Dieser Kampf ist deswegen bemerkenswert, weil die Buren hier zum ersten Male nach langer Zeit wieder Geschütze, und zwar dieselben, die sie den Engländern bei Tweebosch weggenommen hatten, in den Kampf brachten. Infolge ihrer bedeutenden

Überlegenheit warfen sie nach mehreren Attacken und Schützenangriffen die außerhalb des Lagers befindlichen Truppen auf dieses zurück. Dann kam der Angriff aber ins Stocken und scheiterte schließlich an der zähen Ausdauer des Verteidigers. Noch bevor General Walther Kitchener am 1. April zum Entsatz der Abteilung Cookson herangekommen war, hatten die Buren bereits den Abmarsch angetreten. Die Verluste waren besonders auf englischer Seite schwer; sie betrugen im ganzen 178 Mann, während etwa 100 Mann beim ersten Ansturm der Buren gefangen wurden. Die Verluste der letzteren werden auf ungefähr 90 Mann geschätzt.

Generalleutnant Jan Hamiltons Oberbefehl über die englischen Kräfte im westlichen Transvaal.

In der nächsten Zeit entschloß sich Lord Kitchener, der Bedeutung dieses Kriegsschauplatzes entsprechend, alle englischen Streitkräfte im westlichen Transvaal unter einheitlichem Oberbefehl zu vereinigen. Er wählte hierzu seinen bisherigen Chef des Stabes, Generalleutnant Sir Jan Hamilton, dessen Persönlichkeit wie keine andere zu dieser wichtigen Stellung geeignet schien. Am 6. April traf General Hamilton in Klerksdorp ein und schon wenige Tage darauf konnte er durch einen entscheidenden Erfolg über die Buren den Feldzug dem Abschlusse nahebringen. Der englische Führer hatte unter seinem Befehl die Kolonnen Kekewich, Rawlinson und Walther Kitchener, im ganzen etwa 11 000 Mann. Diese sollten in der Zeit vom 9. bis 10. April gemeinsam gegen die Buren unter Kemp vorgehen, der mit einer wohlgerüsteten Schar von etwa 2600 Burghern in drei Gruppen unter Celliers, Potgieter und Liebenberg den Engländern gegenüberstand. Kemp hatte sich entschlossen, noch bevor alle Kräfte seiner Gegner zu gemeinsamem Handeln vereinigt waren, sich mit aller Gewalt auf ihren rechten Flügel unter dem Obersten Kekewich zu werfen und hier eine Entscheidung zu seinen Gunsten herbeizuführen.

Gefecht bei Roodewal. 11. April 1902. Attacke der Buren.

Als Oberst Kekewich zur Vereinigung mit den beiden anderen Abteilungen am 11. April von Roodewal südwestlich Tweebosch vormarschierte, erhielt er von der Vorhut die Meldung, daß starke Kräfte der Buren aus südlicher Richtung gegen ihn im Anrücken seien. Als er zur Erkundung vorgaloppierte, sah er von der nächsten Anhöhe, wie eine weitausgedehnte Linie von Reitern am Horizont auftauchte, deren beide Flügel immer weiter, wie zur Umfassung der englischen Abteilung, auszuholen schienen. Hatte Kekewich anfangs noch geglaubt, daß er die von ihm erwartete englische Abteilung Rawlinson vor sich habe, so mußte ihn bald das lebhafte Schützenfeuer, das die Buren auf der ganzen Front vom Sattel abgaben, über seinen Irrtum aufklären. Viel Zeit war nicht zu verlieren, denn gleichzeitig setzten die Transvaaler in Stärke von 1000 Reitern zur Attacke gegen die Engländer an. Ein Teil der Reiter holte weit in der Flanke aus; die Mehrzahl galoppierte in der Front gegen die Abteilung Kekewich an. Mit enger Fühlung, Bügel an Bügel zum Teil drei Glieder tief, ritten die Buren hier zum ersten Mal in dem ganzen Verlauf des Krieges eine geschlossene Attacke. Ohne Rücksicht auf den vernichtenden Hagel von Geschossen, der ihnen aus etwa 1500 Gewehren und sechs Geschützen entgegenschlug, stürmte sie von Potgieter



geführt, mit beispielloser Tapferkeit, unter lautem Kampfrufen gegen die englischen Schützenlinien vor. Trotz des großen, weithin sichtbaren Zieles, das sie den Engländern zeitweise darboten, brach die Attacke unter dem überlegenen Feuer nicht etwa schon auf weite Entfernung zusammen. Eine große Anzahl der Buren, darunter auch Potgieter selbst, gelangte bis etwa 100 m an die Schützenlinie heran. Hier erst erlagen Pferde und Reiter den vernichtenden Geschossen. Der größte Teil der Transvaaler ritt indessen angesichts der Überlegenheit des englischen Schützenfeuers die Attacke nicht bis auf nahe Entfernungen aus. Es gelang ihnen vielmehr, nach Abfeuern ihrer Gewehre auszubiegen und durch das wellige Gelände gedeckt sich außerhalb des Feuerbereichs wieder zu sammeln. Als dann das Herankommen der Abteilung Rawlinson gemeldet wurde, gaben sie einen erneuten Angriff auf und zogen in südlicher Richtung ab.

Der Kampf bei Roodewal bildet die letzte große Waffentat in der langen Reihe der Gefechte dieses Krieges. Die Verluste der Buren in der Attacke betrugen nur 50 Tote und 30 Verwundete. Die Engländer verloren an Toten sieben, an Verwundeten 57 Mann. Die geringe Verlustzahl der Transvaaler bei dieser Attacke ist immerhin bemerkenswert. Kurz nachdem der Angriff der Buren abgewiesen war, traf General Hamilton auf dem Gefechtsfelde ein und ordnete sofort eine allgemeine Verfolgung des Gegners an. Es wurden noch etwa 30 Burgher gefangen und die letzten bei Tweebosch erbeuteten Geschütze ihnen wieder abgenommen. Während sich Kemps Kommandos beim Rückzug fast gänzlich zerstreuten, übte die Nachricht von der erlittenen Niederlage einen nachhaltigen moralischen Eindruck auf die übrigen noch im Felde stehenden Transvaaler aus. Das trug in der Folgezeit wesentlich dazu bei, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, die durch Lord Kitchener inzwischen eingeleitet waren.

Die Buren erkennen die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes.

Die anfängliche Hoffnung der Buren, daß sich im Falle ihres Aushaltens im Felde doch schließlich irgend eine der europäischen Mächte ihrer Sache annehmen werde, hatte sich infolge der schroff ablehnenden Haltung Englands gegenüber jedem derartigen Versuch als aussichtslos erwiesen. Dazu kam die Gewißheit, daß dem übermächtigen Gegner von Tag zu Tag weitere Hilfsmittel aus dem Mutterlande und den Kolonien zuströmten, während den Buren jede Unterstützung von außen abgeschnitten war. Seitdem nun auch ihre stärkste Waffe im Kampfe gegen die Engländer, ihre Beweglichkeit, durch das starre Netz des Blockhaussystems in Verbindung mit den unermüdlichen Verfolgungskolonnen immer wirkungsloser geworden war, neigte sich die Stimmung des Volkes allmählich denen unter ihren Führern zu, die einem ehrenvollen Frieden gegenüber der völligen Verwüstung des Landes und der Vernichtung das Wort redeten. Auch lauteten die Nachrichten, die von allen Kriegsschauplätzen bis zum April 1902 vorlagen, derart, daß eine weitere Fortsetzung des Widerstandes nur noch als eine Frage der Zeit angesehen werden konnte.

In der **Kapkolonie** war der Aufstand niemals zu der von den Buren anfangs erhofften allgemeinen Erhebung angewachsen. Zwar hatten die Abteilungen von Kritzinger und Smuts sowie zahlreicher anderer Parteigänger eine Zeitlang reichlichen Zulauf gefunden und den dort verfügbaren, verhältnismäßig schwachen englischen Kräften einen schweren Stand bereitet. Seitdem es indessen unter General Frenchs Oberbefehl gelungen war, Kritzinger am 16. Dezember 1901 in der Nähe von Hanover gefangen zu nehmen und auch im äußersten Nordwesten einen anfangs erfolgreichen Angriff der Buren unter Smuts gegen Ookiep abzuweisen, begann allmählich der Widerstand der Aufständischen in der Kapkolonie nachzulassen.

Allgemeine Lage im März 1902.

Im **Oranje-Freistaat** hatten seit De Wets Abmarsch zur Vereinigung mit De la Rey im März 1902 noch mehrere Treiben gegen dort zurückgebliebene Kommandos stattgefunden. Wenn es auch den Freistaatern geglückt war, sich bis Mitte April einer entscheidenden Niederlage zu entziehen, so hatten doch die Streifzüge der englischen Abteilungen im nordöstlichen Teil ihren Eindruck nicht verfehlt. Obschon noch etwa 7000 Freistaater unter den Waffen standen, war doch ihre Lage, mitten unter Blockhauslinien und angriffsbereiten feindlichen Kräften, in keiner Weise günstig.

In der **Transvaal-Republik** hatten die Engländer in der Zeit vom März bis April 1902 allerdings kaum nennenswerte Fortschritte gemacht. Louis Botha war zwar, von seinen Gegnern gedrängt, aus dem Hohen Veld verschwunden und hatte sich nach Südosten, dem fast unzugänglichen Vryheid-Distrikt, gewandt. Doch obwohl auch hier in der nächsten Zeit alle verfügbaren englischen Kräfte unter General Bruce Hamilton vereinigt und zu mehreren Streifzügen angesetzt wurden, ergaben sich dennoch keine nennenswerten Erfolge. Mitte April standen im Transvaal noch im ganzen etwa 12 000 Burgher unter den Waffen. Ihrer Zahl, Bewaffnung und Ausrüstung nach wäre diese Streitmacht wohl geeignet gewesen, den Kampf, gestützt auf den unwirtlichen Charakter des Landes, noch längere Zeit fortzusetzen. Es scheint indessen, als ob sich hier Louis Botha selbst, im Gegensatz zu De Wet und De la Rey, mit der Zeit der Meinung seiner Leute angeschlossen habe, daß ein weiterer Widerstand keinerlei Aussichten biete.

Berücksichtigt man, daß im Verlauf des letzten Jahres die Zahl der im Felde stehenden Buren um etwa die Hälfte zusammengeschmolzen war, und nur noch rund 23 000 einem Heere von insgesammt 250 000 Mann gegenüber standen, so kann der Auffassung Louis Bothas ihre Berechtigung nicht abgesprochen werden.

Einleitung der Friedensverhandlungen März 1902.

Schon Mitte März 1902 hatte sich der Vertreter der Transvaal-Republik, Schalk Burger, mit einem Antrag an die britische Regierung gewandt, in dem er freies Geleit für sich und seine Begleiter erbat, um mit den Vertretern des Oranje-Freistaates die Einleitung von Friedensverhandlungen zu beraten. Nachdem diese Erlaubnis von englischer Seite gern gewährt worden war, hatten die ersten Be-

sprechungen in Kroonstad, gerade ein Jahr nach dem Abbruch der Unterhandlungen von Middelburg, begonnen.

Im weiteren Verlauf fand am 12. April eine Zusammenkunft der Vertreter beider Regierungen mit Lord Kitchener statt. Diesmal zerschlugen sich zwar noch die Verhandlungen, weil die Buren an der Wahrung ihrer Unabhängigkeit festhielten, worin die britische Regierung unter keiner Bedingung einzuwilligen bereit war. Eine weitere Besprechung am 14. April hatte keinen besseren Erfolg. Es wurde nun den Vertretern beider Regierungen anheimgestellt, nach Vereinbarung mit den Burghern einen neuen Termin anzusetzen und auf der Grundlage vollständiger Unterwerfung Friedensvorschläge zu machen.

De Wet verlangt Fortsetzung des Feldzuges. Friedensschluß 31. Mai 1902.

Hierauf wurde beschlossen, von sämtlichen Kommandos Vertrauensmänner zu wählen und aus diesen, als den Vertretern des Volkes, eine Versammlung einzuberufen. Diese kam am 15. Mai in Vereeniging zustande. Im Verlauf der folgenden Verhandlungen kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern beider Republiken. Vor allem wollte De Wet nichts von Aufgabe der Unabhängigkeit wissen, sondern verfocht gegenüber Botha und De la Rey die Ansicht, daß der Kampf bis zum letzten Mann fortzusetzen sei. Nach langwierigen Verhandlungen, teils mündlich mit den Vertretern der Regierung in Pretoria, teils telegraphisch mit der britischen Regierung in London, kam kurz vor Ablauf des von dieser bewilligten Zeitraumes am 29. Mai eine Einigung zustande, die am 31. Mai 1902 zum endgültigen Abschluß des Friedens führte. In diesem verpflichteten sich die Buren, daß alle noch im Felde stehenden Burghers die Waffen niederlegen, diese sowie alle Geschütze und sämtliches Kriegsgerät ausliefern, und beide bisherige Republiken von nun an die britische Oberhoheit uneingeschränkt anerkennen sollten.

Mit der Unterzeichnung dieses Vertrages, dessen Vollziehung in der Nacht zum 1. Juni erfolgte, fand der langwierige, mit größter Ausdauer auf beiden Seiten durchgeführte Feldzug nach dreijähriger Dauer seinen Abschluß.

Wenn auch die Buren infolge der gänzlichen Erschöpfung ihrer Kampfmittel und der durch die Blockhauslinie eingetretenen Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit schließlich zur Annahme der englischen Bedingungen gezwungen wurden, so wird ihr opferfreudiges Ringen doch allezeit seinen gebührenden Platz in der Geschichte heldenmütiger Volkserhebungen behaupten.

Es ist vielfach erwogen worden, was die Buren bestimmt haben mag, diesen so gut wie aussichtslosen Kampf so lange fortzusetzen und derart in die Länge zu ziehen. Vielfach hat man eine Erklärung darin finden wollen, daß, wie bereits erwähnt, die Führer beider Republiken immer noch eine Einmischung der europäischen Großmächte zu ihren Gunsten erhofften. Wohl war dieser Gedanke in früheren Abschnitten des Krieges bei den Buren zeitweise berechtigt; in dem letzten Jahre

hatten sie es indessen schon lange aufgegeben, vom europäischen Festlande eine Vermittlung in ihrem Interesse zu erwarten.

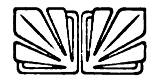
Eine weitere Frage könnte lauten, ob die Führer berechtigt waren, bei der Aussichtslosigkeit des Widerstandes den Kampf noch weiter auszudehnen und das Land dem Elend des Krieges und dem Schrecken der Verwüstung auszusetzen.

Dieser Frage gegenüber fanden Botha, De Wet und De la Rey die Antwort, die zu allen Zeiten Männer gewählt haben, denen die Ehre des Volks und ihres Vaterlandes über dem Leben und den Interessen des einzelnen gestanden hat. Obwohl die Streitkräfte der Buren zum großen Teile vernichtet, ihr Land vom Gegner fast völlig erobert war, bestand eins fest und unbeugsam weiter: der zähe Wille zum ferneren Aushalten, zum Kampf bis zum äußersten. Erst nachdem dieser letzte Widerstand in langem Ringen und mit größten Opfern niedergekämpft war, fand der Feldzug sein Ende.

Der Gang der Ereignisse hat gezeigt, daß trotz ihrer schließlichen Unterwerfung der Verlauf des langwierigen Krieges nicht ohne günstige Rückwirkung für die Buren geblieben ist. Erst in dem langen, mit größter Erbitterung geführten Feldzuge lernten die Engländer den Wert ihrer bisherigen Gegner kennen, von denen sie zu Beginn des Krieges nur wenig gehalten hatten.

Dieses Gefühl der Achtung bildete den ersten Schritt zur Anbahnung weiterer Beziehungen beider Nationen und bedeutete dadurch eine wertvolle Grundlage zu künftigen Fortschritten auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und politischen Gestaltung des nunmehr auf den Trümmern der alten Buren-Republiken entstehenden neuen Staatengebildes in Südafrika.

Frhr. v. Maltzahn,
Hauptmann im Generalstabe des V. Armeekorps.



Afrikanische Truppen als Verstärkung der französischen Wehrmacht.

Die Bevölkerung Frankreichs ist in den letzten 30 Jahren nur um rund 2 Millionen, nämlich von 37 auf 39 Millionen gestiegen, während sich die Deutschlands in dem gleichen Zeitraum um 20 Millionen (von 42 auf 62 Millionen) vermehrte. Diese für Frankreich ungünstige Entwicklung trat ein, weil die Zahl der Geburten ständig abnimmt und mithin ihr Überschuß über die Todesfälle immer geringer wird.

Es sank die allgemeine Geburtenziffer von rund 940 000 im Jahre 1878 auf rund 840 000 im Jahre 1898 und auf rund 790 000 im Jahre 1908. Der Rückgang der Geburten ergab schwächer werdende Rekrutenkontingente und infolgedessen ein allmähliches Sinken der Friedenspräsenzstärke des französischen Heeres. Sehr schnell ging diese aber außerdem zurück, als im Jahre 1906 die zweijährige Dienstzeit bei allen Waffen eingeführt wurde und somit der bisherige 3. Jahrgang ausfiel. Nur zu einem kleinen Teil konnte die französische Heeresverwaltung diesen ausgefallenen Jahrgang dadurch ersetzen, daß sie eine größere Zahl von Kapitulanten und mehrjährig Freiwilligen einstellte. Die Friedensstärke der französischen Armee an Mannschaften zum Dienst mit der Waffe verringerte sich tatsächlich von 590 000 im Jahre 1898 auf 543 000 im Jahre 1909, obgleich auch noch die Anforderungen an die Tauglichkeit ständig herabgemindert wurden.

Um diese nachteilige Entwicklung auf anderem Wege wenigstens etwas auszugleichen, werden der Armee seit 1906 zu Hilfsdiensten jährlich 11 000 bis 24 000 Leute überwiesen, die zum Dienst ohne Waffe tauglich erklärt sind. Sie finden als Schreiber, Burschen usw. in immobilen Stellen Verwendung, entlasten hierdurch die Truppe für Abkommandierungen und machen mehr taugliche Mannschaften für den Frontdienst frei. Im ganzen wurden auf diese Weise in letzter Zeit 90 vH. aller Militärpflichtigen ausgehoben.

Die Wehrkraft ist also in Frankreich bereits in schärfster Weise angespannt. Eine Steigerung ist nicht mehr möglich. Man sieht sich daher nach neuen Hilfsquellen um.

Hierbei wurde der Gedanke wieder aufgenommen, die Wehrpflicht in beschränktem Maße auf die Bevölkerung der Kolonien auszudehnen. Zuerst trat der Abgeordnete Messimy im Jahre 1907 mit dem Vorschlage hervor, die Araber in Algerien in größerem Umfange zum Heeresdienst heranzuziehen. Bisher befinden sich dort an Eingeborenen-Truppenteilen nur drei Turko- und drei Spahi-Regimenter, die sich ausschließlich aus Geworbenen zusammensetzen. Ihre Stärke beträgt rund 20000 Mann. Messimy schlug nun vor, unabhängig von diesen vorhandenen Truppenteilen durch Aushebung eine größere Zahl von Araber-Regimentern in Algerien aufzustellen, die im Kriegsfalle nach Europa überführt werden könnten. Algerien mit seiner 5 Millionen zählenden einheimischen Bevölkerung böte die Möglichkeit, auf diese Weise nach und nach 50 000 bis 100 000 Eingeborene zum Heeresdienst verfügbar zu machen.

Der Messimysche Vorschlag überraschte zunächst, fand dann aber Anklang. Ende des Jahres 1907 wurde von der Kammer eine Kommission bestimmt, die die Frage an Ort und Stelle prüfen sollte. Diese Kommission erklärte in ihrem Bericht die Messimyschen Vorschläge mit gewissen Einschränkungen für ausführbar. Sie empfahl der Regierung ähnlich wie in Tunesien allmählich vorzugehen und zunächst Aushebung und Losung miteinander zu verbinden.*) Der wesentlichste Einwand aber, der gegen den Messimyschen Vorschlag nach wie vor gemacht wurde, war der, daß eine größere arabische Wehrmacht den weißen Ansiedlern gefährlich werden könnte.

Hauptsächlich um diesen Nachteil zu beseitigen, veröffentlichte im Juli vorigen Jahres Oberstleutnant Mangin, ein im Kolonialdienst bewährter Offizier und Teilnehmer an der Expedition Marchands nach Faschoda, einen neuen, viel umfassenderen Plan. Mangin empfiehlt, in erster Linie die Neger Westafrikas zur Wehrpflicht heranzuziehen. Besonders die im Senegal-Gebiet ansässigen Neger seien sehr gute, treue und ausdauernde Soldaten, außerdem infolge ihrer heidnischen Religion nicht für die Interessen des Islam eingenommen. Man könne diese senegalischen Neger aber auch ohne Schwierigkeiten für längere Zeit außerhalb ihres Heimatgebiets verwenden. Das habe sich besonders bei den kolonialen Kämpfen im vorigen Jahrhundert gezeigt. Mit Senegal-Truppen habe Frankreich nämlich nicht nur ganz Westafrika erobert, sondern auch in Madagaskar die Ruhe hergestellt. In neuester Zeit hätten einzelne Bataillone dieser schwarzen Truppen sich bei den Kämpfen in Marokko und bei der Besetzung des Kongo-Gebiets bewährt. Im ganzen seien die hervorragenden kriegerischen Eigenschaften der Senegalesen in 20 Feldzügen und Expeditionen erprobt worden.

Nach diesen günstigen Erfahrungen sei es geradezu geboten, die Eingeborenen

*) In Tunesien sind augenblicklich nur zwei Eingeborenen-Regimenter (ein Turko- und ein Spahi-Regiment) vorhanden, die sich aus Ausgehobenen und Freiwilligen zusammensetzen.



Westafrikas in größerem Maßstabe für die nationale Verteidigung nutzbar zu machen. Bis jetzt habe Frankreich in seinen gesamten westafrikanischen Besitzungen nur rund 16 000 Mann geworbener Negertruppen. Aus der 10 bis 12 Millionen zählenden Bevölkerung Westafrikas könne man aber ohne Schwierigkeiten in einigen Jahren eine „armée noire“ von 70 000, später 100 000 Eingeborenen aufbringen. Wenn man von dieser Negerarmee 40 000 Mann nach Algerien verlege, sei es möglich, dort auch ohne Gefahr für die weißen Ansiedler den Plan Messimys, Araber auszuheben, auszuführen. Die heidnischen Neger würden das Gegengewicht gegenüber den mohammedanischen Arabern bilden. Zu den im ganzen vorhandenen 100 000 Negersoldaten würde dann eine mindestens gleich starke arabische Wehrmacht treten können, so daß man in einigen Jahren eine „afrikanische Armee“ von 200 000 Mann zur Verfügung hätte. Bei einem europäischen Kriege könnte von dieser Armee mit den heutigen Verkehrsmitteln schnell ein großer Teil nach dem betreffenden Kriegsschauplatz befördert werden. Zwei bis drei afrikanische Divisionen würden auf diese Weise spätestens am 18. Mobilmachungstage bei Bordeaux oder Marseille verwendungsbereit sein, weitere Kräfte in absehbarer Zeit folgen können.

Der Manginsche Plan wirkte durch seine Großzügigkeit und wurde fast überall günstig aufgenommen. Der Messimysche Vorschlag trat demgegenüber in den Hintergrund. Mitglieder der Parlamente, Männer wie der frühere Generalissimus des französischen Heeres, General de Lacroix und der ehemalige Minister des Auswärtigen, Hanotaux traten warm für die Gedanken Mangins ein. Hanotaux machte allerdings ebenso wie Ernst Judet und einige andere namhafte Persönlichkeiten die Einschränkung, daß die zukünftige Eingeborenen-Armee in erster Linie in Afrika verwendet werden müsse. Diese Stimmen blieben aber vereinzelt.

Ziemlich einmütig sprach sich die französische öffentliche Meinung, indem sie alle Folgerungen des Manginschen Planes erwog, nur dagegen aus, daß etwa bereits im Frieden Negertruppen in großer Zahl nach Frankreich gelegt würden. Man befürchtet nämlich schwere Nachteile von der hierdurch unvermeidbar werdenden Vermischung der Rassen. Auch erinnert man sich der schlechten Erfahrungen, die gemacht wurden, als Napoleon III. im Jahre 1863 ein Turko-Bataillon und eine Spahi-Eskadron nach Paris verlegen ließ. Diese Truppen mußten bekanntlich wegen schwerer Unzuträglichkeiten sehr bald wieder nach Afrika zurückgesandt werden.

Die Gegner des ganzen Manginschen Planes, die anscheinend allerdings nur über geringen Anhang verfügen, gehen in ihren Bedenken erheblich weiter. Sie halten eine Verlegung von Eingeborenen-Truppen Westafrikas nicht nur nach Europa, sondern auch nach Algerien für sehr gefährlich. Oberst Sainte-Chapelle, der wie Mangin über langjährige Erfahrungen im Kolonialdienst und zwar im besonderen in Algerien verfügt, führt hierzu folgendes aus.

Der Araber sei bisher gewohnt, den Neger als Sklaven anzusehen und nun

solle dieser als Schutztruppe der Weißen und der Regierung auftreten. Das könne dem französischen Ansehen um so weniger förderlich sein, als der Neger in bezug auf Gesittung zweifellos weit unter dem Araber stehe. Ein neues Moment der Unruhe würde vielmehr in Nordafrika geschaffen. Auch die Kasernierung der Neger, die mit ihren Familien zusammen untergebracht werden müßten, werde erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Von entscheidender Bedeutung sei aber die Religions- und Klimafrage. Der Islam habe tatsächlich bereits in Westafrika Eingang gefunden.*) Es sei daher zu befürchten, daß die westafrikanischen Neger inmitten der fanatischen Araber in Algerien sich nicht widerstandsfähig gegen den Islam erweisen würden. Damit würde aber der erhoffte Gegensatz zwischen den Arabern in Algerien und den dorthin verlegten Negern fortfallen. Die Befürchtungen der weißen Ansiedler in Algerien seien daher nach wie vor durchaus begründet. Nach den bisherigen Erfahrungen müsse man schließlich ernstlich bezweifeln, ob sich die Neger bei längerem Aufenthalt — abgesehen von dem in Küstenstrichen — an das Klima Algeriens gewöhnen würden.

Diesem letzteren Einwand trat Mangin erneut entgegen. Er wies nochmals auf die Tätigkeit der beiden Senegal-Bataillone in Marokko hin. Die westafrikanischen Negertruppen hätten hier, ohne nennenswerte Verluste zu erleiden, auch einen anstrengenden Winterfeldzug überstanden.

Immerhin scheinen in diesem besonders wichtigen Punkte auch bei der Regierung noch einige Zweifel zu bestehen. Das zeigt die Entwicklung der Angelegenheit in neuester Zeit.

Die französische Regierung und die Volksvertretung haben sich nämlich inzwischen tatsächlich mit dem Plan, westafrikanische Neger auszuheben, beschäftigt. Sie konnten dies tun, nachdem sich auch der Gouverneur von Westafrika günstig zur Sache geäußert hatte. Dieser hält praktische Bedenken gegen die Aushebung von Negern nicht für vorliegend, wenn man hierzu nur gewisse Gebiete heranzieht. Auch müsse man sich in der Zahl der auszuhebenden Eingeborenen zunächst Beschränkung auferlegen. Die Budgetkommission der Kammer forderte daraufhin in ihrem Bericht die beteiligten Minister auf, so schnell als möglich einen Gesetzentwurf im Sinne der Manginschen Vorschläge der Kammer zu unterbreiten. Die Mittel, um jährlich zunächst 5000 Neger auszuheben, würden dann ohne weiteres sofort zur Verfügung gestellt werden. Nach vier Jahren könnte man so über wenigstens 20 000 Mann Negertruppen verfügen.

Bezüglich der Art der Aushebung stimmt die Kommission den Ausführungen

*) Der Islam ist in einzelnen Gebieten Westafrikas, wie z. B. Timbuktu am Niger, die für die Aushebung nicht in Aussicht genommen sind, schon seit Jahrhunderten heimisch. Eine weitere Ausbreitung hat aber namentlich in letzter Zeit nicht stattgefunden.



des Gouverneurs von Westafrika, in bezug auf Länge der Dienstzeit denen des Oberstleutnants Mangin zu.

Hiernach will man zunächst von einer Aushebung absehen und versuchen, den Neger als Freiwilligen zum Diensteintritt zu bewegen. Habe dies nicht den gewünschten Erfolg, dann wolle man mit der Aushebung beginnen und zwar derart, daß die ausgesuchten Stämme verpflichtet werden, eine bestimmte Anzahl von Rekruten zu stellen. Man könne dann höchstens von einem „recrutement à l'amiable" (Aushebung nach gegenseitiger Übereinkunft) sprechen.

Im übrigen müsse der Neger durch längere aktive Dienstzeit bei der Fahne (12 Jahre) zum Berufssoldaten herangebildet werden. Nur auf diese Weise sei es auch möglich, ihm das erforderliche Solidaritätsgefühl mit den Weißen anzuerziehen. Die Kostenfrage erledige sich, wie Oberstleutnant Mangin zutreffend ausführe, verhältnismäßig günstig. Der Neger sei nämlich sowohl als ausgehobener Rekrut wie als Freiwilliger in Westafrika oder Algerien erheblich billiger als der weiße Soldat in Europa. Bei den Arabern aber werde der ausgehobene Eingeborene weniger Kosten verursachen als der für die bis jetzt bestehenden Turko-Regimenter Angeworbene.

Die französische Regierung ihrerseits will zunächst in Versuche eintreten. Sie beabsichtigt zu diesem Zweck ein Bataillon westafrikanischer Neger zu 800 Mann aus Freiwilligen oder Ausgehobenen aufzustellen und nach kurzer Ausbildung im Mai dieses Jahres nach Algerien (Süd-Oran) zu verlegen. Gleichzeitig ist geplant, weitere 1650 Negerrekruten in die bereits bestehenden (aus geworbenen zusammengesetzten) Senegal-Truppenteile einzustellen. Der Heeresverwaltung soll hierdurch ermöglicht werden, am 1. Januar 1911 zwei neue Bataillone aus bereits ausgebildeten Eingeborenen zusammenzustellen und im ganzen ein Regiment Senegal-Neger in Stärke von 2400 Mann in Algerien zu vereinigen. Bei den Verhandlungen in der Kammer über diesen Versuch mit „troupes noires" erklärte der Abgeordnete Messimy, daß nach endgültiger Durchführung des ganzen Planes nur etwa 15 000 Mann schwarzer Truppen in Algerien anwesend sein würden. Der allgemeine Berichterstatter, Abgeordneter Donner, bezeichnete als Endziel die Aufstellung von einer bis zwei schwarzen Divisionen. Schließlich sprach sich der Kriegsminister, General Brun, dahin aus, daß man erforderlichenfalls ohne Schwierigkeiten 30 000 bis 40 000 Neger in Westafrika würde ausheben können. Die in militärischer Hinsicht zweifellos sehr brauchbaren Senegal-Neger hätten sich auch anderen klimatischen Verhältnissen wie in Marokko gewachsen gezeigt. Immerhin erscheine es notwendig, zunächst durch einen Versuch weitere Erfahrungen zu sammeln. Die ganze Angelegenheit sei von Bedeutung. Man müsse sie als Frage der nationalen Verteidigung und nicht nur als solche der „effectifs" bezeichnen. Die Gesamtforderung von 2½ Millionen Franken wurde hierauf mit großer Mehrheit bewilligt.

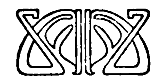
Auch die Frage der Aushebung von Arabern nach den Vorschlägen des Abgeordneten Messimy kam bei den Kammerverhandlungen zur Sprache. Der Kriegsminister erklärte hierbei, daß sich ein Gesetzentwurf über die Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Eingeborenen Algeriens in Vorbereitung befände. Bereits im vorigen Jahre habe zu diesem Zweck eine Zählung der algerischen Bevölkerung stattgefunden. Der Gesetzentwurf werde demnächst der Kammer so vorbereitet zugehen, daß er sofort nach seiner Annahme in Wirksamkeit treten kann.

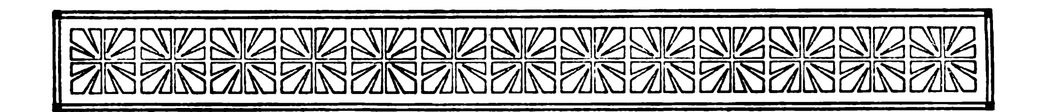
Aus den Beratungen in der französischen Kammer ergibt sich hiernach, daß die beiden im Manginschen Plan vereinigten Vorschläge über die Heranziehung der Eingeborenen Nord- und Westafrikas zum Heeresdienste von der Regierung, allerdings mit wesentlichen Einschränkungen, als Grundlagen für Gesetzentwürfe aufgenommen worden sind.

Frankreich ist jedenfalls — das kann jetzt schon übersehen werden — wohl in der Lage, in den genannten Gebieten eine größere Zahl von Eingeborenen-Truppenteilen aufzustellen. Weder der Aushebung von Negern in Westafrika, noch von Arabern in Algerien stehen, wenn man in bestimmten Grenzen bleibt, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Der Grundgedanke des Manginschen Planes, in West- und Nordafrika ein „réservoir d'hommes“ zu schaffen, das die sinkende Heeresstärke des Mutterlandes je nach Bedarf wieder auszugleichen imstande ist, wird also sicher verwirklicht werden. Die von Mangin als Endergebnis gegebenen Zahlen sind dagegen als erheblich zu weit gegriffen anzusehen.

Die ganze Angelegenheit befindet sich augenblicklich noch in den ersten Stadien der Entwicklung. Die Dringlichkeit ist aber von allen Seiten anerkannt. Endgültige Gesetzentwürfe werden daher wahrscheinlich in absehbarer Zeit den Kammern vorgelegt werden. Aus diesen wird erst mit Sicherheit zu entnehmen sein, in welcher Stärke und auf welche Art die französische Heeresverwaltung neue Eingeborenen-Truppenteile in Afrika aufzustellen beabsichtigt.

Regierung und Volksvertretung in Frankreich haben aber schon jetzt wieder gezeigt, daß sie den festen Willen haben, die militärische Rüstung in jeder Beziehung auf voller Höhe zu erhalten. Da andere Mittel nicht zur Verfügung stehen, sollen zu diesem Zweck die afrikanischen Kolonien vermehrt herangezogen werden. Man will aus ihnen, wie der Abgeordnete Messimy sagt, „mit Zinsen“ das wieder herausholen, was sie dem Mutterlande an Blut und Menschen gekostet haben.





Die Kämpfe in Nordpersien im Jahre 1909 bis zur Abdankung des Schahs Mohammed Ali.

Geographischer Überblick.

Skizze 36.

Das heutige Persien ist etwa dreimal so groß als Deutschland, besitzt aber mit neun Millionen Menschen nur ein Siebentel von dessen Einwohnerzahl. Geographisch stellt es sich als eine gewaltige Hochebene dar, die im Norden, Westen und Süden von Randgebirgen abgeschlossen ist. Das Klima ist äußerst trocken. Steppen und Salzwüsten bedecken weite Landstriche; nur an den Küsten und in den Ebenen von Aserbeidjan, Gilan, Masanderan und Arabistan, wo Niederschläge häufiger sind, ist der Boden fruchtbar.

Größere Flüsse gibt es nur an der Nordgrenze und im Südwesten des Reiches. Mit Ausnahme einer etwa 10 km langen, von Teheran nach Schazade Abdul Azim führenden Vorortbahn sind Eisenbahnen überhaupt nicht vorhanden. Als gute Straßen kommen nur drei in Betracht: die Chaussee Teheran—Rescht und die von Teheran nach Kum und von Täbris nach Dschulfa führenden Verbindungen.

Die drei größten Städte sind Teheran mit etwa 280 000, Täbris mit 200 000 und Isfahan mit 80 000 Einwohnern. Hier vereinigt sich der Reichtum des Landes, hier bilden sich bei allen inneren Wirren Brennpunkte der Ereignisse.

Als Durchgangsgebiet zwischen Hochasien und den Mittelmeerländern ist Persien im Laufe seiner langen Geschichte immer wieder von fremden Völkerzügen überschwemmt und unterjocht worden. Infolge der jahrhundertelangen Bedrückung hat das Volk an kriegerischer Tüchtigkeit eingebüßt; nur die Gebirgsbewohner im Westen des Landes, die Kurden, Luren und Bachtiaren, haben sie sich bewahrt. Diese trotzigen Stämme stehen großenteils unter erblichen Fürsten, deren Abhängigkeit von der Regierung in Teheran recht locker ist.

Im großen und ganzen ist Persien ein armes Land; die Schätze an Mineralien und Naphtha, die besonders Aserbeidjan, der Elburs und die Berge von Luristan und Arabistan bergen, harren noch der Hebung. Versuche, ausländisches Kapital dafür zu gewinnen, haben wegen der im Lande herrschenden Unsicherheit bisher zu keinem Erfolge geführt.

In den letzten Jahren ist Persien wiederum der Schauplatz erbitterter innerer Kämpfe gewesen. Am 31. Dezember 1906 hatte Schah Muzaffer-ed-Din dem Drängen seines Volkes nachgegeben und ein Staatsgrundgesetz unterzeichnet, das eine Verfassungsmonarchie an Stelle des bisherigen selbstherrlichen Regiments einsetzte. Wenige Tage später, am 8. Januar 1907, starb er und hinterließ seinem Nachfolger Mohammed Ali die überaus schwierige Aufgabe, die Verwaltung des Staates modernen Anschauungen anzupassen und das Volk zu politischer Arbeit zu erziehen. Daneben galt es, die Unabhängigkeit Persiens von seinen großen Nachbarn Rußland und England zu erhalten und die Erträge des Landes zu heben. Dies war nur mit Hilfe von Fremden möglich, durch deren Berufung aber gerade die Gefahr der Bevormundung heraufbeschworen wurde.

Einführung einer Verfassung in Persien.

Von Anfang an scheint zwischen dem neuen Schah und seinem Volke wenig Vertrauen bestanden zu haben. Schon bald nach der Thronbesteigung kam es zu ernsten Mißhelligkeiten. Während der Herrscher sein Ohr reaktionären Ratgebern lieh und mit immer größerem Verdruß die Beschränkung seiner Herrscherrechte durch das Parlament empfand, zeigte sich anderseits die junge Volksvertretung zu ernster Arbeit unfähig. Die politischen Parteien bekämpften sich untereinander, die Minister wechselten dauernd. In den größeren Städten, besonders in Teheran, bildeten sich Vereinigungen, „Endjumen“, deren Bestrebungen stark demokratischen, ja antidynastischen Charakter trugen. Daß eine Entwirrung dieser verwickelten Verhältnisse nur durch das Schwert möglich sein werde, trat bald hervor.

Persisches Heerwesen.

Die militärischen Machtmittel, die dem Schah zur Verfügung standen, waren nicht sehr bedeutend. Nominell besteht in Persien die allgemeine Wehrpflicht, mit deren Hilfe 80 Bataillone regulärer Infanterie und zahlreiche Kavallerie- und Artillerie-Abteilungen aufgestellt werden sollen. In Wirklichkeit gibt es nur einige wenige Truppenteile. Wer einmal Soldat geworden ist, bleibt es bis ins hohe Alter; Knaben stehen neben Greisen in Reih und Glied. Die Leute werden ebenso wenig ausgebildet wie besoldet. Dafür haben sie volle Freiheit, sich am Garnisonorte durch Nebenbeschäftigungen ihr Brot zu verdienen. Bewaffnung und Ausrüstung sind gleich minderwertig. Offiziere gibt es in großer Zahl; sie sind jedoch, wie die Mannschaften, auf Zivilverdienst angewiesen.

Versuche, die persische Armee zu reformieren, sind während des 19. Jahrhunderts von englischen, französischen und österreichischen Militärmissionen unternommen worden, jedoch sämtlich erfolglos verlaufen. Der Grund hierfür lag ebenso sehr im steten Geldmangel der Regierung, wie in den unkriegerischen Eigenschaften des Volkes. Nur zwei von Russen und Deutschen ausgebildete Truppenteile haben einen leidlich guten Zustand erreicht: die Kasaken-Brigade und die Maschinengewehr-Abteilung des Instrukteurs Haase.

Die Aufstellung der Kasaken-Brigade fällt in das Jahr 1879. Sie erfolgte



durch russische Offiziere, die später von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. Die Brigade setzte sich Anfang 1909 aus etwa 1500 größtenteils berittenen Mannschaften zusammen und war in vier Regimenter zu zwei Eskadrons und zwei reitende Batterien zu vier Geschützen eingeteilt. Offiziere und Mannschaften sind mit Ausnahme der russischen Instrukteure Perser. An der Spitze stand seit 1906 Oberst Liachow.

Der Instrukteur Haase, ein früherer deutscher Unteroffizier, hat in den letzten Jahren eine Maschinengewehr-Abteilung zusammengestellt und gefechtsmäßig ausgebildet. Sie hat sich in den nachfolgenden Kämpfen verschiedentlich rühmlich ausgezeichnet.

Staatsstreich des Schahs und Kämpfe um Täbris.

Der erste im Dezember 1907 unternommene Versuch des neuen Herrschers, sich der Volksvertretung zu entledigen, scheiterte. Erst der zweite im Juni 1908 hatte besseren Erfolg. Die Kasaken-Brigade erwies sich als zuverlässig, das Parlamentsgebäude wurde erstürmt und größtenteils zerstört. Die Verfassung blieb zwar dem Namen nach bestehen, in Wirklichkeit wurde jedoch die absolute Monarchie wiederhergestellt.

Lange sollte sich jedoch der Schah des errungenen Erfolges nicht erfreuen. Schon Ende Juni trafen Nachrichten ein, wonach unruhige Elemente, die aus dem Kaukasus herübergekommen waren, die ohnedies unzufriedene Bevölkerung von Täbris zum Aufstande vermocht hatten.

Eine stärkere, einigermaßen feldmäßige Truppe zur Verwendung gegen Täbris aufzustellen, erwies sich als schwierig. Schließlich kamen etwa 2000 bis 3000 Mann zusammen, meist minderwertig ausgebildete Reguläre. Eine Kasaken-Abteilung von 300 Mann mit zwei Maschinengewehren und zwei Geschützen sollte ihnen einigen Rückhalt geben. Die geplante Leitung der Operationen durch einen russischen Offizier mußte auf englischen Einspruch hin unterbleiben. Anfang November 1908 begann der Angriff auf das inzwischen feldmäßig befestigte Täbris; unter mancherlei Wechselfällen hat er ein halbes Jahr hindurch angedauert.

Revolutionäre Erhebungen.

Auch an anderen Stellen seines Reiches erwuchsen dem Schah gefährliche Feinde. Um die Jahreswende 1908/09 erhob sich die Bevölkerung von Isfahan gegen ihren harten und habgierigen Gouverneur. Der Bachtiaren-Chef Samsan-es-Saltaneh griff in diese Händel ein, starke Haufen seiner kriegerischen Stammesgenossen setzten sich in Isfahan fest.

Etwa um die gleiche Zeit, Anfang Januar 1909, brachen auch in Rescht, dem Hauptorte von Gilan, Unruhen aus. Die Stadt ist eines der wichtigsten Eingangstore Persiens am Kaspischen Meere. Am 9. Februar wurde der Gouverneur vertrieben. An die Spitze der aufständischen Bevölkerung stellte sich ein Großgrundbesitzer der Umgegend, Nasr-es-Saltaneh. Er übernahm die Verwaltung von Gilan, später auch die von Masanderan, und hat nach Angaben von Europäern in kurzer Zeit Vortreffliches geleistet.

Nasr-es-Saltaneh stammt aus einer alten und berühmten Familie. Mit 31 Jahren war er bereits General, später hat er sich als Leiter der Münze, als Finanzminister, Provinzgouverneur und Pächter der Telegraphenlinien hervorgetan. Im Jahre 1909 zählte er bereits 65 Jahre, trotzdem hat er die bedeutenden Anstrengungen der nachfolgenden Kämpfe um Teheran mit Leichtigkeit ertragen. Die persische Berichterstattung nennt ihn gewöhnlich nur „Sipehdar" — Heerführer.

Unter seiner Gefolgschaft tat sich Efrem hervor, ein wegen revolutionärer Umtriebe aus dem Kaukasus geflüchteter Armenier. Überhaupt stellten Kaukasier zu den Streitkräften, die der Sipehdar zu sammeln begann, ein erhebliches Kontingent.

Schah Mohammed Ali befand sich in schwieriger Lage. Aus Isfahan, Aserbeidjan und Gilan, den reichsten Provinzen seines Landes, liefen nennenswerte Steuerbeträge nun nicht mehr ein. In der Hauptstadt begann es bedenklich zu gären, erhebliche Teile der Kasaken-Brigade konnten von dort nicht weggezogen werden. So begnügte man sich damit, 400 Mann regulärer Truppen mit zwei Gebirgsgeschützen nach Kaswin zu entsenden. Sie wurden dort im April von den Nationalisten angegriffen und unter Verlust der Geschütze nach Teheran zurückgeworfen.

Einmarsch der Russen in Aserbeidjan.

Unterdessen hatte die Belagerung von Täbris ihren Fortgang genommen. Im Februar und März machte sich in der Stadt der Mangel an Lebensmitteln bereits sehr fühlbar. Da führte Ende April der Anmarsch einer russischen Abteilung von zwei Bataillonen, vier Sotnien und drei Batterien einen völligen Umschwung der Lage herbei.

Bis zum Jahre 1907 hatten sich der russische und englische Einfluß in Persien die Wage gehalten; die Integrität des Landes war dadurch gesichert gewesen. Erst das russisch-englische Abkommen vom 31. August 1907 schuf eine Änderung der Lage. Der Nordwesten und Norden Persiens wurden Rußland, der Südosten England als Interessensphäre zugewiesen. Als Rußland dann vom Oktober 1908 ab immer dringender auf die Beeinträchtigung seines Handels durch die Unruhen in Aserbeidjan hinwies, gab England schließlich auch seine Zustimmung zum Einmarsche russischer Truppen. Rußland versicherte jedoch ausdrücklich, daß es nicht beabsichtige, dauernd in Persien zu verbleiben.

Die Russen setzten bei ihrer Ankunft vor Täbris sofort die Einfuhr von Proviant in die Stadt durch. Eine Weiterführung der Belagerung mußte nunmehr zwecklos erscheinen. Die Schahtruppen zogen ab, die Russen blieben jedoch bei Täbris stehen.

Die Streitkräfte der Nationalisten und des Schahs.

Um Mitte Juni stand die allmählich auf 1000 bis 1500 Mann angewachsene Abteilung des Sipehdar an der Straße Teheran—Rescht bei Kaswin. Sie war modern ausgerüstet und verfügte über vier Gebirgsgeschütze. Fast alle Leute waren beritten. Es scheint auch, daß allmählich eine gewisse militärische Ausbildung und Disziplinierung dieser Kräfte erzielt worden war.

Auch die um Isfahan stehenden Bachtiaren waren sämtlich beritten; sie führten jedoch in der Mehrzahl nur alte Martinigewehre; in der Stadt waren ihnen zwei Gebirgsgeschütze in die Hände gefallen. Den Vormarsch auf Teheran haben nur etwa 1000 Mann unter der Führung Sardar Assats, eines Bruders des Bachtiaren-Chefs Samsan-es-Saltaneh, mitgemacht.

Skizze 37.

Von den Truppen des Schahs befanden sich Mitte Juni 350 Kasaken mit einigen Maschinengewehren unter dem russischen Hauptmann Sapolski bei Keredj zum Schutze des dortigen Flußüberganges, etwa 200 Kasaken und mehrere hundert Reguläre südlich Teheran bei Schahzade Abdul Azim und 700 Kasaken in der Stadtkaserne zu Teheran. Etwa 1500 Reguläre bildeten die Leibwache des Schahs beim Schlosse Saltanetabad nördlich der Hauptstadt. Weit nach Süden hinausgeschoben standen endlich südlich Kaschan (Skizze 36) 3000 Mann Reguläre mit vier Geschützen.

Der Schah hatte sich nach Möglichkeit auf den Kampf vorbereitet. Der Inhalt der Zeughäuser in Teheran war nach Saltanetabad überführt worden, wo ein russischer Offizier, Rittmeister Kabejow, den Befehl über die Leibwache übernommen hatte. Der Dienst innerhalb der Kasaken-Brigade wurde schärfer gehandhabt, die Disziplin scheint sich gehoben zu haben.

Um den 20. Juni begannen der Sipehdar und Sardar Assat von Nordwesten und Süden langsam gegen Teheran vorzurücken. Die Schah-Truppen bei Kaschan wichen, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zurück.

Verhandlungen, die in der Folge zwischen dem Schah und seinen Gegnern mehrfach gepflogen worden sind, führten zu keinem Ergebnis. Daß sich der Herrscher von einem neu zu berufenden Parlament nicht viel Gutes versprach, ist einleuchtend. Das Band des Vertrauens zwischen Krone und Volk war gerissen.

Neues Eingreifen Rußlands.

Anderseits lag es im russischen Interesse, daß der Schah durch die freiheitliche Bewegung in seinen Rechten nicht zu sehr eingeschränkt oder gar entthront wurde. Hatte sich doch das Parlament bisher stets englandfreundlich erwiesen.

Schon früher hatte man russischerseits versucht, den Vormarsch des Sipehdar von Rescht aus zu verhindern; nunmehr traf man Maßregeln, um in die bei Teheran zu erwartenden Kämpfe eingreifen zu können. Am 3. Juli wurde in einer Zirkularnote an die Mächte ausgeführt, daß die russische Regierung zwar an dem Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse Persiens festhalte, es aber doch für nötig erachte, Truppen über Enseli (nordwestlich Rescht) einrücken zu lassen. Man müsse bedenken, daß im Falle einer Wegnahme von Teheran durch die Nationalisten die europäischen Gesandtschaften, Institutionen und Untertanen in eine äußerst gefährliche Lage geraten und vom Verkehr mit Enseli abgeschnitten werden könnten. Ausdrücklich wurde dann hinzugefügt: „Die russischen Truppen werden Persien wieder verlassen, wenn Leben und Vermögen der russischen und ausländischen Untertanen vollkommen gesichert erscheinen".

Diese Note spornte die Nationalisten zu rascherem Vorgehen an. Hatte doch Ende April das Erscheinen einer schwachen russischen Abteilung einen völligen Umschwung der Lage bei Täbris herbeigeführt. Ähnliches konnte sich auch in Teheran wiederholen.

Am 27. Juni befand sich Sardar Assat bei Kum, der Sipehdar mit seinen vordersten Abteilungen bei Jangiimon.*) Nunmehr handelte es sich darum, eine Vereinigung der beiden schwachen getrennten Gruppen herbeizuführen. Die Bachtiaren bogen deshalb bald hinter Kum von der Teheraner Straße nach Nordwesten ab. Etwa am 3. Juli erschienen sie bei Rabatkerim.

Skizze 36.

Kämpfe westlich Teheran.

Der Sipehdar war indessen auf Keredj weitermarschiert. Das Detachement Sapolski wich vor ihm ohne Kampf zurück; der Übergang fiel am Abend des 3. unversehrt in die Hände der Vorhut unter Efrem. Dieser setzte noch in der Nacht vom 3. zum 4. Juli den Marsch in östlicher Richtung fort. Im Morgengrauen des 4. stieß er auf Sapolski bei Schahabad. Ein übereilter Angriff der Nationalisten wurde abgeschlagen, sie verloren ein Gebirgsgeschütz.

Den Truppenführern des Schahs ist um diese Zeit vielleicht der Gedanke gekommen, mit ganzer Macht die feindlichen Gruppen in ihrer Trennung anzugreifen. Zu einem so kühnen Entschlusse vermochten sie sich jedoch in der Sorge um die Hauptstadt, in der die Stimmung immer erregter wurde, nicht aufzuschwingen. Immer wurden nur Teile entsendet. So stießen jetzt 100 Kasaken mit zwei Geschützen und mehrere hundert Reguläre unter Emir Mufakham gegen Rabatkerim vor. Sie hatten dabei den unerwarteten Erfolg, daß etwa 300 Bachtiaren mit dem Führer Sardar Assat bei diesem Orte eingeschlossen wurden. Um den Vorteil auszunutzen, fehlten indessen die Kräfte; am 8. Juli gelang es den Eingeschlossenen durchzubrechen.

Der Sipehdar war, wohl unter dem Eindrucke des Mißerfolges Efrems vom 4. Juli, zunächst bei Keredj verblieben. Ihm gegenüber stand die Abteilung Sapolski noch bei Schahabad; ihr Führer hatte sich nach Teheran begeben und war durch den Rittmeister Perebinossow ersetzt worden. Erst am 8. traten die Nationalisten den Weitermarsch an. Am selben Tage noch stellten ihre beiden Abteilungen südlich Alischabaz Fühlung miteinander her. Am 9. rastete man; ein Kriegsrat beschloß, sofort auf Teheran vorzugehen.

Am 10. früh sah man sich indessen von Süden her angegriffen, anscheinend von denselben Kräften, die Sardar Assat vor einigen Tagen in Rabatkerim eingeschlossen hatten. Der Tag verging mit Scharmützeln in der Gegend südlich Karatepe.

Den Einbruch der Dunkelheit benutzten die Nationalisten, um sich weiter nach

*) Eine russische Abteilung von einem Bataillon, viereinhalb Sotnien und einer Batterie erreichte Kaswin erst am 11. Juli.

Osten zu schieben. Bis zum Morgen des 11. Juli wurden auch Badamek, J. 3. Abdullah und Seidabad von ihnen besetzt. Den Weg nach Teheran fand man aber versperrt. Bei Ahmedabad waren unterdessen aus Teheran unter der Führung Sapolskis etwa 200 Kasaken mit drei Geschützen eingetroffen, von Schahabad her entwickelte sich Perebinossow; den Befehl über beide Abteilungen führte Oberstleutnant Blasnow. Bis zum Abend des 12. änderte sich trotz dauernder Plänkeleien wenig an dieser Lage. Die Schah-Truppen begannen Badamek von Westen her zu umfassen.

Nächtlicher Durchbruch der Nationalisten.

Die Nationalisten beschlossen nunmehr, in der Nacht zwischen den Abteilungen Perebinossow und Sapolski in Richtung Derescht durchzubrechen. Um 11° Abends ritt die Vorhut des Sipehdar unter Efrem von Seidabad ab; Sardar Assat mit den Bachtiaren und der Rest der Truppen des Sipehdar folgten. Eine Nachhut von etwa 700 Mann mit einigen Geschützen verblieb bei Badamek, am Morgen mußte sie auf Alischabaz ausweichen. Bis dahin schienen die Schah-Truppen aber den Abzug der Nationalisten gar nicht bemerkt zu haben.

Skizze 38.

An der Umwallung von Teheran*) fanden die Nationalisten nur geringen Widerstand. Auch die wenigen Innenwachen wurden schnell überwältigt. Gegen 9° vormittags war der Nordteil der Stadt in den Händen der Angreifer. Der Sipehdar schlug sein Hauptquartier im Parlamentsgebäude auf. Sicherungsabteilungen wurden an den nach Norden, Westen und Osten führenden Toren und auf den Hauptstraßen gegen die noch vom Gegner besetzten Stadtteile ausgestellt.

Kämpfe in Teheran.

In Teheran verfügte Oberst Liachow zunächst nur über 500 bis 600 Mann. Er beschloß, sich auf die Verteidigung der beiden großen Plätze und des Arsenals zu beschränken. An der Nordwestecke des Meidan-i-Maschk, gegenüber der deutschen Schule, hatte er einen Turm zur Verteidigung einrichten lassen. Nunmehr wurden die auf beide Plätze ausmündenden Straßen durch Barrikaden gesperrt, hinter denen Geschütze und Maschinengewehre Aufstellung fanden. Gegen Mittag des 13. trafen dann noch Teile der Abteilungen ein, die unter Oberstleutnant Blasnow gegen Westen vorgeschoben gewesen waren; die Gegend von Kasrkadjar nördlich der Stadt erreichte

Skizze 37.

Skizze 38.

*) Teheran ist eine quadratisch gebaute Stadt von etwa 4 km Seitenlänge. Sie wurde vom Schah Nasr-ed-Din im Jahre 1871 mit einer bastionierten Umwallung und einem 6 m tiefen und 15 bis 30 m breiten Graben versehen, der bei einer Belagerung mit Wasser gefüllt werden sollte. Da aber das Gelände im Norden 17 m höher liegt als im Süden, erwies sich diese Absicht als undurchführbar. Die Stadt hat mehrere große Plätze, wie den Meidan-i-Maschk und den Meidan-i-Tupchaneh, an dem sich die Reichsbank, das Arsenal, die Hauptwache und das persische Telegraphenamt befinden.

Nur in seinem nördlichen Teile besitzt Teheran einige gute Straßen und Boulevards, die bei Dunkelheit beleuchtet werden. Hier liegen auch die Wohnsitze der Europäer, die Gesandtschaften, das unter deutscher Leitung stehende Regierungshospital und die deutsche Schule. Im Nordosten befindet sich das Parlamentsgebäude, das während der Kämpfe im Juni 1908 von Teilen der Kasaken-Brigade erstürmt worden war. Im Süden der Stadt sind enge, krumme Straßen und gedeckte Basare vorherrschend.

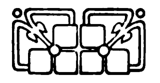
Blasnow selbst mit etwa 300 Mann. Um Saltanetabad müssen sich noch etwa 4000 Mann Reguläre befunden haben.

Demgegenüber waren die Nationalisten weit in der Minderzahl. Nur etwa 1000 Mann scheinen in die Stadt eingedrungen zu sein, die Nachhut ist von Alischabaz erst am 15. herangekommen. Die Bevölkerung von Teheran hatte die „Befreier" zwar freudig empfangen; nennenswerte Teile von ihr scheinen sich indessen an den nachfolgenden Kämpfen nicht beteiligt zu haben.

Bis zum 16. haben diese angedauert. Sie sind von beiden Seiten recht schwächlich geführt worden, nur am 14. haben Truppen des Schahs von außen her in sie eingegriffen. Gegen Abend gingen reguläre Truppen aus der Gegend von Kasrkadjar aus vor. Zu ihrer Unterstützung waren einige Geschütze dort in Stellung gebracht worden. Die Nationalisten ließen einen Teil der Angreifer, etwa 150 bis 200 Mann, in die Umwallung hinein und fielen dann von allen Seiten über sie her. Daraufhin scheint der Angriff nicht wiederholt worden zu sein.

Noch am 15. war jedoch die Lage der Schah-Truppen recht günstig. In der Stadt behauptete Liachow alle seine Stellungen. In das Gelände nördlich Teheran waren die Nationalisten überhaupt noch nicht vorgedrungen. Da gab am 16. früh der Schah den Kampf auf. Er verließ sein Schloß und siedelte in die russische Gesandtschaft über. Am Abend desselben Tages riefen die Führer der Nationalisten den jungen Thronfolger Ahmed-Mirza zum Schah aus.

Auch Oberst Liachow stellte nunmehr die Feindseligkeiten ein. Die Reste der Kasaken-Brigade wurden den Nationalisten als Polizeitruppe zur Verfügung gestellt. Damit hatten die Kämpfe in Nordpersien ihren vorläufigen Abschluß erreicht.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

Osten zu schieben. **Bis zum Morgen des 11. Juli wurden auch Badamek, J. Z. Abdullah und Seidabad von ihnen besetzt. Den Weg nach Teheran fand man aber** versperrt. Bei Ahmedabad waren unterdessen aus Teheran unter der Führung Sapolskis etwa 200 Kasaken mit drei Geschützen eingetroffen, von Schahabad her entwickelte sich Perebinossow; den Befehl über beide Abteilungen führte Oberstleutnant Blasnow. Bis zum Abend des 12. änderte sich trotz dauernder Plänkeleien wenig an dieser Lage. Die Schah-Truppen begannen Badamek von Westen her zu umfassen.

Nächtlicher Durchbruch der Nationalisten.

Die Nationalisten beschlossen nunmehr, in der Nacht zwischen den Abteilungen Perebinossow und Sapolski in Richtung Derescht durchzubrechen. Um 11° Abends ritt die Vorhut des Sipehdar unter Efrem von Seidabad ab; Sardar Assat mit den Bachtiaren und der Rest der Truppen des Sipehdar folgten. Eine Nachhut von etwa 700 Mann mit einigen Geschützen verblieb bei Badamek, am Morgen mußte sie auf Alischabaz ausweichen. Bis dahin schienen die Schah-Truppen aber den Abzug der Nationalisten gar nicht bemerkt zu haben.

Skizze 38.

An der Umwallung von Teheran*) fanden die Nationalisten nur geringen Widerstand. Auch die wenigen Innenwachen wurden schnell überwältigt. Gegen 9° vormittags war der Nordteil der Stadt in den Händen der Angreifer. Der Sipehdar schlug sein Hauptquartier im Parlamentsgebäude auf. Sicherungsabteilungen wurden an den nach Norden, Westen und Osten führenden Toren und auf den Hauptstraßen gegen die noch vom Gegner besetzten Stadtteile ausgestellt.

Kämpfe in Teheran.

In Teheran verfügte Oberst Liachow zunächst nur über 500 bis 600 Mann. Er beschloß, sich auf die Verteidigung der beiden großen Plätze und des Arsenals zu beschränken. An der Nordwestecke des Meidan-i-Maschk, gegenüber der deutschen Schule, hatte er einen Turm zur Verteidigung einrichten lassen. Nunmehr wurden die auf beide Plätze ausmündenden Straßen durch Barrikaden gesperrt, hinter denen Geschütze und Maschinengewehre Aufstellung fanden. Gegen Mittag des 13. trafen dann noch Teile der Abteilungen ein, die unter Oberstleutnant Blasnow gegen Westen vorgeschoben gewesen waren; die Gegend von Kasrkadjar nördlich der Stadt erreichte

Skizze 37.

Skizze 38.

*) Teheran ist eine quadratisch gebaute Stadt von etwa 4 km Seitenlänge. Sie wurde vom Schah Nasr-ed-Din im Jahre 1871 mit einer bastionierten Umwallung und einem 6 m tiefen und 15 bis 30 m breiten Graben versehen, der bei einer Belagerung mit Wasser gefüllt werden sollte. Da aber das Gelände im Norden 17 m höher liegt als im Süden, erwies sich diese Absicht als undurchführbar. Die Stadt hat mehrere große Plätze, wie den Meidan-i-Maschk und den Meidan-i-Tupchaneh, an dem sich die Reichsbank, das Arsenal, die Hauptwache und das persische Telegraphenamt befinden.

Nur in seinem nördlichen Teile besitzt Teheran einige gute Straßen und Boulevards, die bei Dunkelheit beleuchtet werden. Hier liegen auch die Wohnsitze der Europäer, die Gesandtschaften, das unter deutscher Leitung stehende Regierungshospital und die deutsche Schule. Im Nordosten befindet sich das Parlamentsgebäude, das während der Kämpfe im Juni 1908 von Teilen der Kasaken-Brigade erstürmt worden war. Im Süden der Stadt sind enge, krumme Straßen und gedeckte Basare vorherrschend.

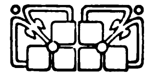
Blasnow selbst mit etwa 300 Mann. Um Saltanetabad müssen sich noch etwa 4000 Mann Reguläre befunden haben.

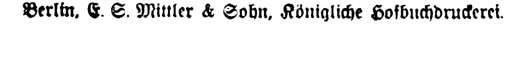
Demgegenüber waren die Nationalisten weit in der Minderzahl. Nur etwa 1000 Mann scheinen in die Stadt eingedrungen zu sein, die Nachhut ist von Alischabaz erst am 15. herangekommen. Die Bevölkerung von Teheran hatte die „Befreier" zwar freudig empfangen; nennenswerte Teile von ihr scheinen sich indessen an den nachfolgenden Kämpfen nicht beteiligt zu haben.

Bis zum 16. haben diese angedauert. Sie sind von beiden Seiten recht schwächlich geführt worden, nur am 14. haben Truppen des Schahs von außen her in sie eingegriffen. Gegen Abend gingen reguläre Truppen aus der Gegend von Kasrkadjar aus vor. Zu ihrer Unterstützung waren einige Geschütze dort in Stellung gebracht worden. Die Nationalisten ließen einen Teil der Angreifer, etwa 150 bis 200 Mann, in die Umwallung hinein und fielen dann von allen Seiten über sie her. Daraufhin scheint der Angriff nicht wiederholt worden zu sein.

Noch am 15. war jedoch die Lage der Schah-Truppen recht günstig. In der Stadt behauptete Liachow alle seine Stellungen. In das Gelände nördlich Teheran waren die Nationalisten überhaupt noch nicht vorgedrungen. Da gab am 16. früh der Schah den Kampf auf. Er verließ sein Schloß und siedelte in die russische Gesandtschaft über. Am Abend desselben Tages riefen die Führer der Nationalisten den jungen Thronfolger Ahmed-Mirza zum Schah aus.

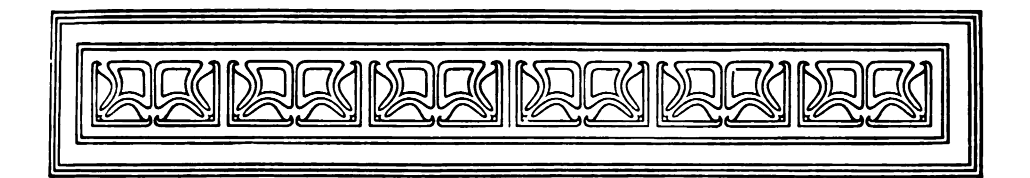
Auch Oberst Liachow stellte nunmehr die Feindseligkeiten ein. Die Reste der Kasaken-Brigade wurden den Nationalisten als Polizeitruppe zur Verfügung gestellt. Damit hatten die Kämpfe in Nordpersien ihren vorläufigen Abschluß erreicht.





Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.





Aus den Denkwürdigkeiten und Militärischen Werken des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

III. Zusammensetzung der Hauptquartiere. — Wahl des Feldherrn. — Freiheit des Handelns.*)

Die Zusammensetzung des Hauptquartiers einer Armee ist von einer Wichtigkeit, die nicht immer genügend erkannt wird. Es gibt Feldherren, die keines Rats bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat. Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgends Rat zu holen und alles aus sich selbst zu wollen. In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirats nicht entbehren wollen. Dieser kann sehr wohl das Ergebnis gemeinsamer Erwägungen einer kleineren oder größeren Zahl von Männern sein, deren Bildung und Erfahrung sie vorzugsweise zu einer richtigen Beurteilung befähigt. Aber in dieser Zahl schon darf nur eine Meinung, vorbehaltlich seiner eigenen Prüfung, und nur durch den einen dazu Befugten vorgetragen werden. Ihn wähle der Feldherr nicht nach der Rangliste, sondern nach seinem vollen persönlichen Vertrauen. Möge auch das Angeratene nicht jedesmal das unbedingt Beste sein, sofern nur folgerecht und beständig in derselben Richtung gehandelt wird, kann die Sache immer noch einer gedeihlichen Entwickelung zugeführt werden: man wird in dem erschwerenden Element der Kriege selten das Ideale er-

*) Quellen:
Italienischer Feldzug 1859.
Denkwürdigkeiten 3, 4, 5.
Kritische Aufsätze 1864, 1870.
Militärische Korrespondenz 1864, 1870/71.
Preußisches Generalstabswerk 1864, 1866, 1870/71.
Taktisch-strategische Aufsätze:
Bemerkungen zu den Generalstabsreisen.
Konzentrationen.
Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 36.



reichen, aber selbst das Mittelmäßige kann noch den Zweck erreichen. Dem Kommandierenden bleibt dabei, vor dem Ratgeber, das unendlich schwererwiegende Verdienst, die Verantwortlichkeit für die Ausführung übernommen zu haben.

Man umgebe aber einen Feldherrn mit einer Anzahl von einander unabhängiger Männer, — je mehr, je vornehmer, ja je gescheiter, um so schlimmer, — er höre bald den Rat des einen, bald des anderen; er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkt, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann die durchaus begründeten Einwürfe eines dritten und die Abhilfevorschläge eines vierten an, — so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohl motivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird.

In einer beratenden Versammlung wird das Für und Wider mit so guten und unwiderlegbaren Gründen belegt, daß eines das andere aufhebt. Der positive Vorschlag hat die unzweifelhaftesten Bedenken gegen sich, die Negation bleibt im Recht, und alles vereinigt sich auf dem neutralen Boden des Nichtstuns. So gibt es auch in jedem Hauptquartier eine Anzahl von Leuten, die mit großem Scharfsinn alle Schwierigkeiten bei jeder vorgeschlagenen Unternehmung hervorzuheben wissen. Bei der ersten eintretenden Verwicklung weisen sie überzeugend nach, daß sie alles vorhergesagt haben. Sie sind immer im Recht, denn da sie selbst nicht leicht etwas Positives vorschlagen, viel weniger noch ausführen, so kann der Erfolg sie nie widerlegen. Diese Männer der Negative sind das Verderben der Heerführer.

Am unglücklichsten ist aber der Feldherr, der noch eine Kontrolle über sich hat, der er an jedem Tag, in jeder Stunde Rechenschaft von seinen Entwürfen, Plänen und Absichten legen soll: einen Delegaten der höchsten Gewalt im Hauptquartier oder doch einen Telegraphendraht im Rücken. Daran muß jede Selbständigkeit, jeder rasche Entschluß, jedes kühne Wagen scheitern, ohne die doch der Krieg nicht geführt werden kann. Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.

Es ist immer sehr mißlich, positive Befehle aus der Ferne zu geben. Ist die höchste militärische Autorität nicht bei der Armee, so muß sie dem Führer freie Hand lassen. Der Krieg läßt sich eben nicht vom grünen Tisch aus führen, die oft augenblicklichen Entschlüsse können nur an Ort und Stelle nach den dort zu beurteilenden Verhältnissen gefaßt werden.

Ist also einmal der Krieg erklärt, so muß dem Oberfeldherrn die volle Freiheit gelassen werden, nach eigenem Ermessen zu handeln. Seine Wahl ist eine Frage von der weitreichendsten Bedeutung, die leider in sehr vielen Fällen nach konventionellen und persönlichen Rücksichten erledigt wird. Eine schwere Verantwortung lastet auf ihm, vor Gott und seinem Gewissen — die vor einem Staatsgerichtshof verschwindet daneben. — Denn der Kommandierende einer Armee, der im Begriff steht, ein Unternehmen auszuführen, dessen Folgen nie gesichert sind, oder der Staatsmann, der eine große Politik zu leiten hat, wird sich nicht durch die Besorgnis abhalten

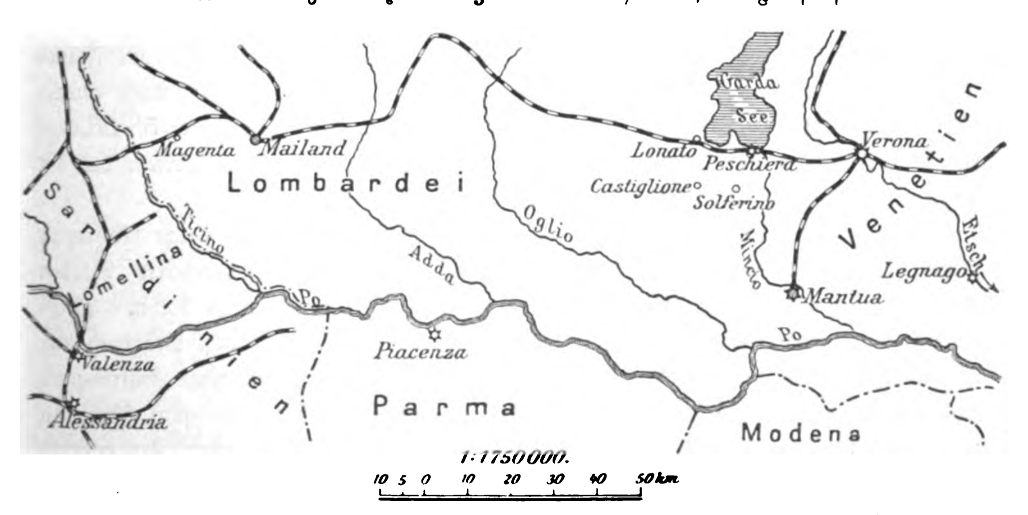
lassen, daß er vor ein Kriegsgericht oder vor das Stadtgericht zu Berlin gestellt werden kann. Er trägt eine ganz andere Verantwortung vor Gott und seinem Gewissen, für das Leben von Tausenden seiner Leute und das Wohl des Staates. Er hat mehr zu verlieren als bloß seine Freiheit und sein Vermögen.

Und deshalb ist überall der Monarch der richtige Oberfeldherr, der nach der Theorie zwar unverantwortlich ist, in Wirklichkeit aber die schwerste Verantwortlichkeit trägt: denn wer setzt mehr als er ein, wo es sich um Krone und Zepter handelt?

1859.

In der ersten Hälfte des Feldzuges von 1859 in Italien war das österreichische Armeeoberkommando der Militärzentralkanzlei in Wien untergeordnet, Graf Gyulai hatte demnach noch eine Kontrolle über sich, einen „Telegraphendraht im Rücken". Schon hierdurch wurde er in seinen Entschlüssen gelähmt; dazu kam, daß Feldzeugmeister Heß wiederholt von Wien aus in das Hauptquartier nach Italien gesendet wurde, als „Delegat der höchsten Gewalt", und zwar mit solchen Vollmachten, daß er auch ohne weiteres als Oberbefehlshaber hätte auftreten können, wenn er es für nötig gehalten. Seine Anwesenheit, zumal am Abend der Schlacht von Magenta, konnte, wenn er nicht den Oberbefehl übernahm, nur die Unsicherheit vermehren. Endlich aber fehlten im Stabe des Feldherrn selbst alle Vorbedingungen für einen einheitlichen Entschluß: vor allem harmonierte Gyulai nicht mit seinem Chef des Generalstabes, Oberst Kuhn.

Der dienstliche Verkehr des Oberbefehlshabers in der Lombardei mit der Zentralkanzlei war bereits vor dem Kriege auf Schwierigkeiten gestoßen, insbesondere hatte Gyulai mit seinen Vorschlägen zur Verstärkung der Armee in Italien keinen Erfolg, weil man in Wien bis zum letzten Augenblick bemüht war, die Hauptoperationen an



den Rhein zu verlegen, stets in der Meinung befangen, Napoleon werde dieselbe Absicht haben. Ein Umschwung in dieser Auffassung trat erst am 1. Mai ein, als die Tatsachen das Gegenteil bewiesen.

Die nunmehr von Wien aus an den Oberbefehlshaber abgehende telegraphische Weisung über die weiteren Operationen bezeichnete den „Kriegsschauplatz in Italien vorwiegend“; sie soll aber nach Gyulais eigener Angabe verstümmelt in seine Hände gelangt sein und nunmehr gelautet haben, der eigentliche Kriegsschauplatz liege bei Verona. Bis zum 3. Mai zeigen die Anordnungen Gyulais jedenfalls mehr offensive Absichten: er will von der Lomellina aus bei Valenza durchbrechen, die Piemontesen zurückwerfen und sich dann gegen die Franzosen wenden. Von da ab bis Ende Mai tastet er mit seinem Heere unsicher in der Lomellina umher und geht schließlich hinter den Ticino zurück, gleichsam unter der Hypnose stehend: Rückzug auf Verona. Dies trat besonders am 5. Juni, dem Tage nach der Schlacht von Magenta, hervor. Im österreichischen Hauptquartier hatte man am Abend des 4. keineswegs das Gefühl gehabt, geschlagen zu sein: Graf Gyulai beabsichtigte damals anscheinend noch, am 5. den Angriff der Franzosen abzuwarten und dann zur Offensive überzugehen. Nachrichten über den Zustand der Truppen bestimmten ihn indes in der Frühe des 5., sich für den Rückzug zu entscheiden. An diesem Entschlusse hielt Gyulai fest, trotz aller Bemühungen, auch aus der Truppe heraus, ihn davon abzubringen. In erster Linie trat General von Ramming, Kommandeur einer Brigade des III. Armeekorps, dafür ein, wenigstens Halt zu machen. Mitten im Drange der Begebenheiten und unter den Eindrücken des Tages vorher hatte er die feste Überzeugung gewonnen, daß die Franzosen weit davon entfernt seien, die österreichische Armee zu verfolgen. Viel eher glaubte er sie selbst auf dem Rückzuge begriffen; jedenfalls könne man ohne alle Gefahr Halt machen, aufmarschieren und sich erst besinnen. Wollte man heute, am 5., die Schlacht nicht mehr erneuern, so hindere doch nichts, alle Kräfte zu versammeln und am folgenden Tage die Offensive zu ergreifen. Zunächst am Feinde stehend, hatte Ramming sich von dessen völliger Untätigkeit überzeugt. Auch andere Generale des III. Korps teilten diese Anschauung. Ramming richtete am 5. Mittags ein Privatschreiben an den Obersten Kuhn mit der Bitte, dahin zu wirken, daß die Armee zum Stehen komme.

Daß der Feind so gar nicht suchte, aus dem ihm überlassenen Siege Nutzen zu ziehen, hatte auch im Hauptquartier diejenigen in ihrer Meinung bestärkt, die den Rückzug nicht für geboten erachteten. Zu ihnen gehörte der Oberst Kuhn. Allein Gyulai trat dieser Ansicht nicht bei. Freilich bildete die Schlacht von Magenta nur den Abschluß einer Reihe von unglücklichen Operationen. Die erfolglose Anstrengung während eines Zeitabschnittes von 6 Wochen mochte dem Führer — ganz abgesehen von jener Weisung aus Wien — auch das Vertrauen geraubt haben, ein besseres

Resultat erlangen zu können, als die Armee vor weiteren Verlusten zu schützen und sie dem Kaiser möglichst intakt am Mincio zuzuführen, wo man Verstärkung fand und die Festungen zur Geltung kamen.

Erst in der zweiten Hälfte des Feldzuges übernimmt der österreichische Monarch den Oberbefehl. Die Entlassung des Grafen Gyulai war durch die Verhältnisse geboten gewesen. Wenngleich die Armee im allgemeinen an Haltung nichts eingebüßt, so hatten doch die Ereignisse unter allen Graden der Offiziere eine derartige Mißstimmung gegen die obere Leitung erregt, daß der Wechsel im Kommando erforderlich schien, um das erschütterte Vertrauen wieder herzustellen.

Im kaiserlichen Hauptquartier zu Verona stand an der Spitze der Operationskanzlei der Feldzeugmeister Heß; Souschef des Generalstabes war, seit dem 14. Juni aus der Front berufen, General von Ramming. Indes trotz Anwesenheit des Monarchen fehlte auch hier Übereinstimmung.

Als Mitte Juni die seit Magenta im Rückzug befindliche Armee das Höhengelände südlich des Garda-Sees erreicht hatte, fragte es sich, ob sie dort stehen bleiben oder den Rückzug bis hinter den Mincio fortsetzen solle.

General von Ramming war für Stehenbleiben, nicht sowohl wegen der Vorteile, die das Gelände bot, als auch der Truppen wegen, die die Wiederaufnahme der Gefechtstätigkeit mit Freuden begrüßen würden.

Feldzeugmeister Heß sprach sich für weiteren Rückzug aus, damit die Armee sich sammeln, ausruhen und sich mit allen vorhandenen Mitteln für spätere Offensive verstärken könne.

Der Kaiser entschied sich zunächst für den Rückzug.

Die entsprechenden Befehle ergingen für den 16. Juni.

Auf Rammings Vorschlag wurde indes im Laufe dieses Tages der bereits angetretene Rückmarsch eingestellt und die Besetzung der Stellung Lonato—Castiglione am Westabhang jener dem Garda-See nach Süden vorgelagerten Höhen befohlen.

Doch bald kam eine andere Auffassung der Lage im Allerhöchsten Hauptquartier zur Geltung. Bereits am 18. lag es nicht mehr in der Absicht des Kaisers, jene Stellung zu behaupten; der Rückzug hinter den Mincio sollte angetreten werden, falls der Feind im Verlaufe des 19. und 20. Juni keinen Angriff unternehme.

Am 19. Juni hatte wieder der Gedanke der Offensive die Oberhand gewonnen.

Schließlich wurde am 21. und 22. doch der Rückzug ausgeführt. Es bedarf keiner näheren Erläuterung, welch ungünstigen Einfluß diese häufig wechselnden Entschlüsse und die dadurch notwendig werdenden Hin- und Hermärsche auf die Stimmung der Truppen haben mußten.

Am 23. Juni rückten die Österreicher wieder über den Mincio vor, am Tage darauf wurden sie bei Solferino geschlagen.

1864.

Auf dänischer Seite machte sich 1864 ein unhaltbarer Dualismus in der obersten Kriegsleitung von Beginn des Feldzuges an geltend: das Heer war nicht dem Könige, sondern nach der parlamentarischen Schablone dem Kriegsminister unterstellt: „Der Krieg läßt sich aber nicht vom grünen Tisch aus führen, die oft augenblicklichen Entschlüsse können nur an Ort und Stelle, nach den nur dort zu beurteilenden Verhältnissen gefaßt werden." Ein der Nation verantwortlicher Minister wird unter dem Druck der öffentlichen Stimmung, schwungvoller Phrasen in der Nationalversammlung und dem Geschrei der Parteien schwerlich aus rein militärischen Rücksichten verfahren.

Was sollte aber der kommandierende General de Meza aus einer ministeriellen Instruktion machen, die auf der einen Seite den höchsten Wert auf die Behauptung der Danewerkstellung legt, die hervorhebt: „daß hierbei gar keine Rücksicht auf das Material zu nehmen sei, daß die Benutzung des Positionsgeschützes noch im letzten Augenblicke das Schicksal des Tages zu wenden vermöge", auf der anderen Seite es aber für ebenso nötig erklärt: „bei den obwaltenden politischen Verhältnissen den Kampf um die Danewerke nicht soweit zu führen, daß das Dasein des Heeres kompromittiert werde".

Man kann es nur billigen, daß der tapfere General de Meza hier das Richtige — Räumung der Danewerke — wählte, ohne sich an den Aufschrei der öffentlichen Meinung zu kehren, deren Opfer er bald darauf wurde.

Der König, erst am 3. Februar bei der Armee eingetroffen, hatte sie am 4. früh auf Veranlassung des Ministerpräsidenten, Bischofs Monrad, verlassen, damit General de Meza freie Hand behielt. Am Abend des 4. wurde, nach Abstimmung im Kriegsrat, der Entschluß gefaßt, die Werke zu räumen.

Hier wäre der Monarch der richtige Oberfeldherr gewesen, denn wer setzt mehr als er ein, wo es sich um Krone und Zepter handelt!

Mezas Nachfolger, General Gerlach, hatte wiederholt darunter zu leiden, daß der Kriegsminister Anordnungen traf, die seinen Ansichten nicht entsprachen. Diese Meinungsverschiedenheiten machten sich bei der Verteidigung der Düppelstellung besonders geltend. Die Regierung wünschte, daß sie bis aufs äußerste gehalten würde, während das Oberkommando an Ort und Stelle die Verhältnisse besser zu beurteilen vermochte und einen langen Widerstand für aussichtslos hielt.

Es kam hinzu, daß der dänische Eskadrechef dem Oberkommandierenden zu Lande nicht unterstellt war und seine Mitwirkung bei einem Anfang April beabsichtigten Ausfall versagte. Die Aktion, die zugleich das Moralische der Truppen gehoben haben würde, unterblieb. Hier machte sich geltend, wie nötig es ist, daß die Verfügung über alle vorhandenen Streitmittel unbedingt in die Hand des *einen zur Stelle befindlichen* Führers gelegt werde.

Schon zuvor hatte General Gerlach nicht unterlassen, das Bedenkliche seiner Lage in Kopenhagen vorzustellen. Aber wie hätte das der Volksvertretung verantwortliche Ministerium nach dem Sturm, den die Räumung der Danewerke in der öffentlichen Meinung erregt hatte, nun auch noch das Verlassen der Düppeler Stellung gutheißen und anbefehlen sollen!

Außerdem stand am 20. April die Londoner Konferenz bevor, und es mochte sehr wünschenswert erscheinen, zu diesem nahen Zeitpunkt noch festen Fuß auf dem Kontinent des Herzogtums zu behaupten, um das es sich vornehmlich handelte. Die Frage, ob dies ohne Aufopferung der Armee zu erreichen sei, vermochte aber füglich nur ihr Führer zu übersehen. Dennoch lief am 11. April vom Kriegsminister der bestimmte Befehl ein, die Düppelstellung aufs äußerste zu behaupten; am 13. wiederholte er ihn schriftlich, am 15. telegraphisch.

Dadurch wurde dann freilich der Kommandierende formell der Verantwortung für die Folgen überhoben; er schickte jedoch eine ausführliche Darlegung der Lage ein: nach seiner Beurteilung mußte die Stellung nur noch leicht besetzt gehalten, bei einem ernstlichen Angriff aber geräumt werden. Der Brückenkopf sicherte den Rückzug und hinter dem Meeresarm konnte die Behauptung von Alsen mit gutem Erfolg fortgesetzt werden.

General Gerlach blieb ohne Antwort auf diese Vorstellung, und die Freiheit des Handelns nach Umständen wurde ihm nicht gewährt.

Am 18. April fiel Düppel.

Der Gegensatz zwischen Oberkommando und Regierung kam endlich auch in der Beurteilung des Wertes von Fredericia zum Ausdruck. Am 24. April sprach sich General Gerlach schriftlich gegen eine Räumung der Festung aus, da Fredericia als letztes gesichertes Ausfalltor auf dem Festlande nach dem Falle von Düppel an Bedeutung gewonnen habe. Trotzdem erging von Kopenhagen aus am Tage darauf die telegraphische und am 26. April die schriftliche Weisung, die Räumung zu beschleunigen und die Besatzung nach Fünen überzuführen. Durch diese Maßnahmen war Dänemark bei Beginn der Konferenz in London allerdings nicht nur im Besitz der Insel Alsen, sondern hatte auch auf Fünen ein starkes Truppenkorps, während eine Division den nördlichsten Teil von Jütland besetzt hielt. Immerhin hätte man wenigstens den Versuch machen sollen, wegen Übergabe des Platzes zu verhandeln und Bedingungen dafür zu stellen. Bei dem Wert, den das deutsche Oberkommando auf Fredericia legen zu müssen glaubte, würde dasselbe voraussichtlich die Zurückführung allen Materials bewilligt und die unbeschädigte Rückgabe der Werke bei endlicher Regelung verheißen haben.

Eine große Rolle bei den von Kopenhagen aus getroffenen militärischen Anordnungen spielte übrigens auch die eigene Sicherheit der Regierung: solange die politischen Machthaber völlig sicher saßen, forderten sie von der Armee den Widerstand

gegen alle Überlegenheit, die Ertragung der größten Leiden und die Gefahr der Vernichtung. Sie ließen es sich auch nicht anfechten, daß Jütland die ganze Schwere einer feindlichen Okkupation allein zu tragen hatte. Man könnte hierin eine Charaktergröße wie die des römischen Senats sehen, der den Acker versteigern ließ, auf dem Brennus lagerte, wenn nicht der dänische Senat völlig in Kleinmut umgeschlagen wäre, als die Wegnahme von Alsen, die ernstliche Bedrohung von Fünen und die unentschiedenen Gefechte der Flotte in Ost- und Nordsee die Inseln gefährdet erscheinen ließen. Die beispiellose Preisgebung von Fredericia und die beschleunigte Herbeiführung der Friedenspräliminarien sind dafür unwiderlegliche Beweise.

Auf Seite der verbündeten Preußen und Österreicher konnte bei der geringen Stärke der Streitkräfte für den Oberbefehl ein Monarch nicht in Frage kommen, zumal es sich ursprünglich nur um eine Bundesexekution gehandelt hatte. Der Oberbefehl wurde vielmehr zunächst dem preußischen Generalfeldmarschall Grafen Wrangel übertragen. In seinem Stabe ist anscheinend nicht immer Einigkeit vorhanden gewesen, doch vermied man es von Berlin aus nach Möglichkeit, sich einzumischen; allerdings wurde Mitte Februar der Chef des Generalstabes der Armee in das Hauptquartier geschickt, aber nur, um die Absichten Wrangels zu erfahren. Seine dauernde Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz hätte ohne bestimmten amtlichen Wirkungskreis und ohne offizielle Stellung und Machtbefugnis kaum etwas ändern können, gab es doch der nicht etatsmäßigen und daher unverantwortlichen Ratgeber genug. Stets ist, von Beginn der Operationen an, in Berlin das Bestreben vorherrschend, dem Feldherrn Freiheit des Handelns zu lassen, soweit es die politischen Verhältnisse gestatten: der vom Chef des Generalstabes der Armee entworfene Operationsplan geht daher Wrangel durch den Kriegsminister*) nur zur Kenntnis zu; er enthielt allgemeine Grundsätze für die Operationen, die in der Vernichtung der dänischen Landarmee und rastlosen Ausnutzung des Sieges gipfelten, und besondere Vorschriften für die ersten Tage nach Überschreiten der Eider. Ob Graf Wrangel danach handeln würde, mußte ihm überlassen bleiben, besonders konnten jene Einzelanordnungen nicht bindend sein, weil manche nicht vorauszusehende Ereignisse sie wesentlich modifizieren mußten.

Nachdem der Angriff auf Düppel dem Prinzen Friedrich Karl übertragen worden war, bringt der Chef des Generalstabes der Armee in Berlin darauf, daß dem Prinzen volle Freiheit gelassen werde, denn ihm bleibt die volle Verantwortlichkeit für die Ausführung: er muß für alle und jede Maßregel freie Hand behalten, auch eine Landung auf Alsen darf man ihm nicht unbedingt verbieten, weil glückliche Umstände selbst dies Wagnis möglich machen können: nur auf die Schwierigkeiten des Unternehmens ist der Prinz aufmerksam zu machen.

*) Erst von 1866 an übermittelt der Chef des Generalstabes der Armee die Weisungen des Königs an die im Felde stehenden Kommandos.

Auch der König versichert dem Prinzen schriftlich, daß weder er noch der Kriegsminister daran denken, Hofkriegsrat spielen zu wollen, beiden liegt es fern, Befehle für die Operationen zu geben, sie halten sich aber für verpflichtet, ihre Ansichten auszusprechen, die der Prinz nach Umständen benutzen kann.

Nach Erstürmung der Düppeler Schanzen werden die weiteren Operationen — Besetzung von Jütland und Besitzergreifung von Fünen — Wrangel, wiederum auf Veranlassung des Chefs des Generalstabes der Armee, nicht etwa befohlen, sondern nur zur Durchführung angeraten. Es mußte dies schriftlich von Berlin aus geschehen, nachdem bei der Anwesenheit des Königs im Hauptquartier am 21. April versäumt worden war, bestimmt festzustellen, was nach dem eben erfochtenen Siege weiter geschehen solle. Vielleicht hätte man dabei auch die Stimme des Chefs des Generalstabes der Armee hören können, der aber bei der freilich sehr plötzlichen Abreise Seiner Majestät von Berlin nicht befohlen worden war. Noch am 24. April ist er völlig darüber in Unkenntnis geblieben, was für die nächste Zukunft beschlossen wurde, wie es überhaupt oft nicht für nötig erachtet wird, ihn von beabsichtigten und selbst schon angeordneten Maßregeln in Kenntnis zu setzen; anderseits aber werden von ihm oft Gutachten in den wichtigsten Angelegenheiten plötzlich gefordert. So mußte er suchen, wenigstens durch Privatkorrespondenz in der nötigen Übersicht der Dinge zu bleiben.

Im zweiten Teile des Feldzuges lähmte, wie bereits erörtert wurde, die Politik fast jede Freiheit des Handelns. Der Übergang nach Alsen bildete den Lichtpunkt der Operationen. Es war um so bedauerlicher, daß diese derart eingeschränkt werden mußten, als im Stabe des nunmehrigen Oberbefehlshabers, des Prinzen Friedrich Karl, dem der Chef des Generalstabes der Armee zur Seite stand, jene Übereinstimmung herrschte, die die Vorbedingung des Erfolges bildet.

1866.

Im Hauptquartier des Königs von Hannover, Göttingen, waren die Meinungen über die Operationen von Anfang an geteilt gewesen. In dem Maße aber, wie die Truppen schlagfähiger wurden, gelangten im Rate des Königs die Stimmen zur Geltung, die den Marsch nach dem Süden zum Anschluß an die Bayern vertraten, und am 20. Juni wurde der Befehl zum Aufbruch für den nächsten Tag gegeben.

Am 26. finden wir die hannoversche Armee in und um Langensalza; sie hatte die gerade Straße nach dem Süden, über Eisenach, aufgegeben und den bedenklichen Umweg über Langensalza eingeschlagen. Immer enger drohte sich das Netz des Feindes um sie zuzuziehen.

Man war im Hauptquartier des Königs zu der Überzeugung gelangt, daß ein Entkommen nicht mehr möglich sei, aber man wollte nicht ohne Kampf kapitulieren. Mit dem Moment, wo man im hannoverschen Hauptquartier zuerst das Feld

diplomatischer Verhandlungen betrat, war das Schicksal der Armee entschieden. Wir begegnen von da an wiederholten Schwankungen zwischen dem Entschlusse zu entscheidenden militärischen Bewegungen und der Neigung zu gütlicher Vermittlung.

Am Nachmittage des 23. Juni knüpft man Verhandlungen mit Berlin an, beschließt jedoch noch am Abend, tags darauf bei Eisenach durchzubrechen. Die schon versammelten Truppen werden am anderen Morgen wieder in die Kantonnements zurückgesandt, weil man zunächst Antwort aus Berlin abwarten will; aber ehe diese angekommen, entschließt man sich von neuem, die Operation auf Eisenach auszuführen, und kaum in den Quartieren angelangt, müssen die Truppen wiederum vorgehen. Man erklärt, nun alle diplomatischen Verhandlungen abbrechen zu wollen, ist aber dennoch bereit, den erwarteten preußischen Bevollmächtigten zu empfangen, um Blutvergießen zu vermeiden. So handelt man in beiden Richtungen nur halb: man möchte kapitulieren, will aber keine Zugeständnisse machen; man will die feindlichen Linien durchbrechen, möchte aber den Kampf vermeiden.

Wir werden nicht irren, wenn wir die Ursachen hiervon auf die verschiedenen Einflüsse der sich im Hauptquartier gegenüberstehenden Parteien zurückführen. In Göttingen hatte die Kriegspartei, wenn man sie so nennen will, mit dem Abmarsch nach dem Süden gesiegt; die vielen Schwierigkeiten aber, die die Ausführung mit sich brachte, die große Hitze, die karge Verpflegung, die mangelhafte Ausrüstung brachten die entgegengesetzte Ansicht wieder zur Geltung, daß die bevorstehenden Gefechte und der in bezug auf Verpflegung und bei dem mangelhaften Transportmaterial überaus schwierige Marsch über den Thüringer Wald unverhältnismäßig große Verluste herbeiführen werde, und daß es fraglich erscheine, ob die Armee in hinreichend schlagfertigem Zustande Süddeutschland erreichen könne. Dazu kam noch, daß die erwartete Hilfe von dorther ausblieb.

Erst die Kapitulation erlöste die hannoverschen Truppen aus ihrer verzweifelten Lage: am 27. Juni hatten sie sich schon durch ganz hervorragende Tapferkeit in dem Gefecht bei Langensalza ausgezeichnet, indes am 28. Abends war der Kreis geschlossen, und die Hannoveraner waren von mehr als 40000 Mann rings umstellt.

Die Gewißheit, von so bedeutender Übermacht umschlossen zu sein, die Erschöpfung der Truppen, der Mangel an Munition und Lebensmitteln und die Verluste im Gefecht ließen den König von Hannover die Überzeugung gewinnen, daß weiterer Kampf nur zu nutzlosem Blutvergießen führen könne.

Für die hannoversche Armee war die Anwesenheit des blinden Königs ein Unglück gewesen: in diesem Falle war der Monarch nicht der richtige Oberfeldherr.

Auf preußischer Seite bleibt das große Hauptquartier zunächst in Berlin, um vorerst die hannoversche Angelegenheit abzuwickeln, so störend sich dies auch für die Leitung der Operationen auf dem Hauptkriegsschauplatz erwies. Die Hauptstadt war indes der gegebene Sammelpunkt für die von Landräten, Agenten und Kundschaftern

eingehenden Nachrichten über die Bewegungen der hannoverschen Truppen; nur von Berlin aus konnten die entsprechenden Weisungen an den Oberbefehlshaber im Westen, General Vogel von Falckenstein, und die ihm unterstellten, aus verschiedenen Richtungen in Hannover einrückenden Kolonnen weitergegeben werden, zumal deren Verbindung untereinander sehr unsicher war. Außerdem aber entsprachen die Maßnahmen Falckensteins den Erwartungen der obersten Heeresleitung nicht immer: er hatte den Gesichtspunkt nicht überall im Auge behalten, daß es darauf ankam, vor allem das hannoversche Korps zu entwaffnen, und daß er erst dann gegen die Süddeutschen vorgehen dürfe.*) Hierdurch wird ein häufiges Eingreifen nicht sowohl des Chefs des Generalstabes der Armee wie auch des obersten Kriegsherrn in der Zeit vom 19. bis 28 Juni notwendig; auch muß Oberstleutnant Veith vom Großen Generalstabe am 26. Abends zu mündlicher Aufklärung von Berlin nach Eisenach fahren, da Falckenstein durch die Meldung vom Anmarsch der Bayern von seiner nächsten Aufgabe wiederum abgelenkt schien.

Erst nach der Kapitulation der Hannoveraner eilt der König mit dem großen Hauptquartier nach Böhmen; dort waren inzwischen Elb-, Erste und Zweite Armee eingerückt und bereits mit dem Feinde zusammengestoßen. Ihnen war nach Möglichkeit Freiheit des Handelns belassen worden. Die allgemeinen Direktiven allerdings — ob eine Armee offensiv oder defensiv verfahren, ob sie vorgehen solle oder ausweichen müsse — konnten nur von Seiner Majestät erteilt werden, denn die Bewegungen der einen Armee mußten notwendig im Zusammenhang mit denen der anderen stehen. Sobald die Armeen aber mit dem Feinde in Berührung gekommen waren, durften sie auf keinen Fall durch Bestimmungen von oben beschränkt werden. Hierauf zielte das ganze Bestreben des Chefs des Generalstabes der Armee hin.

Eine Änderung in der Aufstellung der Zweiten Armee, noch bevor sie Fühlung mit dem Gegner gewonnen, bedurfte nach diesen Gesichtspunkten der Genehmigung des obersten Kriegsherrn; es mußte daher der bereits befohlene Abmarsch der Armee aus der Gegend von Landeshut-Waldenburg an die Neiße zunächst eingestellt werden. Die beabsichtigte Maßregel erschien ja an sich durchaus zweckmäßig, hatte aber das Bedenkliche, daß dadurch die Entfernung der Zweiten von der bei Görlitz befindlichen Ersten sich um fünf bis sechs Märsche vergrößerte, und daß die Zweite Armee, selbst in starker Stellung, der ihr drohenden Übermacht nicht gewachsen war. Der König genehmigte nun zwar den Abmarsch, befahl aber zugleich die Verstärkung der Zweiten Armee und Fortsetzung des bereits befohlenen Linksabmarsches der Ersten. Dem ersten militärischen Ratgeber des Königs lag es fern, seine Ansicht über den Wert der Stellung an der Neiße als maßgebend zu betrachten; er beschränkte sich darauf, dem Chef des Generalstabes beim Oberkommando, General von Blumenthal, zu

*) VII. Jahrgang. 1910. 2. Heft, Seite 184.

empfehlen, den Kampf an der Neiße gegen eine Überlegenheit nicht aufzunehmen, fügte indes hinzu: „Sie werden an Ort und Stelle besser urteilen, als ich es von hier kann; ich möchte nur warnen, sich nicht fortreißen zu lassen zum Schlagen unter



allen Umständen. Es ist freilich viel leichter, zum Widerstand um jeden Preis zu raten, als zu einem wenn noch so nötigen Ausweichen."

Nachdem die Armeen am 22. Juni angewiesen waren, ihre Vereinigung — Elb- und Erste Armee von Dresden—Görlitz, Zweite (ohne VI.) von der Neiße aus — in Richtung Gitschin aufzusuchen, fügt die Heeresleitung erläuternd hinzu: natürlich

sei damit nicht gemeint, daß dieser Punkt unter allen Umständen erreicht werden müsse, vielmehr hänge die Vereinigung ganz von dem Gange der Begebenheiten ab. Es sei durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Österreicher schon in den nächsten Tagen im nördlichen Böhmen versammelt stehe; wir könnten aber leicht Gelegenheit haben, den Gegner in geteiltem Zustande mit überlegenen Kräften anzugreifen und den Sieg in anderer Richtung zu verfolgen. „Dennoch bleibt die Vereinigung aller Streitkräfte für die Hauptentscheidung stets im Auge zu behalten. Die Armeekommandos haben von dem Augenblicke an, wo sie dem Feinde gegenüber treten, nach eigenem Ermessen und nach Erfordernis zu handeln, dabei aber stets die Verhältnisse der Nebenarmee zu berücksichtigen. Durch fortgesetztes Vernehmen untereinander wird die gegenseitige Unterstützung ermöglicht sein."

Der Ersten Armee wurde außerdem empfohlen, durch beschleunigtes Vorgehen die Krisis abzukürzen, die dadurch entstand, daß der Zweiten Armee die schwierigere Aufgabe des Debouchierens aus dem Gebirge von der Linie Liebau—Reinerz aus zufiel.

Da die Erste Armee nach dem Einrücken in Böhmen indes nur langsam vorwärts kam, ihr Gros auch von der Richtung auf Gitschin abgewichen war, um den Gegner bei Münchengrätz von der Iser zu vertreiben, so bedurfte es der wiederholten Mahnung der Heeresleitung, noch von Berlin aus, den Marsch zu beschleunigen; auch der oberste Kriegsherr sah sich am 29. Juni in der Frühe veranlaßt, telegraphisch einzugreifen und dem Prinzen Friedrich Karl direkt sofortigen Vormarsch auf Gitschin zu befehlen, da an diesem Tage die Erste Armee ruhen, die Zweite aber bereits die Elbe bei Arnau-Königinhof erreichen wollte. Daraufhin ging erstere noch am 29. energisch vor und schlug den Feind am Abend bei Gitschin. Die Elbarmee war auf Jungbunzlau abgeschwenkt, wo stärkere feindliche Kräfte vermutet wurden: wiederum war somit die allgemeine Richtung, die zur Vereinigung mit der Zweiten Armee führte, verlassen worden. Auch die am 22. empfohlene Verbindung zwischen den Armeen ließ bis zum 30. zu wünschen übrig. Zwischen Erster und Zweiter Armee wurde sie erst an diesem Tage durch Kavallerie, am 1. Juli auch durch Offiziere von Oberkommando zu Oberkommando hergestellt; die telegraphischen Verbindungen, auch nach rückwärts, genügten ebenfalls nicht: zwischen Erster und Zweiter Armee traten sie erst am 1. Juli in Tätigkeit. Es erscheint begreiflich, daß hierdurch die Aufmerksamkeit der Heeresleitung herausgefordert und ihr Eingreifen öfter nötig wurde als bei normalen Verhältnissen.

Zu verhindern, daß die Zweite Armee über die Elbe ging und dadurch vor die Erste kam, bezweckte ein Telegramm des großen Hauptquartiers von Kohlfurt aus auf der Fahrt von Berlin nach Reichenberg, am 30. Juni Mittags: die Zweite Armee wurde darin aufgefordert, sich am linken Elbufer zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der Ersten Armee über Königinhof anzuschließen; letztere aber sollte ohne Aufenthalt auf Königgrätz marschieren, die Elbarmee die rechte Flanke

dabei decken. Diese Weisung mußte an die Zweite Armee am 1. Juli von Schloß Sichrow aus wiederholt werden, da das Telegramm vom 30. Juni nach Angabe des Generals von Blumenthal, undeutlich angekommen war und das Oberkommando den Elbübergang für den 1. und 2. Juli immer noch beabsichtigte.

Durch das wiederholte Eingreifen der Leitung am 30. Juni und 1. Juli wurde es möglich, die Trennung der Armeen auch ferner aufrecht zu erhalten und das unmittelbare Zusammenwirken bis zu dem Augenblick zu verschieben, wo man mit dem Gegner zusammenstoßen würde. Mündliche Aussprachen des Chefs des Generalstabes der Armee mit Vertretern der Oberkommandos am 1. und 2. Juli hatten dazu beigetragen, eine einheitliche Auffassung der Lage herbeizuführen.

Man vermutete die Hauptmacht der Österreicher hinter der Elbe zwischen Josephstadt und Königgrätz. Erkundungen ergaben indes, daß sie vor dem Strome stand, und führten den König zu dem Entschlusse, sofort anzugreifen.

Der am 22. Juni eingeleitete Vormarsch in Richtung Gitschin fand im Zusammenwirken der drei Armeen bei Königgrätz einen erfolgreichen Abschluß.

Nach der Schlacht ist die Heeresleitung bestrebt, den Armeen möglichste Freiheit zu lassen. Sie erhalten für mehrere Tage ihre Weisungen — Direktiven — die nach Bedarf durch Einzelbefehle — diese meist über Unterbringung und Verpflegung — ergänzt werden. Erst am 14. Juli, nachdem Brünn erreicht, werden für die auf Wien marschierende Elb- und Erste Armee neue Weisungen nötig.

Eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Heeresleitung und dem Oberkommando der Zweiten Armee über deren Aufstellung gegen Olmütz wird wiederum durch mündliche Rücksprache beglichen: Verpflegungsrücksichten und die Möglichkeit eines Vorstoßes der Nordarmee aus Olmütz waren Veranlassung gewesen, der Zweiten Armee Aufstellung in Linie Littau—Konitz sowie Basierung auf Schlesien vorzuschreiben. Das Oberkommando der Zweiten Armee hielt aber den Feind in Olmütz für zu erschüttert, um an Offensive zu denken, und sah seine Aufgabe mehr darin, den Abmarsch der Österreicher nach der Donau zu verhindern; hierfür schien eine Aufstellung südwestlich Olmütz vorteilhafter. Die Heeresleitung genehmigte den Vorschlag der Zweiten Armee, trotzdem nunmehr alle drei Armeen auf den Nachschub über Pardubitz angewiesen werden mußten und die neue Stellung in Linie Proßnitz—Urtschitz den numerisch weit überlegenen Gegner zum Angriff gerade herausforderte, um sich den Weg nach der Donau zu bahnen.

Am 14. Juli erhalten Elb- und Erste Armee den Befehl zum weiteren Vormarsch auf Wien. Die Nachricht vom Abmarsch, wie es schien größerer Teile, der Nordarmee aus Olmütz machte indes bereits am 15. notwendig, das direkte Vorgehen gegen die Donau aufzugeben und den Armeen von Tag zu Tag Weisungen zugehen zu lassen. Diese Beschränkung ihrer Selbständigkeit mußte auch fortbestehen, als am 18. der Vormarsch auf die Donau fortgesetzt werden konnte, weil die Nordarmee den

Umweg über die Karpathen genommen hatte. Die Zweite Armee sollte, soweit vor Olmütz abkömmlich, den beiden anderen folgen. Eine Schlacht vor Wien schien nicht unmöglich und ordnete der oberste Kriegsherr daher am 19. die Konzentration der drei Armeen hinter dem Rußbach an. Der am 22. beginnende Waffenstillstand verhinderte die Ausführung dieser Absicht.

1870/71.

Im Kriege gegen Frankreich verläßt die deutsche Heeresleitung vierzehn Tage nach befohlener Mobilmachung, am 31. Juli 1870, die Hauptstadt.

Um diese Zeit lag der Mittel- und Schwerpunkt der deutschen Heeresmacht bereits südwestlich Mainz; die vorgeschobenen Flügel waren nur noch wenige Meilen von der französischen Grenze entfernt. In diesem Zeitpunkt des Aufmarsches bildete Mainz die geeignetste Verbindung zwischen den bereits vorrückenden Armeen und den nachfolgenden Korps nebst allen sonstigen rückwärtigen Hilfsmitteln. Deshalb wurde das Große Hauptquartier des Königs zunächst dorthin verlegt.

In der Regel beschränkt sich die Heeresleitung auch in diesem Feldzuge darauf, für die Operationen nur Direktiven, also leitende Gesichtspunkte zu geben, deren Ausführung den Armeekommandos überlassen bleibt. Unter Umständen aber, wo täglich eine große Entscheidung erwartet werden konnte, glaubte man im Hauptquartier Seiner Majestät — ebenso wie 1866 — keine Direktiven geben zu können, die über das Nächstliegende hinaus vorgriffen. Man hielt es vielmehr bei derartigen Krisen für zulässig und geboten, die Bewegungen der großen Heeresteile durch bestimmte Befehle von höchster Stelle zu lenken, wenngleich die Selbständigkeit der Armeeführer vorübergehend dadurch beschränkt wurde. Zugleich erkannte man aber auch an, wie wichtig es sei, daß die Armeekommandos auch die Motive übersahen und richtig auffaßten, die den an sie ergehenden Allerhöchsten Befehlen zugrunde lagen. Dies Zugeständnis wurde insbesondere in den ersten Wochen des Feldzuges dem Oberbefehlshaber der Ersten Armee, General von Steinmetz, gemacht.

Unverkennbar herrschte zwischen diesem und dem Großen Hauptquartier eine gewisse Verschiedenheit der Anschauungen und nächsten Absichten.

Die Erste Armee stand am 3. August südlich der Linie Wadern—Losheim bis zur Saar; da erhielt sie den Befehl, sich am 4. gegen Tholey zu konzentrieren. General von Steinmetz war mit dieser Rückwärtsbewegung zur Annäherung an die noch im Anmarsch befindliche Zweite Armee nicht einverstanden und beschwerte sich beim Chef des Generalstabes der Armee und beim obersten Kriegsherrn. Ersterer konnte am 5. August darauf hinweisen — wie schon in Berlin, wenn nicht mit dem Oberbefehlshaber selbst, jedenfalls mit seinem Chef des Generalstabes und Oberquartiermeister, besprochen worden war —, daß die Aufgabe der Ersten Armee, außer der ersten Deckung der Rheinprovinz, als ein höchst entscheidendes Eingreifen in der

Schlacht gegen die linke Flanke des Feindes gedacht war. Dies Eingreifen konnte selbstverständlich nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit der Zweiten Armee stattfinden. Der Ort, wo es Platz greifen konnte, hing nicht bloß von dieser, sondern auch von den Bewegungen des Feindes ab: ging letzterer gegen die Zweite Armee von der Saar aus vor, so konnte es in der Linie Homburg—Ottweiler zum Zusammenstoß kommen. Die Erste Armee stand alsdann bei Tholey am richtigen



Ort. Blieb der Gegner aber hinter der Saar, so konnte ein vereinzelter Vorstoß der Ersten Armee nur zu einer Niederlage führen. Die Zweite Armee mußte sich der Saar genähert haben, bevor es Zeit war, die Erste über den Fluß vorzuschieben, möglicherweise zur Offensive gegen die feindliche Flanke. Seine Majestät der König behielten Allerhöchstsich den Befehl zur Ausführung einer derartigen Operation ausdrücklich vor, da für den Beginn sowie die Richtung derselben die Verhältnisse, wie solche sich um diese Zeit bei der Dritten Armee gestalten würden, von Einfluß waren.

„Denn das Zusammenwirken aller drei Armeen“, fügte die Heeresleitung in der Antwort an den General von Steinmetz hinzu, „kann nur von Seiner Majestät geleitet werden, in der Ausführung der dazu erteilten Befehle wird die volle Freiheit der Armeekommandos, nach Umständen zu handeln, nicht beschränkt werden.“

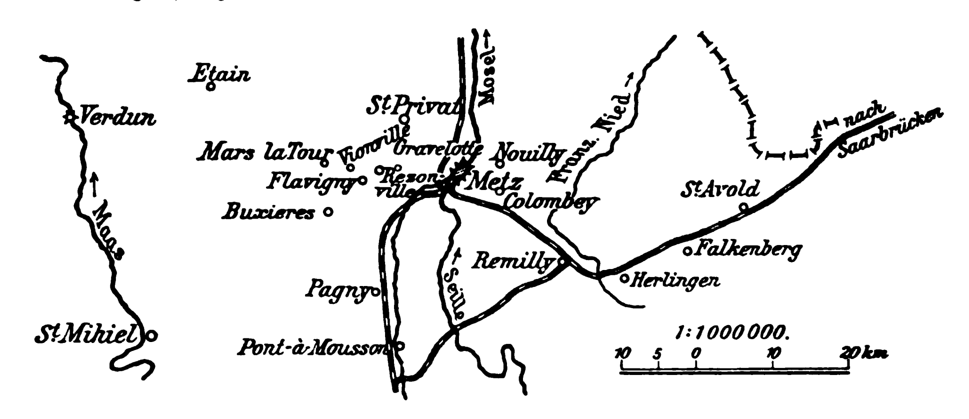
Auch dem Stabschef des Oberkommandos der Dritten Armee — wie 1866 bei der Zweiten General von Blumenthal — gegenüber schien es zweckmäßig, die Auffassung der Heeresleitung über deren Lage klarzulegen. Ihr Oberkommando beabsichtigte, das Eintreffen sämtlicher Kolonnen und Trains abzuwarten und erst am 7. August die Offensive zu ergreifen; im Großen Hauptquartier war man aber der Ansicht, daß mit Rücksicht auf ein späteres Zusammenwirken der ganzen deutschen Heeresmacht gegen die Saar-Linie die linke Flügelarmee sich schon am 3. August in Marsch setzen müsse. Oberstleutnant von Verdy wurde daher zu einer mündlichen Besprechung der militärischen Lage von Mainz aus zum Oberkommando in Speyer gesandt. Infolgedessen beschloß der Kronprinz, die Trains nicht abzuwarten und bereits am 4. August die Grenze zu überschreiten. Der Chef des Generalstabes der Armee schrieb aber außerdem an diesem Tage dem General von Blumenthal, der Dritten Armee sei volle Freiheit in Ausführung ihres Auftrages — durch sofortige Offensive nach Süden die linke Flanke der Hauptarmee, der Zweiten, zu decken — gelassen. Der Einklang der beiderseitigen Operationen (der Dritten und Zweiten Armee) indes könne nur unter Berücksichtigung der Maßnahmen des Feindes vom Großen Hauptquartier aus erstrebt werden, wie auch das gleichzeitige Eingreifen aller drei Armeen in die Entscheidungsschlacht das erstrebte Ziel sei und das Große Hauptquartier dafür die Bewegungen zu regeln suche.

Nach den Schlachten von Wörth und Spichern wurde letzteres am 7. August von Mainz nach Homburg in der Pfalz, am 9. nach Saarbrücken verlegt, um bei der eingetretenen Kriegslage die einheitliche Leitung, insbesondere der Ersten und Zweiten Armee, sicherzustellen.

Die bis zum 9. eingegangenen Nachrichten ließen vermuten, daß der Feind hinter die Mosel oder die Seille zurückgegangen sei. Alle drei Armeen folgten dieser Bewegung auf den ihnen von der Heeresleitung zugewiesenen Straßen. Diese blieben aber, wie dem General von Steinmetz auf eine neue Beschwerde hin am 11. geschrieben wurde, nur solange maßgebend, bis durch Kavallerie Kenntnis von der Stellung der feindlichen Hauptmacht erlangt sein würde: „es wird dann nicht nur eine Konzentration der Armeen in sich, sondern auch die Annäherung derselben aneinander nötig.“

Der Oberbefehlshaber der Ersten Armee erschwerte den Vormarsch am 10. dadurch, daß er den Stand seines Hauptquartiers und seiner Korps nicht meldete, während es für die Heeresleitung darauf ankam, in jedem Augenblick über die Korps verfügen zu können, und dieses um so nötiger wurde, je mehr die Armeen sich dem Feinde näherten.

Die bis zum 11. August Abends eingehenden Nachrichten machten es nicht unwahrscheinlich, daß ein erheblicher Teil des Feindes vorwärts Metz auf dem linken Ufer der französischen Nied stand. Ein engeres Zusammenschließen der Ersten und Zweiten Armee wurde notwendig. Der Augenblick war gekommen, wo es nicht mehr genügte, aus dem Großen Hauptquartier die Armeen im allgemeinen zu leiten, bei der Ersten und Zweiten mußten den einzelnen Korps die Bewegungen bestimmt vorgezeichnet werden, um das Zusammenwirken aller bei der immer mehr sich nähernden Entscheidung zu sichern. Das Große Hauptquartier war daher am 11. nach St. Avold verlegt worden und folgte von jetzt ab in erster Linie der Vorbewegung gegen die Mosel auf der Straße, die die Trennungslinie der Ersten und Zweiten Armee bildete — über Falkenberg und Herlingen —, um nötigenfalls unmittelbar nach beiden Seiten eingreifen zu können.



Wiederholt nahm die Heeresleitung in den nächsten Tagen die Gelegenheit wahr, ihren schriftlichen Befehlen durch Generalstabsoffiziere mündliche Erläuterungen über Auffassung der Lage und Absichten des Großen Hauptquartiers bei den Oberkommandos folgen zu lassen. So hatte am 14. August Vormittags Oberstleutnant von Brandenstein dem Oberbefehlshaber der Ersten Armee auseinandergesetzt, das Große Hauptquartier betrachte die Aufgabe der Ersten Armee, die an der französischen Nied, nur zwei Meilen vom Feinde bei Metz, stand, keineswegs als eine ganz passive, wenn sie auch die Weisung hätte, am 14. in ihrer Stellung zu bleiben. Vergebens drang der Vertreter der Heeresleitung darauf, die Avantgarden der Ersten Armee vorzutreiben. General von Steinmetz faßte sein Verhältnis als ein rein defensives auf, und in der Tat schloß die Stellung des Gegners unter den Kanonen von Metz jede unmittelbare Ausnutzung selbst des entschiedensten Sieges aus. Bewegungen im feindlichen Lager führten am Nachmittage des 14. zur Schlacht von Colombey—Nouilly. Sie wurde ohne den Befehl, gegen den Willen des Oberbefehlshabers der Ersten Armee geschlagen, der Befehl sie abzubrechen nicht befolgt. Waren jene Bewegungen der Franzosen im

Lager gegen den rechten Flügel der Zweiten Armee bei Pagny gerichtet, so hätte unbedingt die Offensive von der Nied her ergriffen werden müssen; nicht minder, wenn die Franzosen, durch Metz zurückgehend, sich auf diejenigen deutschen Korps warfen, die die Mosel oberhalb zu überschreiten noch im Begriff standen.

Diese Ansicht sprach sich auch in den Direktiven der Heeresleitung für den 16. August aus, in denen gesagt wird, daß die Früchte des Sieges vom 14. nicht vor, sondern jenseits Metz zu ernten seien durch eine kräftige Offensive der Zweiten Armee gegen die Straße nach Verdun.

Am Morgen des 15. August begab sich der oberste Kriegsherr in Begleitung seines Stabes vom Hauptquartier Herlingen nach dem Schlachtfelde und traf hier mit dem General von Steinmetz zusammen.

Die ersten Nachrichten über den Beginn eines Kampfes im Westen von Metz waren am 16. bereits gegen Mittag in Herlingen eingegangen. Oberstleutnant von Bronsart vom Generalstabe, der aus dem Großen Hauptquartier abgesandt war, um die Entwicklung der Dinge auf dem linken Mosel-Ufer zu beobachten, hatte sich dem III. Armeekorps angeschlossen und um 9³⁰ Vormittags von Buxieres gemeldet, daß man sich zum Angriff gegen ein feindliches Lager bei Rezonville anschicke.

Bei der Ankunft in Pont-à-Mousson, wohin das Große Hauptquartier am Nachmittage verlegt wurde, fand der Chef des Generalstabes ein Schreiben des Stabschefs des Prinzen Friedrich Karl, Generals von Stiehle, vor, das die Auffassung des Oberkommandos der Zweiten Armee zur Zeit seines Aufbruchs nach dem Schlachtfelde darzulegen bestimmt war: das Oberkommando ging damals noch von der Annahme aus, daß es sich nur um den Zusammenstoß mit einem größeren Bruchteile des französischen Heeres handele, den man mit den nächststehenden drei Korps nun nach Norden abzudrängen beabsichtige, während der linke Flügel der Armee den Vormarsch nach der Maas-Linie fortsetzen sollte.

Die oberste Heeresleitung legte dem Inhalt der eingegangenen Nachrichten eine noch weitergehende Bedeutung bei und glaubte schon jetzt eine neue Wendung der Dinge zu erkennen. Ihre Auffassung der Lage teilte sie am Abend dem General von Stiehle schriftlich mit.

Nach Mitternacht erstattete Oberstleutnant von Bronsart in Pont-à-Mousson mündlichen Bericht. Man wußte jetzt, daß zwei preußische Korps einen harten und blutigen Kampf gegen feindliche Übermacht bestanden hatten, und daß es sich vor allem um rechtzeitige Unterstützung dieser Korps in den von ihnen behaupteten Stellungen handelte. Zu dieser Überzeugung war inzwischen auch das Oberkommando der Zweiten Armee unter dem Eindrucke des Verlaufs der Schlacht bei Vionville—Mars la Tour gelangt.

Da der Ernst der Lage immer mehr hervortrat, so beschloß Seine Majestät der König Sich mit Seinem ganzen Stabe in der Frühe des 17. nach dem Schlachtfelde

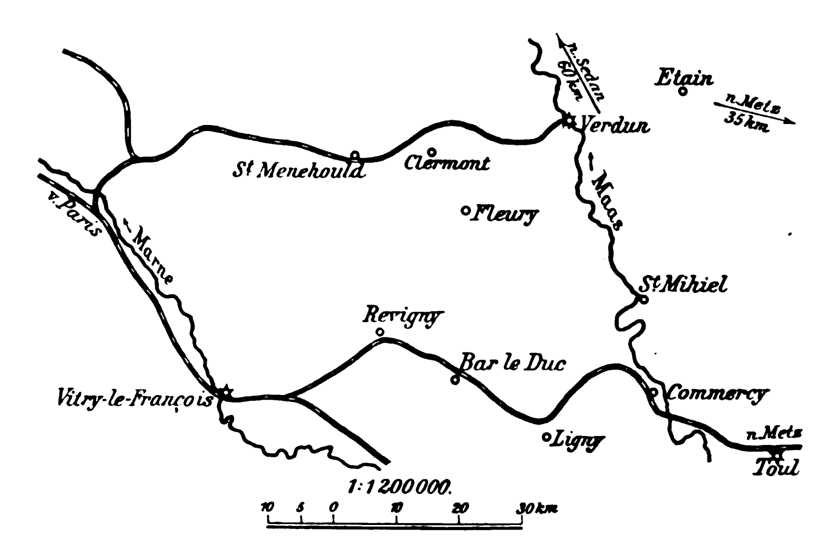


zu begeben. Hier fand auf der Höhe von Flavigny im Laufe der Morgenstunden ein fortdauernder mündlicher Verkehr zwischen dem Großen Hauptquartier und dem Oberkommando der Zweiten Armee statt: aus dieser gegenseitigen Aussprache ergab sich der Befehl der Heeresleitung für den 18. August.

Nach der Schlacht von Gravelotte—St. Privat bleibt die eine Hälfte der Armeen vor Metz, die andere — Dritte und die neugebildete Maas-Armee — setzt den Vormarsch nach Westen gegen die Armee von Chalons in breiter Front fort. Alle deutschen Armeen erhalten nur allgemeine Direktiven, die größere Freiheit des Entschlusses, die bisher nur der Dritten belassen werden konnte, bei der Ersten und Zweiten aber seit dem 11. August mehr oder minder beschränkt werden mußte, wird wiederhergestellt.

Gerüchte von der Absicht Mac Mahons, auf Metz zum Entsatz von Bazaine zu rücken, veranlassen am 24. August das Große Hauptquartier, auf dem Wege von Commercy nach Bar le Duc eine gemeinsame Besprechung der augenblicklichen Kriegslage mit dem Oberkommando der Dritten Armee in Ligny herbeizuführen.

Die zunehmende Wahrscheinlichkeit eines Abmarsches der Franzosen auf Metz zwingt von nun an die Heeresleitung wiederholt, nicht nur den Armeeoberkommandos die Marschstraßen für die einzelnen Korps und die Art ihrer Verwendung bestimmt vorzuschreiben, sondern auch sich mit den Generalkommandos unmittelbar in Verbindung zu setzen, um das Gelingen des allmählich eingeleiteten Rechtsabmarsches sicherzustellen. Alles hing in diesen Tagen von der Schnelligkeit der Befehlsübermittelung ab. Anderseits überläßt das Große Hauptquartier am 25. August Abends dem Kronprinzen von Sachsen vertrauensvoll, ob und wann er nach Norden abmarschieren will, denn volle Klarheit über die Lage beim Feinde erhielt das Ober-



kommando der Maas-Armee in Fleury früher als das Große Hauptquartier in Bar le Duc; auch war Oberstleutnant von Verdy zur näheren Erläuterung der bei der Heeresleitung herrschenden Auffassung zum Kronprinzen Albert geschickt worden. Mit letzterem trifft außerdem der König am Nachmittage des 26. in Clermont zusammen, nachdem er am Vormittage seinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen, und den General von Blumenthal in Bar le Duc gesprochen hatte, wohin das Oberkommando der Dritten Armee auf dem Wege von Ligny nach Revigny kam.

Auch der Armee von Metz gegenüber mußte beim Rechtsabmarsch vorübergehend eingegriffen werden, da zwei Korps der Einschließungstruppen gegen Mac Mahon mitwirken sollten. Es wurde dem Prinzen Friedrich Karl hierbei anheimgestellt, nötigenfalls die Einschließung auf dem rechten Mosel-Ufer vorübergehend aufzugeben. Ein Durchbruch nach Westen sollte aber unter allen Umständen verhindert werden. Schließlich wurde die Unterstützung von Metz aus nicht notwendig und konnte dem Oberkommando die frühere Selbständigkeit zurückgegeben werden. Schriftlicher Gedankenaustausch des Chefs des Generalstabes der Armee mit dem General von Stiehle bis zum Falle der Festung hält einerseits das Oberkommando vor Metz auf dem Laufenden über die gesamte Kriegslage und erläutert im voraus die späteren Aufgaben der Zweiten Armee, wie er anderseits der Heeresleitung wertvolle Aufschlüsse über die Situation vor Metz und auch manche Anregung außerdem gibt.

Am 31. August findet in Chemery (12 km südwestlich Sedan) eine kurze Besprechung der Kriegslage zwischen dem Chef des Generalstabes der Armee, dem Generalquartiermeister General von Podbielski und dem General von Blumenthal statt.

Am Tage darauf wird die Armee Mac Mahons bei Sedan eingeschlossen. Ein Befehl für den 1. September war nicht nötig geworden, Heeresleitung und Oberkommandos unterstützen einander in übereinstimmender Auffassung der Gesamtlage.

Für den Vormarsch von Sedan auf Paris erhalten Maas- und Dritte Armee nur allgemeine Gesichtspunkte, die Art der Ausführung wird ihnen überlassen; ein Zusammenstoß mit dem Feinde ist nicht zu befürchten, die Armeen des Kaiserreichs sind vernichtet oder eingeschlossen.

Auch für die Einschließung der feindlichen Hauptstadt werden nur Direktiven gegeben, über deren nähere Ausführung aber mit den Generalen von Blumenthal und von Schlotheim, dem Generalstabschef des Kronprinzen von Sachsen, im Laufe des 15. in Chateau-Thierry*) mündlich Rücksprache genommen.

Vor Paris kann dies Mittel zur Verständigung durch die dauernde gleichzeitige Anwesenheit des Oberkommandos der Dritten Armee in Versailles und die Nähe des Hauptquartiers der Maas-Armee wiederholt mit Erfolg benutzt werden. Allerdings ließ sich nicht vermeiden, daß die oberste Heeresleitung bei Ausfällen der Besatzung

---

*) 75 km östlich von Paris.

von Paris den beteiligten deutschen Truppen unmittelbare Befehle, unter Übergehung des Oberkommandos, zukommen ließ. Wie in der Zeit vom 11. zum 18. August und wie beim Rechtsabmarsch auf Sedan kam es hier vor Paris darauf an, rechtzeitige Maßnahmen zur Abwehr zu treffen.

In engem Zusammenhang mit den Befreiungsversuchen der Armee von Paris stehen die Unternehmungen zum Entsatze der Hauptstadt, nachdem unter dem Drucke einer tatkräftigen und rücksichtslosen Diktatur sich neue Armeen in allen noch nicht besetzten Teilen Frankreichs gebildet haben, deren Andrängen abzuwehren Hauptaufgabe der deutschen Heeresleitung wird: hier kann es sich meist nur darum handeln, den deutschen Führern im Norden, an der Loire und im Südosten allgemeine Weisungen von Versailles aus zukommen zu lassen. Wiederum bietet schriftlicher Meinungsaustausch mit den Generalstabschefs oder mit den Führern selbst — mit General von Stiehle an der Loire, General von Manteuffel und von Göben im Norden oder General von Werder im Südosten — Ersatz für den fehlenden mündlichen Verkehr; wo dieser aber zu ermöglichen — wie bei Übernahme des Kommandos im Südosten durch General von Manteuffel — werden die Führer nach Versailles berufen.

Nur dann greift das Große Hauptquartier durch direkte Befehle in die Entschlußfreiheit ein, wenn die Intentionen des obersten Kriegsherrn nicht getroffen werden oder Nachrichten über den Feind unmittelbare Einwirkung auf die Oberkommandos unabweisbar machen.

So hielt es Seine Majestät der König Anfang Dezember — als von Paris aus wohl der ernstlichste Versuch zur Befreiung der Hauptstadt gemacht wurde und die Loire-Armee zum Entsatze vormarschierte — für erforderlich, durch unmittelbaren Angriff auf Orleans die Entscheidung an der Loire herbeizuführen. Dies teilte der Chef des Generalstabes der Armee dem Prinzen Friedrich Karl auf telegraphischem Wege mit; auch dringt er nach der Schlacht von Orleans beim Oberkommando auf lebhafte Verfolgung.

Als um die Jahreswende bei der Heeresleitung die Vermutung entstand, die Franzosen beabsichtigten gleichzeitig von Le Mans und Bourges aus auf Paris vorzustoßen, erteilte Seine Majestät am 1. Januar Nachmittags der Zweiten Armee telegraphisch den Befehl zu sofortiger Offensive von der Linie Vendome—Illiers aus.

Auch dem Oberbefehlshaber im Norden, General von Manteuffel, ging Anfang Dezember, auf die Meldung hin, daß General von Göben am 5. Nachmittags die Hauptstadt der Normandie, Rouen, besetzt habe, der wiederholte telegraphische Befehl zur schleunigsten Verfolgung des Feindes auf Havre, unter Festhaltung von Rouen, zu. Schriftliche Weisungen für das fernere Verhalten der Armee folgten.

Als Mitte Januar 1871 General von Werder den ganzen Ernst seiner Lage vor Belfort auf telegraphischem Wege in Versailles zur Sprache brachte, sagte man sich im Großen Hauptquartier, daß jeder weitere Rückzug des XIV. Armeekorps das

Aufgeben der Belagerung von Belfort und den Verlust des dafür bestimmten umfangreichen Materials zur unmittelbaren Folge habe, daß nicht abzusehen sei, wo eine solche Bewegung wieder zum Stehen kommen werde, und daß sie die Einwirkung der in Eilmärschen heranrückenden Armee des Generals von Manteuffel nur verzögern könne. Dem General von Werder wurde daher am 15. Januar 3° Nachmittags der bestimmte Befehl erteilt, die Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen. Wie nur billig, wurde er dadurch von der moralischen Verantwortung für alle Folgen entlastet, die der vielleicht unglückliche Ausgang des Kampfes haben konnte; aber ehe noch dieser Befehl erging, hatte der General ihm schon aus eigener Entschließung entsprochen.

Durch die Größe des Hauptquartiers war es nicht immer leicht, die Absichten der Heeresleitung geheim zu halten. Es erneuerte sich in diesem wie in dem Feldzuge von 1866 die Erfahrung, welche Erschwernis daraus erwächst, wenn zahlreiche Fürstlichkeiten oder hohe Militärpersonen, die kein Kommando führen, mit ihrem Gefolge und Troß das Hauptquartier auf die Stärke einer Kavallerie-Division anschwellen lassen. Wiewohl trotz so vieler mit besonderer Rücksicht zu behandelnder Anwesenden des Königs Majestät Selbst zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht für zu treffende Entscheidungen dem Chef des Generalstabes zugänglich war, und obgleich das Geheimnis der beabsichtigten Operationen stets vollständig gewahrt geblieben ist, so ließ sich doch nicht vermeiden, daß das Geschehene und das Vermutete nach individueller Anschauung in die Heimat und wohl oft von dort weiter berichtet und so Anschauungen verbreitet wurden, die eine Bedeutung erlangten durch die Quelle ihres Ursprungs. Schon allein die starke Inanspruchnahme des mit den wichtigsten Befehlen vollauf beschäftigten Telegraphen bildete einen Übelstand, und es ist eines der vielen Verdienste des Generalquartiermeisters, Generalleutnants von Podbielski, daß in dieser Beziehung ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten immer strenge Kontrolle geübt wurde.

Übrigens ist weder 1866 noch 1870/71 jemals ein Kriegsrat abgehalten worden, wie vielleicht behauptet wird.

In der Schilderung geschichtlicher Begebenheiten, wie sie auf die Nachwelt übergeht, bilden sich Irrtümer zu Legenden heraus, die später nicht leicht richtig zu stellen sind. Dahin gehören auch die Erzählungen, welche die großen Entscheidungen unserer letzten Feldzüge mit besonderer Vorliebe und in hergebrachter Weise aus der Beschlußfassung eines zuvor versammelten Kriegsrats hervorgehen lassen. So die Schlacht bei Königgrätz. Der Vorgang war folgender:

Auf die Nachricht hin, daß das ganze österreichische Heer nicht hinter der Elbe, sondern vorwärts des Stromes an der Bistritz aufmarschiert stehe, hatte Prinz Friedrich Karl, erhaltener Weisung entsprechend, am 2. Juli Abends die Versammlung der Ersten und Elbarmee, nahe dem Feind gegenüber, in aller Frühe des folgenden Morgens angeordnet.

Mit der Meldung hierüber traf Abends 11° General von Voigts-Rheetz in Gitschin beim Könige ein, der ihn zum Chef des Generalstabes der Armee schickte. Letzterer eilte sogleich zum König, der am Marktplatz gegenüber wohnte. Er erklärte sich, nach kurzer Auseinandersetzung der Sachlage seitens Seines ersten militärischen Ratgebers, völlig einverstanden, am folgenden Tage mit Heranziehung aller drei Armeen die Schlacht zu schlagen, und befahl, die nötigen Befehle an den Kronprinzen zu erlassen, der nunmehr die Elbe zu überschreiten hatte.

Die ganze Verhandlung mit Seiner Majestät wird kaum mehr als 10 Minuten gedauert haben. Zugegen war niemand sonst.

Das ist der „Kriegsrat" von Königgrätz.

Eine andere Legende ist in Versen, und sogar in recht schönen Versen besungen.

Der Schauplatz ist Versailles. Die Franzosen machen einen Ausfall aus Paris, und die Generale, statt sich zu den fechtenden Truppen zu begeben, werden zur Beratung darüber versammelt, ob man es wagen dürfe, mit dem Hauptquartiere noch länger in Versailles zu verbleiben. Die Ansichten sind geteilt, niemand will recht mit der Sprache heraus; der Chef des Generalstabes, der doch vor allem berufen ist zu reden — schweigt. Die Bestürzung scheint groß gewesen zu sein. Nur allein der Kriegsminister erhebt sich und protestiert mit allem Nachdruck gegen eine politisch wie militärisch so nachteilige Maßregel wie die Räumung. Er empfängt den warmen Dank des Königs, als der Einzige, der den Mut gehabt hat, die Wahrheit frei und furchtlos herauszusagen.

Die Wahrheit ist, daß, während der König mit seiner ganzen Umgebung zum V. Armeekorps geritten, der zurückgebliebene Hofmarschall in übergroßer Sorgfalt die Hofequipagen hat anschirren lassen, was in der Stadt nicht verborgen geblieben ist und bei der sanguinischen Bevölkerung vielleicht allerlei Hoffnungen erregt haben mag.

Versailles war durch vier Armeekorps geschützt; den Ort zu räumen ist niemand auch nur in den Sinn gekommen.

1870 verliefen die Tage folgendermaßen: außer an Gefechts- und Marschtagen war regelmäßig um 10° Vortrag bei Seiner Majestät, wobei der Chef des Generalstabes der Armee, begleitet vom Generalquartiermeister, die eingegangenen Nachrichten und Meldungen vorzutragen und auf Grund derselben neue Vorschläge zu machen hatte. Zugegen waren der Chef des Militärkabinetts, der Kriegsminister und in Versailles, solange das Hauptquartier der Dritten Armee dort lag, auch der Kronprinz; alle jedoch nur als Zuhörer. Der König forderte von ihnen zuweilen Auskunft über das eine oder das andere; aber er fragte sie niemals um Rat, die Operationen oder die vom Chef des Generalstabes der Armee gemachten Vorschläge betreffend.

Diese, die der Chef des Generalstabes stets zuvor mit seinen Offizieren besprochen hatte, unterwarf vielmehr Seine Majestät Selbst einer meist sehr eingehenden Er-

wägung. Derselbe bezeichnete mit militärischem Blick und stets richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, die der Ausführung entgegenstehen konnten; aber da im Kriege jeder Schritt mit Gefahr verbunden ist, so blieb es schließlich ausnahmslos bei dem Vorgeschlagenen.

König Wilhelm war der gegebene Oberfeldherr.

Der Monarch, dem der Staat mit seinen Hilfsmitteln zur Verfügung steht, hat aber nur dann seinen richtigen Platz an der Spitze der Feldarmee, wenn er es vermag, selbst der Führer seiner Heere zu sein und die schwere Verantwortlichkeit für alles, was im Felde geschieht, selbst zu übernehmen. Treffen diese Voraussetzungen nicht zu, so muß seine Anwesenheit bei der Armee stets lähmend wirken.

Wir sehen dies Mitte August 1870 auf gegnerischer Seite.

Kaiser Napoleon hatte am 12. August sein Oberkommando niedergelegt und den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Das für die französische Sache so unheilvolle Hin- und Herschwanken der obersten Heeresleitung war zwar hierdurch zu einem gewissen Abschlusse gelangt, indes hatte der Kaiser die Armee noch nicht endgültig verlassen, sondern nur seine Abreise ins Auge gefaßt.

Ohne einen Sieg erfochten zu haben, konnte der Kaiser nicht nach Paris zurückkehren. Er blieb deshalb zunächst bei der Armee, wo er die Garde als eine Art von Haustruppe zu seiner Verfügung behalten hatte. Von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, sah der hartgeprüfte Fürst, der schon jetzt in Frankreich nicht mehr herrschte und beim Heere nicht mehr befahl, sein Schicksal nicht minder von den Kämpfen im Felde als von denen im Parlamente abhängig.

Marschall Bazaine mußte auch weiter Rücksicht nehmen auf die Sicherheit des Kaisers, auf die Meinungen von dessen Umgebung, auf die Ratschläge derer, die nicht auf Chalons zurückgehen wollten, aber auch die Folgen des längeren Stehenbleibens bei Metz nicht zu verantworten hatten. Um unbeeinflußt seine Entschlüsse fassen zu können, mußte der Marschall dringend wünschen, daß der Kaiser, und mit ihm ein zahlreicher Troß unbefugter Ratgeber die Armee verlasse. Denn nur ein Wille darf die Operationen lenken; beeinflußt von verschiedenen, wenn auch an sich wohlgemeinten Ratschlägen, wird dieser Wille an Klarheit und Bestimmtheit immer verlieren, wird die von ihm abhängige Heeresleitung unsicher werden. Die folgerichtige Durchführung eines Gedankens, entspricht derselbe nur einigermaßen den gegebenen Verhältnissen, wird eher zum Ziele führen als ein Abspringen zu immer neuen Plänen, schon deshalb, weil die in letztem Falle unvermeidlichen Gegenbefehle auf das Vertrauen und die Kräfte der Truppen stets nachteilig wirken müssen.



Ingenieurkunst und Offensive.

Dem deutschen Kriegsmann steckt der Angriff im Blute. Er verheißt ihm Glück und Sieg! „Le sort des assaillants est toujours favorable“ singt Friedrich in der „Art de la guerre“;*) „laßt Eure Herzen schlagen zu Gott und Eure Fäuste auf den Feind!“ mahnt Prinz Friedrich Carl seine siegesfrohen Truppen, als sie sich anschicken, Böhmens Grenzen zu überschreiten; den scharfsinnigen Untersuchungen unseres großen Kriegsphilosophen**) zum Trotz kann sich kein deutscher Soldat ein Herz zu der Lehre fassen, daß die Verteidigung stärker sei als der Angriff!

Das richtige Gefühl für das gewaltige moralische Übergewicht des Angriffs über die Verteidigung gibt sich darin zu erkennen. Wer möchte diesen angriffsfrohen Geist in unserem Heere verkümmern lassen? Siegreiche Abwehr ist erst die Einleitung zum Siege, niemals der volle Sieg! Erst der vernichtend geführte Schlag zerschmettert den Feind und läßt den Sieger den Fuß auf seinen Nacken setzen.

„Attaquez donc toujours, Bellone vous annonce
Des destins fortunés, des exploits éclatants,
Tandis que vos guerriers seront les assaillants!“

„Die Göttin des Krieges verheißt Euch Großes, wenn Ihr tapfer zuzuschlagen wißt“, verkündet der Philosoph von Sanssouci***) den Siegern von Mollwitz und Hohenfriedeberg und lehrt sie, nach dem Lorbeer von Roßbach und Leuthen greifen!

Kann es befremden, wenn in einem von solchem Geist beseelten Heere sich Gunst und Neigung auch den Kampfmitteln zuwenden, die unmittelbar dem Angriff dienen? Das feurige Roß, der geschwungene Säbel, die mit brausendem Hurra im Blitzen der Bajonette mit wehenden Fahnen heranstürmenden Bataillone — das sind Bilder, die das junge Soldatenherz zu heller Begeisterung entflammen; so und nicht anders träumt seine Phantasie sich Kampf und Sieg, und es ist kein Schade, wenn es so bleibt!

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Band X. Seite 269.
**) v. Clausewitz, Vom Kriege, 2. Band, 6. Buch.
***) Oeuvres. Band X. Seite 270.

I.

Der persönliche Kampf Mann gegen Mann, die älteste, blieb für lange Zeit auch die eigentliche Form des Kampfes. Wie spät erst beugte sich der Ritter der Einsicht, daß er sich wohl oder übel mit der teuflischen Kunst abfinden müsse, die dem Feigling erlaubte, den ritterlichsten Mann aus sicherem Versteck mit Kraut und Lot niederzustrecken, jener Kunst, die seine Burgen brach und die gewaltigste Umwälzung mehr noch im Staats- wie im Kriegswesen herbeiführte!

Es ist nicht eben lange her, seit diese Abneigung überwunden ist. Noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein, als die Siege eines jungen französischen Artillerie-Offiziers die Welt schon in Staunen versetzt hatten, galt der von weit her seine Geschosse in die feindlichen Reihen schleudernde Artillerist mehr als Gelehrter und Zunftmeister, denn als Kriegsmann; selbst die Großtaten der französischen Artillerie unter Napoleon vermochten nicht ganz ein Vorurteil zu beseitigen, mit dem erst in unseren Tagen endgültig gebrochen ist. Auf den französischen Schlachtfeldern erkämpfte sich die deutsche Artillerie die volle Gleichberechtigung mit den beiden alten Hauptwaffen. Man hat eingesehen, daß die Bedeutung der Kampf- und Kriegsmittel mit den Zeiten wechselt, daß sich das eine überlebt, das andere zur Geltung bringt, und damit ändert sich auch ihre Wertschätzung. Sollte diese Erkenntnis sich schon auf alle Gebiete des Kriegswesens erstrecken?

Fast mehr noch wie die Kunst des Artilleristen ist diejenige des Ingenieurs im Heere Gegenstand eines gewissen, fast kann man sagen, mit Abneigung gepaarten Mißtrauens gewesen. Aus zwei Gründen. In der Tätigkeit des Ingenieurs pflegte der angriffsfrohe Krieger ein dem Fluge des „Angriffsgedankens“ hinderliches Element zu sehen, — der Ingenieur aber vergaß oft, daß seine Technik niemals Selbstzweck, sondern stets nur Mittel zum Zweck war. Wo der Soldat in ihm gegen den Techniker zurücktrat, zeigte er sich seiner kriegerischen Aufgabe nicht gewachsen. —

Ein auch heute noch, selbst in der Armee, festgewurzelter Irrtum sieht in dem Ingenieur nur den Festungsbaumeister. Der Sprachgebrauch verdeutscht das Wort allgemein fälschlich mit „Kriegsbaumeister“. Allmählich hat sich aus diesem Begriff der erweiterte des „Ingenieurs“ überhaupt herausgebildet, der, auch ganz unrichtig, für alle Techniker gebraucht wird, die sich nicht „Baumeister“ oder „Architekten“ nennen. Umgekehrt hat nun gerade diese Übertragung des Namens Ingenieur auf den Techniker das Mißverständnis hervorgerufen, als ob der Ingenieur-Offizier mehr Techniker, wie Soldat wäre.

Der Ursprung des aus einem altitalienischen, Kriegsmaschine bedeutenden Worte entstandenen Wortes „Ingenieur“ führt zu ganz etwas anderem.

Der Ingenieur ist von Hause aus derjenige, der die Kriegsmaschinen zur Vernichtung der feindlichen Verteidigungsanstalten erbaut und bedient, und umgekehrt

wieder die Mittel zu ihrer Abwehr ersinnt, wodurch er dann von selbst zum Festungs-Erbauer geworden ist. Seine Aufgabe war also ursprünglich rein kriegerisch; die technischen Mittel, die er ersann, dienten taktischen Zwecken. Mit der Erfindung des Schießpulvers und der Entwicklung der Artillerie trat insofern eine Änderung ein, als der Artillerist dem Ingenieur die Zerstörungsaufgaben im wesentlichen abnahm, während dieser seine Aufmerksamkeit mehr der Herstellung der Abwehr-Maßnahmen widmete, die schließlich doch im Festungsbau gipfeln. Dieser wurde wiederum durch das Bestreben beeinflußt, auch der Verteidigung die Vorteile der neuen Schußwaffen zugute kommen zu lassen, ihr also deren Gebrauch zu erleichtern.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich der Jahrhunderte alte Wettkampf zwischen dem Artilleristen und dem Ingenieur, der im Zeitalter der gezogenen Hinterladungs-Geschütze und der Brisanz-Geschosse, des Panzers und des Eisenbetons nur noch an Heftigkeit zugenommen hat. Auf den ersten Blick erscheint hier der Artillerist als der Angreifer, der Ingenieur als der Verteidiger; der Festungsbau ist sein jedermann ins Auge fallendes Werk, und deshalb ist er der Mann der Defensive, der Widerpart jenes Angriffsgeistes, der zumal im deutschen Heere gepflegt wird, und den aufzugeben die Abkehr von der alten glorreichen Überlieferung angriffsweise geführter Kriege und Kämpfe, also einen traurigen Rückgang unseres kriegerischen Geistes und unserer kriegerischen Tüchtigkeit bedeuten würde. Also fort mit dem Einfluß des Ingenieurs, und am besten mit dem Ingenieur selbst! „Sehr erfreulich" sagte im Reichstag*) ein Abgeordneter, der einst als hochgestellter General in der Armee berechtigtes Ansehen genoß — „ist weiter für mich, daß am Festungsbau-Etat**) volle zehn Millionen gespart sind. — — — Diese Herabsetzung wird gewiß in der ganzen Armee mit Freuden begrüßt werden; denn der deutsche Soldat liebt die Festungen nicht, er schlägt sich nicht gern hinter Wall und Graben, sondern die deutschen Truppen wollen immer die lebendige Mauer sein, die das Vaterland schützt."

Es war wohl kaum möglich, das Wesen der Festungen und damit die Tätigkeit ihrer Erbauer abfälliger, einseitiger und unzutreffender zu charakterisieren, abgesehen davon, daß der deutsche Soldat sich bis jetzt stets da geschlagen hat, wohin ihn der Befehl seiner Kriegsherren schickte, und nicht, wo es ihm gefiel!

Der Irrtum steckt darin, daß hier der falsche Gebrauch eines Kriegsmittels mit diesem Mittel selbst verwechselt wird! — „Die andere Richtung wollen wir lieber unseren westlichen Nachbarn überlassen, die sich an ihrer Grenze mit Sperrforts wie mit einer chinesischen Mauer umgeben."***) Also weil ein Staat oder eine Heeresleitung die Festungen unserer Ansicht nach falsch gebraucht, sind sie nichts wert?

*) Sitzung vom 26. Januar 1910, stenographischer Bericht.

**) Der übrigens keineswegs allein dem Festungsbau, sondern auch vielen anderen Bedürfnissen der Landesverteidigung dient (Anm. d. Verf.).

***) Sitzung vom 26. Januar 1910, stenographischer Bericht.



Im Jahre 1866 zog die schöne preußische Reiterei häufig genug untätig hinter der Infanterie her — schloß man daraus, daß man sie abschaffen, oder daß man sie richtig gebrauchen lernen müsse? War es mit der Artillerie anders? Die preußische Artillerie war damals in einem etwas wunderlichen Zustande; mit ihren Kruppschen Gußstahlhinterladern war sie allen anderen Großmächten weit voraus, ihre glatten Bronzegeschütze gehörten einer veralteten Technik an. Ihre Taktik steckte in den Kinderschuhen. Die Truppenführer hatten sich im Frieden herzlich wenig um sie gekümmert, da sie den Korps nur lose angegliedert, nicht aber den Truppenverbänden organisch eingefügt war. So führte sie ein Sonderdasein unter ihren Inspekteuren, und die geheimnisvolle Kunst ihrer Verwendung überließ man mehr oder weniger den Artillerie-Befehlshabern, deren taktische Anschauungen mit denjenigen der Führer durchaus nicht immer übereinstimmten. Wie lange sich selbst nach der großen Wandlung von 1870 diese merkwürdige Nichtachtung der Artillerie als Truppe noch in der Armee erhalten sollte, zeigt jenes — leider wahre — Geschichtchen von einem als Führer mit Recht hochangesehenen kommandierenden General, der auf den Vorschlag seines Generalstabsoffiziers, sich in einer Garnison doch auch einmal die Artillerie anzusehen, antwortete: „Die Truppe habe ich gesehen — was soll ich da noch die Artillerie sehen?" Der Nachsatz lautete sogar noch sehr viel drastischer! Und das war lange nach 1870!

Daß die Artillerie 1866 stellenweise infolge von falschem Gebrauch versagte, führte auch nicht zu ihrer Abschaffung — im Gegenteil, unsere denkenden Köpfe erfaßten gerade nach den begangenen schweren Fehlern jetzt erst das Wesen der Waffe*), und welcher Wandel vor sich gegangen war, zeigten schon ihr Gebrauch und ihr Verhalten auf den französischen Schlachtfeldern. Was seitdem aus unserer Artillerie geworden ist, weiß jeder Truppenführer.

Sollte es sich mit dem Gebrauch der Festungen, und fernerhin mit der Befestigungs- oder Ingenieurkunst im weitesten Sinne überhaupt nicht ähnlich verhalten? Haben wir oder unsere Gegner dies wichtige Kampfmittel immer, oder auch nur häufig richtig zu gebrauchen verstanden?

Es würde hier zu weit führen, in eine eingehende Untersuchung über diese Frage einzutreten.**) Es möge genügen, hier einige kurze Bemerkungen über die Stellung der Festung in der heutigen Kriegführung einzuschalten.

Die moderne Festung hat nur noch in beschränktem Sinne die Aufgabe der Sicherung des Ortsbesitzes. Über den Ausgang eines Krieges wird der Fall einer Festung — trotz Paris — kaum noch entscheiden. Daß er trotzdem für die allgemeine

---

*) „Taktische Rückblicke auf 1866", Seite 34 ff.

**) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Band IV. „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit."
Frobenius, Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges, Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

politische und militärische Lage von ungeheurer Bedeutung werden kann, lehrt auch die neueste Geschichte. Hätte über Straßburg und Metz zur Zeit der Kapitulation von Paris noch die französische Flagge geweht, wie über Belfort, so wären auch der Staatskunst eines Bismarck wohl noch sehr ernste Schwierigkeiten zu überwinden geblieben; ohne den Fall von Port Arthur wären die Japaner im mandschurischen Kriege schwerlich an ihr Ziel gelangt.

Aber die Aufgaben der Festung sind größer, und ohne Einblick in die operativen Verhältnisse moderner Heere überhaupt nicht zu verstehen. Behandelt die alte Festungs-Baukunst die Festung mehr als ein „Ding an sich", dem bestimmte, mit ihrer örtlichen Lage verknüpfte Aufgaben zufallen, so hat sie der Festungs-Erbauer von heute mehr als Glied eines operativen Systems anzusehen und die einzelne, je nach ihrer Bedeutung, in ihrer Beziehung zu den anderen individuell zu behandeln. In den Landesbefestigungs-Systemen der Großstaaten spiegeln sich die Grundsätze ihrer Kriegführung.

Ist nun, wie hoffentlich für immer bei uns, der erste Gedanke die Offensive, das Hineintragen des Krieges in Feindesland, so könnte all und jede Landesbefestigung überflüssig, ja schädlich erscheinen; die schützenden Wälle könnten zum „Grabe des Angriffsgedankens" werden.

So glaubt mancher und schüttelt den Kopf zu den überflüssiger Weise „in die Erde gesteckten" Summen. Mit Unrecht.

Man bedenke, daß selbst das bestorganisierte Heer bei sorgfältigst vorbereiteter Mobilmachung bis zum Beginn seiner eigentlichen Operationen noch eine Vorbereitungszeit braucht. Seine Mobilmachung und Versammlung bedürfen eines gewissen, oft sehr kurz bemessenen, vielleicht, wie 1870, erst mit der Kriegserklärung beginnenden Zeitraumes, während dessen die eigenen Verbindungen unbedingt gegen feindliche Unternehmungen geschützt werden müssen. Neben dem sofort in Kraft tretenden beweglichen Grenzschutz tritt dann als gewichtiges Hilfsmittel die Grenzbefestigung. Nicht etwa als Sperrfortlinie oder gar chinesische Mauer, wohl aber als Sicherung der wichtigsten Straßen-, Eisenbahnknoten-, Flußübergangspunkte und Gebirgspässe, je näher an der Grenze, desto besser. Je schneller dieser Schutz wirksam wird, um so besser unterstützt er die schwierigen nnd vielseitigen Aufgaben der Grenzschutztruppen: er engt die zu schützende Grenze ein, sichert ihre wichtigsten Punkte oder Strecken unmittelbar und vermag den Grenzschutztruppen schnell kräftige Unterstützung oder auch sicheren Rückhalt zu gewähren.

Die Grenzbefestigungen dienen aber noch größeren und wichtigeren Aufgaben. Gilt es zunächst Mobilmachung und Aufmarsch zu sichern, so heißt es nach deren Beendigung die Tore zum Einmarsch in Feindesland offen zu halten, besonders da, wo Ströme oder größere Flüsse die Grenze bilden oder in geringer Entfernung begleiten. Der kritische Augenblick eines Fluß- oder Strom-Übergangs, unter Umständen

angesichts des Feindes, wird durch geräumige und weithin wirkende Brückenköpfe, wenn nicht vermieden, so doch seiner Gefahr zum großen Teil entkleidet; der sichere und ungestörte Uferwechsel ist unter solchen Verhältnissen der erste Schritt zu einer kraftvollen Offensive.

Es wird schwer zu beweisen sein, daß sich einem kriegsbereiten, tätigen und unternehmenden Feinde gegenüber dies alles ebensogut auch **ohne** Festungen erreichen ließe. Unter allen Umständen bedeutet das Vorhandensein von jederzeit verteidigungsfähigen Grenzfestungen einen wertvollen Gewinn an Sicherheit, Zeit und Kräften für Mobilmachung und Aufmarsch, sowie eine die eigenen Operationen begünstigende, verbesserte Geländegestaltung.

Alles in allem also nicht zu unterschätzende Vorteile für die Kriegführung, und zwar gerade für die Offensive!

Es mag zugegeben werden, daß hiermit bei einem glücklich geführten Angriffskriege die Aufgaben der eigenen Landesbefestigung im wesentlichen erfüllt sind. Daß sie aber dabei unter Umständen von geradezu entscheidender Bedeutung werden kann, wird sich nicht bestreiten lassen. Warum also die Fürsorge für eine zweckmäßige Landesbefestigung mit dem „offensiven Gedanken“ im Widerspruch stehen soll, ist nicht einzusehen.

Ich glaube aber auch nicht, daß dieser Gedanke durch eine vorsorgliche, möglichst vorteilhafte Gestaltung des eigenen Landes als Kriegsschauplatz beeinträchtigt werden könnte. **Großstaaten** werden einem unglücklichen Kriege immer aus eigener Kraft eine andere, glücklichere Wendung geben wollen. Das Kriegsglück ist wandelbar! Selbst eine noch so siegesgewisse Heeresleitung wird daher mit weisem Vorbedacht die bei etwaigen Unglücksfällen zu ergreifenden Maßnahmen erwägen müssen.

Die Lehre von den Zentralstellungen, in denen die eigene Kriegsmacht das Eingreifen fremder Mächte zu ihren Gunsten abzuwarten denkt, mögen die kleinen Staaten befolgen, die bei kriegerischen Verwicklungen auf die Hilfe oder doch das Wohlwollen der Großmächte angewiesen sind. Das Landesbefestigungs-System einer Großmacht muß andere Ziele verfolgen. Zunächst ein gebieterisches Halt! an der Grenze, wenn das eigene geschlagene Heer nach einer mißlungenen Offensive wieder hinter sie zurückgehen muß. Je stärker und schlagkräftiger die Grenzbefestigung, um so zwingender die Rücksichtnahme auf sie, um so größer die Zahl der durch sie gefesselten feindlichen Truppen, um so größer die Entlastung des für den Augenblick weichenden eigenen Feldheeres. Jetzt ist Zeitgewinn Alles. Nicht hinter den Mauern der Festungen, wie die gefährliche, oder doch oft mißverstandene Lehre von den „verschanzten Lagern“ zu empfehlen schien, aber durch die **Festungen selbst** geschützt und entlastet, gilt es nun, sich neu zu ordnen, neue Kräfte zu sammeln und, wenn es an der Zeit ist, dem Feinde aufs neue entgegenzugehen. Die Landesbefestigung will das Heer nicht zum Kampf hinter „Wall und Graben“ verleiten oder verurteilen,

sondern ihm die beste Geländeausnutzung, Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit gewähren und ihm damit die Rückkehr zur Offensive ermöglichen!*)

So wenig wie die allgemeine Landesbefestigung darf die Festung selbst lediglich einer starren Defensive dienen.

Der Festungsbau ist eine, mit den Aufgaben der Festungen, mit der Waffentechnik und den sonst in Frage kommenden Zweigen der Technik überhaupt in fortwährender Umgestaltung begriffene Kunst. Von der einfachen, nur schützenden Einfriedigung durch Wall oder Mauer ist sie im Wandel der Zeiten zur Schlachtfeldbefestigung größten Stils geworden. Erst die Aufstellung von Geschützen auf den Städtemauern befähigte diese zu einem wirklichen Kampf gegen den Angreifer; die zweckmäßigste Aufstellung und Verteilung der Verteidigungs-Artillerie auf den Wällen wurde allmählich das Problem der Befestigungskunst. Mit viel Scharfsinn und noch mehr Pedanterie klügelte der Ingenieur an den vorteilhaftesten Beziehungen zwischen Flanken- und Defenslinien, an der zweckmäßigsten Form der Bastione und Grabenprofile herum; es wollte nicht recht gelingen, dem Angriff, den Vauban in ein wohldurchdachtes und oft bewährtes System gebracht hatte, etwas Gleichwertiges oder gar Überlegenes entgegenzustellen. Selbst Montalemberts gewaltige Geschütz-Entwicklung in den Kasematten seiner tenaillierten und polygonalen Fronten löste die Aufgabe nicht. Seine Pläne blieben Theorien, hauptsächlich wohl freilich wegen der Schwierigkeit und Kostspieligkeit ihrer Ausführung.

Dieser Jahrhunderte dauernde Kampf der „Manieren“ ist für das Ansehen des Ingenieurs in manchem Heere verhängnisvoll geworden. Man sah in ihm, leider nicht immer mit Unrecht, den spitzfindigen Pedanten, der im Gegensatz zu dem derb und natürlich dreinschlagenden Kriegsmann seinen Kriegszweck durch Berechnungen und mathematische Feinheiten erreichen wollte. Wo die Kriegskunst selbst sich durch eine solche Pseudo-Kunst beherrschen ließ, geriet sie auf die wunderlichen Abwege einer Methodik, mit der — trotz Eugen und Friedrich — eigentlich erst mit dem Auftreten Napoleons allgemein endgültig gebrochen wurde. Merkwürdig, daß gerade da, wo der Ingenieur sich zuerst und am gründlichsten von den „Manieren“ frei machte, in

*) Ein klassisches Beispiel für die Ausnutzung einer Festung für eine hinhaltende Verteidigung als Vorbereitung auf eine allgemeine Offensive bilden die Direktiven Napoleons an den Vizekönig von Italien im März 1813 für die Verteidigung der Elbe mit Hilfe der Festung Magdeburg. Der schnelle und sichere Uferwechsel ist ihm dabei die Hauptsache; er gewährt die Möglichkeit, den von Osten anrückenden Feind mit den in und bei der Festung gesammelten Kräften anzufallen, noch ehe er die Elbe erreicht hat, oder, wenn ihm der Übergang gelingt, ihn alsbald auf dem eben erreichten Ufer unter für ihn ungünstigsten Verhältnissen anzugreifen. Daß die Führung der Stromverteidigung den Weisungen des großen Meisters wenig entsprach, ist weder ihm noch seinen Lehren, sondern der Unzulänglichkeit derjenigen zuzuschreiben, die sie nicht zu befolgen verstanden. Vgl. Correspondance de Napoléon, 15. 3. 1813, Band XXV. Seite 88 ff.



Preußen, die Armee am hartnäckigsten an dem Vorurteil festgehalten hat, als stehe sein Tun im Gegensatz zu dem frischen, fröhlichen Wagemut, der den preußischen Soldaten schon seit Fehrbellin auszeichnete, und den selbst die traurige Katastrophe von 1806 nicht für lange zu ersticken vermocht hatte. —

Die Lehre Friedrichs des Großen: „In Absicht der Festungen soll man sich nach dem Terrain richten, damit das Terrain die Befestigung noch verstärke"*) ist lange Zeit nicht richtig verstanden worden. Es hieß nicht, daß man — wie selbstverständlich — die Festungen dem Gelände anpassen, sondern daß man das Terrain selbst als ein Hilfsmittel zur Verstärkung der Festung ausnutzen müsse, daß also eine Wechselbeziehung zwischen dem Gelände und den Werken stattfinde. Der König gibt damit die wichtigsten Direktiven für den Festungsbau: er betont die Bedeutung der Gelände-Benutzung. Schon in der „Art de la Guerre" hatte er gesungen:**)

„Vous trouverez partout des forts, des citadelles,
Que les mains des mortels n'ont jamais travaillés,
Postes que la nature a seule ainsi taillés,
L'ignorant voit ces lieux, mais c'est sans les connaître,
Le sage les saisit .....",

und wenn er damit den Truppenführer auf die Wichtigkeit einer geschickten Geländebenutzung hinweisen wollte, so wiederholt er in jener späteren Lehre für den Festungsbau nur denselben Gedanken.

Er setzt ihn aber auch in die Tat um! Frei von jedem Schema eilt er bei seinen Festungsbauten mit den Anordnungen für die Grabenflankierung, die offensive Führung der Verteidigung, die Beherrschung und Benutzung des Vorgeländes seiner Zeit weit voraus. Die Festung wird unter seiner Meisterhand statt eines toten Verteidigungswerks ein lebendiges Kampfmittel; — schade nur, daß seine Lehren später so lange unverstanden blieben! Erst nach dem Wiedererwachen Preußens, dessen tiefen Fall neben vielem anderem auch die gänzliche Unfähigkeit, seine Festungen zu gebrauchen, verschuldet hatte, lebten sie wieder auf. Die neupreußische Befestigung ist eine Weiterbildung fridericianischer Gedanken. Mit welch scharfem Blick die Schöpfer von Coblenz und Ulm jene Wechselbeziehung zwischen Werken und Gelände erkannt haben, bewundert noch heute jeder Kenner, wenn auch jene einst mustergültigen Bauten selbst längst veraltet sind.

Es ist nicht zu leugnen, daß der mit Einführung der gezogenen Geschütze einsetzende Wandel im Befestigungswesen weit mehr der technischen Vervollkommnung der Werke, wie der Vertiefung des taktischen Verständnisses beim Festungsbau zugute gekommen ist. Ja, ein gewisser Rückfall ins Schema muß eingestanden werden!

---

*) **Oeuvres**, Band XXX. Seite 218, Instruktion für die Quartiermeister.

) **Oeuvres, Band X. Seite 238.

Die Kriegserfahrungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trugen wenig dazu bei, das Wesen der Festung zu erfassen. Der meist rein artilleristische Kampf gegen die veralteten und schlecht bestückten französischen Festungen, deren modernste, Paris, durch Einschließung genommen wurde, rief die einseitige Vorstellung hervor, als gelte es die Festung ausschließlich zum Kampf mit der Angriffs-Artillerie zu befähigen. Die Werke wurden zu Batterien, die bei der noch ganz unentwickelten Steilfeuer-Technik auf die beherrschenden, dafür aber auch weithin sichtbaren Höhen gelegt und durch hohen Aufzug zu noch willkommeneren Zielen gemacht wurden. Der Druck einer gespannten politischen Lage in Verbindung mit der Erkenntnis, wie unzulänglich unsere Festungen waren, führte zu eiligen Neubauten nach diesen Grundsätzen, die sich gegen Steilfeuergeschütz und Brisanzgeschoß bald als nicht stichhaltig erweisen sollten.

Im Panzer und Beton fand die Verteidigung dann ihre Gegenmittel, und sie wußte sich auch die neuen Errungenschaften der Artillerie zunutze zu machen; wichtiger noch war die allmählich wieder erwachende Erkenntnis, daß der Festungskrieg kein Artillerieduell, sondern das mit allen Mitteln des Angriffs und der Verteidigung durchgeführte Ringen um ein mit äußerster Überlegung und Sorgfalt vorbereitetes, sozusagen potenziertes Kampffeld sei!

Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis führten zu den fridericianischen Grundsätzen zurück. Keine schematische Besonderheit, sondern ein Kampffeld auf einem schon an und für sich der einen Partei möglichst günstigen, durch gründlichste Korrektur noch vervollkommneten Gelände, so soll und muß die moderne Festung aussehen.

Es bedurfte nicht der jetzt fast bis zum Überdruß als Beweis für alles Erdenkliche herbeigeholten „Erfahrungen von Port Arthur", um zu dieser Einsicht zu gelangen. Der Wandel hatte sich schon vorher in aller Stille vollzogen. Verglich man die Kampfmittel des Angriffs und der Verteidigung miteinander, so drängten sich doch Bedenken gegen das unbedingte und entscheidende Übergewicht der Angriffs-Artillerie auf. Um die vorbereiteten Kampfstellungen des Verteidigers — mochten dies nun ständige Werke oder Gelände-Abschnitte sein — mußte schließlich trotz aller artilleristischen Kraftentfaltung *entscheidend* gekämpft werden; der Träger dieser Entscheidungskämpfe konnte aber nur der Infanterist sein. Der Festungsbau stand damit wieder vor der alten Aufgabe, wie der Verteidigungs-*Artillerie*, so auch der *Infanterie* möglichst günstige Kampfbedingungen zu schaffen.

Die Tätigkeit des Ingenieurs als Festungserbauer wird hiernach vielleicht manchem in einem neuen Lichte erscheinen. Wie der Plan einer allgemeinen Landesbefestigung nur auf den vielseitigsten politischen und operativen Erwägungen aufgebaut werden kann, so erfordert die Ausführung im einzelnen — von der großen Festung bis zum kleinsten selbständigen Werk — die gründlichste taktische Überlegung. Der Ingenieur aber, der seine Aufgabe darin suchen wollte, dem Verteidiger nur Schutz

und Deckung zu schaffen, würde sie verkennen! Er hat nicht zu prüfen, wie der Festungs-Verteidiger sich am besten deckt, sondern wie er am besten kämpft, — und damit tritt der jedem Kampf innewohnende Gedanke der Offensive wieder in sein Recht.

Denn auch einem scheinbar so defensiven Werk, wie einer Festung, wohnt eine gewisse Offensivkraft inne, und ihre Verteidigung sollte immer im rechten Augenblick zum Angriff überzugehen wissen. Sie beherrscht nach Maßgabe ihrer Größe und Besatzung durch die weittragenden Geschütze ihrer Außenwerke und durch ihre beweglichen Hauptreserven einen nicht unbeträchtlichen Raum, den sie feindlichen Operationen mehr oder weniger entzieht, besonders aber für die feindlichen Verbindungen unbrauchbar macht. Die sogenannte „Schlagkraft" einer Festung kann unter Umständen von sehr großer Bedeutung werden; allerdings gehört dazu als Gouverneur ein Mann von Kopf und Herz, der die Kriegslage übersieht, zu wagen versteht und sich selbst und seiner Festung vertraut!

Wie in der Festung, steckt auch in jeder ihrer Fronten und Werke ein offensives Element. Die Aufgabe der Truppenführung, das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen und die Gliederung der Truppen nach dem Gefechtszweck zu regeln, soll die in der Festung gegebene Geländegestaltung erleichtern und vorbereiten, ohne den Kampf in starre Formen zu zwängen. Das Auge des Erbauers muß seine Werke stets von der Truppe belebt vor sich sehen; nur dann wird es ihm gelingen, die Wirksamkeit der einzelnen Fronten in Übereinstimmung zu bringen, die einzelnen Werke aber so zu bilden und einzurichten, daß sie die Gefechtskraft ihrer Besatzung steigern, um womöglich das Ideal einer Festungsverteidigung zu erreichen, bei der der Angreifer zum Verteidiger und Besiegten wird!

Ich sehe nicht ein, weshalb der Angriffsgeist im Heere darunter leiden sollte, wenn diesen Fragen die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird! Ich möchte eher das umgekehrte Verhältnis betonen: Angriffsgeist und Wagemut sollen auch in dem Festungsverteidiger leben. Der Ingenieur aber, der seine Aufgabe richtig erfaßt, wird auch seinen Bauten den Geist einzuhauchen wissen, mit dem einst ein Gneisenau, den das heutige preußische Ingenieur-Korps als seinen ersten Chef verehrt, die alten Wälle von Kolberg beseelte!

Die vielseitigen und schwierigen technischen Aufgaben des Ingenieurs dürfen dabei natürlich nicht unterschätzt werden. Nur ist immer daran festzuhalten, daß sie den taktischen Zwecken zu **dienen**, nicht sie zu beherrschen haben. Sache der Ausbildung und Erziehung ist es, das Verständnis hierfür in dem Ingenieur-Offizier zu wecken und zu pflegen. Von welcher entscheidenden Bedeutung dies auch für die ihm außer dem Festungsbau zufallenden Aufgaben ist, wird sich bei deren Erörterung überzeugend genug ergeben.

Hier sollte nur **eins** nachgewiesen werden: Landesbefestigung und Festungs-

wesen sind kein unliebsames, dem Angriffsgedanken feindliches, sondern ein ihn unter Umständen in hohem Grade förderndes Element der Kriegführung. Daß sie außerdem eine gewaltige Verstärkung der Verteidigungskraft bilden, die man bei einer ungünstigen Wendung des Kriegsglücks ungern missen würde, sollte am wenigsten in einem Lande vergessen werden, dessen geographische und politische Lage es im Laufe der Zeiten doch noch einmal zwingen könnten, mit einer Welt in Waffen um seine Existenz zu ringen!

Ob unter diesen Umständen jene Ersparnis von 10 Millionen am Festungsbau-Etat wirklich geeignet ist, „in der ganzen Armee mit Freuden begrüßt zu werden", überlasse ich dem Urteil des Lesers.

II.

Nicht der Bau der Festungen, sondern der Kampf um sie war ursprünglich das Feld für die Tätigkeit des Ingenieurs. Auch als eine mehr und mehr verknöchernde Ingenieurkunst sich im Ersinnen neuer „Manieren" erging, betrachtete man den Festungskrieg als seine eigentlichste Domäne. Die großen taktischen Ideen eines Vauban, dessen Angriffserfolge hier und da die Unzulänglichkeit seiner eigenen Festungsbauten erwiesen hatten, blieben aber leider unverstanden. Der Festungskrieg erstarrte im Formalismus; Vaubans Batterie-Verteilung und seine Parallelen wurden vor den Festungen zum Schema, wie später der friderizianische Echelon-Angriff in den Gefechten der Lineartaktik.

Sehr langsam erst brach sich die Einsicht Bahn, daß auch der Festungskrieg nur ein Element der Kriegführung sei, und keine Spezialität einer Waffe. Vor allem haben dazu schon die Kämpfe um Sebastopol beigetragen, — aber erst in unseren Tagen, lange nach 1870, ist dieser Gedanke Gemeingut der Armee geworden. Die lange Entwöhnung von der Beschäftigung mit dem Festungskriege ließ den Truppenführer ungern an ihn herangehen; man traute sich nicht zu, seine Geheimnisse zu beherrschen und überließ es dem Ingenieur, sich damit abzufinden.

Zunächst zeitigte dann die rapide Entwicklung der Artillerie eine neue Richtung, die der Artillerie die leitende Rolle im Festungskriege zuwies. Daß der Ingenieur mit dem Festungsbau der vorauseilenden neuen Technik der Artillerie zunächst nur langsam zu folgen vermochte, lag in der Natur der Dinge. Festungen entstehen nicht von heute auf morgen, und da die großen Kriege der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kurz nach Einführung der gezogenen Geschütze ausbrachen, fanden die Sieger in Feindesland meist veraltete Festungen vor. Mit ihnen machte die Artillerie kurzen Prozeß; sie hatte die gleichfalls veraltete Verteidigungs-Artillerie in der Regel bald bezwungen, und unter dem Eindruck ihrer vernichtenden Wirkung glaubten sich Kommandanten und Besatzungen meist schneller wie nötig am Ende ihrer Widerstandskraft.

Die Rolle des Ingenieurs und der Infanterie war bei diesen „Belagerungen“ natürlich meist nur gering gewesen, da der Löwenanteil des Erfolges und des Ruhmes dem Artilleristen zugefallen war. Es war durchaus erklärlich, daß von nun an die Artillerie als die führende Waffe im Festungskriege angesehen wurde; der durch den Augenschein gerechtfertigte Glaube an ihre Unwiderstehlichkeit blieb in Theorie und Lehre auch dann noch bestehen, als der Festungsbau und die Beschaffenheit der Verteidigungs-Artillerie allmählich hierin einen gründlichen Wandel herbeigeführt hatten. Die Periode, in der bei den theoretischen und praktischen Übungen im Festungskriege die Belagerung mit der glücklichen Einnahme der ersten Artillerie-Stellung durch den Angreifer als erledigt angesehen wurde, wich erst sehr allmählich, nun aber trotz neuer, bedeutender Fortschritte der Artillerie, der Einsicht, daß zur Bezwingung der modernen Festung doch noch andere Mittel gehörten: der Nahkampf um die Werke und mit ihm der Infanterist forderten wieder ihren Platz im Festungskriege.

Also ein Kampf der verbundenen Waffen, wie jeder andere! Selbstverständlich ist in ihm auch der Führer derselbe: der Truppenführer selbst, nicht der Vertreter einer Spezialwaffe, leitet und befiehlt hier und hat den einzelnen Waffen ihre Rolle zuzuteilen. —

Wie steht es nun dabei mit dem Ingenieur?

Wie überall im Kriege fällt ihm in Verbindung mit der Pioniertruppe auch im Festungskriege die Aufgabe zu, den anderen Waffen helfend und fördernd an die Seite zu treten. Von welcher Bedeutung aber gerade im Kampf um Festungen seine Hilfe und Mitwirkung sind, wird klar, wenn man sich das Wesen dieses Kampfes vergegenwärtigt.

Die Festung hat als vorbereitetes Kampffeld die Aufgabe, die Waffenwirkung und Gefechtskraft des Verteidigers aufs äußerste zu steigern, die des Angreifers zu verringern und zu schädigen. Der Verteidiger nutzt ihre Anlagen aus, der Angreifer sucht sie zu vernichten oder unschädlich zu machen. Er muß sich dazu ähnlich günstige oder gar überlegene Kampfbedingungen schaffen, wie sie der Verteidiger schon besitzt.

Alles kommt dabei auf die umsichtigste Benutzung und Verbesserung des Geländes heraus; nichts anderes ist das, was man unter dem Worte „Angriffsarbeiten“ versteht. Diese aber rufen eine Gegenwirkung hervor. Der Verteidiger darf sich nicht mit dem begnügen, was er hat, sondern er muß dem Angreifer wieder abzuringen oder zu zerstören suchen, was dieser sich schafft. So entsteht ein Kampf von unvergleichlicher Hartnäckigkeit, der schließlich zu einem Ringen um jeden Fußbreit Bodens führt, in dem neben Tapferkeit und gewandtem Gebrauch der Waffe auch die geschickte Überwindung jeder natürlichen oder künstlich geschaffenen Geländeschwierigkeit den Erfolg verbürgt.

Angreifer und Verteidiger müssen die Festung kennen, um sie erfolgreich zu

bekämpfen oder zu behaupten. Nun gibt es für die besonderen Aufgaben im Kriege besonders vorgebildete Waffengattungen und Offizierkorps. Bau und Gebrauch der Festungen bilden ein besonderes Studium des Ingenieurs. Ist es auch nicht seine Sache, in und vor Festungen an die Stelle des Generalstabes oder gar des Befehlshabers zu treten, so ist er deshalb doch einer ihrer berufensten Ratgeber und Gehilfen.

Das Wesen des Festungskampfes bildet für den Angreifer die denkbar tatkräftigste Offensive, für den Verteidiger eine möglichst aktive, stets auf den Übergang zur Offensive bedachte Defensive. Nun weist der Festungskrieg, von den ersten Erkundungen bis zum Sturm, hüben und drüben wohl keine Kampfhandlung auf, die der Hilfe des Ingenieurs entbehren könnte. Wo greife ich an? ist die erste Frage des Angreifers. Soweit nicht operative Verhältnisse und die Verbindungen hierfür bestimmend sind, geben neben der Geländegestaltung Lage, Beschaffenheit und Armierung der Werke die entscheidende Antwort. Die Erwägungen des Befehlshabers und seines Generalstabes werden dabei Urteil und Rat des Artilleristen und Ingenieurs nicht entbehren können. — Wo werde ich angegriffen werden? Wie begegne ich dem Angriff? fragt der Verteidiger. Ängstliche Beschränkung auf seine Werke wird ihm manche günstige Gelegenheit zu wichtigen Teilerfolgen und zum Zeitgewinn entgehen lassen. Also hinaus ins Vorgelände, dem Angreifer entgegen! Welche Fülle von Aufgaben der Feldbefestigung bietet sich nun: Festhalten genommener Punkte nach glücklichem Vorstoß, Befestigung vorbereiteter vorgeschobener Stellungen, um von da aus möglichst wieder zu neuen Schlägen auszuholen, zähes Anklammern an alle günstigen Punkte des Vorgeländes, um Einschließung und Artillerie-Entwicklung des Angreifers zu verzögern — mit einem Wort: schon jetzt jenes für den Festungskrieg charakteristische hartnäckige Ringen mit Stoß und Parade, bei dem die Kunst des Ingenieurs dem Kämpfer den Schild vorhält, um ihn um so kraftvoller zuschlagen zu lassen!

So begleitet sie ihn schützend und fördernd durch alle Phasen des Kampfes. Ihre Bedeutung wächst auf beiden Seiten, je mehr der Angreifer sich den Werken nähert. Sie bahnt ihm die Wege; sie läßt ihn in sicheren Deckungen das Gewonnene behaupten und zu neuem Vorgehen Atem schöpfen. Sie steigert die Kräfte des Verteidigers und sinnt unausgesetzt auf neue Hilfsmittel, um die inzwischen von der Angriffsartillerie zertrümmerten Werke zu weiterem Widerstande zu befähigen.

Je mehr sich der Kampf zum Ringen um das einzelne Werk zuspitzt, desto mehr treten Ingenieur und Pionier selbst als Kämpfer auf den Plan. Jetzt gilt es die Zerstörungsarbeit aus nächster Nähe überall da zu vollenden, wo die Artillerie nicht zu wirken vermocht hat. Grabenwehren und Hindernismittel aller Art müssen unbrauchbar und unwirksam gemacht werden; wo das Vortreiben offener und selbst eingedeckter Laufgräben unter dem immer wieder auflebenden Feuer des Verteidigers

nicht mehr glücken will, heißt es zum Minen-Angriff schreiten, um auch den verborgensten Widerstand zu brechen, das versteckteste Hindernis zu vernichten und schließlich für den Sturm unterirdische, dem Minenwerfer und der Handgranate entzogene Gassen zu bahnen.

Die Gegenwirkung kann nicht ausbleiben. Wo sich der Verteidiger leidend verhält und allein in der, über kurz oder lang doch ermattenden und nur vorübergehend kräftig wieder auflebenden Feuerwirkung der Besatzung sein Heil sucht, wird er den Fortschritt des Angriffs nicht lange aufhalten. Mehr wie je gilt es jetzt, die Verteidigung mit dem Angriffsgeist zu beleben! Welcher Art dessen Mittel sein müssen, liegt auf der Hand. Mine und Gegenmine, Handgranate gegen Handgranate, Zerstörung oder Eroberung der Angriffsarbeiten, um sich in ihnen wieder festzusetzen, Schaffung neuer Abschnitte, behelfsmäßiger Grabenwehren, alles möglichst in Verbindung mit immer wiederholten, kräftigen, mit ganz bestimmten Aufträgen betrauten Ausfällen der beweglichen Reserven, so hat man sich nun etwa das Ideal der Verteidigung zu denken, — und ihre Seele muß und wird der Ingenieur sein!

Sieht diese ganze Tätigkeit nach einer schüchternen Defensive aus? Sollte man ernstlich glauben, daß ihr ein Offizierkorps gewachsen sein würde, das, nur zu technischen Kenntnissen und Fertigkeiten erzogen und ohne taktisches Urteil, nichts von Waffenwirkung, Geländebenutzung und Gefechtsführung versteht, und dem ein anderer Geist innewohnt, als der kraftvollster Offensive?

III.

Als nach der Katastrophe von 1806 der Neubau des preußischen Heeres begann, wurde das damalige Ingenieurkorps mit den einzelnen noch vorhandenen Pionierformationen zu einer einheitlich organisierten vierten Waffengattung verbunden. Aus kleinen Anfängen hat sich daraus das heutige Ingenieur- und Pionierkorps entwickelt.

Es war ein genialer Gedanke, das bis dahin ganz für sich allein dastehende Ingenieurkorps in unmittelbare Verbindung mit einer Truppe zu bringen, die für die verschiedenen technischen Hilfsleistungen bestimmt war, durch welche die taktischen Zwecke der Truppenführung unterstützt werden konnten. Man erreichte dadurch zweierlei. Das Ingenieurkorps trat aus seinem Sonderleben heraus in innige Berührung mit dem Heere und seinen Führern; der Pioniertruppe aber kamen die Kenntnisse und Erfahrungen eines Offizierkorps zugute, dem es oblag, alle Zweige der damaligen militärischen Technik zu seinem besonderen Studium zu machen; auf der nicht viel später (1816) errichteten „Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule" erhielt dies seine, bald zu hohem Ansehen gelangte Pflanzstätte.

Daß die Entwicklung dieses fruchtbaren Gedankens den Erwartungen seiner Schöpfer schließlich nur wenig entsprach, war nicht ihre Schuld. In gänzlicher

Verkennung des Wesens und der Aufgabe der neuen Truppengattung wurden allmählich die technischen Kenntnisse ihres Offizierkorps, dem natürlich die Fürsorge für den Festungsbau überlassen geblieben war, in einer völlig falschen, ihren kriegerischen Aufgaben geradezu schädlichen Weise ausgenutzt.

Die unselige Übertragung der Garnison- und Artilleriebauten auf das Ingenieurkorps wurde für seine Weiterentwicklung verhängnisvoll. Die schon an und für sich allzu vielseitigen Anforderungen an die Ausbildung und die dienstlichen Leistungen seiner Offiziere vervielfältigten sich dadurch ins Ungeheuerliche; ein ihm künstlich aufgepfropfter Dienstzweig, die ganze Lebensarbeit des Architektenberufs, sollte sozusagen im Nebenamt von ihm mit versehen werden, — konnte es wundernehmen, daß ein großer Teil von ihnen notgedrungen darin aufging, seine kriegerischen Aufgaben vernachlässigte und für den Truppendienst unbrauchbar wurde? — Und wie stand es mit der Truppe? War schon der Gedanke, sie als Gehilfen des Ingenieurs beim friedlichen Festungsbau zu verwenden, wie es aus Sparsamkeitsrücksichten anfangs geschah, so unglücklich wie möglich, so waren die allgemeinen Verhältnisse in der langen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen überhaupt wenig geeignet, ihre Entwicklung in die richtigen Bahnen zu lenken und im Heere das Verständnis für ihren Wert und ihren Gebrauch zu fördern.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die preußische Armee nach der glorreichen Epoche von 1813 bis 1815 ihre reichen Kriegserfahrungen nicht so zu ihrer Weiterbildung verwendete, wie es hätte geschehen können. Trotz eines regen geistigen Lebens kehrte sie zu einer übertriebenen Exerzier- und Parade-Ausbildung zurück, die ihren Kern zwar nicht schädigte, ihre kriegsmäßige Ausbildung aber nur wenig förderte. Wo diese aber nicht in den Vordergrund tritt, leidet das Verständnis für das Zusammenwirken der Waffen und die Wertschätzung der einen durch die andere. Noch die Erscheinungen des Feldzuges von 1866 zeigten die Folgen;*) erst dieses Jahr bedeutet ein großes Erwachen auf taktischem Gebiet. Welcher Wandel schon 1870, und welches Leben erst nach den Erfolgen dieses großen Jahres!

In einer lebendigen literarischen Bewegung, deren Führung der Generalstab selbst übernahm,**) wurden die taktischen Lehren aus der schier unerschöpflichen Fülle der Erscheinungen jenes gewaltigen Kriegsjahres gesammelt, gesichtet und geprüft; ihre Ergebnisse fanden unter Berücksichtigung der Erfahrungen der neusten Kriege und der stetig fortschreitenden Entwicklung der Waffentechnik in den allmählich für alle Waffen erschienenen neuen Reglements und den sonstigen Heeresvorschriften für Truppenführung und Felddienst ihren Niederschlag.

Die Pioniertruppe ist dabei nicht leer ausgegangen.

---

*) Seite 365.

**) Vgl. hierzu ganz besonders: Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Band V. „Der 18. August 1870“.



Ein günstiges Geschick hatte schon in der Zeit der großen Heeresreform König Wilhelms in der Person des Fürsten Radziwill einen ebenso erfahrenen, wie klar blickenden Truppenführer an ihre Spitze berufen. Die durch ihn angebahnte und vollzogene Umformung der Pionier-Abteilungen in Bataillone sollte dadurch der Ausgangspunkt für eine ganz neue Entwicklung der Waffe werden, daß ihre Ausbildung von nun an auf eine rein taktische Grundlage gestellt wurde.

Während in dem unter besonders schwierigen Geländeverhältnissen und zum Teil in den Formen eines Festungskampfes geführten Feldzuge von 1864 Ingenieur und Pionier, von frischem Unternehmungsgeist beseelt, sich so recht an ihrem Platze zeigten, und beim Übergang über die Schlei, in den Düppeler Kämpfen und vor allem beim Übergang nach Alsen hohen Ruhm erwarben, verblich dessen Glanz etwas in dem rasch und glänzend verlaufenen Bewegungskriege von 1866. Während die Verhältnisse sie dort hatten fast von selbst zu ihrem Rechte kommen lassen, hatten hier die Truppenführung und die eigene Initiative der Ingenieure und Pioniere die Gelegenheiten zu ihrem richtigen Gebrauch nicht immer zu finden gewußt: „Vielleicht waren die Soldaten nicht genug Ingenieure und die Ingenieure nicht genug Soldaten, um auf den Gedanken zu kommen“ sagt der geistreiche Verfasser der „Taktischen Rückblicke auf 1866“*) bei der Betrachtung ihrer unrichtigen Verwendung im Gefecht von Trautenau.

Handelte es sich in diesem Falle um einen defensiven Auftrag, so weist der Verfasser ebenso treffend darauf hin, von welch entscheidendem Erfolg ihr richtiger Gebrauch an anderer Stelle**) für die Offensive der Armee hätte werden können. Der am Schluß seiner klassischen Bemerkungen ausgesprochene Wunsch: „der nächste Feldzug wird diese vierte Waffe an der Seite der drei übrigen wetteifernd im Gefecht zeigen müssen“, ging leider noch nicht ganz in Erfüllung; es war erst zu kurze Zeit seit den Radziwillschen Reformen vergangen. Auch 1870 wußten, wenn auch ein bedeutender Fortschritt gegen 1866 unverkennbar ist, die Truppenführer noch nichts Rechtes mit der ihnen fremden und von ihnen nicht verstandenen Truppe anzufangen; die Erscheinung, daß Pionier-Kompagnien zur Sicherung von Hauptquartieren und Bagagen hinten gelassen wurden, wiederholte sich noch hier und da, und wo sie im Gefecht verwendet wurden, geschah es oft auch dann noch recht unverständig, wo sie als Pioniere und nicht als Infanterie-Kompagnien in den Kampf eingriffen.

Charakteristisch für das Verständnis, das so mancher Truppenführer noch für ihren Gefechtswert hatte, war die wohlverbürgte Äußerung eines Brigade-Kommandeurs zu einem, ihm das Eintreffen von zwei Pionier-Kompagnien auf dem Gefechtsfelde meldenden Pionier-Offizier: „Das Sanitäts-Detachement wäre mir lieber!“ Und

*) „Taktische Rückblicke auf 1866“, Seite 55.

**) „Taktische Rückblicke auf 1866“, Seite 56, bei Erörterung der Verhältnisse an der Bistritz am 3. Juli 1866.



das auf einem Gefechtsfelde, in dem sich die Infanterie in dem dichten Gestrüpp der Lothringischen Wälder verlor und nach ihrem Durchschreiten tropfenweise und ohne Zusammenhang wieder ins Gefecht trat! Man vergegenwärtige sich doch inmitten der die dichtbewaldeten Ränder der Mance-Schlucht hinab- und hinaufklimmenden Infanterie die Tätigkeit einiger Pionier-Kompagnien, die an vielen Stellen hinter der mühsam vordringenden Schützenlinie den Wald im Fluge zu Kolonnenwegen durchgelichtet und damit das schnelle Nachrücken von starken Unterstützungen, von Munition, ja vielleicht von Artillerie ermöglicht hätten, das sich nun alles auf der Todesstraße von Gravelotte nach Point du Jour zusammendrängte.

Wo waren die Pionier-Kompagnien des VIII. Armeekorps?

Nur anderthalb (1/2 1. und die 3.) waren bei der 16. Infanterie-Division zur Stelle; 1/2 1. war mit Brückenschlägen über Seille und Mosel beschäftigt und erreichte erst in der Nacht zum 19. Rezonville, die 2. folgte von Gorze dem Marsch der 15. Infanterie-Division, wurde aber nicht verwendet. Bei der 16. Infanterie-Division hatte der Zug des Leutnants Palis beim Vorgehen der Truppen gegen die französische Stellung die vom feindlichen Feuer beherrschte und durch Baumverhaue ungangbar gemachte Schlucht von Gravelotte aufgeräumt.

„Die 3. Kompagnie, welche mit der 31. Brigade von Gorze aus sofort auf den Kanonendonner hin nach Gravelotte marschiert war, hatte dies unmittelbar hinter der Gefechtslinie gelegene Dorf während der Schlacht zur Verteidigung eingerichtet und sich nach Beendigung der Arbeit zur Besetzung desselben angeschickt".*)

Welche Dienste hätten diese beim Korps anwesenden zwei und eine halbe Kompagnie oder 10 Halbzüge**) leisten können, wenn man sie in jenen Waldgefechten zweckmäßig verteilt und verwendet hätte! Statt dessen eine recht überflüssige Verschanzungsarbeit, die viel zu unbedeutend war und zu nahe hinter der Gefechtslinie lag, um eintretendenfalls einer zurückflutenden geschlagenen Infanterie Halt oder gar Aufnahme gewähren zu können! Es würde nicht schwer sein, manches ähnliche Beispiel einer ungenügenden oder unzweckmäßigen Verwendung in den zahlreichen Kämpfen unseres letzten großen Krieges nachzuweisen.

Freilich fehlt es neben solchen Schatten auch nicht an Licht. Ich erinnere an die Leistungen der Garde-Pioniere beim Sturm auf Le Bourget, jener glänzenden Waffentat, bei der Pionier und Infanterist in vorbildlicher Weise zusammenwirkten; hier und in noch so manchem Gefecht wußten sich die Pioniere als tatkräftige Gehilfen der Hauptwaffen erfolgreich zur Geltung zu bringen.***)

Im ganzen wurden sie aber nur selten richtig gebraucht. Wo ihre Dienste

*) Geschichte des Rheinischen Pionier-Bataillons Nr. 8, Coblenz, 1883. Seite 42.

**) Die Pionier-Kompagnie hatte damals vier Halbzüge, wie die Jäger.

***) Frobenius, Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionierkorps, Berlin 1906. Band II, Abschnitt IX.



mehr hervortraten und allgemeine Anerkennung fanden, bei den großen Zernierungen von Metz und Paris, zeigten sie bei der Befestigung der Einschließungsstellungen doch mehr ihre defensive Seite und fanden nur selten Gelegenheit mit den anderen Waffen wirksam in das Gefecht selbst einzugreifen.

Aufmerksamen Beobachtern waren alle diese Dinge nicht entgangen. Aber die Verhältnisse nach der großen Kriegszeit waren nicht dazu angetan, um hier mit neuen Grundsätzen, durchgreifenden Organisationen und zweckmäßigen Übungen nachzuhelfen und damit die Radziwillschen Gedanken weiterzuführen. Die Erkenntnis der gänzlichen Unzulänglichkeit der bestehenden Festungen gegenüber der neuen Artillerie bei einer gespannt bleibenden politischen Lage zwang neben der Aufgabe, die neuerworbenen westlichen Festungen zu modernisieren, zu umfangreichen Festungsbauten. Jahrelang fand das — übrigens endlich von der Sorge für die Garnisonbauten befreite — Ingenieurkorps hier ein so weites und seine Tätigkeit derartig beanspruchendes Arbeitsfeld, daß darüber die Fürsorge für die Pioniertruppe etwas zu kurz kam. Freilich fehlte es nicht an Anläufen auch an ihr zu bessern; ihre Organisation wurde durch Abschaffung der Fachkompagnien vereinfacht, manche veraltete Übungen wurden beseitigt, die reichen Kriegserfahrungen in neuen, zum Teil mustergültigen Vorschriften verarbeitet und niedergelegt, — aber für die Anbahnung des richtigen Verständnisses für ihren Gebrauch im Felde geschah bei ihr ebensowenig, wie bei der Truppenführung. Die vielseitigen Dienste, die sie im Kriege geleistet hatte, waren bei den so ganz anders gearteten Friedensübungen bald vergessen, und da die Truppenführer ihren Dienst nicht kannten, geschweige denn überwachten, kamen sie auch selten dazu, über ihren zweckmäßigen Gebrauch nachzudenken.

Dabei schienen sie auch für den Festungskrieg ihre alte Bedeutung verloren zu haben.*) Bei den Pionieren selbst ging unter dem Eindruck der erdrückenden Überlegenheit der Artillerie im Festungskampfe das Gefühl für den Wert ihrer eigenen Tätigkeit dabei allmählich zurück. Minen galten als gänzlich veraltete Kriegsmittel, die sonstigen Erdarbeiten vor Festungen aber schienen nur noch die Gestalt von Feldbefestigungen anzunehmen, die, wie man glaubte, eigentlich lediglich dem Schutz der Artillerie zu dienen hatten.

Die Gründe für den Wandel in dieser Anschauung, soweit er den Festungskrieg berührte, sind oben entwickelt worden.**) Aber auch für den Feldkrieg führte der allmählich einsetzende Umschwung der Infanterietaktik zu einer ganz anderen Bewertung der unmittelbar und mittelbar den Truppen durch die Pioniere und ihre technischen Hilfsmittel zuwachsenden Gefechtskraft. Damit aber boten sich ihnen neue und vielseitige Aufgaben.

*) Seite 373.
**) Seite 373 ff.

Daß selbst die opfermutigste, vom leidenschaftlichsten Willen zum Siege getragene Offensive an der modernen Waffenwirkung machtlos zerschellt, wenn man sie nicht geschickt vorzuführen und ihre Feuerkraft auszunutzen weiß, hat die neueste Kriegsgeschichte deutlich genug gezeigt. Selbst die Erfolge von St. Privat beweisen nichts dagegen: denn was hier eine unvergleichliche, vom herrlichsten Soldatengeist beseelte Truppe sich zu unvergänglichem Ruhme geleistet hat, war eben der Triumph ihrer Disziplin und ihres Geistes, die den Zusammenbruch ihrer veralteten Taktik ausglichen! Hätten sie einer zeitgemäß entwickelten Taktik Leben und Seele verliehen, würden ihre Erfolge ohne Zweifel leichter und vielleicht noch glänzender gewesen sein.

Die seit jenen Tagen außerordentlich gesteigerte Waffenwirkung, die zu neuen taktischen Formen und zu einer mehr und mehr vertieften Geländebenutzung geführt hat, zwingt auch eine angriffsfrohe Truppe zur Anwendung neuer Kampfmittel. Einen braven Feind ohne eigene Verluste besiegen zu wollen, ist eine utopische Torheit, — sich die eigene Gefechtskraft solange wie möglich erhalten, den überlegenen Gebrauch der Waffe sichern zu wollen, ein weiser Vorsatz. Beides bezweckt die Feldbefestigung. Es kommt nur darauf an, was man darunter versteht.

„Verschanzungen sind bei uns in Mißkredit geraten. Sie widerstreben, meint man, dem offensiven Geist, der der treibende Impuls unserer Kriegführung sein muß." So der Verfasser der Taktischen Rückblicke.*) Er widerlegt diese Ansicht mit einem treffenden Hinweis darauf, wie eine geschickte Benutzung der Feldbefestigung am 3. Juli 1866 der Ersten und Elb-Armee zur Vorbereitung ihrer Offensive zugute gekommen sein würde.

Also vom Gebrauch der Feldbefestigung hängt es ab, ob sie der Truppenführung Nutzen oder Schaden bringt. Wer die Entscheidung sucht, wird den Kampf nicht in Schützengräben und Geschützeinschnitten zu Ende führen wollen, wohl aber in ihnen unter Umständen ein unentbehrliches Hilfsmittel finden, vorbereitende Bewegungen zu sichern, Gewonnenes so lange zu behaupten und feindlichen Angriffen eine wünschenswerte Richtung und Gliederung zu geben, bis der entscheidende Schlag geführt werden kann, besonders aber, bei Nebenaufgaben Kräfte zu sparen, um deren für die Entscheidung genug zu haben. Allen diesen Aufgaben liegen so augenscheinlich offensive Gedanken zugrunde, daß nur Irrtum oder Vorurteil in der Feldbefestigung ein rein defensives Element der Gefechtsführung zu sehen vermag. Wieviel mehr wird sie da zu einem offensiven, wo sie dem Angriff unmittelbar dient!

Es ist verständlich, daß man sich gerade bei der einseitigen und nicht ganz zutreffenden Beurteilung, die die Feldbefestigung lange bei uns gefunden hat, nur schwer zu ihrem Gebrauch in der Offensive entschließen konnte. Die heilige Scheu vor ihrem dem „offensiven Geist widerstrebenden" Wesen lebt sogar noch in unserem

*) „Taktische Rückblicke auf 1866", Seite 54.

heutigen Exerzier=Reglement für die Infanterie*) fort, das mit einem verschämten Rat sie anzuwenden gleich eine Warnung vor ihren Gefahren verbindet. Glaubte man früher nicht dasselbe von jeder Geländebenutzung überhaupt? Sah man nicht die Disziplin der Truppe zu Ende, wenn sie sich niederkniete oder legte? Man erinnere sich an das Verhalten der preußischen Infanterie bei Hassenhausen!**)

Es blieb später doch nichts anderes übrig, als sie die Kunst des „Tirallierens" zu lehren, mit der sich einst nur die mißachteten Freibataillone, allerdings auch die „Herren Jäger" und später die Füsilier=Brigaden befaßt hatten.

Diese, das heutige Infanteriegefecht souverän beherrschende Kunst, ist nun im Grunde nichts, wie die zweckmäßigste Gliederung der Truppe in Verbindung mit geschickter Ausnutzung des Geländes für den Waffengebrauch, und gerade diese will ja die Feldbefestigung begünstigen. Je ruhiger und sicherer der Schütze schießt, je länger er sich am Feuergefecht beteiligen kann, desto mehr trägt er zur Erschütterung und Vernichtung des Feindes, also zur Vorbereitung des entscheidenden Schlages bei. Unsere heutige militärische Erziehung lehrt Offizier und Unteroffizier sich nicht unnütz dem feindlichen Feuer auszusetzen, sondern seine Abteilung von der Stelle und in der Körperhaltung zu leiten, wie es neben den Gefechtsrücksichten auch diejenige auf Deckung verlangt. Geschieht das, um ihn zu lehren, daß er sein liebes Leben schonen, oder daß er seinen Verstand und seine Tatkraft solange wie möglich in den Dienst seiner kriegerischen Aufgabe stellen soll? Bleibt ihm nicht genug zum wahren Heldentum übrig? Eilt er nicht von Sprung zu Sprung seinem Zuge, seiner Gruppe voran? Will er nicht der Erste sein, der schließlich in die feindlichen Reihen einbricht?

Alles kommt eben auf die Erziehung an und auf den Geist, der die Formen belebt. Hieß es früher: eine liegende Truppe ist nicht wieder vorzubringen, so heißt es heute: eine Truppe aus einer Deckung herauszubringen ist schwer! Gewiß! Und noch schwerer ist es, sich die Deckung erst im feindlichen Feuer zu schaffen, deshalb eben muß es der Schütze lernen! Die Schwierigkeit einer wichtigen Aufgabe darf doch nicht hindern, sie anzufassen.

Es wäre nun sehr verfehlt, ein solches „Eingraben im Angriff" etwa von den Schützen der vordersten Linie verlangen oder gar für sie zur Regel werden lassen zu wollen. Meist bietet das Gelände für den Kampf auch da Deckung, wo das ungeübte Auge sie nicht erkennt,***) und es ist fraglich, ob beim Eingraben in vorderster Linie der Ausfall an feuernden Gewehren durch den Nutzen der Arbeit ausgeglichen werden würde. Trotzdem mag es gelegentlich nützlich sein, und man sollte sich deshalb weniger davor scheuen, es zu lehren und zu gebrauchen. Von höchster Bedeutung

*) Exerzier=Reglement für die Infanterie, Ziffer 313.

**) III. Jahrgang. 1906. 4. Heft, Seite 634. „1806" von Generaloberst Graf Schlieffen.

***) Seite 369.



kann aber dies „Eingraben im Angriff“ werden, wenn es durch die von rückwärts her vorgeführten Unterstützungen geschieht. Ihr Herankommen wird dadurch weniger verlustreich und die von ihnen im Gelände geschaffenen Deckungen können bei kurzen Rückschlägen oder beim Scheitern des Angriffs von unschätzbarem Wert für das Anhalten, Sammeln und erneute Vorgehen der abgewiesenen Schützenlinie werden.*) In diesem Sinne sollte es oft geübt werden. Der Angriffsgeist wird nicht daran zugrunde gehen, sondern nur einen Weg mehr zum Siege kennen und benutzen lernen.

Wie aber steigert sich das Bedürfnis nach solchen Hilfsmitteln beim Angriff auf vorbereitete Stellungen! Hier verlangt nicht nur die Aufgabe, den Widerstand des Feindes zu brechen, einen großen Aufwand an Kraft, sondern ähnlich wie im Festungskriege, zwingen Hindernisse und sonstige Gelände-Korrekturen dazu, Angriffsmittel wirksam werden zu lassen, deren Anwendung einen Grad von Unternehmungslust, Tatkraft und aufopfernder Hingebung ohnegleichen fordert. Und wie im Festungskriege muß und wird hier der Pionier seinen Waffenbrüdern von der Infanterie ebenso getreulich die Wege bahnen, wie er sie über Flüsse, Ströme und Meeresarme im Fluge dem Feinde entgegenführt.

IV.

Nicht das Kriegsmittel an sich bestimmt seinen Wert, sondern die Kunst es zu handhaben. Die beste Büchse fehlt ihr Ziel in der Hand des ungeschickten Schützen, das feurige Roß wirft den unbeholfenen Reiter ab, den es in die Reihen des Feindes tragen sollte. Unser Heer hat wieder gelernt, Geschütz und Reiterei zu gebrauchen, möge es nun auch noch erkennen, daß alles, was ihm die Kunst des Ingenieurs und die Geschicklichkeit des Pioniers bringen, einen gewaltigen Zuwachs an Kraft bedeutet. Man preist mit Recht in unserer, sich so gern „technisch“ nennenden Zeit die Vorteile, die die Truppenführung aus Eisenbahn und Telegraph, Luftschiff und Flieger schon jetzt zieht, und in einer weitaussehenden Perspektive sagt man diesen modernen Kriegsmitteln eine großartige Zukunft voraus. Soll die alte Ingenieurkunst über dieser neuen vergessen werden? Es ist erklärlich aber doch nicht berechtigt, daß sie neben den blendenden neuen Erscheinungen oft wenig beachtet und noch weniger von denjenigen ergründet wird, die sich ihrer im Kriege bedienen sollen. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Die großartige moderne Verkehrstechnik ist ein Werk friedlichen Fortschritts, das sich der Krieg für seine Zwecke zunutze machen wird. Ihre Handhabung tritt täglich in den vielseitigen Mitteln des Weltverkehrs in die Erscheinung. Die eigentliche kriegerische Ingenieur-Tätigkeit dagegen setzt erst im Kriege selbst ein. Ihr Wesen zu verstehen und sie richtig anzuwenden, erfordert Studium und Übung; zu beiden fehlt vielfach Neigung und Gelegenheit. Aus diesem

*) v. Bernhardi, Taktik und Ausbildung der Infanterie, Seite 96 ff.



Mangel an Verständnis und Übung erklärt sich der Irrtum, daß die Ingenieurkunst nur der Defensive diene und einen defensiven Geist groß ziehe: er muß und wird schwinden, sobald die Truppenführung erkannt haben wird, welche Offensivkraft auch ihr innewohnt.

Freilich muß die Grundlage für diese Erkenntnis in der Erziehung und Ausbildung des Ingenieurs und Pioniers selbst gegeben sein. Beide müssen durchaus auf taktischer Durchbildung beruhen.*) Nur das vollste Verständnis für die taktischen Bedürfnisse der Hauptwaffen sichert das rechtzeitige und zweckmäßige Eingreifen des Ingenieurs in allen Kriegslagen, die ihn dazu berufen. Umgekehrt wird sich der Truppenführer nur dann seiner Hilfe richtig zu bedienen lernen, wenn er die Art und den Umfang seiner Leistungen kennt, wenn er sich also mit seinem und seiner Truppe Dienst vertraut gemacht haben wird.

Hierzu gehört Initiative von beiden Seiten. Unsere Friedensübungen sind nicht immer geeignet, das nötige gegenseitige Verständnis zu fördern. Sie verlaufen zu rasch, um die oft zeitraubende Tätigkeit des Pioniers so zur Darstellung zu bringen, wie sie sich im Kriege zeigt. Schlimmer noch ist, daß ihre kriegmäßige Tätigkeit sich meist nur mit einem Aufwand an Geld und technischen Hilfsmitteln darstellen läßt, mit denen man sie im Frieden nicht ausstatten kann oder will. Doch ließe sich daran manches bessern. So ist z. B. einer der wundesten Punkte die gänzlich fehlende Ausstattung der Pioniere mit Bespannungen im Frieden. Sie hat zur Folge, daß die Pionier-Kompagnie fast nie kriegsmäßig ausgerüstet das Manöverfeld betritt. Eine Pionier-Kompagnie ohne Fahrzeuge ist aber eigentlich nichts anderes, wie eine Batterie ohne Geschütze! Es gab eine Zeit, wo selbst die Feldartillerie der Bespannung entbehrte und sich bei Friedensübungen kümmerlich genug behelfen mußte. Die Erinnerung daran weckt heute ein mitleidiges Kopfschütteln. Verdient der bestehende Zustand bei den Pionieren etwas Besseres? Wer mutet heute einer Telegraphen-Truppe zu, ihren wichtigen und beschwerlichen Dienst ohne bespannte Fahrzeuge zu verrichten? Man würde eben auf sie verzichten müssen, wenn sie keine hätte! Bei den Pionier-Kompagnien sieht man darüber hinweg, weil man den Wert ihrer Mitwirkung nicht kennt oder unterschätzt, und es nicht für der Mühe wert hält, sich im Frieden ernstlich in ihrem Gebrauch zu üben.

Immerhin ist, dank der Fürsorge der Heeresverwaltung, schon so manches geschehen. Die großen Pionierübungen, die Kämpfe um Flußlinien und befestigte Feldstellungen, die regelmäßig in den großen Übungen des Heeres wiederkehren, beweisen, daß die Ingenieurkunst sich bei der Truppenführung allmählich zur Geltung zu bringen weiß, nicht als eine von einer Spezialwaffe gepflegte Besonderheit, sondern als ein vom ganzen Heere gehandhabtes Kriegsmittel. Die wenigen Pionier-

*) III. Jahrgang. 1906. Heft 3, Seite 415 ff. „Die Ausbildung der Pionier-Truppe".



Kompagnien werden im Kriege kaum für die wichtigsten schwierigeren Aufgaben ausreichen, zu deren Lösung nur sie durch ihre besondere Ausbildung befähigt sind; die Truppen müssen sich meist selbst zu helfen verstehen und in jedem Offizier sollte deshalb ein Stück von einem Ingenieur stecken!*)

Fort mit dem Mißtrauen gegen den Ingenieur!

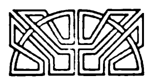
Nicht einmal seine Festungen sind rein defensiver Natur, geschweige denn seine sonstigen Kampfmittel! Er soll seine Kunst dem Kriegszweck dienstbar machen, und wo es offensiv zu handeln gilt, der Offensive zu helfen wissen. Seinen Dienst, soweit nötig und möglich, zum Gemeingut der Armee zu machen, ist seine weitere, hohe Aufgabe, durch die er zum Lehrmeister des ganzen Heeres wird. Art und Anwendung seiner Kriegsmittel aber sollen sich nach operativen und taktischen Forderungen richten. „Dem General Niel", so sagt Feldmarschall Moltke in einer Charakteristik der französischen Heerführer von 1859,**) „sollte Gelegenheit gegeben werden, zu zeigen, daß der leitende Ingenieur der Belagerung von Sebastopol dort reüssiert hatte, weil er den Krieg verstand; gleichviel ob die angewendeten Mittel Minen und Sappen oder Gefechte im freien Felde sind."

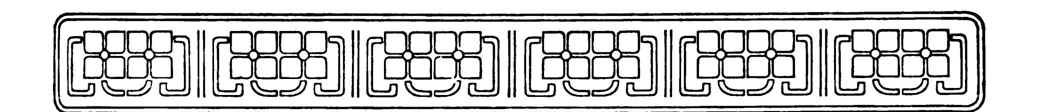
Der Ingenieur, der dieses Wort beherzigt, wird seiner Aufgabe gewachsen sein und das Seine dazu beitragen, daß dem Heere der Angriffsgeist nicht verloren geht!

*) „Taktische Rückblicke auf 1866", Seite 57.

**) Der italienische Krieg des Jahres 1859, 3. Auflage. Berlin 1870, E. S. Mittler. Seite 13.

v. Beseler,
General der Infanterie.





Seekriegsgeschichte und ihr Studium.

Neuerdings hat die Wertschätzung vieler Fragen, die sich nicht mit rein aktuellen Angelegenheiten beschäftigen, einen nicht unbeträchtlichen Abbruch erlitten; namentlich meinen jüngere Kräfte, den Wert des Geschichtsstudiums zurückliegender Zeiten, um auch aus ihm wichtige Lehren für die Praxis, das vielseitige Leben der Gegenwart zu ziehen, mehr oder minder herabsetzen zu dürfen. Alles dies aus Besorgnis, etwa mit rückwärts gekehrtem Haupt durch die Gegenwart schreiten zu sollen.

Da soll alles nur graue Theorie sein, und man glaubt es vielfach übersehen zu dürfen, daß das Studium der Geschichte, das heißt das Studium der großen Geschehnisse vergangener Jahrhunderte mit ihren Lehren, unserem Denken einen reicheren Inhalt, unserem Wollen eine festere Richtung zu geben vermag. Die in dieser Richtung etwa auch im Offizierkorps verbreitete Anschauung zu klären, sollen in erster Linie diese Zeilen bestimmt sein.

Da besonders die Seekriegsgeschichte der großen Menge der Gebildeten aller Berufsstände am wenigsten bekannt, und damit die Überzeugung von dem großen Werte ihres Studiums nicht weit genug verbreitet ist, scheint es mir an der Zeit, Taten und Aussprüche großer Männer auf dem allgemeinen kriegsgeschichtlichen Gebiet wieder in die Erinnerung zu bringen und für die Erkenntnis besonders zu beleuchten, wie notwendig ein allgemeineres Studium gerade der Seekriegsgeschichte ist.

Dieser Aufsatz soll demnach eine Erweiterung der Arbeit sein, die in diesen Heften vor einem Jahre gebracht wurde: „Die Kriegsgeschichte, ihr Wesen und ihre Bedeutung.“*) Es ist in dieser Arbeit des Seekrieges keine besondere Erwähnung geschehen; da nun ein großer Landkrieg der Zukunft ohne einen gleichzeitigen Seekrieg fast undenkbar ist, so dienen die nachstehenden Betrachtungen zur Ergänzung.

Wenn die folgenden Zeilen den allgemeinen Stoff etwas ausführlicher behandeln, so gereicht das der Sache wohl nicht zum Schaden; dies umsoweniger, weil auch die Art der Darstellung sowie die Weise eines Studiums der Seekriegsgeschichte eingehender besprochen werden sollen.

*) VI. Jahrgang. 1909. 3. Heft, Seite 493 ff.

Kein Zeitalter wie gerade das unserige ist in solch glücklicher Lage, mit einer Unsumme von Tatsachen aufwarten zu können, aus denen klar hervorgeht, wie wichtig es ist, die älteren und neueren Lehren der Geschichte zu befolgen.

Wie vieles in dieser Beziehung auf dem Gebiet der Seekriegsgeschichte versäumt ist, welch bedeutsame Epochen des Seekrieges noch vor kurzem in den meisten Lehrbüchern ganz ungenügend beachtet worden sind, dafür ist folgendes ein bezeichnendes Beispiel.

Wer unter der großen Menge versteht z. B. unter dem Siebenjährigen Krieg etwas anderes, als das kräftige, machtvolle und für uns Deutsche so wichtige Ringen unseres Großen Friedrichs mit seinem herrlichen Heere gegen ganz Europa? Wem ist es außer den Historikern bekannt, geschweige denn klar, daß für die Allgemeinheit selbst dieses gewaltige Kämpfen an Bedeutung zurücksteht gegenüber dem gleichzeitigen Ringen um die Seeherrschaft auf den Meeren und um die Weltmacht in den fernen Erdteilen? In welcher Schule lernt man — es braucht der eigenen vaterländischen Geschichte dabei durchaus kein Abbruch zu geschehen — die hohe Bedeutung dieser fernen Kämpfe kennen, in denen England den festen Grundstein zu seiner baldigen Größe legte, durch die es allein das von mächtigen Verbündeten unterstützte Frankreich besiegte und Gebieterin des Erdballs wurde? Von diesem Kriege an wurde Englands Weg nach Indien durch die nach und nach erworbenen Stützpunkte gesichert; selbst dem noch immer mächtigen spanischen Weltreich stand es nunmehr gebietend gegenüber. Und ist denn diese mehr politische Erkenntnis nicht gleichzeitig eine Erweiterung der Kenntnis von der Bedeutung des Krieges als einer „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“? „Die Kriegsgeschichte ist die höchste und bedeutsamste aller militärischen Wissenschaften, auf denen sich die Kunst der Kriegführung aufbaut“, sagt Hauptmann Schwertfeger in dem oben angezogenen Aufsatz mit Recht; „sie ermöglicht ein Urteil über die gesamten Heereseinrichtungen der im Kampfe stehenden Völker. So bildet sie auch einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte der Menschheit.“*)

Der Satz, daß der Landkrieg zehrt und der Seekrieg nährt, zeigt sich kaum deutlicher als bei der Betrachtung beider damals siegreichen Länder, Preußens und Englands. Friedrich der Große büßte allein 80000 Soldaten ein, seine drei Gegner sogar über 450 000 Mann; England dagegen wurde ein reiches Land.

Man schlage die Lehrbücher der Weltgeschichte nach, die von dieser wichtigen Epoche handeln, und man wird förmlich suchen müssen nach einer noch so knappen Schilderung der Bedeutung dieses See- und Kolonialkrieges sowie nach einer Darstellung, die seine große Wichtigkeit für die Gesamtwelt würdigt.

Und weiter, wer denkt daran, daß die durch Dänemark zeitweilig sehr gefährdete

---

*) VI. Jahrgang. 1909. 3. Heft, Seite 493.

Herrschaft Schwedens über die Ostsee die notwendige Vorbedingung für das dauernd erfolgreiche Auftreten seiner Heeresteile auf dem Kontinent im Dreißigjährigen Kriege war?

Dies sind besonders klar hervortretende Beispiele. Ähnliches ließe sich öfter bei manchen landesgeschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Arbeiten nachweisen, in denen der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte vielfach nicht die gebührende und zur Erklärung des Ganges der kriegerischen und geschichtlichen Entwicklung nötige Berücksichtigung gefunden hat, wobei es durchaus nicht nur auf seekriegsgeschichtliche Taten ankommt.

Die folgende Studie ist möglichst allgemein gehalten und will alles das zusammenzufassen versuchen, was für das Studium der Seekriegsgeschichte nicht nur für den Offizier des Heeres und der Flotte, nein für Jedermann, auch für den gebildeten Staatsbürger, den Staatsmann und den Historiker von Belang sein dürfte. Dem Historiker vom Fach, ebenso dem Militärhistoriker will sie Veranlassung geben, bei der Behandlung gesonderter Abschnitte der geschichtlichen Darstellung einzelner Ländergebiete in Zukunft mehr als bisher die Beeinflussung der allgemeinen Geschehnisse durch maritime Vorgänge zu betrachten und zu beleuchten, mit anderen Worten, den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte, also auch auf die Landkriege, eingehender zu untersuchen.

I. Entwicklung der Darstellung der Seekriegsgeschichte.

Art und Mängel früherer Darstellungen.

Die Seekriegsgeschichte hat bis vor zwei bis drei Jahrzehnten, d. i. bis weit in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hinein, noch unter demselben Bann gestanden, wie dies mit der Geschichte der Landkriege bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Man verstand nämlich bis dahin unter der Bezeichnung „Kriegsgeschichte" im allgemeinen nichts anderes, als eine chronologische Aufzeichnung der Kriegshandlungen aller Zeiten, öfter sogar ohne Hinzuziehen allgemeiner politischer Betrachtungen.

Dabei fehlte es fast allen Werken an einer eingehenden Beurteilung der einzelnen Handlungen, d. h. an einer wissenschaftlichen Kritik, und die Darstellung der Kriegsgeschichte hing meist ganz eng mit derjenigen der „Allgemeinen Geschichte" zusammen; ja, „Weltgeschichte" war früher fast nur Kriegsgeschichte, jedenfalls ganz vorwiegend. Die Entwicklung des Kriegswesens, der Strategie und Taktik wurde nur nebenher behandelt.

Daß im Kriege mit seinen Vorbereitungen, als dem Schillerschen „Beweger des Menschengeschlechts", die höchsten und größten Leistungen eines Volkes hervortreten, hierbei die stärksten Charaktereigenschaften geweckt werden, die Entwicklungen der Völker zum großen Teil durch ihn vor sich gehen, die Kriege mithin Höhepunkte im Völkerleben darstellen, dies alles ist bei der früheren einseitigen Behandlung der

Kriegsgeschichte selten genügend zum Ausdruck gekommen, und nun gar die Bedeutung des Seekrieges für die Kulturentwicklung der Völker ist in keiner Weise ausreichend erkannt worden.

Erste wissenschaftliche kriegsgeschichtliche Werke.

Die erste auf fester Grundlage beruhende „Theorie des Krieges", mittels der allein eine Darstellung kriegsgeschichtlicher Handlungen von Nutzen sein kann, findet man in einem 1724 herausgegebenen Werk des Franzosen Folard, der die Geschichte des Polybius derart behandelt; Friedrich der Große folgt ihm dann mit einzelnen seiner vielen Werke, z. B. in den „General-Prinzipien vom Kriege".

Indes streng kriegswissenschaftliche Darstellungen an der Hand der Erfahrung geben uns in einer nutzbringenden Weise erst Werke von Männern zu Beginn und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie Bülow, Scharnhorst, vor allem aber Clausewitz, dann Jomini, Willisen u. a.

Nur die gesunde Kritik, die sich hier zum ersten Male zeigt, liefert den richtigen Maßstab für die Beurteilung und Bedeutung der Ereignisse, und damit tritt eine derartige Behandlung als notwendige Vorbedingung für den beim Lesen, Lehren und Lernen erstrebten Nutzen in den Vordergrund.

Die Erkenntnis des Richtigen und Wahren, das Forschen nach Wahrheit, gleichbedeutend mit dem Gehorsam gegen die Wirklichkeit, bedingen eingehendes Studium; mit der reinen Aufzählung der Tatsachen ist es nicht mehr getan, es kommt auf das Auffinden des geistigen Bandes an, das alles umfängt.

Dies ist um so wichtiger, als es eine eigentliche Kriegswissenschaft nicht gibt, mithin bestimmte unabänderliche Regeln nur in wenigen Fällen vorhanden sind. Zufall, Gefahr und Wagnis spielen bei der Kriegskunst stets eine große Rolle und lassen den Krieg gewissermaßen mit einem Spiel vergleichen, in dem der gewinnt, der für die meisten möglichen Lagen die besten Lösungen sofort zu finden imstande ist. Für den Krieg schafft eine solche höhere Einsicht und Klarheit aber nur das kriegswissenschaftliche Studium des Krieges selbst.

Bezeichnung: „Kriegswissenschaft."

Der soeben gebrauchte Ausdruck „kriegswissenschaftlich" könnte zu dem Glauben führen, daß es doch eine „Kriegswissenschaft" als solche gäbe; gebraucht man dieses Wort in der Mehrzahl, so kommt man seinem Wesen schon näher und darf darunter alles verstehen, was für die Kriegführung und die Vorbereitungen jeglicher Art zur Führung eines Krieges als wissenschaftliche Hilfe nötig ist.

Der Unterschied mit den meisten anderen, vor allen den abstrakten Wissenschaften, besteht darin, daß man es hier nicht mit mehr oder minder leblosem Material, sondern mit lebendem und geistigem, mit handelndem Stoff zu tun hat; daß ein steter, oft fast unberechenbarer Wechsel in allem stattfindet, und daß keine sicheren und bestimmten Lehren gezogen oder überhaupt gegeben werden können.

Indes allgemeine, von bedeutenden Männern stets wiederholte und aus der Erfahrung sowie dem Studium der Praxis entnommene Sätze, die sich im Kriege

immer wieder von neuem bewahrheiten, haben nach und nach doch eine gewisse Theorie, d. i. also eine Wissenschaft, entstehen lassen. Hierher gehört z. B. der wertvolle Grundsatz vom Zusammenhalten der Kräfte, um irgendwo entscheidend auftreten zu können; ferner das Gesetz, daß dem Siege in der Hauptschlacht alle Kräfte insgesamt dienen müssen, und alles andere diesem Zweck unterzuordnen ist; schließlich sei hier noch der Grundsatz aufgeführt, daß man im Kriege immer bestrebt sein muß, die feindlichen Verbindungen zu treffen und stets den Teil des Gegners anzugreifen, dem am wenigsten von den anderen geholfen werden kann.

Solche und noch andere allgemeine politisch-strategische Grundsätze müßten auch Gemeingut des Staatsmanns, ja selbst des gebildeten Staatsbürgers werden, weil sie oft von Bedeutung sind für die von ihnen mit zu bearbeitende allgemeine Organisation der Streitmacht des eigenen Landes und für die Verwendung und Herbeischaffung der erforderlichen finanziellen Mittel. Die Planlosigkeit, der hierbei oft sogar Seeoffiziere und Techniker verfallen, zeigt neuerdings der französische Kapitän zur See **Darrieus** in seinem Werke über Strategie, in dem er die Beschlüsse des Oberen Marinerats vom Jahre 1898 geißelt. Dieser Beispiele gibt es noch viele andere.

Schwierigkeiten für die Geschichtsschreibung und Darstellung früherer Seekriege und Seekämpfe.

Die Seekriege früherer Jahrhunderte haben oft keinen Darsteller gefunden und selten einen gut befähigten, eine Folge der Besonderheiten des Bordlebens, des Lebens zur See. Von Seeoffizieren wurde früher so gut wie nie eine schriftstellerische Tätigkeit ausgeübt; war doch nach einem Ausspruch von **Macaulay** in früheren Zeiten der Seemann kein Gentleman und der Gentleman an Bord kein Seemann.

Am Lande ist der Gang eines Gefechtes leichter durch den Führer oder einen der Beteiligten darzustellen und an der Hand späterer Einzelberichte unschwer und ziemlich sicher niederzulegen. Bei einem Seegefecht dagegen ist dies schwieriger, besonders nach Eintritt eines Melées, des Schiffsgemenges; es fehlt jegliche Anlehnung an das Gelände und damit eine Einteilung in streng abgegrenzte Einzelabschnitte; starker Pulverrauch hüllt alle am Kampf Teilnehmenden ein und verhindert jeden Überblick, sogar in der nächsten Umgebung. Der Aufbau der stets längere Zeit währenden strategischen Operationen und die Einteilung für die einzelnen Feldzüge blieben dem zur See Kämpfenden früher fast ganz unbekannt und verschlossen; die Verbindungen mit anderen Flottenteilen und den eigenen Landesbehörden waren stets schwierig. Der Staatsbürger aber erfuhr von alledem meist überhaupt so gut wie gar nichts, dagegen von den Vorgängen zu Lande immerhin doch einzelnes.

Frühere amtliche Berichte von Seeschlachten waren meist gar zu knapp und nur wenig übersichtlich; jede andere Berichterstattung fehlte aber, weil sich selten Zuschauer, geschweige denn besondere Berichterstatter an Bord befanden. Somit herrschte in der Vergangenheit eine große Einseitigkeit der Berichterstattung vor.

Das Material an Quellen war mithin ungenügend und gering an Zahl. Eine spätere genaue Darstellung des tatsächlich Geschehenen wurde aber meist durch den Umstand erschwert, daß dem Laien die vielen technischen Ausdrücke und besonderen maritimen Verhältnisse unbekannt waren, und für die Marine überhaupt nur geringes Interesse bei den Historikern vorhanden war. Der militärische Dilettantismus, der nach dem Ausspruch des Generals v. Schlichting bis vor kurzem in der Geschichtsschreibung herrschte, zeitigte auf diesem Sondergebiete zahlreiche Blüten.

Die Seeoffiziere selbst waren ferner in früheren Jahrhunderten sehr wenig wissenschaftlich vorgebildet, woraus sich auch schon die mangelhafte Darstellung früherer Seekriege erklärt. Wie weit die Verkennung und Verachtung jeder wissenschaftlichen und methodischen Behandlung maritimer Fragen ging, zeigt noch klar die Verhandlung des Kriegsgerichts über den englischen Admiral Byng im Jahre 1756 nach der von ihm verlorenen Schlacht bei Port Mahon. Die im Gericht sitzenden Seeoffiziere verweigerten ihm nämlich zu seiner Verteidigung den Gebrauch jedes Planes oder einer graphischen Darstellung der einzelnen Situationen während der Schlacht; für die erforderliche Klarlegung des Falles erwarteten die ganz und allein der Praxis angehörenden und unbedingt nur mit ihr rechnenden Richter von einer Zeichnung keinerlei Nutzen; es standen sich hier Praxis und Theorie gänzlich unvermittelt gegenüber. Byng wurde verurteilt und erschossen.

Im Altertum, wo zeitweise bedeutende Männer führten und zugleich die Schriftsteller ihrer eigenen Feldzüge waren, stand es hiermit besser. Die späte Erkenntnis der allgemeinen Bedeutung der Seemacht fällt hierbei natürlich auch sehr ins Gewicht.

Früheren Zeiten fehlte es aber auch, wie bereits oben erörtert, ganz an einer Kenntnis irgend welcher Theorie der Kriegführung; es fehlte an einem als Gerippe für eine systematische Schilderung dienenden System. Es fehlte an einer Methode, mit der einzig und allein sich ein solcher Stoff bewältigen und nutzbringend machen läßt.

Jetzige Darstellungsweise der Land- und Seekriegsgeschichte.

Die Kriegsgeschichte, wie sie jetzt angefaßt wird, wenigstens jede Bearbeitung, die Bedeutung und Wert beansprucht, stellt demnach nicht nur dar, sondern sucht gleichzeitig den ursächlichen Zusammenhang der Dinge auf, weist ihn auf Grund guter und möglichst vielfacher Quellen nach und zwar: unter Berücksichtigung der geographischen Lage, der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, unter Darlegung der Pläne und Absichten der kriegführenden Parteien sowie unter Klarlegung der Ideen und Maßnahmen der Ober- und Unterführer.

Somit versteht man neuerdings unter dem Wort „Kriegsgeschichte" neben der Schilderung der Tatsachen erstlich: Darstellung der Entwicklung des menschlichen Geistes auf dem Kriegsgebiet und der Gestaltung der Kriegskunst; dann aber auch Darstellung der Entwicklung der Staaten durch den Krieg, mit anderen Worten: den Einfluß des Krieges auf die politische Entwicklung aller Völker und Länder.

Zur Entwicklung der Kriegskunst gehört die Gesamtentwicklung des Kriegswesens und der Kriegstechnik, die Vorbereitung aller Hilfsmittel für die Führung des Krieges, die Kriegsorganisation und insbesondere die Entwicklung der eigentlichen Kriegführung selber, der Verwendung der Streitkräfte gegen den Feind, also Waffenlehre, Taktik, Strategie.

Unter der Seetaktik verstehen wir nunmehr die Lehre vom Gebrauch der Schiffe und ihrer Waffen im Gefecht; unter Seestrategie die Lehre von den Mitteln des Seekriegs zu dem Zweck, dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen und das Kriegsziel zu erreichen.

Für die eigentliche Seekriegsgeschichte kommt noch eine Betrachtung und Darstellung der Verhältnisse hinzu, die der See allein eigen sind, wozu unter anderem auch die Bedeutung der durch den Krieg zerstörten oder geförderten Handels- und Schiffahrtsbedingungen aller Länder und Völker, mit anderen Worten: die zur Weltpolitik und zur Seekriegführung gehörende Lage der Neutralen zu rechnen ist. Auch fordert die Eigenart der Mittel zur Kriegführung, der Schiffe mit ihren Waffen der mannigfachsten Art, das genaue Eingehen auf die technischen Hilfsmittel; die im Frieden vorhergehenden Vorbereitungen können ebenfalls nicht übergangen werden. Flotten lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, sondern bedürfen zu ihrer Schaffung eingehendster Vorarbeiten und umfangreichster Organisation. Seitdem Eisen und Dampf und die vielen technischen Errungenschaften der neuesten Zeit die ausschlaggebende Rolle spielen, gibt es kaum ein Gebiet gewerblicher Tätigkeit, das nicht eng mit der Schaffung einer Flotte verbunden ist.

Um all diesen Forderungen nach jeder Richtung hin gerecht werden zu können, bedarf es besonders bei den leitenden Seeoffizieren und Staatsmännern, aber auch bei den Parlamentariern einer allgemeinen seekriegswissenschaftlichen Vorbildung, die vor allem das Studium der Seekriegsgeschichte zu geben imstande ist. Dieses wird aber bisher nur an Militär- und Marinehochschulen betrieben. Diese Zeilen sollen auch auf diesen Umstand hinweisen; es dürften Vorlesungen über kriegsgeschichtliche Themata an unseren Universitäten gelegentlich mit solchen über Seekriegsgeschichte abzuwechseln haben.

II. Nutzen des Studiums der Seekriegsgeschichte.

Nutzen im allgemeinen.

Nach dieser kurzen Einleitung über Art und Wesen der Kriegsgeschichte im allgemeinen sowie der Seekriegsgeschichte im besonderen, ist der Nutzen eines Studiums der letzteren eingehender zu behandeln, der über den Nutzen des Studiums der Landkriegsgeschichte für die Allgemeinheit nicht unwesentlich hinausgeht. Das ist aber erst spät erkannt worden.

Es soll dieser Nutzen in erster Linie für den Land- und Seeoffizier beleuchtet, dabei aber auch auf den Wert eines ganz allgemeinen Studiums für den Staatsmann

und Politiker, ja für den Staatsbürger, hingewiesen werden. Das ist gerade in unserer Zeit, einer Zeit des Wechsels und Umwandelns der Großmächte zu Weltmächten sowie des Ausbaus ihrer Kolonialerwerbungen, sehr von Bedeutung, ja notwendig. Das weite Meer mit seinen Verbindungen ist besonders imstande, den Blick für die Aufgaben der Zukunft zu erweitern.

Die große Bedeutung, die die Flotten in der Gegenwart und für die nahe Zukunft erlangt haben, hat von selbst dahin geführt, die Notwendigkeit eines allgemeineren Studiums der Seekriegsgeschichte mit ihren wichtigsten Lehren in das rechte Licht zu rücken und auch die Wichtigkeit wenigstens allgemeiner Kenntnisse auf diesem Gebiet für den Parlamentarier, ja selbst für den Wähler, zu erhärten. Droysen sagt mit Recht: „Das historische Studium ist die Grundlage für die politische Ausbildung."

Und auch deshalb ist ein Studium und eine weiter verbreitete Kenntnis erforderlich, weil die mehr stille Arbeit, durch die gewöhnlich die Seemacht in ihren verschiedensten Gestaltungen und Einflüssen auf die Geschicke der Staaten einwirkt, leicht übersehen wird! Gerade sie muß daher, um die Wichtigkeit ihrer Stellung im Staatshaushalt überzeugend darzutun, vom Seeoffizier und durch seine Vermittlung vom Forscher und Darsteller der Geschichte verdeutlicht werden.

Kann und soll sich nun der Offizier durch unausgesetzte praktische Betätigung für seinen hohen Beruf vorbereiten, so fehlt es ihm doch für den Ernstfall eines Krieges an Erfahrung auf manchen Gebieten. Die Kunst der großen Kriegführung kann im Frieden nur gründlich und sachlich betrieben und zweckentsprechend erlernt werden, wenn sich der Erfahrung bei den Manövern ein Studium der Feldzüge an die Seite reiht. Große Führer, wie Napoleon und Moltke, haben sich öfter dahin geäußert und sind selbst danach verfahren.

Für den Staatsmann und den Staatsbürger aber ist dies der Hauptweg zur Erlangung der gewünschten Kenntnisse und des allgemeinen Überblicks, der für ihren verantwortlichen Beruf erforderlich ist; ihnen sollen der vorarbeitende Seeoffizier im besonderen und der Historiker im allgemeinen das nötige Material liefern. Die Kenntnis der wichtigsten Zeitabschnitte der Seekriegsgeschichte liefert allein den erforderlichen Maßstab für all das Bedeutsame, was sich bisher — von uns Deutschen leider ganz unbeachtet und nicht erkannt — seit Jahrhunderten auf den Meeren ereignet hat.

Besonderheit des Studiums der Seekriegsgeschichte.

Für die Kenntnis des Wesens des Seekrieges und der Organisation der Mittel zu seiner Führung hat ein Studium der Seefeldzüge, d. i. der Seekriegsgeschichte, wie bereits vorher erwähnt, eine höhere Bedeutung, als dies bezüglich des Landkrieges der Fall ist, dessen Kunde der großen Menge mehr zu eigen ist und ihr im allgemeinen viel näher gelegen hat und noch liegt. Es hat stets bedeutend weniger See- als Landkriege gegeben, außerdem in den Seekriegen eine weit geringere

Zahl von Operationen und Aktionen. Die Kriegserfahrung zur See ist also geringer als die am Lande und daher ein Studium doppelt nötig. Der Seekrieg hängt mit dem Fortschreiten der allgemeinen Kultur und Technik, mit dem großen Wirtschaftsleben der Völker weit mehr zusammen als der Landkrieg.

Zwar übt nur Erfahrung das leibliche Auge, weckt und bildet allein die höchsten Führereigenschaften, wohingegen Studium nur das geistige Auge schärft. Das Studium macht aber bekannt mit Zweck, Mitteln und Leistung des Krieges, macht den Suchenden mit vielen Lagen vertraut; es zeigt naheliegende Auswege für den Ernstfall und bietet Vorbilder, besonders bei dem Fehlen eigener Kriegserfahrung; es bildet den Geist und macht ihn entschlußfähiger, um eintretendenfalls schneller und sicherer das Richtige finden zu können. Je klarer der Geist durch Aneignung und Ausübung dieses Verfahrens wird, je mehr er das betreffende Operationsgebiet — im allgemeinen geistigen und im besonderen sachlichen Sinne — beherrscht, umsomehr wird er im Ernstfall alles zu umfassen imstande sein; die geistige Spannkraft wird gesteigert, dem kriegerischen Entschluß werden Flügel verliehen.

Somit bietet die Seekriegsgeschichte im engeren Sinne dem wichtigsten Lehrfache einer Marineakademie oder einer wissenschaftlichen Marinehochschule, dem der angewandten und wissenschaftlichen Seekriegslehre, das hauptsächlichste Material; aus ihr hat sich erst die Theorie des Seekrieges in ihren wesentlichsten Grundsätzen ermitteln lassen.

Die Kriegsgeschichte lehrt vielfach, daß den Führern die geistige Spannkraft in manchen Lagen fehlte, und daß wichtige Momente öfter aus vielerlei Gründen unbenutzt blieben, sowie daß erlangte Erfolge nicht genügend weiter ausgenutzt wurden. In solchen Fällen haben jetzt die durch das Studium der Kriegsgeschichte, durch wissenschaftliches Betreiben der Seekriegslehre vorgebildeten Gehilfen der Führer bei den höheren Stäben, die Admiralstabs- und Generalstabsoffiziere, unterstützend und aushelfend einzutreten.

Zu jedem eingehenden Studium gehört nun eine bestimmte Methode, weil sonst Zersplitterung und Unklarheit vorherrschen; bis vor kurzem wurde aber das Studium der Seekriege, d. i. die Seekriegsgeschichte — wenn überhaupt — nicht methodisch betrieben. Wie sehr sich der Mangel an solchem Studium rächt, hat besonders die Planlosigkeit des spanischen Vorgehens zu Beginn der Feindseligkeiten im spanisch-amerikanischen Kriege vor zehn Jahren, auch das Verhalten der russischen Flotte im Osten im Jahre 1905 erwiesen.

System und Methode der Darstellung.

In dem Maße, in dem wir neuerdings zu einer geordneten systematischen Erhebung der Tatsachen, Erscheinungen und Ereignisse im Kriege und zu einer objektiven sowie exakt wissenschaftlichen und eingehenden Bearbeitung dieses Materials gelangen, lernen wir verstehen, warum sich die Ereignisse so entwickeln mußten, wie sie sich jedesmal tatsächlich entwickelt haben.

Damit erringen wir am besten und ehesten die Möglichkeit eines künftigen ziel-

bewußteren Eingreifens in den Gang der Dinge und einer Steigerung der geistigen Kräfte für die kriegerische Tätigkeit. Der tiefere Einblick in Zusammenhang und Ursache ist für uns gleichbedeutend mit der Möglichkeit der Steigerung der Leistungsfähigkeit, und darauf allein geht für den Seeoffizier alles Bestreben hinaus; dieser Standpunkt schafft Bausteine, aus denen er freischaffend Neues in unbeschränkter Form gestalten kann. Ebenso gewinnt der Staatsmann und Staatsbürger, sei es nun der Parlamentarier oder nur Wähler, auf einem ähnlichen Wege die für ihn erwünschten allgemeinen Kenntnisse.

Wer den zukünftigen Gang der Dinge zuerst voraussieht, hat auch die Möglichkeit, zuerst seine Kräfte am richtigen Punkte einzusetzen; er gewinnt damit einen Vorsprung vor denen, die erst später sehen, was er längst gesehen hat. Dies gilt für alle Zweige kriegerischer und politischer, ja menschlicher Tätigkeit überhaupt. Und hieraus folgt wiederum unmittelbar, von welch großem Nutzen einem Führer und seinem Stabe das planmäßige Studium der Seekriegsgeschichte in der oben allgemein angeführten Art und Weise sein wird, ja wie dies geradezu ein unabweisbares Erfordernis ist, um zukünftig große Erfolge zu erringen.

Beschränkung im Studium.

Das gesamte Gebiet der Seekriegsgeschichte und nach der neueren eifrigen Bearbeitung vieler guter Quellen der letzten Jahrhunderte auch das Gebiet der bereits wissenschaftlich betriebenen und kritisch betrachteten Seekriegsgeschichte ist aber nun so groß, daß es beim Studium sehr auf ein Sich-Bescheiden und Beschränken ankommt, will man überhaupt zu etwas Greifbarem gelangen und wesentlichen Nutzen aus dem Studium ziehen.

Hier ist eine kurze Anleitung nötig; einige darauf bezügliche Ausführungen allgemeiner Art werden am Platze sein. Es wird darauf hinauskommen, den Zusammenhang der Ergebnisse eines Studiums der Seekriegsgeschichte, also der angewandten und wissenschaftlichen Seekriegslehre oder der Theorie des Seekriegs, mit der Seekriegsgeschichte selber darzulegen.

Die „Seekriegslehre" hat als ihre beiden wichtigsten Unterabteilungen die Strategie und Taktik, von denen erstere unmittelbar mit der Seekriegsgeschichte zusammenhängt, da sie die Lehre von der im großen und ganzen gleich oder wenigstens stets sehr ähnlich bleibenden Handlung ist, dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen, d. h. also den Kriegszweck zu erreichen. Beide Teile nun, Strategie und Taktik sind abhängig voneinander, und nach dem treffenden Ausdruck des Vizeadmirals a. D. Freiherrn v. Maltzahn ist taktischer Sieg richtige Strategie.

III. Verhältnis von Seekriegslehre und Seekriegsgeschichte.

Stellung beider Lehrfächer zueinander.

Die Lehrordnung für die Kaiserlich Deutsche Marineakademie zu Kiel besagt, daß der Vortrag über Seekriegsgeschichte seinen Lehrstoff aus der Geschichte, also aus der Vergangenheit, der über Seekriegslehre ihn zumeist aus der Gegenwart schöpfen,

daß beide Lehrfächer dem gleichen Ziele, aber auf verschiedenem Wege zustreben sollen: die Grundsätze und Lehren für die Anwendung der Waffen im Seekriege festzulegen. Beide Vorträge müssen in enger Fühlung zu einander stehen und sich gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Amerikanische Äußerungen und Erfahrungen.

In einer Ansprache an die Hörer des amerikanischen Naval war college — eine Anstalt, die nicht mit der Naval academy, d. i. der Marineschule für die jungen Seekadetten der Vereinigten Staaten zu verwechseln ist — sagte im Sommer 1897 der Präsident dieser Anstalt, der commander Goodrich u. a.: „Neben dieser breiteren Behandlung des Vortrags über Strategie — durch Kapitän Mahan — haben Sie ferner fast unbewußt deren Grundlehren in sich aufgenommen, indem Sie die Geschichte von maritimen und militärischen Operationen studierten, wie dies im Lehrplan enthalten war.“

Und weiterhin äußerte er sich: „Es ist nötig, von Zeit zu Zeit die wahren Tatsachen zu studieren und immer wieder von neuem zu erörtern, ja sie gewissermaßen erst wieder ans Tageslicht zu bringen, die, obwohl sie zu allen Zeiten genau bekannt gewesen sind, doch von den augenblicklich herrschenden Ansichten verdunkelt werden, die über unser Vermögen und Können eine dominierende Herrschaft ausüben. So verhält es sich mit der Strategie. Uns ist gesagt, daß deren Grundsätze unveränderlich sind, und daß diese unveränderlichen Grundwahrheiten im Schoß der Seekriegsgeschichte fest eingebettet liegen, sowie ferner, daß wir, wenn deren Anwendung von uns recht erfaßt werden soll, nicht nur die Geschichte unserer eigenen Zeit lesen müssen, sondern auch die weit zurückliegender Zeiträume. Auf keine andere Weise werden wir dahin gelangen, die Universalität der Gesetze der Strategie einzusehen und zu erkennen.“

Diese Darstellung des Zusammenhangs beider Lehrfächer ist besonders im Munde eines amerikanischen Seeoffiziers von Interesse, aus dem Munde des Angehörigen einer Marine, die einen Schriftsteller und berühmten Darsteller der Seekriegsgeschichte wie Mahan hervorgebracht hat. Denn in der Marine der Vereinigten Staaten sind größere Evolutionen sowie Manöver mit größeren Verbänden von Schiffen erst zu Anfang dieses Jahrhunderts und nach dem Kriege mit Spanien ausgeführt worden. Die amerikanische Marine hat bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts ihre Strategie und Taktik, wie sonst keine andere größere Marine, fast nur theoretisch auf dem Papier entwickelt; ihre Offiziere sind bis vor ganz kurzer Zeit nur theoretisch in der höheren Flottenführung vorgebildet worden.

Wir finden hier die bestimmteste und klarste Darlegung, daß Seekriegsgeschichte ernstlich und kritisch analysierend zu lesen und zu lehren ist, um die Beziehungen der Tatsachen zueinander zu erkennen und für die Praxis der Gegenwart, d. i. die angewandte Seekriegslehre, zweckentsprechend zu verwerten. Die Amerikaner haben ferner aus einer großen Zahl von streng durchgeführten längeren

strategischen Seekriegsspielen einzelne bestimmte Lehren derselben Bedeutung gezogen, wie sie die Kriegserfahrung und das Studium der Seefeldzüge, sowie die Erfahrungen der neueren großen Flottenmanöver der anderen Marinen ergeben haben. Es ist interessant zu verfolgen, wie diese beiderseitigen Erfahrungen in Amerika und Europa gleichzeitig durch die Theorie und Praxis und in beiden Fällen fast gleichlautend erlangt worden sind.

Daß viele seestrategische, sowie einzelne seetaktische Grundsätze und Lehren auch unmittelbar aus der Landstrategie und Landtaktik, sowie aus dem Studium der Landkriegsgeschichte übernommen werden können, zeigt **Mahan** an einzelnen Beispielen, so z. B. an **Bonapartes** Vorgehen in Nord-Italien, der dort zeitweilig einzelne Truppenteile nur in der Absicht entsendete, um für das Gros Zeit zu gewinnen.

Admiral v. **Maltzahns** Darlegungen.

Sehr klar hat auch Vizeadmiral a. D. Freiherr v. **Maltzahn** sich über den Zusammenhang beider Lehrfächer geäußert, indem er sagt:

„Auch bei dem praktischen Versuch, bei den taktischen und strategischen Manövern, arbeitet die Theorie, d. i. die Seekriegslehre, mit; sie arbeitet dieselben vor und nützt sie aus, und so wird aus:

1. historischer Schulung des Denkens,
2. theoretischer Betrachtung der einzelnen Kampfmittel,
3. praktischen Versuchen,
4. geistiger Bearbeitung der Erprobungen

diejenige Vorarbeitung für den Krieg gewonnen, welche, so lückenhaft sie auch immerhin noch ist, die Friedenszeit nur geben kann.

Die Seekriegslehre zerfällt in Strategie und Taktik, beide haben ihren historischen Grund in der Seekriegsgeschichte. Die Strategie, die „Lehre von den Mitteln des Seekriegs und davon, wie diese gebraucht werden, um dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen“, wenn sie auch in der Zeit des Dampfes mit anderen Verhältnissen von Zeit und Raum rechnen muß als zur Zeit der Ruder- und Segelschiffe, sie ist in ihren großen Lehren dieselbe geblieben, von den Zeiten Hannibals bis zum heutigen Tage. Darum läßt sich ein mit historischen Beispielen ausgestattetes, auf historischer Basis stehendes, aber für den heutigen Tag gültiges System der Strategie denken.

Anders ist es mit der Taktik. Diese, die „Lehre vom Gebrauch der Waffen zum Zweck des Gefechts“, ist durch die Einführung der modernen Kampfmittel zur See vollkommen umgestaltet worden. Zwar kann man interessante Parallelen ziehen zwischen der historischen Taktik und der heutigen, aber die historische Brücke muß man als abgebrochen ansehen. Die historische Entwicklung einer Wissenschaft soll folgerichtig Glied an Glied hängen, so müßte sich also z. B. aus der alten Segelschiffstaktik eine heutige brauchbare Panzer-Linienschiffstaktik sicher ableiten lassen. Daß dies unmöglich, wird am besten durch unseren heutigen Zustand dargestellt. Trotzdem bleibt eine Geschichte der Taktik doch von großem Wert, besonders als schulende Denkvorbereitung.

Beide Teile der Seekriegslehre, Strategie und Taktik, hängen daher mit der Seekriegsgeschichte zusammen, aber in ganz verschiedener Weise. Der Zusammenhang der Strategie mit der Seekriegsgeschichte ist unmittelbarer als der mit der Taktik. Beiden ist aber eins gemeinsam: trotzdem beide — die eine Wissenschaft mehr, die andere weniger — ihre Wurzeln in der Seekriegsgeschichte haben, sollen sie sich nicht als deren Anhängsel betrachten, sondern sie sollen auf eigenen Füßen stehen. Man soll nicht die Seekriegsgeschichte als die Hauptsache, als den eigentlichen Lehrgegenstand hinstellen und Strategie wie Taktik mit gelegentlichen, der historischen Schilderung angefügten Folgerungen bestehen lassen, sondern die Seekriegslehre und die Seekriegsgeschichte sollen nebeneinander stehen und einander ergänzen.

Aus diesem Freimachen der Seekriegslehre von der Seekriegsgeschichte kann man überhaupt erst die Berechtigung für erstere dazu herleiten, als eigene Wissenschaft, als eigener Lehrgegenstand aufzutreten. Die Seekriegslehre ist also keine historische Wissenschaft, sondern sie soll uns in die Verhältnisse des heutigen Seekriegs einführen, moderne Strategie und moderne Taktik lehren, Praxis und Theorie verbinden, sie muß also auf dem Boden der Gegenwart stehen. Sie darf für die Theorie historische Quellen heranziehen, soweit es das Verständnis durch Übung des Denkens fördert und zur Illustrierung des Vorgetragenen durch Beispiele dient.

Die Seekriegsgeschichte liefert ihr hierzu Material, ist also in diesem Sinne ihre Hilfswissenschaft. Sie dient aber auch anderen Zwecken, denn als richtige historische Wissenschaft soll sie die Geschichte der Seekriege in Verbindung bringen mit der allgemeinen Geschichte der Völker, des Handels, der Industrie und Kolonialbildung. Sie soll den historischen Faden des Seekrieges, den individuellen Einfluß der Führer und den Einfluß des Volkscharakters auf die Art der Kriegführung schildern. Auch sie soll schließlich aus der Geschichte Lehren ziehen für die Gegenwart und Zukunft. Darum ergänzen sich beide Wissenschaften, sie können sehr wohl nebeneinander bestehen und dauernd voneinander Nutzen ziehen." Soweit Admiral Freiherr v. **Maltzahn**.

Praxis und Theorie; Aussprüche von Napoleon, Erzherzog Karl, Moltke, Mahan, Clausewitz.

Mit anderen Worten läßt sich das Wesentliche dieser Darlegungen so ausdrücken, daß die Praxis, d. i. die Ausübung und Anwendung der Seekriegslehre, sowohl im Kriege während der Operationen und Aktionen, als auch im Frieden bei den intellektuellen und materiellen Vorbereitungen zum Kriege, beim Ausbau und bei der Organisation der Marine sowie bei den Flottenmanövern jeglicher Art, nicht gut sachlich ausführbar und nicht gesund ist, wenn sie sich nicht auf die Theorie gründet. Diese kann aber im wesentlichen nur das Studium der Seekriegsgeschichte abgeben. Praktischem Handeln hat vorhergehendes theoretisches klares Denken noch nie geschadet, zum höchsten Erfolg führt nur das Zusammenwirken beider; die Tat muß aber hier stets das Studium begrenzen, dieses muß unbedingt einen Abschluß haben.

Der Hauptzweck des eigentlichen Seekrieges ist — man beachte die wiederholten einschlägigen Niederlegungen von Clausewitz u. a., sowie die Äußerungen von Nelson — die Erkämpfung der Seeherrschaft durch „Vernichtung“ der feindlichen Seestreitkräfte oder durch ihre sichere gänzliche Lahmlegung, die der Vernichtung sehr nahe kommt, falls diese aus besonderen Gründen nicht zu erreichen ist. Die Seekriegslehre oder die Theorie des Seekrieges soll in diese Verhältnisse des Seekrieges einführen und den Seeoffizier eingehend auf sie vorbereiten, sie auch dem Politiker durch Beispiele aus der Seekriegsgeschichte klarlegen und die Nebenziele gebührend in den Hintergrund drängen.

Man beachte nur, wie viele verschiedene Anschauungen in den letzten Jahrzehnten gerade auf dem politischen und maritim-technischen Gebiete der Vorbereitungen zum Seekriege, der Schaffung und Organisation der Seestreitkräfte geherrscht haben, z. B. in Frankreich mit den Prinzipien der jeune école, der Anhänger des guerre de course, des Kreuzer- und Torpedoboots-, ja neuerdings des Unterseeboots-Krieges in erster Linie. Als einer der beredtesten Kämpfer gegen diese Richtung ist neuerdings Kapitän Darrieus in Frankreich aufgetreten.

Die Seekriegsgeschichte zeigt zwar an mehrfachen Beispielen, wie gelegentlich große geniale Führer auch ohne Studium und ohne jede theoretische Kenntnisse doch das Richtige allein aus sich heraus gefunden und hauptsächlich hierdurch die Grundlagen für die Theorie geschaffen haben; denn die Theorie des Krieges ist ja aus der Praxis der Vergangenheit, d. i. also aus der Geschichte, hervorgegangen. Aber die Meister fallen nun einmal nicht vom Himmel, und niemand weiß von vornherein, daß er zum Meister, zum großen Führer geeignet und bestimmt sei; hier gilt wiederum das Wort Napoleons und anderer großer Führer, daß die kritische Betrachtung kriegsgeschichtlicher Ereignisse, d. h. die richtig betriebene Kriegsgeschichte, eine wichtige Ergänzung der Theorie, der bereits festgelegten, in unserem Falle der modernen Seekriegslehre, ist. Wir haben damit einen vollständigen Kreislauf der Dinge. Napoleons Ausspruch hierzu lautet: „Die Grundsätze der Kriegführung sind diejenigen, welche die großen Heerführer geleitet haben, deren Taten uns die Geschichte übermittelt.“

Österreichs großer Feldherr, Erzherzog Karl, hat sich hierzu, wie folgt, geäußert: „Wissenschaftliches Streben und wissenschaftliche Erfahrung bilden den Feldherrn, nicht bloß eigene Erfahrung; — denn welches Menschenleben ist tatenreich genug, um sie in vollem Maße zu gewähren? — und wer hatte je Übung in der schweren Kunst des Feldherrn, ehe er zu dieser erhabenen Stellung gelangte? — sondern Bereicherung des eigenen Wissens durch fremde Erfahrung, durch Kenntnis und Würdigung früherer Nachforschungen, durch Vergleiche berühmter Kriegstaten und folgenreicher Ereignisse aus der Kriegsgeschichte.“ Auch unser Moltke hat hierzu oft Stellung genommen und unter anderem gesagt: „Historische Studien, aus

denen sich keine Theorie ableiten läßt, sind unfruchtbar und ohne Wert", und der Praktiker Napoleon, der persönliche Leiter so vieler großer Schlachten, drückt sich gemeinfaßlich, wie folgt aus: „Auf dem Schlachtfeld ist der glücklichste Einfall oft nur eine Erinnerung", womit er aber nicht nur die Erinnerung an eine selbst erlebte Tatsache meint, sondern eine Erinnerung, die aus der eigenen geistigen Arbeit, aus dem geschichtlichen Studium stammt, dessen eifrigster Befürworter und Befolger er auch während seiner großen Feldzüge stets gewesen ist. Hierbei ist zu bemerken, daß eine solche Erinnerung als Vorbild immer noch kein Grundsatz ist, daß man sich hüten soll, solche Vorbilder zu Rezepten für alle Fälle zu machen; mit anderen Worten: daß im Kriege und besonders im Seekriege nur wenige Lehren den Wert unumstößlicher Dogmen erlangen dürfen. Man wende hier nicht etwa ein, daß sich jener Ausspruch Napoleons nur auf die Taktik, und zwar die vor hundert Jahren bezieht; ihm wohnen größerer Wert und weitere Bedeutung inne, er gilt im allgemeinen auch für strategische und politische Erfahrungen. Napoleon selber würde wohl unbedingt eine Verallgemeinerung gutheißen.

Ein bedeutungsvoller Ausspruch vom Kapitän Mahan, dem Theoretiker, sei hier noch angeführt, den er in einem seiner Vorträge im Jahre 1892 getan hat:

„Das Wort »praktisch« ist ebenso anwendbar auf die Prozesse des Denkens, die dem Handeln vorhergehen, als auf die Handlung selbst, die dem Gedanken und der Reflexion folgt; es ist hierbei, nimmt man den ganzen Prozeß des Denkens und Handelns zusammen, der einzige Unterschied, daß der Gedanke, der die Handlung vorschreibt, unbedingt praktischer, von einer höheren Stufe des Praktischen ist, als die hieraus hervorgehende Handlung selbst." Ein treffendes Wort für unser Vorhaben, unser Denken historisch zu schulen, und ein klassischer Beweis für die unbedingte Zusammengehörigkeit von Kriegswissenschaft und Kriegskunst, mithin für die Bedeutsamkeit des Studiums der Seekriegsgeschichte, um die Seekriegslehre und die sich hierauf aufbauende praktische Verwendung der Waffen des Seekriegs zu erfassen. Dieser praktische Zug zieht sich als roter Faden auch durch Mahans Hauptwerk hindurch, dessen Wert weniger auf rein streng historisch-wissenschaftlichem Gebiet liegt, als auf dem der praktischen Ausnutzung der aus dem Studium der Geschichte gezogenen Lehren. Damit hat es größeren Nutzen gebracht, als eine streng wissenschaftliche Arbeit.

Von dieser Darlegung bleibt aber immer unberührt das bedeutsame Wort des Generals v. Peucker in einer Instruktion für die Preußische Kriegsakademie vom Jahre 1868: daß im kriegerischen Leben die Tat höher steht als der Gedanke, die Handlung höher als das Wort, die Praxis höher als die Theorie.

Bei diesem Abschnitt darf schließlich nicht unterlassen werden, auf die vielen klassischen Darlegungen des größten Kriegstheoretikers Clausewitz hinzuweisen, von dessen Hauptwerk „Vom Kriege" Admiral Freiherr v. Maltzahn aber mit vollstem

Recht sagt: „Ein derartiges Buch könnte heute ohne Erwähnung des Seekrieges nicht mehr geschrieben werden.“

Dies führt dahin, daß heutzutage für den Heerführer und Landstrategen die allgemeine Kenntnis der Seekriegsgeschichte mit ihren Hauptlehren ein unumstößliches Gebot ist; dazu hat sich unsere Heeresleitung auch schon seit Jahrzehnten bekannt: durch Einführung eines besonderen maritimen Lehrfachs an der Kriegsakademie und durch zahlreiche Kommandierung älterer und jüngerer Offiziere zu den Übungen der Flotte.

Und ferner ist zu erwähnen, daß die seit einem Jahrzehnt begonnene Mitarbeit akademischer Kreise es durch Vorträge aus dem großen Gebiete des Seewesens im allgemeinen dahin gebracht hat, unserem Volke die hohe Bedeutung einer starken Flotte nahe zu legen, somit die aus der Praxis gewonnene Theorie wieder in die Praxis des Lebens umzuwandeln.

IV. Art der Darstellung der Seekriegsgeschichte.

Die Geschichte als Lehrmeisterin.

Nunmehr ist die wichtige Frage eingehend zu erörtern, wie und in welcher Weise die Seekriegsgeschichte zu betreiben, darzustellen und zu studieren ist.

In seiner „Römischen Geschichte“ (V, XI.) gibt **Mommsen** hierfür einen ersten allgemeinen Anhaltspunkt: „Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte soll die Lehrmeisterin des laufenden sein; aber nicht in dem gemeinen Sinne, als könne man die Konjunkturen der Gegenwart in den Berichten der Vergangenheit nur einfach wieder aufblättern ...., sondern sie ist lehrhaft einzig insofern, als sie .... überhaupt die überall gleichen Grundkräfte und die überall verschiedene Zusammensetzung derselben offenbart und statt zum gedankenlosen Nachahmen vielmehr zum selbständigen Nachschöpfen anleitet und begeistert.“

Verschiedenheit des Wertes früherer Ereignisse.

Auf den ersten Blick könnte es somit scheinen, als ob es am besten sei, unter Betrachtung der ganzen Vergangenheit, also durch das Studium der Gesamt-Seekriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, ihre dauernden Wert behaltenden Lehren zu erkunden und aus ihrem besonderen Rahmen auszulösen. Hierzu wird man umsomehr geneigt sein, als sich die Geschichte mit ihren Erfahrungen und Lehren erst im Laufe vieler Jahrhunderte aufgebaut hat, und der große Wert ihres Studiums, sowie der daraus geschöpften Lehren gerade in der gegenseitigen Betrachtung und Gegenüberstellung von längeren Zeitläufen liegt.

Indes eine eingehende Betrachtung dieses Gegenstandes führt bald zu der Erkenntnis, daß die älteren Zeiten, mit wenigen Ausnahmen vielleicht, wegen ihrer veralteten Kampfes-, Verkehrs- und Kulturmittel auszuschalten, und, da sie im allgemeinen unseren jetzigen Verhältnissen gar zu fern liegen, nur jüngere Zeitläufe zur Betrachtung heranzuziehen sind.

Mahan zeigt zwar deutlich bei seiner Betrachtung der punischen Kriege, wie auch diese über 2000 Jahre zurückliegende Zeit wesentliche und noch gültige Lehren der Seestrategie zu geben imstande ist; in wahrhaft klassischer Form beweist er an diesem Beispiel in der Einleitung zu seinem Hauptwerk den Einfluß der Seemacht und damit die große Bedeutung des Studiums der Seekriegsgeschichte. Auch Kapitän zur See Stenzel zieht hochwichtige politische und strategische Lehren aus seiner Darstellung der Geschichte der Seemacht Athens, die es für alle Zeiten zu beherzigen gilt. Doch dies sind seltene Ausnahmen, die die geringere Bedeutung des Studiums älterer Seekriege für die Allgemeinheit, selbst für den Seeoffizier nicht zu ändern vermögen. Die Bedeutung streng wissenschaftlicher Werke wird hierdurch nicht berührt, sie geht neben dem her.

Seestrategie im Frieden.

Obige Erkenntnis darf daher als allgemein richtig angenommen werden, mit dem Zusatz, daß dafür aber auch die Zeiten und Ereignisse mit in den Bereich des Studiums und der Betrachtung hineinzuziehen sind, die sich auf handels- und kolonialpolitischem Boden bewegen. Denn die Seestrategie, die bei der Betrachtung seekriegsgeschichtlicher Ereignisse im Vordergrund steht, hat immer schon im Frieden längere Zeit vorgearbeitet und ist unzertrennbar von den Lagen auf jenen Gebieten.

Seestrategie im Frieden, man könnte sie auch politische Strategie nennen, im wesentlichen in der Schaffung und Bereitstellung von Flottenstützpunkten und Gestaltung von Hilfsquellen jeglicher Art bestehend, die auf den Gang eines Seekrieges von Einfluß sind — und was ist an Großhandels- sowie Seehandelsbeziehungen überhaupt in dieser Beziehung nicht von Bedeutung? —, ist eine notwendige Vorarbeit für das machtvolle Vorgehen und Wirken der Seestrategie im Kriege. Die Landheere haben dem Ähnliches kaum an die Seite zu setzen. Für den weitausschauenden Staatsmann und Politiker ist auf diesem Gebiet ein großes Feld wichtiger politischer Tätigkeit gegeben, auf dem er emsig mitzuarbeiten vermag, und der Historiker hat in den Blättern der Vergangenheit auch hierauf ein besonderes Augenmerk zu richten.

Seekrieg und Politik; Bündnisse.

In den engen Wechselbeziehungen, die zwischen dem Seekrieg und der Wirtschaftspolitik der Staaten obwalten, tritt die Bedeutung eines über das eigenartige Wesen der Seemacht unterrichteten Staatsmannes, oft auch des einzelnen Staatsbürgers selbst wiederum klar hervor. Die größere Abhängigkeit der Verwendung der Seestreitkräfte von den jeweiligen politischen Lagen und Zielen zeigt sich so häufig, wie dies beim Landkriege mit den Heeren im allgemeinen nicht der Fall ist; ferner macht sich die Tatsache geltend, daß das Vorhandensein selbst einer entfernteren Flotte oft Staaten als Freunde heranzieht oder als Gegner festhält. Clausewitz' Erklärung, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik, nur mit anderen Mitteln, sei, findet in der Wechselbeziehung des Seekrieges zur Politik und in seiner Abhängigkeit von ihr eine helle Beleuchtung. Hier kommt noch als besonderer Umstand hinzu, daß sich die

Heere zweier Gegner kurz vor Ausbruch eines Krieges an der Grenze ganz nahe einander beobachtend gegenüberstehen, wogegen die Flotten erst von ihren Bereitstellungen aus einen mehr oder minder großen Marsch auszuführen haben, während dessen sie, besonders bei Mitnahme eines Trosses, leichter angreifbar sind.

Der eigenartige Kampfplatz des allen Flotten bereitstehenden Meeres, die Unbegrenztheit der Kriegsschauplätze sowie die hiermit zusammenhängende größere Anteilnahme der Neutralen entrücken den Seekrieg der engeren Sphäre, die dem Landkrieg vorgeschrieben ist. Kriegskunst und Staatskunst sind besonders im Seekriege in allerengstem Zusammenhang, wenn auch im Landkrieg das Objekt, um das man kämpft, meist mehr zur Hauptsache wird als im Seekrieg. Bei beiden Kriegen wird dies Objekt, dies ursprüngliche Ziel öfter aber auch zur Nebensache, und höhere Güter sind zuweilen von größerer Bedeutung, werden aber in einem längeren Kriege wiederum oft auch ganz vergessen.

In diese Betrachtung gehört auch eine kurze Darlegung über den Wert von Bündnissen mit und zwischen Seemächten, deren eigenartige Verhältnisse in ganz anderer Art abzuwägen sind wie solche mit reinen Landmächten. Auf diesem Sondergebiete weiß das Studium der Seekriegsgeschichte dem Politiker wie dem Offizier, sei es des Heeres oder der Flotte, manche wichtige Lehren zu geben, deren Befolgung schon im Frieden großen Nutzen zu gewähren imstande ist. Alle neueren seekriegsgeschichtlichen Werke gehen eingehend auf dieses Thema ein, alle modernen Seekriege haben mit diesen Verhältnissen von Anbeginn an peinlich zu rechnen. Die Rechte der Neutralen kann keine Seemacht ganz nichtachten.

Faßt man die Strategie als die Kunst auf, die Wahrscheinlichkeit eines Sieges zu vergrößern oder die Folgen einer etwaigen Niederlage abzuschwächen, so können sich an der Ausübung dieser Kunst in allen ihren Einzelheiten gar viele beteiligen. Interessant ist es, hier zu erfahren, daß Goethe als Nutzen der Betrachtung der Geschichte Napoleons von Scott die Erkenntnis bezeichnet hat, daß England nie für andere als englische Interessen eingetreten ist, während seine Zeitgenossen in England nur den Vorkämpfer der Unabhängigkeit Europas sahen; daß England Europa zwar half, seine Ketten abzuschütteln, zu gleicher Zeit aber — und zwar im ureigensten Interesse — sämtliche anderen Flotten zerstörte.

Seekrieg und Landkrieg.

Hat sich eine seekriegsgeschichtliche Darstellung auch eingehend mit der politischen und wirtschaftlichen Lage der Staaten, mit Handel und Schiffahrt der Völker zu befassen, so ist sie vor allem eng in Verbindung mit den Ereignissen des wohl stets gleichzeitigen Landkrieges zu behandeln.

Bei der zu erstrebenden Seeherrschaft hat man in dieser Beziehung zwischen einer absoluten und relativen zu unterscheiden; in Einzelfällen ist die Seeherrschaft nur zeitweise oder auch nur örtlich erforderlich, wenn es sich z. B. darum handelt, für Sonderzwecke große Truppenmengen zur Führung eines fernen Landkrieges sicher

über See zu bringen, um sie an Ort und Stelle zu verwenden. Oft ist sogar bei Gegnern, deren Länder in breiter Front aneinander grenzen, der in weit besserer Lage, der zur See stark auftreten kann; er kann mit Hilfe der Flotte seine Heeresteile und das zugehörige Kriegsmaterial den Raum weit müheloser, schneller und sicherer überwinden lassen als auf dem Lande und ist zum offensiven Vorgehen nicht nur an die Landesgrenze allein gebunden. Der Seekrieg vermag das in der Gesamtkriegshandlung einzuhaltende Maß zu regeln; Zeitgewinn oder Beschleunigung hängen oft von ihm ab.

Der Wechselbeziehungen zwischen dem Seekrieg und Landkrieg, oder richtiger ausgedrückt, zwischen dem gleichzeitigen Kampf zur See und auf dem Lande, dieser gegenseitigen Abhängigkeiten sind so viele, daß die Darstellung des einen Teils ohne ein genaues Eingehen auf die Vorgänge des anderen unwissenschaftlich und von wenig Wert ist. Dies umsomehr, als in vielen Kriegen der Fortgang des Seekrieges überhaupt erst entscheidet, wo der Landkrieg stattzufinden hat.

Die große Bedeutung dieses Wechselverhältnisses kommt neuerdings auch dadurch zum Ausdruck, daß man bemüht ist, die Offiziere des Landheeres mit den Sonderheiten der Wehrmacht zur See bekannt zu machen; alle neueren Werke tragen dem ebenfalls gebührend Rechnung.

Seekrieg und Handel.

Es gehört zur Eigenart des Seekrieges, daß er auf den Handel, nicht nur den reinen Seehandel allein, einen weit größeren Einfluß ausübt als der Landkrieg. Ja, ein Seekrieg ist ohne eine schwere Schädigung des Seehandels fast undenkbar; dadurch schädigend auf den Gegner einzuwirken und damit dem Landkrieg in vielen Fällen die Weiterführung zu verbieten, ist mit eine seiner Hauptaufgaben.

Die Art dieser Schädigungen ist eine mannigfache: Landesblockade, Kreuzerkrieg, Kaperei, einfache Erschwerung des Handels der Neutralen durch strenge Kontrolle der Konterbande, alles dies sind Nebenaufgaben, die die Seemacht zu lösen hat, aber ganz besonders wichtige. Ja, sie haben in manchen Fällen allein vermocht, dem Gegner die Lust und Möglichkeit zur Weiterführung des Krieges zu nehmen.

Welche außerordentlich bedeutsame Stellung der Seekrieg hierbei einnimmt, geht schon aus der Tatsache hervor, daß aller Bestrebungen ungeachtet das internationale Seekriegsrecht noch manche unbeschriebene oder unklare Seite aufweist.

Hier ist gerade dem Spezialhistoriker ein besonders großes Feld eröffnet, auf dem manche Kapitel noch der gründlichen Bearbeitung bedürfen. Ein unglücklich verlaufener Krieg zeigt seine schlimmsten Nachwirkungen meist am deutlichsten durch den Niedergang des Handels, an der Schädigung der Kolonien und der Verbindungen mit den oft sehr weit entfernt gelegenen neutralen Staaten. Auf der See gibt es kaum eine Grenze, der Seekrieg hat noch mannigfach angedauert, wenn der gleichzeitige Landkrieg schon längst zum Stillstand oder gar Abschluß gekommen war.

Die Eigenart der Seekriege nötigt zur Betrachtung längerer Zeitabschnitte.

Aus all diesem geht wohl unzweifelhaft hervor, daß sich für die Darstellung und das Studium der Seekriegsgeschichte die Behandlung und Heranziehung weit größerer und auch etwas mehr zurückliegender Zeitläufe empfiehlt als bei der Landkriegsgeschichte, für die die Kriege vor der Zeit Friedrichs des Großen nur sehr geringen Wert besitzen.

Wegen des besonderen Kampfplatzes, der See, also des so gut wie stets gleichmäßigen Geländes — nur Seegang und Stille sind hier zu unterscheiden — sowie wegen der geringeren Zahl einzelner Kampfesgruppen, ist die Zahl der einzelnen taktischen Handlungen verhältnismäßig viel geringer als bei Landkriegen; ja oft entscheidet im Seekriege die an einem einzigen Punkte, ob nah oder fern, gewonnene Schlacht fast ganz allein, mag der endgültige Erfolg nun so bald auftreten, wie nach Tsuschima 1905 oder so spät wie nach Trafalgar 1805 (1814).

Umsomehr wird hierdurch die Seestrategie gegenüber der Seetaktik mit ihrer Schiffstypenkunde in den Vordergrund der Betrachtung gedrängt und damit zugleich wieder die Heranziehung längerer und älterer Zeitabschnitte nötig, um genügend Stoff für das Studium zur Hand zu haben, was besonders für den Nicht-Seeoffizier von Belang sein dürfte. Auch folgende Erörterung ist für die obigen Darlegungen beweiskräftig: das Ende eines Landkrieges besteht meist in irgend einer Haupthandlung, der Kampf fesselt bis zuletzt alle Beobachter, der alsdann errungene augenblickliche Enderfolg ist Jedem augenscheinlich; es wird der bis dahin führende allgemeine Gang der Ereignisse meistens darüber vergessen. Die Wirkung der Seemacht, die für das Ende eines Krieges mehr von strategischer Bedeutung ist und sich oft nur mittelbar äußert, die während des Krieges noch weniger beobachtet und verfolgt wird — wenigstens noch vor kurzer Zeit — fällt nachher noch schneller der Vergessenheit anheim, ja ihr Einfluß ist, wie man jetzt weiß, fast immer ganz außerordentlich unterschätzt worden.

Daher muß die Zahl der Fälle vermehrt werden, in denen man ihren Einfluß auf den Hergang und das Ergebnis von Kriegen eingehend untersucht und wissenschaftlich klarlegt.

Der Seeoffizier zugleich Taktiker und Stratege.

Es ist hierzu noch ein Umstand anzuführen, der die außerordentlich selbständige Stellung der Unterführer zur See bei vielen Gelegenheiten betrifft. Sie kommen in weit höherem Maße als am Lande in die Lage, die ihnen hauptsächlich obliegenden taktischen Aufgaben und ähnlichen Handlungen auf Grund strategischer Erörterungen auszuführen. Ist doch jeder Seeoffizier, der das Kommando eines schwimmenden Teils der Streitmacht seines Landes führt, bis zum Kommandanten des kleinsten Fahrzeugs hinab, besonders im Ausland, oft Hunderte von Meilen vom nächsten schwimmenden oder festen Stützpunkt, oft Tausende von Meilen von der heimischen Basis entfernt, ganz auf seine eigenen taktisch-strategischen Schlüsse angewiesen, die mit politischen und volkswirtschaftlichen Fragen zuweilen eng zusammenhängen.

Für alle diese verschiedenen Lagen vermag nur das Studium auch entfernterer Zeiten die nötigen mannigfachen Aufklärungen und Erläuterungen für die Gegenwart und nahe Zukunft zu geben, ohne daß hierbei gerade auf das Altertum zurückgegriffen werden müßte.

Volkscharakter; Wert der Imponderabilien.

Es dürfte hier der geeignete Ort sein, darauf hinzuweisen, daß sich eine eingehende Schilderung der Verhältnisse beider kriegführenden Parteien auch über das Personal, seine Organisation und Ausbildung auslassen muß. Es gilt hierbei zu untersuchen, wie die geistige Bildung des Volkes, das Verhältnis zu dem besonderen Element des Meeres, der Volkscharakter, die Stellung der Vorgesetzten beschaffen sind.

Im Seekriege ist bei den Flotten und einzelnen Schiffen die Stellung und Bedeutung der Offiziere und übrigen Vorgesetzten etwas anders als im allgemeinen bei den Heeren im Landkriege. Zur See kommt es in den Kämpfen — abgesehen von Entergefechten, in denen der Einzelne mehr hervortritt — nicht in dem Maße auf den Charakter der Einzelkämpfer und damit auch des Volkscharakters an, wie bei dem Heere, wenn auch zuweilen an Bord einzelne Leute Posten von einer Selbständigkeit und einer Verantwortung einnehmen, denen im Heere kaum etwas Entsprechendes zur Seite gestellt werden kann.

Dennoch ist am Lande die Bedeutung der Imponderabilien bei den einzelnen Leuten größer; an Bord tritt sie mehr bei den Vorgesetzten hervor. Bei den neuen Kriegsmaschinen zur See tritt der Kommandant immer mehr in den Vordergrund; Unternehmungslust und persönlicher Mut kommen bei ihm vor allem zur Geltung. Die Besatzung „muß“ mit, „muß“ ausharren, nur in seltenen Lagen ist der einzelne Mann ohne jede Aufsicht, ohne unmittelbare Nähe seiner Vorgesetzten.

Dagegen verteidigt der Seemann sein Volk nur mittelbar, der Soldat fast immer unmittelbar, sei es im eigenen Lande oder jenseits der Grenze; der Seeoffizier kommt mit dem Volke und Lande seines Gegners fast nie in Berührung, oft nicht einmal mit dem eigenen, wenn sich sein Schiff in der Ferne befindet, so daß viele Beeinflussungen mannigfachster Art, die daraus entstehen können, für ihn nicht vorhanden sind.

Eine Art Internationalität des Seemanns — die allerdings neuerdings sehr im Schwinden ist — kennt der Landsoldat nicht, wie auch bei ihm nicht das besondere Moment des Vertrautseins mit einem neuen Element, auf dem gekämpft wird, eine Rolle spielt.

Dies alles ist bei Beurteilung der einzelnen Lagen abzuwägen, um zu sicheren Schlüssen zu gelangen; dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß die frühere Segelschiffahrt andere Momente von Bedeutung mit sich führte.

Wie hoch auch das moralische, das kriegerische Moment bewertet werden muß, zeigt sich schon, wenn man sich einen der schrecklichen Augenblicke ausmalt, in denen ein großes Geschoß oder eine Explosion irgend welcher Art im Schiffsinnern die grauenerregendsten Zerstörungen anrichtet.

bewußteren Eingreifens in den Gang der Dinge und einer Steigerung der geistigen Kräfte für die kriegerische Tätigkeit. Der tiefere Einblick in Zusammenhang und Ursache ist für uns gleichbedeutend mit der Möglichkeit der Steigerung der Leistungsfähigkeit, und darauf allein geht für den Seeoffizier alles Bestreben hinaus; dieser Standpunkt schafft Bausteine, aus denen er freischaffend Neues in unbeschränkter Form gestalten kann. Ebenso gewinnt der Staatsmann und Staatsbürger, sei es nun der Parlamentarier oder nur Wähler, auf einem ähnlichen Wege die für ihn erwünschten allgemeinen Kenntnisse.

Wer den zukünftigen Gang der Dinge zuerst voraussieht, hat auch die Möglichkeit, zuerst seine Kräfte am richtigen Punkte einzusetzen; er gewinnt damit einen Vorsprung vor denen, die erst später sehen, was er längst gesehen hat. Dies gilt für alle Zweige kriegerischer und politischer, ja menschlicher Tätigkeit überhaupt. Und hieraus folgt wiederum unmittelbar, von welch großem Nutzen einem Führer und seinem Stabe das planmäßige Studium der Seekriegsgeschichte in der oben allgemein angeführten Art und Weise sein wird, ja wie dies geradezu ein unabweisbares Erfordernis ist, um zukünftig große Erfolge zu erringen.

Beschränkung im Studium.

Das gesamte Gebiet der Seekriegsgeschichte und nach der neueren eifrigen Bearbeitung vieler guter Quellen der letzten Jahrhunderte auch das Gebiet der bereits wissenschaftlich betriebenen und kritisch betrachteten Seekriegsgeschichte ist aber nun so groß, daß es beim Studium sehr auf ein Sich-Bescheiden und Beschränken ankommt, will man überhaupt zu etwas Greifbarem gelangen und wesentlichen Nutzen aus dem Studium ziehen.

Hier ist eine kurze Anleitung nötig; einige darauf bezügliche Ausführungen allgemeiner Art werden am Platze sein. Es wird darauf hinauskommen, den Zusammenhang der Ergebnisse eines Studiums der Seekriegsgeschichte, also der angewandten und wissenschaftlichen Seekriegslehre oder der Theorie des Seekriegs, mit der Seekriegsgeschichte selber darzulegen.

Die „Seekriegslehre“ hat als ihre beiden wichtigsten Unterabteilungen die Strategie und Taktik, von denen erstere unmittelbar mit der Seekriegsgeschichte zusammenhängt, da sie die Lehre von der im großen und ganzen gleich oder wenigstens stets sehr ähnlich bleibenden Handlung ist, dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen, d. h. also den Kriegszweck zu erreichen. Beide Teile nun, Strategie und Taktik sind abhängig voneinander, und nach dem treffenden Ausdruck des Vizeadmirals a. D. Freiherrn v. Maltzahn ist taktischer Sieg richtige Strategie.

III. Verhältnis von Seekriegslehre und Seekriegsgeschichte.

Stellung beider Lehrfächer zueinander.

Die Lehrordnung für die Kaiserlich Deutsche Marineakademie zu Kiel besagt, daß der Vortrag über Seekriegsgeschichte seinen Lehrstoff aus der Geschichte, also aus der Vergangenheit, der über Seekriegslehre ihn zumeist aus der Gegenwart schöpfen,



daß beide Lehrfächer dem gleichen Ziele, aber auf verschiedenem Wege zustreben sollen: die Grundsätze und Lehren für die Anwendung der Waffen im Seekriege festzulegen. Beide Vorträge müssen in enger Fühlung zu einander stehen und sich gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Amerikanische Äußerungen und Erfahrungen.

In einer Ansprache an die Hörer des amerikanischen Naval war college — eine Anstalt, die nicht mit der Naval academy, d. i. der Marineschule für die jungen Seekadetten der Vereinigten Staaten zu verwechseln ist — sagte im Sommer 1897 der Präsident dieser Anstalt, der commander Goodrich u. a.: „Neben dieser breiteren Behandlung des Vortrags über Strategie — durch Kapitän Mahan — haben Sie ferner fast unbewußt deren Grundlehren in sich aufgenommen, indem Sie die Geschichte von maritimen und militärischen Operationen studierten, wie dies im Lehrplan enthalten war."

Und weiterhin äußerte er sich: „Es ist nötig, von Zeit zu Zeit die wahren Tatsachen zu studieren und immer wieder von neuem zu erörtern, ja sie gewissermaßen erst wieder ans Tageslicht zu bringen, die, obwohl sie zu allen Zeiten genau bekannt gewesen sind, doch von den augenblicklich herrschenden Ansichten verdunkelt werden, die über unser Vermögen und Können eine dominierende Herrschaft ausüben. So verhält es sich mit der Strategie. Uns ist gesagt, daß deren Grundsätze unveränderlich sind, und daß diese unveränderlichen Grundwahrheiten im Schoß der Seekriegsgeschichte fest eingebettet liegen, sowie ferner, daß wir, wenn deren Anwendung von uns recht erfaßt werden soll, nicht nur die Geschichte unserer eigenen Zeit lesen müssen, sondern auch die weit zurückliegender Zeiträume. Auf keine andere Weise werden wir dahin gelangen, die Universalität der Gesetze der Strategie einzusehen und zu erkennen."

Diese Darstellung des Zusammenhangs beider Lehrfächer ist besonders im Munde eines amerikanischen Seeoffiziers von Interesse, aus dem Munde des Angehörigen einer Marine, die einen Schriftsteller und berühmten Darsteller der Seekriegsgeschichte wie Mahan hervorgebracht hat. Denn in der Marine der Vereinigten Staaten sind größere Evolutionen sowie Manöver mit größeren Verbänden von Schiffen erst zu Anfang dieses Jahrhunderts und nach dem Kriege mit Spanien ausgeführt worden. Die amerikanische Marine hat bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts ihre Strategie und Taktik, wie sonst keine andere größere Marine, fast nur theoretisch auf dem Papier entwickelt; ihre Offiziere sind bis vor ganz kurzer Zeit nur theoretisch in der höheren Flottenführung vorgebildet worden.

Wir finden hier die bestimmteste und klarste Darlegung, daß Seekriegsgeschichte ernstlich und kritisch analysierend zu lesen und zu lehren ist, um die Beziehungen der Tatsachen zueinander zu erkennen und für die Praxis der Gegenwart, d. i. die angewandte Seekriegslehre, zweckentsprechend zu verwerten. Die Amerikaner haben ferner aus einer großen Zahl von streng durchgeführten längeren

strategischen Seekriegsspielen einzelne bestimmte Lehren derselben Bedeutung gezogen, wie sie die Kriegserfahrung und das Studium der Seefeldzüge, sowie die Erfahrungen der neueren großen Flottenmanöver der anderen Marinen ergeben haben. Es ist interessant zu verfolgen, wie diese beiderseitigen Erfahrungen in Amerika und Europa gleichzeitig durch die Theorie und Praxis und in beiden Fällen fast gleichlautend erlangt worden sind.

Daß viele seestrategische, sowie einzelne seetaktische Grundsätze und Lehren auch unmittelbar aus der Landstrategie und Landtaktik, sowie aus dem Studium der Landkriegsgeschichte übernommen werden können, zeigt **Mahan** an einzelnen Beispielen, so z. B. an **Bonapartes** Vorgehen in Nord-Italien, der dort zeitweilig einzelne Truppenteile nur in der Absicht entsendete, um für das Gros Zeit zu gewinnen.

Admiral v. Maltzahns Darlegungen.

Sehr klar hat auch Vizeadmiral a. D. Freiherr v. **Maltzahn** sich über den Zusammenhang beider Lehrfächer geäußert, indem er sagt:

„Auch bei dem praktischen Versuch, bei den taktischen und strategischen Manövern, arbeitet die Theorie, d. i. die Seekriegslehre, mit; sie arbeitet dieselben vor und nützt sie aus, und so wird aus:

1. historischer Schulung des Denkens,
2. theoretischer Betrachtung der einzelnen Kampfmittel,
3. praktischen Versuchen,
4. geistiger Bearbeitung der Erprobungen

diejenige Vorarbeitung für den Krieg gewonnen, welche, so lückenhaft sie auch immerhin noch ist, die Friedenszeit nur geben kann.

Die Seekriegslehre zerfällt in Strategie und Taktik, beide haben ihren historischen Grund in der Seekriegsgeschichte. Die Strategie, die „Lehre von den Mitteln des Seekriegs und davon, wie diese gebraucht werden, um dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen“, wenn sie auch in der Zeit des Dampfes mit anderen Verhältnissen von Zeit und Raum rechnen muß als zur Zeit der Ruder- und Segelschiffe, sie ist in ihren großen Lehren dieselbe geblieben, von den Zeiten Hannibals bis zum heutigen Tage. Darum läßt sich ein mit historischen Beispielen ausgestattetes, auf historischer Basis stehendes, aber für den heutigen Tag gültiges System der Strategie denken.

Anders ist es mit der Taktik. Diese, die „Lehre vom Gebrauch der Waffen zum Zweck des Gefechts“, ist durch die Einführung der modernen Kampfmittel zur See vollkommen umgestaltet worden. Zwar kann man interessante Parallelen ziehen zwischen der historischen Taktik und der heutigen, aber die historische Brücke muß man als abgebrochen ansehen. Die historische Entwicklung einer Wissenschaft soll folgerichtig Glied an Glied hängen, so müßte sich also z. B. aus der alten Segelschiffstaktik eine heutige brauchbare Panzer-Linienschiffstaktik sicher ableiten lassen. Daß dies unmöglich, wird am besten durch unseren heutigen Zustand dargestellt. Trotzdem bleibt eine Geschichte der Taktik doch von großem Wert, besonders als schulende Denkvorbereitung.

Beide Teile der Seekriegslehre, Strategie und Taktik, hängen daher mit der Seekriegsgeschichte zusammen, aber in ganz verschiedener Weise. Der Zusammenhang der Strategie mit der Seekriegsgeschichte ist unmittelbarer als der mit der Taktik. Beiden ist aber eins gemeinsam: trotzdem beide — die eine Wissenschaft mehr, die andere weniger — ihre Wurzeln in der Seekriegsgeschichte haben, sollen sie sich nicht als deren Anhängsel betrachten, sondern sie sollen auf eigenen Füßen stehen. Man soll nicht die Seekriegsgeschichte als die Hauptsache, als den eigentlichen Lehrgegenstand hinstellen und Strategie wie Taktik mit gelegentlichen, der historischen Schilderung angefügten Folgerungen bestehen lassen, sondern die Seekriegslehre und die Seekriegsgeschichte sollen nebeneinander stehen und einander ergänzen.

Aus diesem Freimachen der Seekriegslehre von der Seekriegsgeschichte kann man überhaupt erst die Berechtigung für erstere dazu herleiten, als eigene Wissenschaft, als eigener Lehrgegenstand aufzutreten. Die Seekriegslehre ist also keine historische Wissenschaft, sondern sie soll uns in die Verhältnisse des heutigen Seekriegs einführen, moderne Strategie und moderne Taktik lehren, Praxis und Theorie verbinden, sie muß also auf dem Boden der Gegenwart stehen. Sie darf für die Theorie historische Quellen heranziehen, soweit es das Verständnis durch Übung des Denkens fördert und zur Illustrierung des Vorgetragenen durch Beispiele dient.

Die Seekriegsgeschichte liefert ihr hierzu Material, ist also in diesem Sinne ihre Hilfswissenschaft. Sie dient aber auch anderen Zwecken, denn als richtige historische Wissenschaft soll sie die Geschichte der Seekriege in Verbindung bringen mit der allgemeinen Geschichte der Völker, des Handels, der Industrie und Kolonialbildung. Sie soll den historischen Faden des Seekrieges, den individuellen Einfluß der Führer und den Einfluß des Volkscharakters auf die Art der Kriegführung schildern. Auch sie soll schließlich aus der Geschichte Lehren ziehen für die Gegenwart und Zukunft. Darum ergänzen sich beide Wissenschaften, sie können sehr wohl nebeneinander bestehen und dauernd voneinander Nutzen ziehen." Soweit Admiral Freiherr v. **Maltzahn**.

Praxis und Theorie; Aussprüche von Napoleon, Erzherzog Karl, Moltke, Mahan, Clausewitz.

Mit anderen Worten läßt sich das Wesentliche dieser Darlegungen so ausdrücken, daß die Praxis, d. i. die Ausübung und Anwendung der Seekriegslehre, sowohl im Kriege während der Operationen und Aktionen, als auch im Frieden bei den intellektuellen und materiellen Vorbereitungen zum Kriege, beim Ausbau und bei der Organisation der Marine sowie bei den Flottenmanövern jeglicher Art, nicht gut sachlich ausführbar und nicht gesund ist, wenn sie sich nicht auf die Theorie gründet. Diese kann aber im wesentlichen nur das Studium der Seekriegsgeschichte abgeben. Praktischem Handeln hat vorhergehendes theoretisches klares Denken noch nie geschadet, zum höchsten Erfolg führt nur das Zusammenwirken beider; die Tat muß aber hier stets das Studium begrenzen, dieses muß unbedingt einen Abschluß haben.

Kein Zeitalter wie gerade das unserige ist in solch glücklicher Lage, mit einer Unsumme von Tatsachen aufwarten zu können, aus denen klar hervorgeht, wie wichtig es ist, die älteren und neueren Lehren der Geschichte zu befolgen.

Wie vieles in dieser Beziehung auf dem Gebiet der Seekriegsgeschichte versäumt ist, welch bedeutsame Epochen des Seekrieges noch vor kurzem in den meisten Lehrbüchern ganz ungenügend beachtet worden sind, dafür ist folgendes ein bezeichnendes Beispiel.

Wer unter der großen Menge versteht z. B. unter dem Siebenjährigen Krieg etwas anderes, als das kräftige, machtvolle und für uns Deutsche so wichtige Ringen unseres Großen Friedrichs mit seinem herrlichen Heere gegen ganz Europa? Wem ist es außer den Historikern bekannt, geschweige denn klar, daß für die Allgemeinheit selbst dieses gewaltige Kämpfen an Bedeutung zurücksteht gegenüber dem gleichzeitigen Ringen um die Seeherrschaft auf den Meeren und um die Weltmacht in den fernen Erdteilen? In welcher Schule lernt man — es braucht der eigenen vaterländischen Geschichte dabei durchaus kein Abbruch zu geschehen — die hohe Bedeutung dieser fernen Kämpfe kennen, in denen England den festen Grundstein zu seiner baldigen Größe legte, durch die es allein das von mächtigen Verbündeten unterstützte Frankreich besiegte und Gebieterin des Erdballs wurde? Von diesem Kriege an wurde Englands Weg nach Indien durch die nach und nach erworbenen Stützpunkte gesichert; selbst dem noch immer mächtigen spanischen Weltreich stand es nunmehr gebietend gegenüber. Und ist denn diese mehr politische Erkenntnis nicht gleichzeitig eine Erweiterung der Kenntnis von der Bedeutung des Krieges als einer „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln"? „Die Kriegsgeschichte ist die höchste und bedeutsamste aller militärischen Wissenschaften, auf denen sich die Kunst der Kriegführung aufbaut", sagt Hauptmann Schwertfeger in dem oben angezogenen Aufsatz mit Recht; „sie ermöglicht ein Urteil über die gesamten Heereseinrichtungen der im Kampfe stehenden Völker. So bildet sie auch einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte der Menschheit."*)

Der Satz, daß der Landkrieg zehrt und der Seekrieg nährt, zeigt sich kaum deutlicher als bei der Betrachtung beider damals siegreichen Länder, Preußens und Englands. Friedrich der Große büßte allein 80000 Soldaten ein, seine drei Gegner sogar über 450 000 Mann; England dagegen wurde ein reiches Land.

Man schlage die Lehrbücher der Weltgeschichte nach, die von dieser wichtigen Epoche handeln, und man wird förmlich suchen müssen nach einer noch so knappen Schilderung der Bedeutung dieses See- und Kolonialkrieges sowie nach einer Darstellung, die seine große Wichtigkeit für die Gesamtwelt würdigt.

Und weiter, wer denkt daran, daß die durch Dänemark zeitweilig sehr gefährdete

*) VI. Jahrgang. 1909. 3. Heft, Seite 493.



Herrschaft Schwedens über die Ostsee die notwendige Vorbedingung für das dauernd erfolgreiche Auftreten seiner Heeresteile auf dem Kontinent im Dreißigjährigen Kriege war?

Dies sind besonders klar hervortretende Beispiele. Ähnliches ließe sich öfter bei manchen landesgeschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Arbeiten nachweisen, in denen der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte vielfach nicht die gebührende und zur Erklärung des Ganges der kriegerischen und geschichtlichen Entwicklung nötige Berücksichtigung gefunden hat, wobei es durchaus nicht nur auf seekriegsgeschichtliche Taten ankommt.

Die folgende Studie ist möglichst allgemein gehalten und will alles das zusammenzufassen versuchen, was für das Studium der Seekriegsgeschichte nicht nur für den Offizier des Heeres und der Flotte, nein für Jedermann, auch für den gebildeten Staatsbürger, den Staatsmann und den Historiker von Belang sein dürfte. Dem Historiker vom Fach, ebenso dem Militärhistoriker will sie Veranlassung geben, bei der Behandlung gesonderter Abschnitte der geschichtlichen Darstellung einzelner Ländergebiete in Zukunft mehr als bisher die Beeinflussung der allgemeinen Geschehnisse durch maritime Vorgänge zu betrachten und zu beleuchten, mit anderen Worten, den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte, also auch auf die Landkriege, eingehender zu untersuchen.

I. Entwicklung der Darstellung der Seekriegsgeschichte.

Art und Mängel früherer Darstellungen.

Die Seekriegsgeschichte hat bis vor zwei bis drei Jahrzehnten, d. i. bis weit in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hinein, noch unter demselben Bann gestanden, wie dies mit der Geschichte der Landkriege bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Man verstand nämlich bis dahin unter der Bezeichnung „Kriegsgeschichte" im allgemeinen nichts anderes, als eine chronologische Aufzeichnung der Kriegshandlungen aller Zeiten, öfter sogar ohne Hinzuziehen allgemeiner politischer Betrachtungen.

Dabei fehlte es fast allen Werken an einer eingehenden Beurteilung der einzelnen Handlungen, d. h. an einer wissenschaftlichen Kritik, und die Darstellung der Kriegsgeschichte hing meist ganz eng mit derjenigen der „Allgemeinen Geschichte" zusammen; ja, „Weltgeschichte" war früher fast nur Kriegsgeschichte, jedenfalls ganz vorwiegend. Die Entwicklung des Kriegswesens, der Strategie und Taktik wurde nur nebenher behandelt.

Daß im Kriege mit seinen Vorbereitungen, als dem Schillerschen „Beweger des Menschengeschlechts", die höchsten und größten Leistungen eines Volkes hervortreten, hierbei die stärksten Charaktereigenschaften geweckt werden, die Entwicklungen der Völker zum großen Teil durch ihn vor sich gehen, die Kriege mithin Höhepunkte im Völkerleben darstellen, dies alles ist bei der früheren einseitigen Behandlung der

Kriegsgeschichte selten genügend zum Ausdruck gekommen, und nun gar die Bedeutung des Seekrieges für die Kulturentwicklung der Völker ist in keiner Weise ausreichend erkannt worden.

Erste wissenschaftliche kriegsgeschichtliche Werke.

Die erste auf fester Grundlage beruhende „Theorie des Krieges", mittels der allein eine Darstellung kriegsgeschichtlicher Handlungen von Nutzen sein kann, findet man in einem 1724 herausgegebenen Werk des Franzosen Folard, der die Geschichte des Polybius derart behandelt; Friedrich der Große folgt ihm dann mit einzelnen seiner vielen Werke, z. B. in den „General-Prinzipien vom Kriege".

Indes streng kriegswissenschaftliche Darstellungen an der Hand der Erfahrung geben uns in einer nutzbringenden Weise erst Werke von Männern zu Beginn und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie Bülow, Scharnhorst, vor allem aber Clausewitz, dann Jomini, Willisen u. a.

Nur die gesunde Kritik, die sich hier zum ersten Male zeigt, liefert den richtigen Maßstab für die Beurteilung und Bedeutung der Ereignisse, und damit tritt eine derartige Behandlung als notwendige Vorbedingung für den beim Lesen, Lehren und Lernen erstrebten Nutzen in den Vordergrund.

Die Erkenntnis des Richtigen und Wahren, das Forschen nach Wahrheit, gleichbedeutend mit dem Gehorsam gegen die Wirklichkeit, bedingen eingehendes Studium; mit der reinen Aufzählung der Tatsachen ist es nicht mehr getan, es kommt auf das Auffinden des geistigen Bandes an, das alles umfängt.

Dies ist um so wichtiger, als es eine eigentliche Kriegswissenschaft nicht gibt, mithin bestimmte unabänderliche Regeln nur in wenigen Fällen vorhanden sind. Zufall, Gefahr und Wagnis spielen bei der Kriegskunst stets eine große Rolle und lassen den Krieg gewissermaßen mit einem Spiel vergleichen, in dem der gewinnt, der für die meisten möglichen Lagen die besten Lösungen sofort zu finden imstande ist. Für den Krieg schafft eine solche höhere Einsicht und Klarheit aber nur das kriegswissenschaftliche Studium des Krieges selbst.

Bezeichnung: „Kriegswissenschaft."

Der soeben gebrauchte Ausdruck „kriegswissenschaftlich" könnte zu dem Glauben führen, daß es doch eine „Kriegswissenschaft" als solche gäbe; gebraucht man dieses Wort in der Mehrzahl, so kommt man seinem Wesen schon näher und darf darunter alles verstehen, was für die Kriegführung und die Vorbereitungen jeglicher Art zur Führung eines Krieges als wissenschaftliche Hilfe nötig ist.

Der Unterschied mit den meisten anderen, vor allen den abstrakten Wissenschaften, besteht darin, daß man es hier nicht mit mehr oder minder leblosem Material, sondern mit lebendem und geistigem, mit handelndem Stoff zu tun hat; daß ein steter, oft fast unberechenbarer Wechsel in allem stattfindet, und daß keine sicheren und bestimmten Lehren gezogen oder überhaupt gegeben werden können.

Indes allgemeine, von bedeutenden Männern stets wiederholte und aus der Erfahrung sowie dem Studium der Praxis entnommene Sätze, die sich im Kriege

immer wieder von neuem bewahrheiten, haben nach und nach doch eine gewisse Theorie, d. i. also eine Wissenschaft, entstehen lassen. Hierher gehört z. B. der wertvolle Grundsatz vom Zusammenhalten der Kräfte, um irgendwo entscheidend auftreten zu können; ferner das Gesetz, daß dem Siege in der Hauptschlacht alle Kräfte insgesamt dienen müssen, und alles andere diesem Zweck unterzuordnen ist; schließlich sei hier noch der Grundsatz aufgeführt, daß man im Kriege immer bestrebt sein muß, die feindlichen Verbindungen zu treffen und stets den Teil des Gegners anzugreifen, dem am wenigsten von den anderen geholfen werden kann.

Solche und noch andere allgemeine politisch-strategische Grundsätze müßten auch Gemeingut des Staatsmanns, ja selbst des gebildeten Staatsbürgers werden, weil sie oft von Bedeutung sind für die von ihnen mit zu bearbeitende allgemeine Organisation der Streitmacht des eigenen Landes und für die Verwendung und Herbeischaffung der erforderlichen finanziellen Mittel. Die Planlosigkeit, der hierbei oft sogar Seeoffiziere und Techniker verfallen, zeigt neuerdings der französische Kapitän zur See Darrieus in seinem Werke über Strategie, in dem er die Beschlüsse des Oberen Marinerats vom Jahre 1898 geißelt. Dieser Beispiele gibt es noch viele andere.

Schwierigkeiten für die Geschichtsschreibung und Darstellung früherer Seekriege und Seekämpfe.

Die Seekriege früherer Jahrhunderte haben oft keinen Darsteller gefunden und selten einen gut befähigten, eine Folge der Besonderheiten des Bordlebens, des Lebens zur See. Von Seeoffizieren wurde früher so gut wie nie eine schriftstellerische Tätigkeit ausgeübt; war doch nach einem Ausspruch von Macaulay in früheren Zeiten der Seemann kein Gentleman und der Gentleman an Bord kein Seemann.

Am Lande ist der Gang eines Gefechtes leichter durch den Führer oder einen der Beteiligten darzustellen und an der Hand späterer Einzelberichte unschwer und ziemlich sicher niederzulegen. Bei einem Seegefecht dagegen ist dies schwieriger, besonders nach Eintritt eines Melées, des Schiffsgemenges; es fehlt jegliche Anlehnung an das Gelände und damit eine Einteilung in streng abgegrenzte Einzelabschnitte; starker Pulverrauch hüllt alle am Kampf Teilnehmenden ein und verhindert jeden Überblick, sogar in der nächsten Umgebung. Der Aufbau der stets längere Zeit währenden strategischen Operationen und die Einteilung für die einzelnen Feldzüge blieben dem zur See Kämpfenden früher fast ganz unbekannt und verschlossen; die Verbindungen mit anderen Flottenteilen und den eigenen Landesbehörden waren stets schwierig. Der Staatsbürger aber erfuhr von alledem meist überhaupt so gut wie gar nichts, dagegen von den Vorgängen zu Lande immerhin doch einzelnes.

Frühere amtliche Berichte von Seeschlachten waren meist gar zu knapp und nur wenig übersichtlich; jede andere Berichterstattung fehlte aber, weil sich selten Zuschauer, geschweige denn besondere Berichterstatter an Bord befanden. Somit herrschte in der Vergangenheit eine große Einseitigkeit der Berichterstattung vor.

Das Material an Quellen war mithin ungenügend und gering an Zahl. Eine spätere genaue Darstellung des tatsächlich Geschehenen wurde aber meist durch den Umstand erschwert, daß dem Laien die vielen technischen Ausdrücke und besonderen maritimen Verhältnisse unbekannt waren, und für die Marine überhaupt nur geringes Interesse bei den Historikern vorhanden war. Der militärische Dilettantismus, der nach dem Ausspruch des Generals v. Schlichting bis vor kurzem in der Geschichtsschreibung herrschte, zeitigte auf diesem Sondergebiete zahlreiche Blüten.

Die Seeoffiziere selbst waren ferner in früheren Jahrhunderten sehr wenig wissenschaftlich vorgebildet, woraus sich auch schon die mangelhafte Darstellung früherer Seekriege erklärt. Wie weit die Verkennung und Verachtung jeder wissenschaftlichen und methodischen Behandlung maritimer Fragen ging, zeigt noch klar die Verhandlung des Kriegsgerichts über den englischen Admiral Byng im Jahre 1756 nach der von ihm verlorenen Schlacht bei Port Mahon. Die im Gericht sitzenden Seeoffiziere verweigerten ihm nämlich zu seiner Verteidigung den Gebrauch jedes Planes oder einer graphischen Darstellung der einzelnen Situationen während der Schlacht; für die erforderliche Klarlegung des Falles erwarteten die ganz und allein der Praxis angehörenden und unbedingt nur mit ihr rechnenden Richter von einer Zeichnung keinerlei Nutzen; es standen sich hier Praxis und Theorie gänzlich unvermittelt gegenüber. Byng wurde verurteilt und erschossen.

Im Altertum, wo zeitweise bedeutende Männer führten und zugleich die Schriftsteller ihrer eigenen Feldzüge waren, stand es hiermit besser. Die späte Erkenntnis der allgemeinen Bedeutung der Seemacht fällt hierbei natürlich auch sehr ins Gewicht.

Früheren Zeiten fehlte es aber auch, wie bereits oben erörtert, ganz an einer Kenntnis irgend welcher Theorie der Kriegführung; es fehlte an einem als Gerippe für eine systematische Schilderung dienenden System. Es fehlte an einer Methode, mit der einzig und allein sich ein solcher Stoff bewältigen und nutzbringend machen läßt.

Jetzige Darstellungsweise der Land- und Seekriegsgeschichte.

Die Kriegsgeschichte, wie sie jetzt angefaßt wird, wenigstens jede Bearbeitung, die Bedeutung und Wert beansprucht, stellt demnach nicht nur dar, sondern sucht gleichzeitig den ursächlichen Zusammenhang der Dinge auf, weist ihn auf Grund guter und möglichst vielfacher Quellen nach und zwar: unter Berücksichtigung der geographischen Lage, der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, unter Darlegung der Pläne und Absichten der kriegführenden Parteien sowie unter Klarlegung der Ideen und Maßnahmen der Ober- und Unterführer.

Somit versteht man neuerdings unter dem Wort „Kriegsgeschichte" neben der Schilderung der Tatsachen erstlich: Darstellung der Entwicklung des menschlichen Geistes auf dem Kriegsgebiet und der Gestaltung der Kriegskunst; dann aber auch Darstellung der Entwicklung der Staaten durch den Krieg, mit anderen Worten: den Einfluß des Krieges auf die politische Entwicklung aller Völker und Länder.

Zur Entwicklung der Kriegskunst gehört die Gesamtentwicklung des Kriegswesens und der Kriegstechnik, die Vorbereitung aller Hilfsmittel für die Führung des Krieges, die Kriegsorganisation und insbesondere die Entwicklung der eigentlichen Kriegführung selber, der Verwendung der Streitkräfte gegen den Feind, also Waffenlehre, Taktik, Strategie.

Unter der Seetaktik verstehen wir nunmehr die Lehre vom Gebrauch der Schiffe und ihrer Waffen im Gefecht; unter Seestrategie die Lehre von den Mitteln des Seekriegs zu dem Zweck, dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen und das Kriegsziel zu erreichen.

Für die eigentliche Seekriegsgeschichte kommt noch eine Betrachtung und Darstellung der Verhältnisse hinzu, die der See allein eigen sind, wozu unter anderem auch die Bedeutung der durch den Krieg zerstörten oder geförderten Handels- und Schiffahrtsbedingungen aller Länder und Völker, mit anderen Worten: die zur Weltpolitik und zur Seekriegführung gehörende Lage der Neutralen zu rechnen ist. Auch fordert die Eigenart der Mittel zur Kriegführung, der Schiffe mit ihren Waffen der mannigfachsten Art, das genaue Eingehen auf die technischen Hilfsmittel; die im Frieden vorhergehenden Vorbereitungen können ebenfalls nicht übergangen werden. Flotten lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, sondern bedürfen zu ihrer Schaffung eingehendster Vorarbeiten und umfangreichster Organisation. Seitdem Eisen und Dampf und die vielen technischen Errungenschaften der neuesten Zeit die ausschlaggebende Rolle spielen, gibt es kaum ein Gebiet gewerblicher Tätigkeit, das nicht eng mit der Schaffung einer Flotte verbunden ist.

Um all diesen Forderungen nach jeder Richtung hin gerecht werden zu können, bedarf es besonders bei den leitenden Seeoffizieren und Staatsmännern, aber auch bei den Parlamentariern einer allgemeinen seekriegswissenschaftlichen Vorbildung, die vor allem das Studium der Seekriegsgeschichte zu geben imstande ist. Dieses wird aber bisher nur an Militär- und Marinehochschulen betrieben. Diese Zeilen sollen auch auf diesen Umstand hinweisen; es dürften Vorlesungen über kriegsgeschichtliche Themata an unseren Universitäten gelegentlich mit solchen über Seekriegsgeschichte abzuwechseln haben.

II. Nutzen des Studiums der Seekriegsgeschichte.

Nutzen im allgemeinen.

Nach dieser kurzen Einleitung über Art und Wesen der Kriegsgeschichte im allgemeinen sowie der Seekriegsgeschichte im besonderen, ist der Nutzen eines Studiums der letzteren eingehender zu behandeln, der über den Nutzen des Studiums der Landkriegsgeschichte für die Allgemeinheit nicht unwesentlich hinausgeht. Das ist aber erst spät erkannt worden.

Es soll dieser Nutzen in erster Linie für den Land- und Seeoffizier beleuchtet, dabei aber auch auf den Wert eines ganz allgemeinen Studiums für den Staatsmann

und Politiker, ja für den Staatsbürger, hingewiesen werden. Das ist gerade in unserer Zeit, einer Zeit des Wechsels und Umwandelns der Großmächte zu Weltmächten sowie des Ausbaus ihrer Kolonialerwerbungen, sehr von Bedeutung, ja notwendig. Das weite Meer mit seinen Verbindungen ist besonders imstande, den Blick für die Aufgaben der Zukunft zu erweitern.

Die große Bedeutung, die die Flotten in der Gegenwart und für die nahe Zukunft erlangt haben, hat von selbst dahin geführt, die Notwendigkeit eines allgemeineren Studiums der Seekriegsgeschichte mit ihren wichtigsten Lehren in das rechte Licht zu rücken und auch die Wichtigkeit wenigstens allgemeiner Kenntnisse auf diesem Gebiet für den Parlamentarier, ja selbst für den Wähler, zu erhärten. Droysen sagt mit Recht: „Das historische Studium ist die Grundlage für die politische Ausbildung."

Und auch deshalb ist ein Studium und eine weiter verbreitete Kenntnis erforderlich, weil die mehr stille Arbeit, durch die gewöhnlich die Seemacht in ihren verschiedensten Gestaltungen und Einflüssen auf die Geschicke der Staaten einwirkt, leicht übersehen wird! Gerade sie muß daher, um die Wichtigkeit ihrer Stellung im Staatshaushalt überzeugend darzutun, vom Seeoffizier und durch seine Vermittlung vom Forscher und Darsteller der Geschichte verdeutlicht werden.

Kann und soll sich nun der Offizier durch unausgesetzte praktische Betätigung für seinen hohen Beruf vorbereiten, so fehlt es ihm doch für den Ernstfall eines Krieges an Erfahrung auf manchen Gebieten. Die Kunst der großen Kriegführung kann im Frieden nur gründlich und sachlich betrieben und zweckentsprechend erlernt werden, wenn sich der Erfahrung bei den Manövern ein Studium der Feldzüge an die Seite reiht. Große Führer, wie Napoleon und Moltke, haben sich öfter dahin geäußert und sind selbst danach verfahren.

Für den Staatsmann und den Staatsbürger aber ist dies der Hauptweg zur Erlangung der gewünschten Kenntnisse und des allgemeinen Überblicks, der für ihren verantwortlichen Beruf erforderlich ist; ihnen sollen der vorarbeitende Seeoffizier im besonderen und der Historiker im allgemeinen das nötige Material liefern. Die Kenntnis der wichtigsten Zeitabschnitte der Seekriegsgeschichte liefert allein den erforderlichen Maßstab für all das Bedeutsame, was sich bisher — von uns Deutschen leider ganz unbeachtet und nicht erkannt — seit Jahrhunderten auf den Meeren ereignet hat.

Besonderheit des Studiums der Seekriegsgeschichte.

Für die Kenntnis des Wesens des Seekrieges und der Organisation der Mittel zu seiner Führung hat ein Studium der Seefeldzüge, d. i. der Seekriegsgeschichte, wie bereits vorher erwähnt, eine höhere Bedeutung, als dies bezüglich des Landkrieges der Fall ist, dessen Kunde der großen Menge mehr zu eigen ist und ihr im allgemeinen viel näher gelegen hat und noch liegt. Es hat stets bedeutend weniger See- als Landkriege gegeben, außerdem in den Seekriegen eine weit geringere

Zahl von Operationen und Aktionen. Die Kriegserfahrung zur See ist also geringer als die am Lande und daher ein Studium doppelt nötig. Der Seekrieg hängt mit dem Fortschreiten der allgemeinen Kultur und Technik, mit dem großen Wirtschaftsleben der Völker weit mehr zusammen als der Landkrieg.

Zwar übt nur Erfahrung das leibliche Auge, weckt und bildet allein die höchsten Führereigenschaften, wohingegen Studium nur das geistige Auge schärft. Das Studium macht aber bekannt mit Zweck, Mitteln und Leistung des Krieges, macht den Suchenden mit vielen Lagen vertraut; es zeigt naheliegende Auswege für den Ernstfall und bietet Vorbilder, besonders bei dem Fehlen eigener Kriegserfahrung; es bildet den Geist und macht ihn entschlußfähiger, um eintretendenfalls schneller und sicherer das Richtige finden zu können. Je klarer der Geist durch Aneignung und Ausübung dieses Verfahrens wird, je mehr er das betreffende Operationsgebiet — im allgemeinen geistigen und im besonderen sachlichen Sinne — beherrscht, umsomehr wird er im Ernstfall alles zu umfassen imstande sein; die geistige Spannkraft wird gesteigert, dem kriegerischen Entschluß werden Flügel verliehen.

Somit bietet die Seekriegsgeschichte im engeren Sinne dem wichtigsten Lehrfache einer Marineakademie oder einer wissenschaftlichen Marinehochschule, dem der angewandten und wissenschaftlichen Seekriegslehre, das hauptsächlichste Material; aus ihr hat sich erst die Theorie des Seekrieges in ihren wesentlichsten Grundsätzen ermitteln lassen.

Die Kriegsgeschichte lehrt vielfach, daß den Führern die geistige Spannkraft in manchen Lagen fehlte, und daß wichtige Momente öfter aus vielerlei Gründen unbenutzt blieben, sowie daß erlangte Erfolge nicht genügend weiter ausgenutzt wurden. In solchen Fällen haben jetzt die durch das Studium der Kriegsgeschichte, durch wissenschaftliches Betreiben der Seekriegslehre vorgebildeten Gehilfen der Führer bei den höheren Stäben, die Admiralstabs- und Generalstabsoffiziere, unterstützend und aushelfend einzutreten.

Zu jedem eingehenden Studium gehört nun eine bestimmte Methode, weil sonst Zersplitterung und Unklarheit vorherrschen; bis vor kurzem wurde aber das Studium der Seekriege, d. i. die Seekriegsgeschichte — wenn überhaupt — nicht methodisch betrieben. Wie sehr sich der Mangel an solchem Studium rächt, hat besonders die Planlosigkeit des spanischen Vorgehens zu Beginn der Feindseligkeiten im spanisch-amerikanischen Kriege vor zehn Jahren, auch das Verhalten der russischen Flotte im Osten im Jahre 1905 erwiesen.

System und Methode der Darstellung.

In dem Maße, in dem wir neuerdings zu einer geordneten systematischen Erhebung der Tatsachen, Erscheinungen und Ereignisse im Kriege und zu einer objektiven sowie exakt wissenschaftlichen und eingehenden Bearbeitung dieses Materials gelangen, lernen wir verstehen, warum sich die Ereignisse so entwickeln mußten, wie sie sich jedesmal tatsächlich entwickelt haben.

Damit erringen wir am besten und ehesten die Möglichkeit eines künftigen ziel-

bewußteren Eingreifens in den Gang der Dinge und einer Steigerung der geistigen Kräfte für die kriegerische Tätigkeit. Der tiefere Einblick in Zusammenhang und Ursache ist für uns gleichbedeutend mit der Möglichkeit der Steigerung der Leistungsfähigkeit, und darauf allein geht für den Seeoffizier alles Bestreben hinaus; dieser Standpunkt schafft Bausteine, aus denen er freischaffend Neues in unbeschränkter Form gestalten kann. Ebenso gewinnt der Staatsmann und Staatsbürger, sei es nun der Parlamentarier oder nur Wähler, auf einem ähnlichen Wege die für ihn erwünschten allgemeinen Kenntnisse.

Wer den zukünftigen Gang der Dinge zuerst voraussieht, hat auch die Möglichkeit, zuerst seine Kräfte am richtigen Punkte einzusetzen; er gewinnt damit einen Vorsprung vor denen, die erst später sehen, was er längst gesehen hat. Dies gilt für alle Zweige kriegerischer und politischer, ja menschlicher Tätigkeit überhaupt. Und hieraus folgt wiederum unmittelbar, von welch großem Nutzen einem Führer und seinem Stabe das planmäßige Studium der Seekriegsgeschichte in der oben allgemein angeführten Art und Weise sein wird, ja wie dies geradezu ein unabweisbares Erfordernis ist, um zukünftig große Erfolge zu erringen.

Beschränkung im Studium.

Das gesamte Gebiet der Seekriegsgeschichte und nach der neueren eifrigen Bearbeitung vieler guter Quellen der letzten Jahrhunderte auch das Gebiet der bereits wissenschaftlich betriebenen und kritisch betrachteten Seekriegsgeschichte ist aber nun so groß, daß es beim Studium sehr auf ein Sich-Bescheiden und Beschränken ankommt, will man überhaupt zu etwas Greifbarem gelangen und wesentlichen Nutzen aus dem Studium ziehen.

Hier ist eine kurze Anleitung nötig; einige darauf bezügliche Ausführungen allgemeiner Art werden am Platze sein. Es wird darauf hinauskommen, den Zusammenhang der Ergebnisse eines Studiums der Seekriegsgeschichte, also der angewandten und wissenschaftlichen Seekriegslehre oder der Theorie des Seekriegs, mit der Seekriegsgeschichte selber darzulegen.

Die „Seekriegslehre“ hat als ihre beiden wichtigsten Unterabteilungen die Strategie und Taktik, von denen erstere unmittelbar mit der Seekriegsgeschichte zusammenhängt, da sie die Lehre von der im großen und ganzen gleich oder wenigstens stets sehr ähnlich bleibenden Handlung ist, dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen, d. h. also den Kriegszweck zu erreichen. Beide Teile nun, Strategie und Taktik sind abhängig voneinander, und nach dem treffenden Ausdruck des Vizeadmirals a. D. Freiherrn v. Maltzahn ist taktischer Sieg richtige Strategie.

III. Verhältnis von Seekriegslehre und Seekriegsgeschichte.

Stellung beider Lehrfächer zueinander.

Die Lehrordnung für die Kaiserlich Deutsche Marineakademie zu Kiel besagt, daß der Vortrag über Seekriegsgeschichte seinen Lehrstoff aus der Geschichte, also aus der Vergangenheit, der über Seekriegslehre ihn zumeist aus der Gegenwart schöpfen,



daß beide Lehrfächer dem gleichen Ziele, aber auf verschiedenem Wege zustreben sollen: die Grundsätze und Lehren für die Anwendung der Waffen im Seekriege festzulegen. Beide Vorträge müssen in enger Fühlung zu einander stehen und sich gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Amerikanische Äußerungen und Erfahrungen.

In einer Ansprache an die Hörer des amerikanischen Naval war college — eine Anstalt, die nicht mit der Naval academy, d. i. der Marineschule für die jungen Seekadetten der Vereinigten Staaten zu verwechseln ist — sagte im Sommer 1897 der Präsident dieser Anstalt, der commander Goodrich u. a.: „Neben dieser breiteren Behandlung des Vortrags über Strategie — durch Kapitän Mahan — haben Sie ferner fast unbewußt deren Grundlehren in sich aufgenommen, indem Sie die Geschichte von maritimen und militärischen Operationen studierten, wie dies im Lehrplan enthalten war."

Und weiterhin äußerte er sich: „Es ist nötig, von Zeit zu Zeit die wahren Tatsachen zu studieren und immer wieder von neuem zu erörtern, ja sie gewissermaßen erst wieder ans Tageslicht zu bringen, die, obwohl sie zu allen Zeiten genau bekannt gewesen sind, doch von den augenblicklich herrschenden Ansichten verdunkelt werden, die über unser Vermögen und Können eine dominierende Herrschaft ausüben. So verhält es sich mit der Strategie. Uns ist gesagt, daß deren Grundsätze unveränderlich sind, und daß diese unveränderlichen Grundwahrheiten im Schoß der Seekriegsgeschichte fest eingebettet liegen, sowie ferner, daß wir, wenn deren Anwendung von uns recht erfaßt werden soll, nicht nur die Geschichte unserer eigenen Zeit lesen müssen, sondern auch die weit zurückliegender Zeiträume. Auf keine andere Weise werden wir dahin gelangen, die Universalität der Gesetze der Strategie einzusehen und zu erkennen."

Diese Darstellung des Zusammenhangs beider Lehrfächer ist besonders im Munde eines amerikanischen Seeoffiziers von Interesse, aus dem Munde des Angehörigen einer Marine, die einen Schriftsteller und berühmten Darsteller der Seekriegsgeschichte wie Mahan hervorgebracht hat. Denn in der Marine der Vereinigten Staaten sind größere Evolutionen sowie Manöver mit größeren Verbänden von Schiffen erst zu Anfang dieses Jahrhunderts und nach dem Kriege mit Spanien ausgeführt worden. Die amerikanische Marine hat bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts ihre Strategie und Taktik, wie sonst keine andere größere Marine, fast nur theoretisch auf dem Papier entwickelt; ihre Offiziere sind bis vor ganz kurzer Zeit nur theoretisch in der höheren Flottenführung vorgebildet worden.

Wir finden hier die bestimmteste und klarste Darlegung, daß Seekriegsgeschichte ernstlich und kritisch analysierend zu lesen und zu lehren ist, um die Beziehungen der Tatsachen zueinander zu erkennen und für die Praxis der Gegenwart, d. i. die angewandte Seekriegslehre, zweckentsprechend zu verwerten. Die Amerikaner haben ferner aus einer großen Zahl von streng durchgeführten längeren

strategischen Seekriegsspielen einzelne bestimmte Lehren derselben Bedeutung gezogen, wie sie die Kriegserfahrung und das Studium der Seefeldzüge, sowie die Erfahrungen der neueren großen Flottenmanöver der anderen Marinen ergeben haben. Es ist interessant zu verfolgen, wie diese beiderseitigen Erfahrungen in Amerika und Europa gleichzeitig durch die Theorie und Praxis und in beiden Fällen fast gleichlautend erlangt worden sind.

Daß viele seestrategische, sowie einzelne seetaktische Grundsätze und Lehren auch unmittelbar aus der Landstrategie und Landtaktik, sowie aus dem Studium der Landkriegsgeschichte übernommen werden können, zeigt **Mahan** an einzelnen Beispielen, so z. B. an **Bonapartes** Vorgehen in Nord-Italien, der dort zeitweilig einzelne Truppenteile nur in der Absicht entsendete, um für das Gros Zeit zu gewinnen.

Admiral v. Maltzahns Darlegungen.

Sehr klar hat auch Vizeadmiral a. D. Freiherr v. **Maltzahn** sich über den Zusammenhang beider Lehrfächer geäußert, indem er sagt:

„Auch bei dem praktischen Versuch, bei den taktischen und strategischen Manövern, arbeitet die Theorie, d. i. die Seekriegslehre, mit; sie arbeitet dieselben vor und nützt sie aus, und so wird aus:

1. historischer Schulung des Denkens,
2. theoretischer Betrachtung der einzelnen Kampfmittel,
3. praktischen Versuchen,
4. geistiger Bearbeitung der Erprobungen

diejenige Vorarbeitung für den Krieg gewonnen, welche, so lückenhaft sie auch immerhin noch ist, die Friedenszeit nur geben kann.

Die Seekriegslehre zerfällt in Strategie und Taktik, beide haben ihren historischen Grund in der Seekriegsgeschichte. Die Strategie, die „Lehre von den Mitteln des Seekriegs und davon, wie diese gebraucht werden, um dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen", wenn sie auch in der Zeit des Dampfes mit anderen Verhältnissen von Zeit und Raum rechnen muß als zur Zeit der Ruder- und Segelschiffe, sie ist in ihren großen Lehren dieselbe geblieben, von den Zeiten Hannibals bis zum heutigen Tage. Darum läßt sich ein mit historischen Beispielen ausgestattetes, auf historischer Basis stehendes, aber für den heutigen Tag gültiges System der Strategie denken.

Anders ist es mit der Taktik. Diese, die „Lehre vom Gebrauch der Waffen zum Zweck des Gefechts", ist durch die Einführung der modernen Kampfmittel zur See vollkommen umgestaltet worden. Zwar kann man interessante Parallelen ziehen zwischen der historischen Taktik und der heutigen, aber die historische Brücke muß man als abgebrochen ansehen. Die historische Entwicklung einer Wissenschaft soll folgerichtig Glied an Glied hängen, so müßte sich also z. B. aus der alten Segelschiffstaktik eine heutige brauchbare Panzer-Linienschiffstaktik sicher ableiten lassen. Daß dies unmöglich, wird am besten durch unseren heutigen Zustand dargestellt. Trotzdem bleibt eine Geschichte der Taktik doch von großem Wert, besonders als schulende Denkvorbereitung.

Beide Teile der Seekriegslehre, Strategie und Taktik, hängen daher mit der Seekriegsgeschichte zusammen, aber in ganz verschiedener Weise. Der Zusammenhang der Strategie mit der Seekriegsgeschichte ist unmittelbarer als der mit der Taktik. Beiden ist aber eins gemeinsam: trotzdem beide — die eine Wissenschaft mehr, die andere weniger — ihre Wurzeln in der Seekriegsgeschichte haben, sollen sie sich nicht als deren Anhängsel betrachten, sondern sie sollen auf eigenen Füßen stehen. Man soll nicht die Seekriegsgeschichte als die Hauptsache, als den eigentlichen Lehrgegenstand hinstellen und Strategie wie Taktik mit gelegentlichen, der historischen Schilderung angefügten Folgerungen bestehen lassen, sondern die Seekriegslehre und die Seekriegsgeschichte sollen nebeneinander stehen und einander ergänzen.

Aus diesem Freimachen der Seekriegslehre von der Seekriegsgeschichte kann man überhaupt erst die Berechtigung für erstere dazu herleiten, als eigene Wissenschaft, als eigener Lehrgegenstand aufzutreten. Die Seekriegslehre ist also keine historische Wissenschaft, sondern sie soll uns in die Verhältnisse des heutigen Seekriegs einführen, moderne Strategie und moderne Taktik lehren, Praxis und Theorie verbinden, sie muß also auf dem Boden der Gegenwart stehen. Sie darf für die Theorie historische Quellen heranziehen, soweit es das Verständnis durch Übung des Denkens fördert und zur Illustrierung des Vorgetragenen durch Beispiele dient.

Die Seekriegsgeschichte liefert ihr hierzu Material, ist also in diesem Sinne ihre Hilfswissenschaft. Sie dient aber auch anderen Zwecken, denn als richtige historische Wissenschaft soll sie die Geschichte der Seekriege in Verbindung bringen mit der allgemeinen Geschichte der Völker, des Handels, der Industrie und Kolonialbildung. Sie soll den historischen Faden des Seekrieges, den individuellen Einfluß der Führer und den Einfluß des Volkscharakters auf die Art der Kriegführung schildern. Auch sie soll schließlich aus der Geschichte Lehren ziehen für die Gegenwart und Zukunft. Darum ergänzen sich beide Wissenschaften, sie können sehr wohl nebeneinander bestehen und dauernd voneinander Nutzen ziehen." Soweit Admiral Freiherr v. **Maltzahn.**

Praxis und Theorie; Aussprüche von Napoleon, Erzherzog Karl, Moltke, Mahan, Clausewitz.

Mit anderen Worten läßt sich das Wesentliche dieser Darlegungen so ausdrücken, daß die Praxis, d. i. die Ausübung und Anwendung der Seekriegslehre, sowohl im Kriege während der Operationen und Aktionen, als auch im Frieden bei den intellektuellen und materiellen Vorbereitungen zum Kriege, beim Ausbau und bei der Organisation der Marine sowie bei den Flottenmanövern jeglicher Art, nicht gut sachlich ausführbar und nicht gesund ist, wenn sie sich nicht auf die Theorie gründet. Diese kann aber im wesentlichen nur das Studium der Seekriegsgeschichte abgeben. Praktischem Handeln hat vorhergehendes theoretisches klares Denken noch nie geschadet, zum höchsten Erfolg führt nur das Zusammenwirken beider; die Tat muß aber hier stets das Studium begrenzen, dieses muß unbedingt einen Abschluß haben.

Der Hauptzweck des eigentlichen Seekrieges ist — man beachte die wiederholten einschlägigen Niederlegungen von Clausewitz u. a., sowie die Äußerungen von Nelson — die Erkämpfung der Seeherrschaft durch „Vernichtung“ der feindlichen Seestreitkräfte oder durch ihre sichere gänzliche Lahmlegung, die der Vernichtung sehr nahe kommt, falls diese aus besonderen Gründen nicht zu erreichen ist. Die Seekriegslehre oder die Theorie des Seekrieges soll in diese Verhältnisse des Seekrieges einführen und den Seeoffizier eingehend auf sie vorbereiten, sie auch dem Politiker durch Beispiele aus der Seekriegsgeschichte klarlegen und die Nebenziele gebührend in den Hintergrund drängen.

Man beachte nur, wie viele verschiedene Anschauungen in den letzten Jahrzehnten gerade auf dem politischen und maritim-technischen Gebiete der Vorbereitungen zum Seekriege, der Schaffung und Organisation der Seestreitkräfte geherrscht haben, z. B. in Frankreich mit den Prinzipien der jeune école, der Anhänger des guerre de course, des Kreuzer- und Torpedoboots-, ja neuerdings des Unterseeboots-Krieges in erster Linie. Als einer der beredtesten Kämpfer gegen diese Richtung ist neuerdings Kapitän Darrieus in Frankreich aufgetreten.

Die Seekriegsgeschichte zeigt zwar an mehrfachen Beispielen, wie gelegentlich große geniale Führer auch ohne Studium und ohne jede theoretische Kenntnisse doch das Richtige allein aus sich heraus gefunden und hauptsächlich hierdurch die Grundlagen für die Theorie geschaffen haben; denn die Theorie des Krieges ist ja aus der Praxis der Vergangenheit, d. i. also aus der Geschichte, hervorgegangen. Aber die Meister fallen nun einmal nicht vom Himmel, und niemand weiß von vornherein, daß er zum Meister, zum großen Führer geeignet und bestimmt sei; hier gilt wiederum das Wort Napoleons und anderer großer Führer, daß die kritische Betrachtung kriegsgeschichtlicher Ereignisse, d. h. die richtig betriebene Kriegsgeschichte, eine wichtige Ergänzung der Theorie, der bereits festgelegten, in unserem Falle der modernen Seekriegslehre, ist. Wir haben damit einen vollständigen Kreislauf der Dinge. Napoleons Ausspruch hierzu lautet: „Die Grundsätze der Kriegführung sind diejenigen, welche die großen Heerführer geleitet haben, deren Taten uns die Geschichte übermittelt.“

Österreichs großer Feldherr, Erzherzog Karl, hat sich hierzu, wie folgt, geäußert: „Wissenschaftliches Streben und wissenschaftliche Erfahrung bilden den Feldherrn, nicht bloß eigene Erfahrung; — denn welches Menschenleben ist tatenreich genug, um sie in vollem Maße zu gewähren? — und wer hatte je Übung in der schweren Kunst des Feldherrn, ehe er zu dieser erhabenen Stellung gelangte? — sondern Bereicherung des eigenen Wissens durch fremde Erfahrung, durch Kenntnis und Würdigung früherer Nachforschungen, durch Vergleiche berühmter Kriegstaten und folgenreicher Ereignisse aus der Kriegsgeschichte.“ Auch unser Moltke hat hierzu oft Stellung genommen und unter anderem gesagt: „Historische Studien, aus

denen sich keine Theorie ableiten läßt, sind unfruchtbar und ohne Wert", und der Praktiker Napoleon, der persönliche Leiter so vieler großer Schlachten, drückt sich gemeinfaßlich, wie folgt aus: „Auf dem Schlachtfeld ist der glücklichste Einfall oft nur eine Erinnerung", womit er aber nicht nur die Erinnerung an eine selbst erlebte Tatsache meint, sondern eine Erinnerung, die aus der eigenen geistigen Arbeit, aus dem geschichtlichen Studium stammt, dessen eifrigster Befürworter und Befolger er auch während seiner großen Feldzüge stets gewesen ist. Hierbei ist zu bemerken, daß eine solche Erinnerung als Vorbild immer noch kein Grundsatz ist, daß man sich hüten soll, solche Vorbilder zu Rezepten für alle Fälle zu machen; mit anderen Worten: daß im Kriege und besonders im Seekriege nur wenige Lehren den Wert unumstößlicher Dogmen erlangen dürfen. Man wende hier nicht etwa ein, daß sich jener Ausspruch Napoleons nur auf die Taktik, und zwar die vor hundert Jahren bezieht; ihm wohnen größerer Wert und weitere Bedeutung inne, er gilt im allgemeinen auch für strategische und politische Erfahrungen. Napoleon selber würde wohl unbedingt eine Verallgemeinerung gutheißen.

Ein bedeutungsvoller Ausspruch vom Kapitän Mahan, dem Theoretiker, sei hier noch angeführt, den er in einem seiner Vorträge im Jahre 1892 getan hat:

„Das Wort »praktisch« ist ebenso anwendbar auf die Prozesse des Denkens, die dem Handeln vorhergehen, als auf die Handlung selbst, die dem Gedanken und der Reflexion folgt; es ist hierbei, nimmt man den ganzen Prozeß des Denkens und Handelns zusammen, der einzige Unterschied, daß der Gedanke, der die Handlung vorschreibt, unbedingt praktischer, von einer höheren Stufe des Praktischen ist, als die hieraus hervorgehende Handlung selbst." Ein treffendes Wort für unser Vorhaben, unser Denken historisch zu schulen, und ein klassischer Beweis für die unbedingte Zusammengehörigkeit von Kriegswissenschaft und Kriegskunst, mithin für die Bedeutsamkeit des Studiums der Seekriegsgeschichte, um die Seekriegslehre und die sich hierauf aufbauende praktische Verwendung der Waffen des Seekriegs zu erfassen. Dieser praktische Zug zieht sich als roter Faden auch durch Mahans Hauptwerk hindurch, dessen Wert weniger auf rein streng historisch-wissenschaftlichem Gebiet liegt, als auf dem der praktischen Ausnutzung der aus dem Studium der Geschichte gezogenen Lehren. Damit hat es größeren Nutzen gebracht, als eine streng wissenschaftliche Arbeit.

Von dieser Darlegung bleibt aber immer unberührt das bedeutsame Wort des Generals v. Peucker in einer Instruktion für die Preußische Kriegsakademie vom Jahre 1868: daß im kriegerischen Leben die Tat höher steht als der Gedanke, die Handlung höher als das Wort, die Praxis höher als die Theorie.

Bei diesem Abschnitt darf schließlich nicht unterlassen werden, auf die vielen klassischen Darlegungen des größten Kriegstheoretikers Clausewitz hinzuweisen, von dessen Hauptwerk „Vom Kriege" Admiral Freiherr v. Maltzahn aber mit vollstem

Recht sagt: „Ein derartiges Buch könnte heute ohne Erwähnung des Seekrieges nicht mehr geschrieben werden."

Dies führt dahin, daß heutzutage für den Heerführer und Landstrategen die allgemeine Kenntnis der Seekriegsgeschichte mit ihren Hauptlehren ein unumstößliches Gebot ist; dazu hat sich unsere Heeresleitung auch schon seit Jahrzehnten bekannt: durch Einführung eines besonderen maritimen Lehrfachs an der Kriegsakademie und durch zahlreiche Kommandierung älterer und jüngerer Offiziere zu den Übungen der Flotte.

Und ferner ist zu erwähnen, daß die seit einem Jahrzehnt begonnene Mitarbeit akademischer Kreise es durch Vorträge aus dem großen Gebiete des Seewesens im allgemeinen dahin gebracht hat, unserem Volke die hohe Bedeutung einer starken Flotte nahe zu legen, somit die aus der Praxis gewonnene Theorie wieder in die Praxis des Lebens umzuwandeln.

IV. Art der Darstellung der Seekriegsgeschichte.

Die Geschichte als Lehrmeisterin.

Nunmehr ist die wichtige Frage eingehend zu erörtern, wie und in welcher Weise die Seekriegsgeschichte zu betreiben, darzustellen und zu studieren ist.

In seiner „Römischen Geschichte" (V, XI.) gibt Mommsen hierfür einen ersten allgemeinen Anhaltspunkt: „Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte soll die Lehrmeisterin des laufenden sein; aber nicht in dem gemeinen Sinne, als könne man die Konjunkturen der Gegenwart in den Berichten der Vergangenheit nur einfach wieder aufblättern ...., sondern sie ist lehrhaft einzig insofern, als sie .... überhaupt die überall gleichen Grundkräfte und die überall verschiedene Zusammensetzung derselben offenbart und statt zum gedankenlosen Nachahmen vielmehr zum selbständigen Nachschöpfen anleitet und begeistert."

Verschiedenheit des Wertes früherer Ereignisse.

Auf den ersten Blick könnte es somit scheinen, als ob es am besten sei, unter Betrachtung der ganzen Vergangenheit, also durch das Studium der Gesamt-Seekriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, ihre dauernden Wert behaltenden Lehren zu erkunden und aus ihrem besonderen Rahmen auszulösen. Hierzu wird man umsomehr geneigt sein, als sich die Geschichte mit ihren Erfahrungen und Lehren erst im Laufe vieler Jahrhunderte aufgebaut hat, und der große Wert ihres Studiums, sowie der daraus geschöpften Lehren gerade in der gegenseitigen Betrachtung und Gegenüberstellung von längeren Zeitläufen liegt.

Indes eine eingehende Betrachtung dieses Gegenstandes führt bald zu der Erkenntnis, daß die älteren Zeiten, mit wenigen Ausnahmen vielleicht, wegen ihrer veralteten Kampfes-, Verkehrs- und Kulturmittel auszuschalten, und, da sie im allgemeinen unseren jetzigen Verhältnissen gar zu fern liegen, nur jüngere Zeitläufe zur Betrachtung heranzuziehen sind.

Mahan zeigt zwar deutlich bei seiner Betrachtung der punischen Kriege, wie auch diese über 2000 Jahre zurückliegende Zeit wesentliche und noch gültige Lehren der Seestrategie zu geben imstande ist; in wahrhaft klassischer Form beweist er an diesem Beispiel in der Einleitung zu seinem Hauptwerk den Einfluß der Seemacht und damit die große Bedeutung des Studiums der Seekriegsgeschichte. Auch Kapitän zur See Stenzel zieht hochwichtige politische und strategische Lehren aus seiner Darstellung der Geschichte der Seemacht Athens, die es für alle Zeiten zu beherzigen gilt. Doch dies sind seltene Ausnahmen, die die geringere Bedeutung des Studiums älterer Seekriege für die Allgemeinheit, selbst für den Seeoffizier nicht zu ändern vermögen. Die Bedeutung streng wissenschaftlicher Werke wird hierdurch nicht berührt, sie geht neben dem her.

Seestrategie im Frieden.

Obige Erkenntnis darf daher als allgemein richtig angenommen werden, mit dem Zusatz, daß dafür aber auch die Zeiten und Ereignisse mit in den Bereich des Studiums und der Betrachtung hineinzuziehen sind, die sich auf handels- und kolonialpolitischem Boden bewegen. Denn die Seestrategie, die bei der Betrachtung seekriegsgeschichtlicher Ereignisse im Vordergrund steht, hat immer schon im Frieden längere Zeit vorgearbeitet und ist unzertrennbar von den Lagen auf jenen Gebieten.

Seestrategie im Frieden, man könnte sie auch politische Strategie nennen, im wesentlichen in der Schaffung und Bereitstellung von Flottenstützpunkten und Gestaltung von Hilfsquellen jeglicher Art bestehend, die auf den Gang eines Seekrieges von Einfluß sind — und was ist an Großhandels- sowie Seehandelsbeziehungen überhaupt in dieser Beziehung nicht von Bedeutung? —, ist eine notwendige Vorarbeit für das machtvolle Vorgehen und Wirken der Seestrategie im Kriege. Die Landheere haben dem Ähnliches kaum an die Seite zu setzen. Für den weitausschauenden Staatsmann und Politiker ist auf diesem Gebiet ein großes Feld wichtiger politischer Tätigkeit gegeben, auf dem er emsig mitzuarbeiten vermag, und der Historiker hat in den Blättern der Vergangenheit auch hierauf ein besonderes Augenmerk zu richten.

Seekrieg und Politik; Bündnisse.

In den engen Wechselbeziehungen, die zwischen dem Seekrieg und der Wirtschaftspolitik der Staaten obwalten, tritt die Bedeutung eines über das eigenartige Wesen der Seemacht unterrichteten Staatsmannes, oft auch des einzelnen Staatsbürgers selbst wiederum klar hervor. Die größere Abhängigkeit der Verwendung der Seestreitkräfte von den jeweiligen politischen Lagen und Zielen zeigt sich so häufig, wie dies beim Landkriege mit den Heeren im allgemeinen nicht der Fall ist; ferner macht sich die Tatsache geltend, daß das Vorhandensein selbst einer entfernteren Flotte oft Staaten als Freunde heranzieht oder als Gegner festhält. Clausewitz' Erklärung, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik, nur mit anderen Mitteln, sei, findet in der Wechselbeziehung des Seekrieges zur Politik und in seiner Abhängigkeit von ihr eine helle Beleuchtung. Hier kommt noch als besonderer Umstand hinzu, daß sich die

Heere zweier Gegner kurz vor Ausbruch eines Krieges an der Grenze ganz nahe einander beobachtend gegenüberstehen, wogegen die Flotten erst von ihren Bereitstellungen aus einen mehr oder minder großen Marsch auszuführen haben, während dessen sie, besonders bei Mitnahme eines Trosses, leichter angreifbar sind.

Der eigenartige Kampfplatz des allen Flotten bereitstehenden Meeres, die Unbegrenztheit der Kriegsschauplätze sowie die hiermit zusammenhängende größere Anteilnahme der Neutralen entrücken den Seekrieg der engeren Sphäre, die dem Landkrieg vorgeschrieben ist. Kriegskunst und Staatskunst sind besonders im Seekriege in allerengstem Zusammenhang, wenn auch im Landkrieg das Objekt, um das man kämpft, meist mehr zur Hauptsache wird als im Seekrieg. Bei beiden Kriegen wird dies Objekt, dies ursprüngliche Ziel öfter aber auch zur Nebensache, und höhere Güter sind zuweilen von größerer Bedeutung, werden aber in einem längeren Kriege wiederum oft auch ganz vergessen.

In diese Betrachtung gehört auch eine kurze Darlegung über den Wert von Bündnissen mit und zwischen Seemächten, deren eigenartige Verhältnisse in ganz anderer Art abzuwägen sind wie solche mit reinen Landmächten. Auf diesem Sondergebiete weiß das Studium der Seekriegsgeschichte dem Politiker wie dem Offizier, sei es des Heeres oder der Flotte, manche wichtige Lehren zu geben, deren Befolgung schon im Frieden großen Nutzen zu gewähren imstande ist. Alle neueren seekriegsgeschichtlichen Werke gehen eingehend auf dieses Thema ein, alle modernen Seekriege haben mit diesen Verhältnissen von Anbeginn an peinlich zu rechnen. Die Rechte der Neutralen kann keine Seemacht ganz nichtachten.

Faßt man die Strategie als die Kunst auf, die Wahrscheinlichkeit eines Sieges zu vergrößern oder die Folgen einer etwaigen Niederlage abzuschwächen, so können sich an der Ausübung dieser Kunst in allen ihren Einzelheiten gar viele beteiligen. Interessant ist es, hier zu erfahren, daß Goethe als Nutzen der Betrachtung der Geschichte Napoleons von Scott die Erkenntnis bezeichnet hat, daß England nie für andere als englische Interessen eingetreten ist, während seine Zeitgenossen in England nur den Vorkämpfer der Unabhängigkeit Europas sahen; daß England Europa zwar half, seine Ketten abzuschütteln, zu gleicher Zeit aber — und zwar im ureigensten Interesse — sämtliche anderen Flotten zerstörte.

Seekrieg und Landkrieg.

Hat sich eine seekriegsgeschichtliche Darstellung auch eingehend mit der politischen und wirtschaftlichen Lage der Staaten, mit Handel und Schiffahrt der Völker zu befassen, so ist sie vor allem eng in Verbindung mit den Ereignissen des wohl stets gleichzeitigen Landkrieges zu behandeln.

Bei der zu erstrebenden Seeherrschaft hat man in dieser Beziehung zwischen einer absoluten und relativen zu unterscheiden; in Einzelfällen ist die Seeherrschaft nur zeitweise oder auch nur örtlich erforderlich, wenn es sich z. B. darum handelt, für Sonderzwecke große Truppenmengen zur Führung eines fernen Landkrieges sicher

über See zu bringen, um sie an Ort und Stelle zu verwenden. Oft ist sogar bei Gegnern, deren Länder in breiter Front aneinander grenzen, der in weit besserer Lage, der zur See stark auftreten kann; er kann mit Hilfe der Flotte seine Heeresteile und das zugehörige Kriegsmaterial den Raum weit müheloser, schneller und sicherer überwinden lassen als auf dem Lande und ist zum offensiven Vorgehen nicht nur an die Landesgrenze allein gebunden. Der Seekrieg vermag das in der Gesamtkriegshandlung einzuhaltende Maß zu regeln; Zeitgewinn oder Beschleunigung hängen oft von ihm ab.

Der Wechselbeziehungen zwischen dem Seekrieg und Landkrieg, oder richtiger ausgedrückt, zwischen dem gleichzeitigen Kampf zur See und auf dem Lande, dieser gegenseitigen Abhängigkeiten sind so viele, daß die Darstellung des einen Teils ohne ein genaues Eingehen auf die Vorgänge des anderen unwissenschaftlich und von wenig Wert ist. Dies umsomehr, als in vielen Kriegen der Fortgang des Seekrieges überhaupt erst entscheidet, wo der Landkrieg stattzufinden hat.

Die große Bedeutung dieses Wechselverhältnisses kommt neuerdings auch dadurch zum Ausdruck, daß man bemüht ist, die Offiziere des Landheeres mit den Sonderheiten der Wehrmacht zur See bekannt zu machen; alle neueren Werke tragen dem ebenfalls gebührend Rechnung.

Seekrieg und Handel.

Es gehört zur Eigenart des Seekrieges, daß er auf den Handel, nicht nur den reinen Seehandel allein, einen weit größeren Einfluß ausübt als der Landkrieg. Ja, ein Seekrieg ist ohne eine schwere Schädigung des Seehandels fast undenkbar; dadurch schädigend auf den Gegner einzuwirken und damit dem Landkrieg in vielen Fällen die Weiterführung zu verbieten, ist mit eine seiner Hauptaufgaben.

Die Art dieser Schädigungen ist eine mannigfache: Landesblockade, Kreuzerkrieg, Kaperei, einfache Erschwerung des Handels der Neutralen durch strenge Kontrolle der Konterbande, alles dies sind Nebenaufgaben, die die Seemacht zu lösen hat, aber ganz besonders wichtige. Ja, sie haben in manchen Fällen allein vermocht, dem Gegner die Lust und Möglichkeit zur Weiterführung des Krieges zu nehmen.

Welche außerordentlich bedeutsame Stellung der Seekrieg hierbei einnimmt, geht schon aus der Tatsache hervor, daß aller Bestrebungen ungeachtet das internationale Seekriegsrecht noch manche unbeschriebene oder unklare Seite aufweist.

Hier ist gerade dem Spezialhistoriker ein besonders großes Feld eröffnet, auf dem manche Kapitel noch der gründlichen Bearbeitung bedürfen. Ein unglücklich verlaufener Krieg zeigt seine schlimmsten Nachwirkungen meist am deutlichsten durch den Niedergang des Handels, an der Schädigung der Kolonien und der Verbindungen mit den oft sehr weit entfernt gelegenen neutralen Staaten. Auf der See gibt es kaum eine Grenze, der Seekrieg hat noch mannigfach angedauert, wenn der gleichzeitige Landkrieg schon längst zum Stillstand oder gar Abschluß gekommen war.

Die Eigenart der Seekriege nötigt zur Betrachtung längerer Zeitabschnitte.

Aus all diesem geht wohl unzweifelhaft hervor, daß sich für die Darstellung und das Studium der Seekriegsgeschichte die Behandlung und Heranziehung weit größerer und auch etwas mehr zurückliegender Zeitläufe empfiehlt als bei der Landkriegsgeschichte, für die die Kriege vor der Zeit Friedrichs des Großen nur sehr geringen Wert besitzen.

Wegen des besonderen Kampfplatzes, der See, also des so gut wie stets gleichmäßigen Geländes — nur Seegang und Stille sind hier zu unterscheiden — sowie wegen der geringeren Zahl einzelner Kampfesgruppen, ist die Zahl der einzelnen taktischen Handlungen verhältnismäßig viel geringer als bei Landkriegen; ja oft entscheidet im Seekriege die an einem einzigen Punkte, ob nah oder fern, gewonnene Schlacht fast ganz allein, mag der endgültige Erfolg nun so bald auftreten, wie nach Tsuschima 1905 oder so spät wie nach Trafalgar 1805 (1814).

Umsomehr wird hierdurch die Seestrategie gegenüber der Seetaktik mit ihrer Schiffstypenkunde in den Vordergrund der Betrachtung gedrängt und damit zugleich wieder die Heranziehung längerer und älterer Zeitabschnitte nötig, um genügend Stoff für das Studium zur Hand zu haben, was besonders für den Nicht-Seeoffizier von Belang sein dürfte. Auch folgende Erörterung ist für die obigen Darlegungen beweiskräftig: das Ende eines Landkrieges besteht meist in irgend einer Haupthandlung, der Kampf fesselt bis zuletzt alle Beobachter, der alsdann errungene augenblickliche Enderfolg ist Jedem augenscheinlich; es wird der bis dahin führende allgemeine Gang der Ereignisse meistens darüber vergessen. Die Wirkung der Seemacht, die für das Ende eines Krieges mehr von strategischer Bedeutung ist und sich oft nur mittelbar äußert, die während des Krieges noch weniger beobachtet und verfolgt wird — wenigstens noch vor kurzer Zeit — fällt nachher noch schneller der Vergessenheit anheim, ja ihr Einfluß ist, wie man jetzt weiß, fast immer ganz außerordentlich unterschätzt worden.

Daher muß die Zahl der Fälle vermehrt werden, in denen man ihren Einfluß auf den Hergang und das Ergebnis von Kriegen eingehend untersucht und wissenschaftlich klarlegt.

Der Seeoffizier zugleich Taktiker und Stratege.

Es ist hierzu noch ein Umstand anzuführen, der die außerordentlich selbständige Stellung der Unterführer zur See bei vielen Gelegenheiten betrifft. Sie kommen in weit höherem Maße als am Lande in die Lage, die ihnen hauptsächlich obliegenden taktischen Aufgaben und ähnlichen Handlungen auf Grund strategischer Erörterungen auszuführen. Ist doch jeder Seeoffizier, der das Kommando eines schwimmenden Teils der Streitmacht seines Landes führt, bis zum Kommandanten des kleinsten Fahrzeugs hinab, besonders im Ausland, oft Hunderte von Meilen vom nächsten schwimmenden oder festen Stützpunkt, oft Tausende von Meilen von der heimischen Basis entfernt, ganz auf seine eigenen taktisch-strategischen Schlüsse angewiesen, die mit politischen und volkswirtschaftlichen Fragen zuweilen eng zusammenhängen.

Für alle diese verschiedenen Lagen vermag nur das Studium auch entfernterer Zeiten die nötigen mannigfachen Aufklärungen und Erläuterungen für die Gegenwart und nahe Zukunft zu geben, ohne daß hierbei gerade auf das Altertum zurückgegriffen werden müßte.

Volkscharakter; Wert der Imponderabilien.

Es dürfte hier der geeignete Ort sein, darauf hinzuweisen, daß sich eine eingehende Schilderung der Verhältnisse beider kriegführenden Parteien auch über das Personal, seine Organisation und Ausbildung auslassen muß. Es gilt hierbei zu untersuchen, wie die geistige Bildung des Volkes, das Verhältnis zu dem besonderen Element des Meeres, der Volkscharakter, die Stellung der Vorgesetzten beschaffen sind.

Im Seekriege ist bei den Flotten und einzelnen Schiffen die Stellung und Bedeutung der Offiziere und übrigen Vorgesetzten etwas anders als im allgemeinen bei den Heeren im Landkriege. Zur See kommt es in den Kämpfen — abgesehen von Entergefechten, in denen der Einzelne mehr hervortritt — nicht in dem Maße auf den Charakter der Einzelkämpfer und damit auch des Volkscharakters an, wie bei dem Heere, wenn auch zuweilen an Bord einzelne Leute Posten von einer Selbständigkeit und einer Verantwortung einnehmen, denen im Heere kaum etwas Entsprechendes zur Seite gestellt werden kann.

Dennoch ist am Lande die Bedeutung der Imponderabilien bei den einzelnen Leuten größer; an Bord tritt sie mehr bei den Vorgesetzten hervor. Bei den neuen Kriegsmaschinen zur See tritt der Kommandant immer mehr in den Vordergrund; Unternehmungslust und persönlicher Mut kommen bei ihm vor allem zur Geltung. Die Besatzung „muß“ mit, „muß“ ausharren, nur in seltenen Lagen ist der einzelne Mann ohne jede Aufsicht, ohne unmittelbare Nähe seiner Vorgesetzten.

Dagegen verteidigt der Seemann sein Volk nur mittelbar, der Soldat fast immer unmittelbar, sei es im eigenen Lande oder jenseits der Grenze; der Seeoffizier kommt mit dem Volke und Lande seines Gegners fast nie in Berührung, oft nicht einmal mit dem eigenen, wenn sich sein Schiff in der Ferne befindet, so daß viele Beeinflussungen mannigfachster Art, die daraus entstehen können, für ihn nicht vorhanden sind.

Eine Art Internationalität des Seemanns — die allerdings neuerdings sehr im Schwinden ist — kennt der Landsoldat nicht, wie auch bei ihm nicht das besondere Moment des Vertrautseins mit einem neuen Element, auf dem gekämpft wird, eine Rolle spielt.

Dies alles ist bei Beurteilung der einzelnen Lagen abzuwägen, um zu sicheren Schlüssen zu gelangen; dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß die frühere Segelschiffahrt andere Momente von Bedeutung mit sich führte.

Wie hoch auch das moralische, das kriegerische Moment bewertet werden muß, zeigt sich schon, wenn man sich einen der schrecklichen Augenblicke ausmalt, in denen ein großes Geschoß oder eine Explosion irgend welcher Art im Schiffsinnern die grauenerregendsten Zerstörungen anrichtet.

Es ist, wie Prinz Friedrich Karl in seinen Aufzeichnungen sagt, notwendig, die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wagt und zweifelt und endlich zum Entschluß erstarkt, zu betrachten; es sind ferner möglichst genau darzustellen „die für den Entschluß in Frage kommenden Dinge“.

V. Art des Studiums der Seekriegsgeschichte.

Beschränkung für ein akademisches Studium.

Ein auf einer Militär- oder Marinehochschule betriebenes Studium der Seekriegsgeschichte bedarf wegen seines militär-akademischen Charakters besonderer Beschränkung. Nicht auf **multa**, sondern auf **multum** kommt es hier an. Es sollen hier nicht gleich Führer und Leiter größerer Überseeoperationen, Oberbefehlshaber von Geschwadern und Flotten herangebildet werden, sondern nur deren Gehilfen und Stäbe für die nächstliegenden Aufgaben der Landesflotte; nicht gleich Flottenchefs und Admirale, sondern deren Organe, die Admiralstabsoffiziere und zukünftige Kommandanten. Diese Betrachtung führt von selbst zur Wahl eines nach Zeit und Raum begrenzten Geschichtsabschnitts und legt das Studium der Operationen und Aktionen auf einem den heimischen Küsten benachbarten Kriegsschauplatz nahe.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Vorlesungen auf den Universitäten, auch hier wird es auf eine engere Begrenzung des Vortrags ankommen, abgesehen von den Übungen in den Seminaren.

Feststellung des Wertes der einzelnen Kriegsschauplätze.

Für uns Deutsche liegen die unsere eigenen Küsten bespülenden Meeresteile mit ihrer Geschichte besonders nahe; die Ostsee wegen der strategischen Lage unserer dortigen Küsten und wegen des starken östlichen Nachbarn; die Nordsee wegen ihrer nahen Beziehung zu den großen Welthandels- und Schiffahrtsinteressen und damit zu den Welt-Großseemächten.

Entsprechend den beiden Hauptaufgaben der Marine, die heimischen Meere und Küsten zu verteidigen und alle Landesinteressen im nahen und fernen Ausland zu schützen — besonders dort, wo die Armee nicht ohne weiteres auftreten kann —, dürfen aber die ferner liegenden Kriegstheater mit ihrer Geschichte keinenfalls ganz außer acht gelassen werden. Es kommt hier der wichtige Umstand hinzu, daß diese ferner gelegenen Kriegsschauplätze uns Deutschen auch jetzt geradezu unentbehrlich für die Betrachtung sind, seitdem wir uns ebenfalls in die Reihe der Kolonial- und Weltmächte gestellt haben.

Art des Studiums selbst; die applikatorische Methode.

Nach dieser kurzen Betrachtung des „Was“ eines Studiums der Kriegsgeschichte wollen wir nun zu der des „Wie“ übergehen.

Die grundlegende Bedeutung des Mahanschen Vorgehens ist schon mehrfach erwähnt; Admiral Batsch sagt über das „Wie“ in einem seiner Werke mit Recht: „Keine Seekriegsgeschichte ohne den gesamten Kriegslauf und keine Schilderung des letzteren ohne seinen Zusammenhang mit der Geschichte der Welt und der Zeit.“

Durch Benutzung des angewandten Lehr- und Lernverfahrens, der applikatorischen Methode, kann beim Studium der Seekriegsgeschichte ein günstiger Erfolg auch gerade für die besondere Fachausbildung erzielt werden; durch dies Verfahren wird die Seekriegsgeschichte aus einer rein militärisch-historischen Wissenschaft zu einer angewandten und praktischen Disziplin für den Seeoffizier, den Armeeoffizier und den Laien.

Seekriegsgeschichte ist also nicht nur zu betreiben, um aus ihr unmittelbare Lehren zu ziehen, sondern das Studium soll dem Lernenden, unter Anwendung der durch die Studien Anderer bereits bekannten und feststehenden Lehren sowie unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse, Gelegenheit geben, sich an den verschiedenen konkreten Beispielen zu üben und die Lehren immer aufs neue dadurch zu befestigen, daß er ihre Wichtigkeit in anderen Formen und Verhältnissen bestätigt findet.

Für Universitätsstudien und Vorlesungen ist hier besonders Wert auf die strategische Seite zu legen.

Das angewandte Lehrverfahren; General v. Verdy.

Diese applikatorische Methode ist für das Lehrfach der Kriegsgeschichte an der preußischen Kriegsakademie besonders vom General Verdy du Vernois, dem späteren preußischen Kriegsminister, eingehend beleuchtet worden, und zwar sehr praktisch an der Hand geeigneter Beispiele und Aufgaben.

Für die Behandlung der Seekriegsgeschichte ist diese Methode zwar im allgemeinen weniger geeignet und nicht immer anwendbar, weil für die Taktik fast in allen Fällen die das Gelände vertretenden Verhältnisse fortfallen und für die Strategie oft noch andere, äußerst einflußreiche Umstände mitwirken; es bleiben aber doch noch Fälle genug übrig, in denen man sich ihrer mit gutem Erfolge bedienen kann.

Verdy du Vernois schildert in den Vorworten zu seinen Abhandlungen hierüber sein oft erprobtes Verfahren wie folgt: sobald sich eine fesselnde und für den besonderen Zweck, den man beim Studium beabsichtigt, gut geeignete Situation beim Verfolgen der Einzelheiten eines Feldzuges oder nur eines einzelnen Gefechts findet, soll man mit der Weiterarbeit innehalten, die Lage eingehend erwägen und nun selber auf Grund der augenblicklich dargestellten Sachlage die ferneren Anordnungen für die weitere Durchführung treffen, sei es in Gedanken oder besser schriftlich. Dann fahre man fort, vergleiche die in der Wirklichkeit getroffenen Anordnungen nebst den stattgehabten Geschehnissen mit der eigenen Gedankenarbeit und übe nun an allem der Reihe nach selbständig Kritik.

Wert dieses Verfahrens.

Es werden alsdann Abweichungen zu Nachprüfungen auffordern, dem ganzen Vorgehen wird aber eine nutzbringende Belehrung unmittelbar folgen. Es kann diese Art ungemein vielseitig gestaltet werden; sie dient sowohl zur Lösung und Klärung einzelner Sonderfragen, die man sich vorher gestellt hat, als auch zur allgemeinen Bereicherung der Kenntnisse.

Die Kritik wird alsdann auch nicht so einseitig wie sonst ausfallen, kritisiert man



sich ja dabei selbst, man wird milder in seinem Urteil, gleichzeitig klarer und vorurteilsfreier. Man erkennt deutlicher den wesentlichen Unterschied zwischen einem nachfolgenden Urteil, das unter voller Kenntnis aller Verhältnisse gegeben wird, und der besonderen Lage, in der sich der betreffende Führer befand, der anordnen und handeln mußte, ohne solche genaue Wissenschaft von der Sachlage zu besitzen, wie wir sie vielleicht haben, die wir gleichzeitig nicht von allen anderen schwer lastenden Einflüssen bedrückt werden wie er. Ein solches Verfahren bewahrt auch davor, mit verneinender oder geringschätzig urteilender Kritik auf einem erhabenen Richterstuhl Platz zu nehmen. Verdy liefert hierfür an konkreten Beispielen schlagende Beweise.

Die Anwendung der applikatorischen Methode ist somit nicht nur für das Lehrverfahren, sondern auch beim Einzelstudium für jedermann ausführbar und brauchbar; in letzterem Falle empfiehlt es sich jedoch, kürzere, nach Raum und Zeit eng abgegrenzte Teile, ja selbst Teile einer einzigen Gefechtslage vorzunehmen. Zur Übung in der Befehlserteilung ist hierbei eine gute Gelegenheit; dies Verfahren ist auch verwendbar und nützlich beim Studium der großen Flottenmanöver aller Nationen, wenn man an ihnen nicht teilgenommen hat und ihren Verlauf nicht kennt. Man erlangt dadurch eine Routine, wie sie in so kurzer Zeit kein anderes Verfahren, selbst die empirische Praxis nicht bringen kann.

Dieses Verfahren vereint somit in sich den höheren Lehrerstandpunkt des Anleitens, Anregens und Führens, mit dem besonderen militärischen Lernstandpunkt, selber bestimmte Lehren zu ziehen und sich auszubilden; es ist als Vortragsweise induktiv, indem es aus dem einzelnen folgert, wie die Physik, zugleich aber auch deduktiv, indem es darlegt, erklärt und den Rechtsbeweis aus bereits erwiesenem führt, wie die Mathematik; es bleibt dabei gleichzeitig historisch — veränderlich.

Moltkes Äußerungen.

Um den größten Feldherrn der Neuzeit, unseren Moltke, auf diesem Gebiet zu Worte kommen zu lassen, seien hier einzelne seiner Äußerungen angeführt, die er bei Lösung einer der Generalstabsaufgaben gemacht hat: „Wenn man solche Fragen, wie die hier gegebenen, beantworten will, so sucht man gern nach bestimmten Regeln und Lehrsätzen. Solche können aber nur durch die Wissenschaft geboten werden, und diese ist für uns die Strategie. Die Strategie ist aber nicht ebenso beschaffen wie die abstrakten Wissenschaften. Diese haben ihre feststehenden bestimmten Wahrheiten, auf denen man weiter bauen, aus denen man weiter folgern kann." ... „Die Strategie ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegführung. In ihrer Ausführung liegt die Schwierigkeit; denn wir sind abhängig von unendlich vielen Faktoren, wie Wind und Wetter, Nebel, falschen Meldungen usw. Führt uns daher die theoretische Wissenschaft allein niemals zum Siege, so dürfen wir sie auch nicht ganz unbeachtet lassen. Sehr richtig sagt General v. Willisen: »Vom Wissen zum Können ist nur ein Sprung, vom Nichtwissen zum Können ist aber ein noch

größerer.« Die besten Lehren für die Zukunft ziehen wir aus der eigenen Erfahrung; da diese stets aber nur gering bemessen sein wird, so müssen wir uns durch das Studium der Kriegsgeschichte die Erfahrungen anderer zunutze machen. Ein anderes Hilfsmittel zur eigenen Fortbildung ist außerdem noch die Bearbeitung solcher fingierten Kriegslagen, wie unsere Aufgaben sie boten."

Kriegsgeschichtliches Studium auf der Kriegsakademie.

Nach der Lehrordnung der preußischen Kriegsakademie sollen: „die Vorträge über Kriegsgeschichte das wirksamste Mittel bieten, im Frieden den Krieg zu lehren sowie Freudigkeit und Verständnis für die Berufsstudien wachzurufen. Sie sollen die unveränderlichen Grundbedingungen über Heerführung in ihrem Verhältnis zu den wechselnden taktischen Formen erkennen lassen, den Einfluß hervorragender Persönlichkeiten auf den Gang der Begebenheiten und das Gewicht der seelischen Kräfte im Gegensatz zu dem der toten Hilfsmittel ins rechte Licht setzen. Diese Vorträge müssen, ohne sich zu einer lose aneinander gereihten Schilderung der militärischen Ereignisse zu verflachen, die Begebenheiten in ihren Ursachen und in ihrem Zusammenhang betrachten, sich mit der Führung beschäftigen und dabei die jedem Zeitalter eigentümlichen Anschauungen vom Kriege zum Ausdruck bringen."

„Sie werden besonderen Wert erlangen, wenn es dem Lehrer gelingt, seine Zuhörer durch Inanspruchnahme ihres Urteils zu lebendiger Mitarbeit anzuregen. Dieses Urteil darf aber niemals in eine rein verneinende Kritik ausarten, sondern muß sich in die Form begründeter Maßnahmen und Entschlüsse kleiden."

Fernere Winke über Art des Studiums im allgemeinen.

Man hat sich sehr zu hüten, den Wert des Studiums der Seekriegsgeschichte für Schlußfolgerungen im einzelnen und kleinen zu überschätzen. Man soll sich bemühen, ständig eine Art Übersetzungskunst zu treiben und nicht gar zu sehr ins rein Abstrakte zu verfallen.

Bruns, der neuere Philosoph, sagt hierzu mit Recht: „Die Geschichte kann dem einzelnen nicht einen Innengehalt übermitteln, nur einen Anreiz geben, sich einen Innengehalt zu schaffen; sie ist nie ein einzelner Weg, immer ein Bündel Wege; Lehrmeisterin wird sie uns nur, wenn sie in irgend einer Form Gegenwart für uns wird, mit der Entwicklung unseres Willens, mit unseren Instinkten in Wechselwirkung tritt."

Die Frage, wie das Studium und wie insbesondere die Kritik zu betreiben sei, beleuchtet mittelbar auch eine bereits vor rund 2100 Jahren gehaltene Rede des Konsuls **L. Aemilius Paulus**, bevor er in den mazedonischen Krieg zog, die auch in Anbetracht aller eiligen Pressekritiken über aktuelle Fragen von Wert ist: „Es gibt hier Leute in den Trinkgesellschaften, Quiriten, die Heere nach Mazedonien führen und aufs genaueste wissen, wo die Lager, wo Verschanzungen anzubringen sind, durch welche Pässe man hätte eindringen müssen, wo Magazine angelegt, wie die Zufuhr geleitet, wann geschlagen und wann ausgeruht werden müsse. Da wird über den Feldherrn abgeurteilt, als ob er schon vor Gericht stände,

und jeder will ihn meistern. Das ist aber ein großes Hindernis für einen Befehlshaber und wenige ertragen wohl Spott und Tadel so gleichgültig wie einst Fabius Cunctator. Wohl wünschte ich mir Belehrung und Rat, aber die ihn geben wollten, müßten bei mir sein, meine Lage sehen, meine Gefahren teilen."

Ist die Erfüllung dieser Forderung auch in unserem Falle nicht möglich, so weisen die Worte doch darauf hin, daß es beim Studium vor allem darauf ankommt, sich möglichst eingehend in die Lage der einzelnen Führer und ihrer Umgebung zu versetzen, um zu einer richtigen und sachlichen Beurteilung ihrer Handlungsweisen zu gelangen.

In seinem Hauptwerk „Vom Kriege" warnt Clausewitz mit folgenden Worten vor jeder vorschnellen Beurteilung des Feldherrn: „Überhaupt kann man ganz allgemein sagen, daß alle Kriegsunternehmungen niemals in ihrem inneren Zusammenhang so beschaffen sind, wie das Publikum glaubt. Die Leute, welche handeln, wenn sie auch zu den schlechtesten Feldherren gehören, sind doch nicht ohne gesunden Menschenverstand und werden nimmermehr solche Absurditäten begehen, wie das Publikum und die historischen Kritiker ihnen in Bausch und Bogen anrechnen. Die meisten dieser letzteren würden erstaunen, wenn sie alle die näheren Motive des Handelns kennen lernten und höchst wahrscheinlich ebenso gut dadurch verleitet worden sein, wie der Feldherr, der jetzt wie ein halber Imbezill vor ihnen steht." Welche verschiedenen und fast gebieterisch auftretenden Beeinflussungen oft an einen Feldherrn herantreten, davon geben die kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl über die Jahre 1864*) und 1866**) ein übersichtliches, klares Bild.

Wert der Kriegserfahrung.

Im vorhergehenden ist wiederholt von der Bedeutung der Erfahrung die Rede gewesen und davon, daß für Offiziere die Praxis immer in erster Linie zu stehen habe.

Indes auch dies hat seine Beschränkung, und der Ausspruch eines älteren Offiziers: „Kriegserfahrungen haben nur einen sehr beschränkten Wert und sind mit der äußersten Vorsicht aufzunehmen" ist mehr als begründet. Denn erstlich sind die eigenen Kriegserfahrungen eines einzelnen, weil sie nur begrenzt sind, einseitig; sie können immer nur ergänzen, nie die Gesamterfahrungen ganz ersetzen. Denn was sieht der einzelne im Ernstfall und was erlebt er denn?

Die Seeoffiziere sind hier noch am allerbesten daran, weil schon jeder junge Offizier von vornherein mitten im großen und ganzen drin steht, einen großen körperlichen und geistigen Überblick über die Gefechtslage und auch die Gesamtkriegslage hat. Dies zeigt sich schon bei den größeren Flottenmanövern.

Fehler abstrakter Behandlung.

Das Ziel nun, das sich Seeoffiziere bei ihrem Studium der Seekriegslehre und

*) Prinz Friedrich Carl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben von Wolfgang Foerster, Hauptmann im Großen Generalstabe. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

**) Deutsche Revue vom Januar, Februar, März 1909.



Seekriegsgeschichte stecken, ist das, sich in der Kunst der Verwendung und Führung der Seestreitkräfte im Kriege und Frieden sowie in der Unterstützung der Befehlshaber als Admiralstabsoffiziere auszubilden, soweit dies überhaupt durch ein Studium möglich ist.

Es gilt dabei vor allem, sich davor zu hüten, sich strategischen Betrachtungen in rein abstrakter Form — also einer Art Philosophie des Krieges — gar zu sehr hinzugeben. Ihnen bringt auch die große Mehrzahl der Offiziere, deren wissenschaftliche Bestrebungen immer in erster Linie nur praktische Ziele verfolgen, und die bei allem stets einen praktischen Endzweck vor Augen haben, mit Recht wenig oder gar kein Interesse entgegen. Strategische und taktische Theorien, die nicht von der Erfahrung gelehrt, sondern nur auf dem Wege philosophischer Spekulation gewonnen werden, sind mehr gefährlich als nützlich zu nennen.

Auch für das allgemeine Studium auf einer Universität haben diese Bemerkungen Gültigkeit, auch hier hat man sich vor rein abstrakter Form zu hüten.

Äußerungen von Clausewitz.

Beim Studium müssen, wie Clausewitz sagt, drei verschiedene Tätigkeiten des Verstandes zur Anwendung kommen:

1. die geschichtliche Entwicklung und Feststellung der Tatsachen;
2. die Ableitung der Wirkungen aus den Tatsachen;
3. die Prüfung der angewandten Mittel;

eine Arbeitsleistung, die viel Zeit und eine große Auswahl an Stoff verlangt.

Wert der Praxis, der Routine.

Mögen die Militärwissenschaften für das Studium und die spätere Praxis immerhin ihre hohe Bedeutung behalten, mag selbst die angewandte Taktik, in wissenschaftlicher Weise behandelt, großen Nutzen gewähren, zur praktischen Heranbildung in der Verwendung der Seestreitkräfte und in der Truppenführung sind sie, wie sich ein neuerer Militärschriftsteller äußert, nicht ausreichend. Der Krieg — wie jede Kunst, in der das Wissen, also das Kennen, zum Können werden muß — erlernt sich nicht auf rationalistischem, sondern auf empirischem Wege; um etwas Ordentliches zu leisten, bedarf man aber auf diesem Gebiet vor allem der Routine. Wie nun diese erlangen, das bleibt die Frage.

Eigenschaften des Führers; Napoleon.

Bei einem Führer und somit auch bei seinen Organen sind hierzu heranzubilden:

1. die Fähigkeit, klare und verständige Entschlüsse zu fassen, dies ganz besonders bei jedem Führer zur See, der immer Taktiker und Stratege in einer Person ist;

2. die Fähigkeit, diese Entschlüsse anderen klar und deutlich mitzuteilen;

3. die Fähigkeit, die Untergebenen (die Truppe, die Front) zur Erreichung der eigenen Absichten leiten zu können;

4. alle Charaktereigenschaften, die zur Fassung energischer Entschlüsse erforderlich sind.

Diese letzte Ausbildung des Charakters bleibt dem einzelnen und dem praktischen Leben allein überlassen; auf theoretischem Wege, also durch Studium, ist

nur die Ausbildung des militärischen Verstandes, ein Teil der Routine, zu erreichen, und dies hat — auch nach ähnlich lautenden Aussprüchen **Napoleons** — zu geschehen indem man:

„durch unausgesetzte Übung an konkreten Fällen die Mannigfaltigkeit der Situationen vorführt, in ihnen die Natur des Krieges lehrt — und lernt — und dabei durch eine Fülle positiver Entschlüsse und Anordnungen, die der Lernende zu treffen hat, die oben erwähnten Eigenschaften heranbildet."

Dies weist wiederum auf die Ausnutzung des angewandten Lehrverfahrens, die applikatorische Methode, hin. Abgeschlossen können diese Studien aber nie werden, weil sie immer neue Übungsarbeiten darstellen; stets gibt es hierbei neue Bilder und neue Situationen, stets sind neue Aufgaben mit geänderten Lagen zur Verfügung, die ihrer mannigfachen Lösung harren.

Notwendigkeit des Studiums der Seekriegsgeschichte; ihre Bedeutung.

Die vorausgegangenen, sich gelegentlich mehrfach wiederholenden Darlegungen über den Nutzen und die Art des Studiums der Seekriegsgeschichte dienen gleichzeitig zum Beweise, daß:

1. Seekriegsgeschichte für das spätere Dienstleben des Seeoffiziers eine der wichtigsten Anleitungen ist;

2. daß Seekriegsgeschichte mit methodischem Selbststudium betrieben werden muß;

3. daß das Bestreben darauf hinauszugehen hat, hierin für die Zukunft tüchtige Lehrkräfte und gewiegte Schriftsteller heranzubilden, die auch für Nichtmilitärs von Bedeutung sind;

4. daß, um diese Zwecke zu erreichen, Methodik und System bei ihrer Behandlung und Vornahme durchaus erforderlich sind und in weite Kreise getragen werden müssen, damit

5. auch der Armeeoffizier sowie der Staatsmann und Staatsbürger durch eingehende historische Vorarbeiten gute und leichte Gelegenheit finden, sich für ihr dienstliches und politisches Leben über die wichtigsten Punkte eingehender zu unterrichten, die im Seekriege dem Wirtschaftsleben der Völker und damit der Fortentwicklung der Kultur und Technik näher stehen als beim Landkrieg; auch soll hierbei dem wissenschaftlichen Historiker vorgearbeitet werden;

6. daß somit besonders Seekriegsgeschichte nicht nur zum seestrategischen und auch seetaktischen Studium nötigt, sondern auch die Grundsätze des Krieges im allgemeinen ganz besonders zu beleuchten imstande ist, und somit ihr Studium einen hohen Wert für die Allgemeinheit besitzt.

Admiral Freiherr v. **Maltzahn** sagt in der bereits früher angeführten Anweisung: „Die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen und Lagen des Seekrieges läßt Regeln nur in großen Zügen zu. Wie nach der Aufgabe, die der spezielle Fall dem Führer stellte, die Anwendung der Regel sich gestaltete, welche Rolle die Person des Führers und der Charakter des Volkes dabei spielten, wie das einzelne Kriegsereignis sich ein-

gliederte in den Gang des ganzen Krieges, das zu schildern, eröffnet der Seekriegsgeschichte ein weites Feld der Tätigkeit."

Die Bedeutung des historischen Sinnes und der historischen Wahrheit, die Erkenntnis, daß das historische Prinzip und die historische Schule überall befruchtend zu wirken vermögen, tritt auch hier an den gebührenden Platz und zeigt den Weg an für den Übergang von der Höhe der Wissenschaft in die praktische nationale Politik und die praktische Berufsausbildung. Das beste Mittel, schwere Fehler zu vermeiden, ist stets eine genaue Kenntnis der Vergangenheit, der Geschichte; die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

VI. Einteilung der Welt-Seekriegsgeschichte.

Unterschied der Einteilung der Land- und Seekriegsgeschichte.

Nichts vergegenwärtigt deutlicher den kleinen Umfang der seekriegsgeschichtlichen Ereignisse, die sich in unseren heimischen Küstengewässern abgespielt haben, als ein allgemeiner Überblick des Gebietes der Gesamt-Seekriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, der jetzt in gedrängter Kürze gegeben werden soll.

Für die Einteilung der Landkriegsgeschichte in einzelne Unterabschnitte und wichtige Epochen ist im allgemeinen die politische und allgemeine Weltgeschichte mit ihren Abschnitten der Staaten- und Völkerentwicklung maßgebend, mit denen die Entwicklung der Heere mehr oder minder zusammenfällt. Anders liegt es bei der Seekriegsgeschichte; so zeigte sich z. B. nach den großen, 1789 beginnenden politischen Umwälzungen keinerlei Änderung des Kriegswesens zur See, wogegen in den Heeren die Söldner durch die Volksmassen, die lineare Taktik durch die freie Gefechtsführung im Felde, die Magazinverpflegung durch das neue Requisitionssystem in Feindesland abgelöst wurden.

Bei den Flotten treten andere Einflüsse und Bedingungen auf, darunter die Einwirkung ferner Küsten nach Entdeckungen oder Eroberungen, die Bedeutung der Seeschiffahrt und des Welthandels mit ihren vielen neuen Seewegen, und dann vor allem der Einfluß des veränderten Materials sowie der fortschreitenden Technik nach den wichtigen Erfindungen und Umgestaltungen auf diesem Gebiet. Von all diesem ist unzertrennlich die Voraussetzung, daß große Mittel vorhanden sind, ohne die sich eine Flotte nicht schaffen läßt; sie läßt sich ohne Geld weder aus der Erde stampfen noch dauernd unterhalten. Dazu gehört ein geordnetes Staatswesen, eine theoretisch-wissenschaftlich-technische Entwicklung und dies ganz besonders in der neuesten Zeit.

Seemacht schafft Geld, das wiederum nutzbringend für das Hauptmittel der Erhaltung der Seemacht, d. i. die Kriegsflotte, anzulegen ist.

Hauptgruppen der Seekriegsgeschichte.

Diesen besonderen Erwägungen gemäß sind für die Betrachtung seekriegsgeschichtlicher Entwicklung drei große Hauptepochen zu unterscheiden, die in vielem natürlich ineinander übergehen; es sind dies die Zeiten der Ruder-, Segel- und Dampfschiffahrt.

Erste Periode, Ruderschiffahrt, 500 v. bis 1500 n. Chr. Es ist dies die Zeit des Gebrauchs der Menschenkräfte bei der Fortbewegung der Schiffe, die Zeit der Sklaverei und des Frondienstes; ihr Gebiet ist fast nur das des Mittelmeers, später auch des Kattegatts usw., bis zu dem Zeitpunkt, als der Ozean bekannt und fahrbar ward, und bis die Kanonen an Bord eingeführt wurden; die Seekriege fanden nur in den Küstengewässern statt.

Erst in späteren Jahrhunderten lebte diese Ruderkriegsschiffahrt wieder von neuem in der Ostsee und im Kattegatt auf, etwa vom Ende des 17. Jahrhunderts ab, und dauerte dort sogar bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. Die im Jahre 1848 neugegründete preußische Marine zählte noch kurz vor dem Kriege 1870/71 Ruderfahrzeuge in der Reihe ihrer Kriegsschiffe, die erst im April 1870 aus der Liste der Kriegsfahrzeuge gestrichen wurden.

Zweite Periode, Segelschiffahrt; 1500 bis 1840. Es ist dies die Zeit, in der der natürliche Motor, der Wind vorwiegt, der allerdings schon lange zuvor als Hilfskraft bei der Bewegung der Schiffe benutzt wurde; aber erst mit dem Eintritt der Ozeanfahrt verdrängte das Segel das Ruder gänzlich. Erfindungen stellten sich auf allen Gebieten ein: der Kompaß, das Steuer, die Verbesserungen an der Takelage; vor allem zwang die Einführung vieler Geschütze an Bord zur alleinigen Annahme des neuen Motors.

Dritte Periode, Dampfschiffahrt; von 1840 an. Erst in diesem Jahr beginnt die Benutzung des künstlichen Motors, des Dampfes, wenn auch schon Jahrzehnte vorher gekannt und hier und da ausgenutzt, allgemein vorwiegend zu werden.

Der erste Versuch, Maschinenkraft zur Fortbewegung auf dem Wasser zu benutzen, geht sogar bis zum Jahre 1543 zurück. Damals trat auf dem Llobregat-Fluß bei Barcelona ein Erfinder namens Blasco de Garay mit einem Schaufelradfahrzeug auf; seine Versuche glückten selbst gegen stärkere Strömung, aber die Mönche des nahen Klosters Monserrat zerstörten sein Fahrzeug und die Maschine als Werk des Teufels. Nach neueren Forschungen soll dies Fahrzeug zwar nur durch Handbetrieb fortbewegt worden sein, immerhin bleibt aber die Benutzung eines Schaufelrades bestehen.

Daß Papin schon im Jahre 1681 auf der Fulda und 1707 auf der Weser bei Hameln einen gut gelungenen Versuch mit einem Dampffahrzeug ausgeführt und mit seinem kleinen Raddampfer hat stromaufwärts fahren können, gehört in das Gebiet der Legende; der Brotneid der vielen Weserflößer zerstörte sehr bald sein Werk, das wohl ebenfalls nichts anderes als eine Maschine mit mechanischem Betriebe war.

1804 machte der Amerikaner Fulton dem Kaiser Napoleon den Vorschlag, ihm für den geplanten Übergang nach England Dampffahrzeuge zu erbauen; Napoleon,

der nicht darauf einging, hat hier einmal einen Mangel an militär-technischem Scharfblick gezeigt.

Unterabteilungen der Hauptgruppen. Als weitere Abschnitte dieser drei Hauptabteilungen ergeben sich noch die folgenden kurzen Zeitabschnitte:

I. 1. Griechische Flotte: 500 bis 280 v. Chr., abschließend mit dem Kriege Tarents gegen Rom; vorher liegt noch eine kurze Periode der Ägypter usw.
2. Karthagische Flotte: 280 bis 240; diese herrschte im Westen bereits länger, trat aber nun erst in ihrer ganzen Bedeutung hervor.
3. Römische Flotte: 240 bis 0; rechnet vom Frieden nach dem ersten punischen Kriege bis kurz nach Actium.
4. Geschichtslose Zeit: 0 bis 1000 n. Chr.; fast völlige Öde, abgesehen von vielen Kämpfen nahe Byzanz, Vorherrschen der Mauresken, dann der Normannen, Wikinger.
5. Genua und Venedig, später die Hanse; Kindheit der Segler, im Norden Selbständigkeit und allmählicher Übergang der Hauptentwicklung des Seewesens dorthin.

II 1. Jugendzeit der Segelflotten: 1500 bis 1650; es entstehen Linienschiffe und Fregatten, mit ihnen eine Taktik.
2. Erste Zeit der Linienschiffe: 1650 bis 1740; Beginn einer angewandten Taktik (Mahans Werk beginnt hiermit).
3. Zweite Periode der Linienschiffe: 1740 bis 1780; Weiterentwicklung überall, aber Schlachten meist ohne Entscheidung.
4. Hauptzeit der Linienschiffe: 1788 bis 1815; Periode der Taktik Nelsons, Artillerie wird vervollkommnet. (Mahans Werk schließt hiermit.)
5. Kampflose Zeit: 1815 bis 1840; allgemeine Friedenszeit nach den Kriegen gegen Napoleon. Ein großer Umschlag auf allen Gebieten des Seewesens bereitet sich allmählich vor.

III. 1. Raddampfer: 1840 bis 1850; schon seit 1830 in der Marine, werden jetzt allgemeiner.
2. Hilfsschraubenschiffe: 1850 bis 1860; Beginn des großen Einflusses der neuen Technik auf allen Gebieten.
3. Panzerschiffe: 1860 bis 1880; Panzer gegen Kanonen, Rammtaktik, Seeminen.
4. Torpedowaffe: 1880 bis 1890; Beginn des Klärens der taktischen Formen, Einführung von Manövern, größeres wissenschaftliches Streben überall.
5. Zeit der neuen Taktik: von 1890 an; die Artillerie tritt wieder in den Vordergrund, Feststellung der Typen, deren Größenzunahme, Unterseeboote; Weltpolitik mehrerer Großseemächte.

Die Technik beeinflußt hauptsächlich die Seetaktik.

Auffallend ist der sich in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts förmlich überstürzende Wechsel; alle Formen ändern sich, kaum sind neue Waffen und neue Schiffstypen entstanden, da erscheinen wiederum Änderungen wichtigster Art. Erst seit dem letzten Jahrzehnt ist eine gewisse Ruhe und Klärung auf den meisten Gebieten des Seekriegswesens eingetreten, wenn sich auch neuerdings durch die Unterseeboote und Minen, durch den größeren Tonnengehalt und die ganz schweren Geschütze, sowie durch die Anwendung von Turbinen wiederum Umwälzungen vorbereiten.

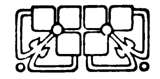
Die Seetaktik ist durch das wechselnde Material der Schiffe, ihrer Motoren und Waffen am meisten betroffen worden; der zur Ruderzeit in der Kielrichtung stattfindende Angriff lebte erst in der Dampferzeit wieder von neuem auf; die größere Freiheit aber, die der neue Motor mit sich brachte, erlaubte alle Formen

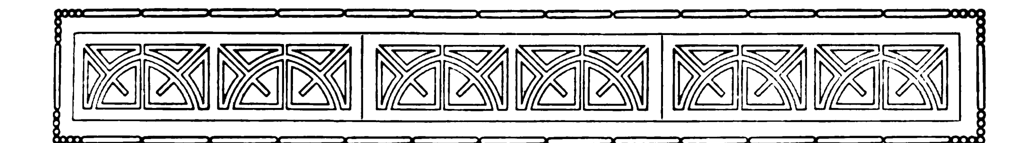
anzunehmen, und mit der Weiterentwicklung der Artillerie trat wiederum die Schlachtenkiellinie der Segelschiffe in den Vordergrund.

Im Altertum und in der Neuzeit ist der Bug, d. i. das Vorderteil des Schiffes, stark, während der ganzen Zeit der Segelschiffe dagegen der schwächste Punkt. War in der Ruderzeit die Kraft des Motors beschränkt, so ist, wenn auch in weit geringerem Maße, zur Zeit der neuen Dampfschiffe ohne Takelage dasselbe der Fall, weil sie von der Feuerungszufuhr abhängig sind.

Der wesentliche Unterschied der Entwicklung der Kriegführung zur See mit der zu Lande tritt auf allen Gebieten klar hervor.

Kirchhoff,
Vize-Admiral z. D.





Der Feldzug von 1792.

(Schluß.)

5. Rückzug der Verbündeten aus Frankreich und Ausgang des Feldzugs.

Custine nimmt Speyer und Mainz.

Skizze 39.

Seit dem Tage von Valmy hatten sich die strategischen Verhältnisse gründlich verschoben. An der Nordgrenze Frankreichs und an der Maas waren jetzt die Franzosen die Angreifer und Verfolger. Getragen von der Begeisterung, die aus dem unblutigen Sieg in den Argonnen hervorwuchs und der Armee zahlreiche neue Kräfte zuführte, strebten sie, Frankreichs Grenzen vom Gegner zu säubern. Schon im Anfang des Oktober fiel ein Schlag, der blitzartig der überraschten Welt zu erkennen gab, daß die erwachende französische Unternehmungslust auch an der Grenze nicht Halt machte.

Am Rhein hatten die österreichischen Korps Erbach und Esterhazy bei Speyer und im Breisgau gegenüber der französischen Rhein-Armee im Elsaß Wache gehalten, bis ersteres in der zweiten Hälfte des September als Ersatz für das nach Verdun berufene österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg zur Einschließung von Diedenhofen nach der Mosel vorgezogen wurde. Damit war der Rhein stromabwärts von Kehl, wo die letzte Sicherung des Feldmarschalleutnants Fürsten Esterhazy stand, zwar nicht ganz von Truppen entblößt, denn in einzelnen Städten, wie Speyer, Mannheim, Darmstadt, Mainz und St. Goar blieben mehr oder minder schwache Garnisonen österreichischer oder kleinstaatlicher Truppen, aber es fehlte der Rückhalt, den das 7000 Mann starke Korps Erbach bisher gewährt hatte.

Den Franzosen entging es nicht, daß ihre Rhein-Armee, von der 17 000 Mann als Vogesen-Armee unter dem General Custine bei Landau zusammengefaßt waren, durch den Vormarsch Erbachs zur Mosel Freiheit des Handelns gewonnen hatte. Schon bald nach dem Tage von Valmy hatte Dumouriez Custine einen Vorstoß gegen die Verbindungen der verbündeten Armee in der Richtung über Metz auf Toul vorgeschlagen. Custine gedachte aber die Deutschen in Deutschland selbst zu schädigen und fand in den schwach bewachten österreichischen Magazinen in Speyer ein begehrenswertes Ziel. Am 29. September Abends rückte er von Landau ab und befand sich

24 Stunden später im Besitz von Speyer, nachdem die österreichische und kurmainzische Besatzung kapituliert hatte. Custine säumte nicht, in Speyer und in der Nachbarschaft tüchtig zu brandschatzen. Die Wirkung dieses Streichs war ungeheuer. Die wehrlosen Kleinstaaten am Rhein, die sich den Eroberern preisgegeben sahen, überfiel lähmendes Entsetzen, dessen Wirkung sich vielfach in einem unwürdigen Entgegenkommen gegen die Franzosen, zum Teil in den lächerlichsten Formen, kundtat.

Obwohl Custine unter solchen Verhältnissen ohne eigene Gefährdung bis Coblenz, den Ausgangspunkt der preußischen Offensive, hätte vorstoßen können, zog er es doch vor, am 10. Oktober von Speyer nach Landau zurückzumarschieren. Am 16. Oktober brach er aber von neuem auf und stand am 19. Oktober vor Mainz, das zwar, der drohenden Gefahr sich bewußt, seit der Eroberung von Speyer fieberhaft gerüstet hatte, aber ganz auf sich selbst angewiesen war, weil die Nachbarstaaten jede Unterstützung ablehnten. Unzureichend armiert, von einer nur schwachen Besatzung verteidigt, die aus Österreichern, Reichstruppen und aufgebotenen Bürgern zusammengesetzt war, ergab sich die Festung am 21. Oktober den Franzosen. Am 22. ließ der Sieger bereits Frankfurt besetzen, und nun folgte eine Anzahl von Streif- und Raubzügen in den benachbarten Gebieten, die den Schrecken vor den Franzosen weithin verbreiteten und schließlich die deutschen Fürsten und Völker zu einigen lauen Gegenmaßregeln aufrüttelten.

Wäre die Hauptarmee der Verbündeten in siegreichem Vorschreiten auf Paris gewesen, so hätte die Unternehmung Custines in ihrem Rücken wenig zu bedeuten gehabt, zumal da er, für seine eigenen Verbindungen besorgt, die über Coblenz führende Nachschublinie der Preußen unangetastet ließ, und nur den Österreichern durch Zerstörung ihrer Magazine Unbequemlichkeiten bereitete. Die Verbündeten befanden sich aber im Rückzuge über die Maas und wären in eine schwierige Lage gekommen, wenn Kellermann sie von der Maas her heftig gedrängt und Custine sich im Einvernehmen mit ihm gegen ihren Rücken gewendet hätte. Dazu war indes Kellermann zu schwach, und Custine war keineswegs der Held, als den ihn seine ersten Taten erscheinen ließen. Vielmehr geriet er nun selbst in die Gefahr, in seiner Vereinzelung von der heimwärts marschierenden Hauptarmee der Verbündeten erdrückt zu werden.

Rückzug der Verbündeten bis Luxemburg.

Nachdem der Herzog von Braunschweig seine Armee hinter die Maas gerettet hatte, während das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg und die Hessen Verdun noch auf der Westseite sicherten, suchte er Zeit zur Wiederherstellung seiner erschöpften Truppen und zur Vorbereitung des weiteren Rückzugs zu gewinnen. An eine Eroberung von Sedan und Montmedy und an Winterquartiere auf französischem Boden dachte er schon nicht mehr. Vom Rhein und aus Belgien waren Hiobsposten gekommen. Custine hatte Speyer genommen, der Herzog zu Sachsen-Teschen die Belagerung von Lille aufgegeben. Der Herzog von Braunschweig begann wieder mit den Franzosen zu verhandeln. Er erhielt am 8. Oktober zunächst einen 24stündigen

Waffenstillstand und in späteren Besprechungen, die General v. Kalckreuth führte, das Zugeständnis Kellermanns, daß er als Entgelt für die Rückgabe von Verdun und Longwy nicht ernstlich nachdrängen werde. Der französische Führer erlangte so ohne jede Mühe die erstrebte Säuberung des französischen Gebietes vom Feinde und damit einen Erfolg, der zu seinen Machtmitteln in keinem Verhältnis stand; der Herzog von Braunschweig gab leichten Kaufs die geringfügigen Errungenschaften auf, die der unselige Feldzug bisher erbracht hatte. Am 12. Oktober begann der Rückzug wieder, der zunächst bis zum Chiers bei Longuion und Longwy führen sollte. Er vollzog sich nicht ohne Reibungen mit den Österreichern, die es wohl herausfühlten, daß die geheimen Unterhandlungen des Herzogs mit den Franzosen mehr im Interesse der Preußen als in dem ihrigen geschahen. Bis zum 18. Oktober war die Gegend um Longwy von den Preußen bei Tellancourt, vom österreichischen Korps Hohenlohe-Kirchberg bei Piedmont, von den Hessen bei Mexy erreicht; Clerfayt traf bei Arlon ein, um im Einverständnis mit dem Könige von Preußen zur Unterstützung der Österreicher in Belgien abzumarschieren. Die Emigranten waren schon von Stenay zur Genugtuung des Herzogs nach Namur abgeschwenkt, um sich später in Lüttich aufzulösen. Kellermann blieb bis zum 15. Oktober bei Verdun, das ihm am 14. übergeben worden war, und stand am 18. südlich des Chiers bei St. Martin Fontaine.

Im Gefühl, daß der Feldzug abgeschlossen sei, traf der Herzog von Braunschweig am 18. Oktober in Longwy Anordnungen zum Beziehen von Winterquartieren. Er wies dem österreichischen Korps Hohenlohe-Kirchberg die Linie Neufchateau—Arlon—Luxemburg, den Preußen die Linie Luxemburg—Grevenmachern—Trier an; die Hessen wurden ihrem Wunsche entsprechend nach Coblenz zurückgesandt, um den Schutz ihres Landes gegen Custine zu übernehmen. Am 19. Oktober wurde der Marsch aus der Gegend von Longwy wieder angetreten. Hohenlohe-Kirchberg erreichte an diesem Tage Arlon, wohin er die noch bei Diedenhofen verbliebenen österreichischen Truppen heranzog. Die Preußen kamen bis zum 24. Oktober in ganz kleinen Märschen truppweise bis Merl, westlich von Luxemburg; die Hessen marschierten über Grevenmachern nach Coblenz weiter, wo sie gegen Ende des Monats anlangten. Kellermann rückte am 22. Oktober in Longwy ein, das ihm von den Verbündeten in dem Zustande der Ausrüstung und Ausstattung übergeben werden mußte, in dem es sich vor der Einnahme durch den Herzog befunden hatte. Am 23. Oktober fand noch ein unbedeutender Zusammenstoß zwischen österreichischen und französischen Truppen bei Virton statt; dann schienen die Feindseligkeiten auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes tatsächlich beendet zu sein.

Die Preußen marschieren bis Coblenz zurück.

Die Truppen der Verbündeten hatten eine längere Ruhe dringend nötig; gerade die letzten Märsche waren bei schlechtem Wetter äußerst beschwerlich gewesen und hatten viele Opfer gefordert. Von der preußischen Armee, die mit 45 000 Mann in Frankreich eingezogen war, kehrten nur etwa 20 000 auf deutsches Gebiet zurück,

denen es an allem fehlte, an Waffen, Munition, Bekleidung, Nahrung und Pferden. Gewehre, Patrontaschen und Säbel waren zum Teil weggeworfen worden, um die im Schlamme watenden Leute zu entlasten. Indes den Preußen war auch in Luxemburg noch keine Ruhe gegönnt. Der König, der durch den Ausgang des Krieges tief gebeugt war und den Niedergang seiner Armee schmerzlich empfand, erhielt am 24. Oktober die Nachricht von der Einnahme der Festung Mainz durch Custine. Das war eine sehr beunruhigende Neuigkeit, weil weitere Fortschritte der Franzosen in Deutschland den Rückzug der Preußen in ihre Heimat bedrohten. Das österreichische Korps Hohenlohe-Kirchberg befand sich demgegenüber in einer sehr viel besseren Lage, weil es jederzeit nach Belgien ausweichen konnte, wo starke österreichische Kräfte standen. Allerdings hätten aus dem Innern Preußens frische Truppen vorgezogen werden können, um die Verbindungen von Luxemburg über Coblenz zu decken. Indes die unsicheren politischen Verhältnisse, die auch im Osten der Monarchie Verwicklungen befürchten ließen, gestatteten keine Inanspruchnahme des noch verfügbaren Teils des preußischen Heeres; die nachträgliche Mobilmachung hätte auch viel Zeit gekostet. Der König und der Herzog von Braunschweig kamen daher zu dem Entschlusse, die Armee bis Coblenz zurückzuführen, das nur von 1200 Mann kurtrierscher Truppen besetzt war. Damit trennte man sich allerdings völlig von den Österreichern und stellte ein Zusammenwirken mit ihnen auch für später in Frage. Es mag aber sein, daß diese Scheidung den preußischen Machthabern nicht unerwünscht war, weil das gute Einvernehmen zwischen den Verbündeten schon längst eine Störung erlitten hatte. Auf österreichischer Seite erregte die Kunde von dem bevorstehenden Abzuge der Preußen naturgemäß großen Unwillen; gerade in dieser Zeit, in der ein heftiger Angriff der Franzosen auf die Niederlande bevorstand, war der preußische Verbündete schwer zu entbehren. Das Korps des Feldzeugmeisters Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg trat nunmehr unter den Befehl des Herzogs zu Sachsen-Teschen und dehnte seine Unterbringung nach Osten bis Grevenmachern aus. Die Preußen marschierten*) in der Zeit vom 28. Oktober bis zum 14. November in sechs Staffeln von Luxemburg über Trier und Wittlich nach Coblenz, gedeckt gegen Kellermann durch eine Nachhut unter dem Prinzen zu Hohenlohe bei Tawern südlich von Trier, gegen Custine durch ein Detachement des Generals v. Köhler, das an der Mosel sicherte.

Kellermann und Custine bleiben untätig.

Der Marsch der Preußen wurde von den Franzosen nicht gestört. Custine trug sich allerdings mit allerhand kühnen Plänen, die sich sowohl gegen Coblenz wie gegen die österreichischen Truppen am Oberrhein richteten, deren Kommando inzwischen vom Fürsten Esterhazy auf den Feldmarschalleutnant Grafen Wallis übergegangen war;

*) Sie marschierten nicht, sondern „schlichen“ in kleinen Tagemärschen nach Coblenz, sagt Massenbach in seinen Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 137.

den Absichten folgte aber niemals der Entschluß zur Ausführung. Zum Teil war daran der unbefriedigende Zustand der Truppen Kellermanns schuld, mit denen Custine zusammenwirken wollte. Kellermann, der zwischen Saarlouis und Longwy eine ausgedehnte Stellung bezogen hatte, verfügte nur noch über 15 000 Mann, da er einen weiteren Teil seiner Armee unter dem General Valence an Dumouriez hatte abtreten müssen. Seine Truppen litten an allem Not und waren kaum gefechtsfähig. Dieser Zustand blieb auch bestehen, als Kellermann in dem Kommando der Mosel-Armee durch den General Beurnonville abgelöst wurde. Einen Zuwachs an Kraft schuf sich aber Custine durch Heranziehung von Truppen der im Elsaß stehenden Rhein-Armee nach Mainz, nachdem ihm der Befehl auch über diesen Teil des französischen Gesamtheeres übertragen war.

Entsprach bei Custine das Wollen wenig dem Vollbringen, so war allerdings das, was seine Gegner leisteten, auch recht geringfügig. Ein Teil der deutschen Staaten, die dem Kurfürstentum Mainz benachbart waren, hatte sich für neutral erklärt. Hannover sammelte Truppen bei Münden, Hessen-Darmstadt bei Gießen, Hessen-Kassel zog alle seine Kräfte, auch das nach Coblenz zurückgegangene Korps, bei Marburg zusammen. Am 23. November kam ein Reichsbeschluß zustande, daß von allen Reichskreisen und Ständen das „Triplum" bereitzustellen sei.*) Alles das waren Abwehrmaßregeln, deren Wirkungen zum Teil noch in weiter Ferne lagen, oder, soweit wenigstens die Reichskriegsverfassung in Frage kam, überhaupt zweifelhaft sein mußten. Der Entschluß zu einer Offensive, um Custine wieder vom deutschen Boden zu verjagen, konnte in dieser Zeit nur von den Preußen ausgehen, die bei Coblenz Gelegenheit hatten, sich für neue Unternehmungen zu kräftigen und zu rüsten.

Die Preußen beziehen Quartiere an der Lahn.

Skizze 40.

Die Preußen hatten in Coblenz Schiffe mit Munition vorgefunden, begannen ihre Gewehre und Patronenausrüstung wieder instandzusetzen und überschritten vom 4. November an auf einer Fähre den Rhein, um an der Lahn zunächst Quartiere zu beziehen, in denen sich die Truppen erholen sollten. Der Rhein-Übergang der ganzen Armee auf einer fliegenden Brücke dauerte natürlich sehr lange und zog sich fast zwei Wochen hin; ein Brückenschlag wurde zwar versucht, die Pontons erwiesen sich aber als zu leicht.**) Mit dem Übertritt auf das östliche Rhein-Ufer wurde die Armee in drei Divisionen eingeteilt. Die 1. Division des Generalleutnants v. Kalckstein bezog Quartiere um Montabaur, die 2. unter dem Generalleutnant v. Courbière bei Coblenz, die 3. unter dem Generalleutnant Grafen v. Kalckreuth bei

---

*) D. h. jeder der zehn Reichskreise hatte das Dreifache von dem Simplum an Truppen aufzustellen, zu deren Mobilmachung er im Falle eines Reichskrieges nach dem Reichsgutachten vom 30. August 1681 verpflichtet war.

**) Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 (v. Valentini), Seite 14.



Hadamar. Das Korps des Prinzen zu Hohenlohe verließ am 7. November Tawern (10 km südwestlich Trier) und rückte über Coblenz nach, um bei Weilburg Unterkunft zu nehmen. Die Sicherungsabteilung des Generals v. Köhler zog sich gleichfalls heran, blieb aber zunächst auf dem westlichen Rhein-Ufer und hielt Verbindung mit der Abteilung des österreichischen Generals Brentano, der auf Weisung des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg nach dem Abzuge der Preußen Trier besetzt hatte.

Nachdem die Truppen erst einmal zur Ruhe gekommen waren, ließ sich ihre Gefechtsfähigkeit überraschend schnell herstellen. Durch den Zuzug genesener Soldaten wurde wenigstens die Hälfte der vorgeschriebenen Stärken wieder erreicht.*) Am 12. November traf der König in Montabaur Anordnungen für die Ergänzung der Truppen aus den Depots in der Heimat. Die dem Hauptquartier beigegebene Deputation des Oberkriegskollegiums bemühte sich mit Hilfe des Artilleriegenerals v. Tempelhoff um die Beschaffung von Munition und Pferden.

Während sich die Preußen an der Lahn festsetzten, stand Custine nach wie vor in Mainz, darauf bedacht, die Bevölkerung zu revolutionieren, und bemüht, sich in Kastel einen befestigten rechtsrheinischen Brückenkopf zu schaffen. Seine Unterführer, besonders Oberst Houchard, streiften mittlerweile im Lande umher und machten sich auch den Preußen bemerkbar. Zur Sicherung des Unterkunftsbezirks nördlich der Lahn waren die Lahnübergänge von Nieder-Lahnstein, Nassau, Diez und Limburg frühzeitig besetzt worden, letzteres mit zwei Bataillonen unter dem General v. Vietinghoff. Diese wurden am 9. November von Houchard mit großer Überlegenheit überfallen, verloren zwei Offiziere und 156 Mann, während der Gegner 125 Mann liegen ließ. Demnächst zog sich Houchard wieder auf Frankfurt zurück, der Antrieb zu neuen Zusammenstößen kam nunmehr von den Preußen.

Die Preußen rüsten zu einem Vorstoß auf Frankfurt am Main.

Der König und der Herzog, dieser freilich nur widerstrebend, waren entschlossen, die Franzosen vom rechten Rhein-Ufer zu vertreiben und ihnen wenigstens Frankfurt zu entreißen. Dies Ziel war bescheiden genug und ließ von vornherein erkennen, daß man den Gegner auf dem linken Ufer im Besitz von Mainz belassen werde. Immerhin wurde doch nach der langen trüben Zeit des Rückzugs und der Rückschläge eine Tat geplant. Die Preußen kamen damit der selbstverständlichen Ehrenpflicht nach, ihre Kräfte für die Sicherung des Vaterlandes einzusetzen, nachdem sie durch ihren Einmarsch in Frankreich den Kriegssturm entfesselt hatten, der nun Deutschlands Grenzen bedrohte. Es war nur zu bedauern, daß der Entschluß, sich gegen Custine zu wenden, so spät gefaßt wurde. Ebenso gut, wie an der Lahn, konnte die Armee auch in den Quartieren bei Luxemburg ihre Gefechtskraft wiederherstellen; denn von

---

*) Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, 11. Heft, Seite 28. — Naturgemäß ließen der Zustand und die Ausstattung der Truppen doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 16. Pirmasens und Kaiserslautern, Seite 286.

Kellermann hatte sie nicht viel zu befürchten. Ein Vorstoß von Luxemburg im Tale der Nahe in der Richtung auf Mainz hätte voraussichtlich die Wirkung gehabt, daß Custine nicht nur das rechte Rhein-Ufer, sondern auch Mainz räumte und Hals über Kopf seinen Ausgangspunkt Landau wieder zu erreichen versuchte. Hier wäre doch einmal Gelegenheit gewesen, die heißgeliebte Kunst des Abschneidens und Herausmanövrierens mit gutem Erfolge zu üben, ja, es hätte vielleicht nicht einmal einer Auseinandersetzung mit den Waffen bedurft, um Mainz zu befreien; statt dessen machte man den langen und beschwerlichen Umweg über den Rhein bei Coblenz und packte von der Lahn aus den Stier bei den Hörnern.*)

Bis zum 25. November traf der Herzog vorbereitende Anordnungen für den Vorstoß, die mehrfache Änderungen in der Unterbringung der Truppen nach sich zogen. Bei Limburg wurde eine Avantgarde unter dem Prinzen zu Hohenlohe bereit gestellt (zehn Bataillone, 18 Eskadrons, drei Batterien), bei Montabaur das erste Treffen der Armee unter dem Herzog selbst (16 Bataillone, zwei Batterien), bei Molsberg die Reserve unter dem Kronprinzen (vier Bataillone, 15 Eskadrons, vier Batterien). Bei Gießen bildete Generalleutnant Graf v. Kalckreuth mit fünf Bataillonen, 15 Eskadrons und zwei und einer halben Batterie preußischer Truppen, sowie mit zwölf und einem halben Bataillon, zehn Eskadrons des Landgrafen von Hessen-Kassel ein besonderes Korps. Eine kleine Truppenabteilung unter dem Obersten v. Hiller (drei Bataillone, zwei Eskadrons) stand bei Ober-Lahnstein zum Vormarsch bereit. General v. Courbière sollte mit seinen Truppen bei Coblenz bleiben; er machte später auf dem linken Rhein-Ufer mit einer Abteilung eine „Diversion" auf Simmern.

Das Ziel der beiden Hauptkolonnen unter dem Herzog und dem Grafen v. Kalckreuth sollte Frankfurt sein; Hiller hatte den Vormarsch in der rechten Flanke zu begleiten, um den Feind über die eigentliche Angriffsrichtung in Zweifel zu setzen. Wo sich dieser Feind befand, ahnte man nicht; noch von einem späteren Zeitpunkte, als bereits die Hälfte des Marsches auf Frankfurt zurückgelegt war, sagt Massenbach, daß man vom Feinde ebenso viel gewußt habe, als wenn man in Philadelphia gewesen wäre.**) Von einer Aufklärung kann also trotz zahlreicher Kavallerie nicht die Rede gewesen sein; auch wußte man zur Beschaffung von Nachrichten nicht den Vorteil zu nutzen, daß man sich im eigenen Lande befand. Wie vieles andere beweist auch dies, daß, wie die große, so auch die kleine Kunst des Krieges verloren gegangen war. Tatsächlich stand Custine mit 18 000 Mann bei Höchst zwischen Mainz und Frankfurt, seine Avantgarde unter Houchard in fester Stellung westlich Ober-Ursel, nördlich von Höchst; Frankfurt war von etwa 2300 Mann mit zwei

---

*) Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 (v. Valentini), Seite 13 und 14.

**) v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 144.



Hadamar. Das Korps des Prinzen zu Hohenlohe verließ am 7. November Tawern (10 km südwestlich Trier) und rückte über Coblenz nach, um bei Weilburg Unterkunft zu nehmen. Die Sicherungsabteilung des Generals v. Köhler zog sich gleichfalls heran, blieb aber zunächst auf dem westlichen Rhein-Ufer und hielt Verbindung mit der Abteilung des österreichischen Generals Brentano, der auf Weisung des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg nach dem Abzuge der Preußen Trier besetzt hatte.

Nachdem die Truppen erst einmal zur Ruhe gekommen waren, ließ sich ihre Gefechtsfähigkeit überraschend schnell herstellen. Durch den Zuzug genesener Soldaten wurde wenigstens die Hälfte der vorgeschriebenen Stärken wieder erreicht.*) Am 12. November traf der König in Montabaur Anordnungen für die Ergänzung der Truppen aus den Depots in der Heimat. Die dem Hauptquartier beigegebene Deputation des Oberkriegskollegiums bemühte sich mit Hilfe des Artilleriegenerals v. Tempelhoff um die Beschaffung von Munition und Pferden.

Während sich die Preußen an der Lahn festsetzten, stand Custine nach wie vor in Mainz, darauf bedacht, die Bevölkerung zu revolutionieren, und bemüht, sich in Kastel einen befestigten rechtsrheinischen Brückenkopf zu schaffen. Seine Unterführer, besonders Oberst Houchard, streiften mittlerweile im Lande umher und machten sich auch den Preußen bemerkbar. Zur Sicherung des Unterkunftsbezirks nördlich der Lahn waren die Lahnübergänge von Nieder-Lahnstein, Nassau, Diez und Limburg frühzeitig besetzt worden, letzteres mit zwei Bataillonen unter dem General v. Vietinghoff. Diese wurden am 9. November von Houchard mit großer Überlegenheit überfallen, verloren zwei Offiziere und 156 Mann, während der Gegner 125 Mann liegen ließ. Demnächst zog sich Houchard wieder auf Frankfurt zurück, der Antrieb zu neuen Zusammenstößen kam nunmehr von den Preußen.

Die Preußen rüsten zu einem Vorstoß auf Frankfurt am Main.

Der König und der Herzog, dieser freilich nur widerstrebend, waren entschlossen, die Franzosen vom rechten Rhein-Ufer zu vertreiben und ihnen wenigstens Frankfurt zu entreißen. Dies Ziel war bescheiden genug und ließ von vornherein erkennen, daß man den Gegner auf dem linken Ufer im Besitz von Mainz belassen werde. Immerhin wurde doch nach der langen trüben Zeit des Rückzugs und der Rückschläge eine Tat geplant. Die Preußen kamen damit der selbstverständlichen Ehrenpflicht nach, ihre Kräfte für die Sicherung des Vaterlandes einzusetzen, nachdem sie durch ihren Einmarsch in Frankreich den Kriegssturm entfesselt hatten, der nun Deutschlands Grenzen bedrohte. Es war nur zu bedauern, daß der Entschluß, sich gegen Custine zu wenden, so spät gefaßt wurde. Ebenso gut, wie an der Lahn, konnte die Armee auch in den Quartieren bei Luxemburg ihre Gefechtskraft wiederherstellen; denn von

*) Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, 11. Heft, Seite 28. — Naturgemäß ließen der Zustand und die Ausstattung der Truppen doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 16. Pirmasens und Kaiserslautern, Seite 286.

Kellermann hatte sie nicht viel zu befürchten. Ein Vorstoß von Luxemburg im Tale der Nahe in der Richtung auf Mainz hätte voraussichtlich die Wirkung gehabt, daß Custine nicht nur das rechte Rhein-Ufer, sondern auch Mainz räumte und Hals über Kopf seinen Ausgangspunkt Landau wieder zu erreichen versuchte. Hier wäre doch einmal Gelegenheit gewesen, die heißgeliebte Kunst des Abschneidens und Herausmanövrierens mit gutem Erfolge zu üben, ja, es hätte vielleicht nicht einmal einer Auseinandersetzung mit den Waffen bedurft, um Mainz zu befreien; statt dessen machte man den langen und beschwerlichen Umweg über den Rhein bei Coblenz und packte von der Lahn aus den Stier bei den Hörnern.*)

Bis zum 25. November traf der Herzog vorbereitende Anordnungen für den Vorstoß, die mehrfache Änderungen in der Unterbringung der Truppen nach sich zogen. Bei Limburg wurde eine Avantgarde unter dem Prinzen zu Hohenlohe bereit gestellt (zehn Bataillone, 18 Eskadrons, drei Batterien), bei Montabaur das erste Treffen der Armee unter dem Herzog selbst (16 Bataillone, zwei Batterien), bei Molsberg die Reserve unter dem Kronprinzen (vier Bataillone, 15 Eskadrons, vier Batterien). Bei Gießen bildete Generalleutnant Graf v. Kalckreuth mit fünf Bataillonen, 15 Eskadrons und zwei und einer halben Batterie preußischer Truppen, sowie mit zwölf und einem halben Bataillon, zehn Eskadrons des Landgrafen von Hessen-Kassel ein besonderes Korps. Eine kleine Truppenabteilung unter dem Obersten v. Hiller (drei Bataillone, zwei Eskadrons) stand bei Ober-Lahnstein zum Vormarsch bereit. General v. Courbière sollte mit seinen Truppen bei Coblenz bleiben; er machte später auf dem linken Rhein-Ufer mit einer Abteilung eine „Diversion" auf Simmern.

Das Ziel der beiden Hauptkolonnen unter dem Herzog und dem Grafen v. Kalckreuth sollte Frankfurt sein; Hiller hatte den Vormarsch in der rechten Flanke zu begleiten, um den Feind über die eigentliche Angriffsrichtung in Zweifel zu setzen. Wo sich dieser Feind befand, ahnte man nicht; noch von einem späteren Zeitpunkte, als bereits die Hälfte des Marsches auf Frankfurt zurückgelegt war, sagt Massenbach, daß man vom Feinde ebenso viel gewußt habe, als wenn man in Philadelphia gewesen wäre.**) Von einer Aufklärung kann also trotz zahlreicher Kavallerie nicht die Rede gewesen sein; auch wußte man zur Beschaffung von Nachrichten nicht den Vorteil zu nutzen, daß man sich im eigenen Lande befand. Wie vieles andere beweist auch dies, daß, wie die große, so auch die kleine Kunst des Krieges verloren gegangen war. Tatsächlich stand Custine mit 18 000 Mann bei Höchst zwischen Mainz und Frankfurt, seine Avantgarde unter Houchard in fester Stellung westlich Ober-Ursel, nördlich von Höchst; Frankfurt war von etwa 2300 Mann mit zwei

---

*) Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 (v. Valentini), Seite 13 und 14.

**) v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 144.

Geschützen unter dem General van Helden besetzt, dem die aufsässige Bevölkerung der freien Reichsstadt Schwierigkeiten machte.

Beginn der Bewegungen gegen Frankfurt am Main.

Am 26. November brachen die drei zum Vormarsch bestimmten Kolonnen bei kaltem Schneewetter auf. Bis zum 29. November gelangte die Kolonne des Herzogs in dem üblichen Schneckengange über Lindenholzhausen, Kamberg und Anspach bis Homburg; in Kamberg wurde eine Sicherungsabteilung von vier Bataillonen und vier Eskadrons unter dem General v. Pfau zurückgelassen, um die Vormarschstraße für den Fall eines Rückzugs besetzt zu halten. Am gleichen Tage befanden sich von der Kolonne Kalckreuth, die von Gießen über Assenheim zunächst bis Bergen, nördlich von Frankfurt, vorgerückt war, die preußischen Truppen gleichfalls bei Homburg, die kasselschen bei Bergen; zwischen die beiden Gruppen waren bis Vilbel 3000 Mann darmstädter Truppen von Gießen her eingerückt.*) Die Abteilung Hiller stand bei Nastätten. In einem großen Bogen umspannten also die verbündeten Truppen ihr Ziel Frankfurt und die Kräfte des Gegners. Am 29. November Morgens erfuhr man endlich von einem Landeseinwohner, daß der Feind bei Ober-Ursel stand. Oberst Houchard hielt dieses Dorf und eine westlich von ihm gelegene Höhe besetzt, die von einigen schlecht angelegten Schanzen gekrönt war. Von den verbündeten Truppen in seiner rechten Flanke bei Homburg trennte ihn der morastige Urselbach. Als er von dem Anmarsch des Feindes erfuhr, zog er seine zerstreuten Truppen schleunigst aus den nächsten Dörfern zusammen. Seine Stellung war damals schon so gut wie umgangen, und wenn die verbündeten Truppen von Homburg weiter auf Frankfurt marschiert wären, so hätte er über kurz oder lang abziehen müssen, um nicht im Rücken angegriffen zu werden und die Verbindung mit der Hauptmacht Custines bei Höchst nicht zu verlieren. Ihm geschah aber eine große und unverdiente Ehre. Der Herzog konnte sich am 29. November weder zu einem Angriff auf den Feind, noch zu einem Weitermarsch auf Frankfurt entschließen, sondern ließ die Truppen am Wege Homburg—Stedten ein Biwak beziehen, in dem es bei großer Kälte den Mannschaften an Holz, Stroh und Verpflegung fehlte.**) Für den 30. November beschloß er, mit den Hauptkräften zwar weiter auf Frankfurt zu gehen, die Avantgarde aber unter dem Prinzen zu Hohenlohe zurückzulassen, um die feindliche Stellung zu nehmen. Zu diesem Zweck sollte der Prinz mit einem Flankenmarsch vor der Front des Feindes entlang von Stedten nach Reifenberg marschieren, um von dort aus den Gegner in der linken Flanke zu fassen. Houchard hatte also als Ergebnis seiner Stellungnahme bei Ober-Ursel einen erheblichen Zeit-

*) Von Bergen aus hatte Graf v. Kalckreuth den General van Helden in Frankfurt zur Übergabe auffordern lassen, aber eine abschlägige Antwort erhalten.

**) v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 148. — Zimmermann, Die Wiedereroberung Frankfurts durch die Preußen und Hessen im Jahre 1792, Berliner Kalender 1844, Seite 85.

gewinn und die Fesselung eines großen Teils der verbündeten Truppen zu verzeichnen. Als er am 2. Dezember Morgens — der 1. Dezember war für die Avantgarde der Preußen ein Ruhetag — tatsächlich von Reifenberg her angegriffen wurde, zog er sich mit seinen fünf oder sechs Bataillonen und zehn bis zwölf Eskadrons nach Höchst zurück.

Die dem Herzog von Braunschweig unmittelbar unterstellten Truppen blieben am 30. November infolge eines Gegenbefehls noch bei Homburg, Kalckreuth trennte sich wieder von ihnen und schob sich in die Gegend zwischen Homburg und Vilbel nach Ober-Erlenbach. Da am nächsten Tage keinerlei Bewegungen geschahen, so standen am Abend des 1. Dezember, dem Vorabend des Sturmes auf Frankfurt, die für diese Unternehmung in Betracht kommenden Truppen wie folgt: das Gros der rechten Kolonne unter dem Herzog bei Homburg, Kalckreuth bei Ober-Erlenbach, die darmstädter Truppen bei Vilbel, die kasselschen bei Bergen.

Sturm auf Frankfurt am Main.

Nach den Anordnungen des Herzogs sollten die ihm unterstellten Streitkräfte, die preußischen Truppen der Kolonne Kalckreuth, die kasselsche Brigade v. Cochenhausen und das darmstädter Kontingent, am 2. Dezember Morgens bei Vilbel bereit stehen, um gegen die französischen Kräfte bei Höchst und Rödelheim zu sichern. Bei Homburg hatte gegen den Feind bei Ober-Ursel die Kavallerie des Herzogs von Weimar zu bleiben. Der Sturm selbst wurde den Truppen des Landgrafen von Hessen-Kassel übertragen und sollte sich gegen die Nord- und Ostseite der Stadt und gegen Sachsenhausen auf dem südlichen Main-Ufer richten. Die Vorbereitungen für den Sturm traf der preußische Oberstleutnant und Flügeladjutant v. Rüchel, der schon seit dem Beginn des Krieges dem hessischen General v. Biesenrodt als Berater zugeteilt war.

Damit war die Aufgabe an den rechten Mann gekommen. Rüchel ist der Nachwelt hauptsächlich durch seinen verunglückten Angriff bei Capellendorf am 14. Oktober 1806 und durch die absprechende Charakteristik bekannt geworden, die Clausewitz in seinen „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" von ihm entwirft.*) In der Schätzung seiner Zeitgenossen stand er aber viel höher**) und zeigte sich jedenfalls bei Frankfurt als ein Führer von ungestümer Tatkraft und doch großer Umsicht. Schwer war die Aufgabe, Frankfurt zu nehmen, allerdings nicht. Die Stadt hatte zwar eine Befestigung, der Wall war aber zum Teil abgetragen, der Wassergraben nicht tief, das Glacis mit Gärten und Häusern bedeckt. Als Rüchel am Morgen des 2. Dezember die Sturmkolonnen gegen das Hanauer (Allerheiligen-) und Friedberger (Neue) Tor vorrücken ließ, war aber das Infanteriefeuer der Besatzung doch so stark, daß Kanonen vorgeholt werden mußten, um die Verteidigungs-

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 10, Zweite Auflage, Seite 20.

**) v. d. Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, Zweite Auflage, Seite 113.



linie zu bestreichen und in die geschlossenen Tore Bresche zu schießen. Fast wäre das Unternehmen jetzt noch gescheitert, weil der Herzog von Braunschweig, den der Widerstand des Gegners bedenklich machte, den Sturmkolonnen befahl, nicht weiter vorzugehen. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihm und Rüchel, dem der König von Preußen dadurch ein Ende bereitete, daß er anordnete, die Kolonnen wieder in Marsch zu setzen.

Einnahme von Frankfurt am Main.

Inzwischen vollzog sich in der Stadt das Schicksal der Verteidiger. Als General van Helden seine beiden Geschütze nach dem Walle vorholen lassen wollte, bemächtigte sich ihrer eine aufgeregte Volksmenge, warf die Rohre von den Lafetten und machte sie unbrauchbar. Dieselben Frankfurter Patrioten strömten nach den Toren, öffneten sie trotz des heftigen Feuers, ließen die Zugbrücken hinab und erleichterten so den Hessen das Eindringen in die Stadt. Die Sturmkolonnen brachen vor, es kam zum Straßenkampf; ein großer Teil der Franzosen mitsamt ihrem General wurde gefangen genommen, ein kleiner entkam über Sachsenhausen und Bockenheim. Die Franzosen verloren gegen 300 Mann an Toten und Verwundeten; nahezu 1000 Mann mit zahlreichen Offizieren streckten die Waffen. Von den hessischen Truppen wurden 12 Offiziere und rund 160 Mann getötet oder verwundet. Auch eine Anzahl von Frankfurter Bürgern fiel dem Kampf zum Opfer.

Die Eroberung der Stadt vollzog sich angesichts der Hauptkräfte der Verbündeten, die unmittelbar nördlich von Frankfurt aufmarschiert waren, angesichts auch der Hauptkräfte Custines, die noch bei Höchst auf dem Nordufer des Mains standen. Der Herzog von Braunschweig dachte nicht einen Augenblick daran, mit seiner Armee die des Feindes anzugreifen, mit einem Schlage der französischen Invasion ein Ende zu bereiten. Custine war etwas regsamer. Als er merkte, daß Frankfurt ernsthaft gefährdet war, sandte er den General Neuwinger mit 8000 Mann zur Unterstützung van Heldens vor. Neuwinger kam nur bis in die Gegend von Bockenheim; dort stieß er schon auf Teile der feindlichen Hauptkräfte, die der Herzog von Braunschweig ihm entgegenwarf. Es kam zu einem leichten Gefecht, in das die hessische Brigade v. Cochenhausen und einige preußische Truppenteile verwickelt wurden; schließlich zog Custine auf Mainz ab, Neuwinger übernahm die Nachhut. Die Franzosen hatten bei Bockenheim etwa 50 Mann eingebüßt.

Custine räumt das rechte Rhein-Ufer.

So endete der 2. Dezember mit einem Erfolge der Verbündeten, der allerdings nur vom Standpunkte jener Zeit aus als bedeutend bezeichnet werden kann. Man hatte den schwach verteidigten geographischen Punkt Frankfurt genommen, die dicht dabei haltende feindliche Armee aber ungeschlagen gelassen. Damals bedeutete indes der Besitz einer Stadt, einer Festung, eines Landstrichs mehr als die Niederkämpfung der feindlichen Feldarmee in der Schlacht. Der Zug nach Frankfurt ist ein Abbild des Zuges nach Frankreich im kleinen. Derselbe zaudernde, tastende Vormarsch, dieselbe Bedenklichkeit und Unentschlossenheit angesichts des Feindes, dieselbe Scheu, die

Entscheidung zu suchen. Wäre Rüchel nicht gewesen, so hätte der Zug wohl — wenn auch nicht mit einem Rückschlage — so doch mit einem Nichterfolge geendet. Tatsächlich zeitigte er aber eine nachträgliche Wirkung, die über jede Erwartung hinausging. Custine war zunächst bis in die Gegend von Hochheim und Wiesbaden zurückgegangen, räumte aber, einem schwachen Drucke der Verbündeten nachgebend, noch in der ersten Hälfte des Dezember das rechte Rhein-Ufer ganz, bis auf Besatzungen in Hochheim, Kostheim, Kastel und in der kleinen Festung Königstein nordwestlich von Frankfurt. Er brachte seine 45 000 Mann teils in Mainz, teils in Quartieren zwischen Mainz und Worms unter und sicherte sich gegen die Österreicher im Westen durch Entsendungen nach Bingen und Kreuznach.

Damit trat auf diesem Kriegsschauplatz die winterliche Ruhe ein, die damals für unentbehrlich gehalten wurde, aber doch nicht ganz ungestört war. Der Prinz zu Hohenlohe schloß nach seinem leichten Siege bei Ober-Ursel Königstein ein, das von einigen hundert Franzosen verteidigt wurde, vermochte aber die starke Feste nicht zu bezwingen. Später leitete der Kronprinz von Preußen die Blockade, die erst am 14. März 1793 zur Kapitulation führte. Dem Abzuge Custines auf das linke Rhein-Ufer folgten preußische und hessische Truppen bis Hochheim und vertrieben dort am 14. Dezember die schwache französische Besatzung, so daß die Franzosen Mainz gegenüber auf Kastel und Kostheim beschränkt blieben. Inzwischen bezogen die preußischen Truppen in Frankfurt, Höchst und Umgebung, die kasselschen Truppen zum Teil in Frankfurt, zum Teil in Kassel, das darmstädter Kontingent in Darmstadt Quartiere. Die Sicherung übernahm der Prinz zu Hohenlohe mit einem Teil der preußischen Truppen und einer kasselschen Brigade in einer Aufstellung, die gegenüber Mainz in dem stumpfen Winkel zwischen Rhein und Main den französischen Brückenkopf Kastel umspannte. Auch Coblenz blieb von den Preußen besetzt.

Dumouriez rüstet zum Einmarsch in Belgien.

Hatte der Rückzug der Preußen von Luxemburg nach Coblenz zu einer räumlichen Scheidung zwischen ihnen und den österreichischen Verbündeten geführt, so brachte ihnen der Schluß des Jahres einen Teil der kaiserlichen Streitmacht am Rhein wieder nahe, leider infolge von fortgesetzten Niederlagen der deutschen Waffen in den Niederlanden. Nachdem Dumouriez am 6. Oktober den größeren Teil der französischen Truppen in der Champagne nach Vouziers zur Verwendung gegen Belgien in Marsch gesetzt hatte, eilte er nach Paris, um die Vorbereitungen für den Kriegszug an der Nordgrenze Frankreichs zu betreiben. Er erlangte von den Machthabern das erforderliche Artilleriematerial, im übrigen aber nur Versprechungen für sonstige Lieferungen. Außerdem wurde in seiner Anwesenheit beschlossen, daß Kellermann längs der Mosel vorstoßen solle, um Dumouriez später am Rhein die Hand zu reichen; Custine wurde es überlassen, nach eigenem Ermessen jenseits des Rheins zu operieren. Auch an der Südgrenze, wo sich General Montesquiou bereits des sardinischen Savoyens und Nizzas bemächtigt hatte, wurden weitere Unternehmungen

Skizze 41.



in Aussicht genommen, die sich gegen Genf richteten. Das junge republikanische Staatswesen trug sich also mit großen Plänen, nachdem es durch die Erfolge Dumouriez' und Custines der Überlegenheit über die monarchischen Sklavenarmeen sicher geworden zu sein glaubte. Als Dumouriez am 24. Oktober in Valenciennes eintraf, fand er seine Truppen an der belgischen Grenze verteilt: die Nordarmee unter La Bourdonnaye stand bei Lille, die belgische „große" Armee bei Valenciennes, das Korps des Generals Harville bei Maubeuge, das Korps des Generals Valence, die sogenannte Ardennen-Armee, die Kellermann hatte abtreten müssen, war auf dem Marsche von Sedan nach Givet. Im ganzen verfügte Dumouriez über 80 000 bis 90 000 Mann. Er beabsichtigte, die Nordarmee auf Gent, die belgische Armee über Mons auf Brüssel, die Korps Harville und Valence auf Namur vorrücken zu lassen und hoffte auf diese Weise den Herzog zu Sachsen-Teschen auf Brüssel zurückzudrängen, zugleich aber das von Arlon anrückende Korps Clerfayt von der österreichischen Hauptmacht abzuschneiden.

Schlacht bei Jemappes.

Gegenüber den weit verteilten, aber überlegenen französischen Streitkräften glaubte der Herzog zu Sachsen-Teschen seine Truppen an der Grenze in der bisherigen kordonartigen Aufstellung, die von Courtrai über Mons bis Namur reichte, belassen zu müssen. Am meisten schien ihm Mons bedroht, wo er einen großen Teil seiner Truppen bereitgestellt hatte; sehnsüchtig erwartete er das Herankommen des Korps Clerfayt, um dieses Punktes sicher zu sein. Da Dumouriez wegen der mangelhaften Ausrüstung seiner Armee den Angriff noch hinausschob, hatte der Herzog tatsächlich die Freude, am 1. November die erste Staffel der Clerfaytschen Truppen ungestört in Mons einziehen zu sehen. Am 3. November begannen die Franzosen von Valenciennes auf Mons vorzurücken; an diesem Tage, sowie am 4. und 5. November, fanden schon Gefechte zwischen den beiderseitigen Avantgarden statt. Am Abend des 5. November standen sich bei Jemappes, westlich von Mons, etwa 14 000 Österreicher unter dem Herzog und 42 000 Franzosen unter Dumouriez gegenüber.*) Dieser hatte die belgische Armee durch das Korps des Generals Harville verstärkt; weiter nördlich war La Bourdonnaye im langsamen Vorrücken auf Tournai begriffen, Valence stand bei Givet und war noch nicht gefechtsfähig. Es kam am 6. November zur Schlacht, die durch eine fünfstündige Kanonade eingeleitet wurde. Nachdem sich die Überlegenheit der französischen Artillerie unzweifelhaft kundgetan hatte, griff die französische Infanterie an und warf die Österreicher in zweistündigem Gefecht trotz tapferer Gegenwehr über die Haine bis Maisieres, nördlich von Mons, zurück.**) Dumouriez folgte bis zu diesem befestigten Ort, der ihm am 7. November nach

*) Im Gefolge des Herzogs zu Sachsen-Teschen befand sich der jugendliche Erzherzog Karl.

**) Die Österreicher verloren 818 Mann an Toten und Verwundeten, 423 Mann an Gefangenen, die Franzosen rund 2000 Mann an Toten und Verwundeten. — Krieg gegen die französische Revolution 1792—1797. Vom k. und k. Kriegsarchiv. II. Band, Seite 247.



Abzug der Garnison übergeben wurde. Er hatte durch die Überlegenheit seiner Artillerie und durch seine Übermacht einen Sieg über wohlgeschulte und festgefügte, aber schlecht geführte Truppen errungen; die Niederlande lagen offen vor ihm, er stand auf der Höhe seiner Laufbahn.

Rückzug der Österreicher über Brüssel auf Aachen.

Dem Herzog zu Sachsen-Teschen blieb nichts übrig, als nach Brüssel zurückzugehen, zumal da inzwischen auch die französische Ardennen-Armee von Givet aufgebrochen war und Namur bedrohte. Hierdurch sah er seine Verbindungen mit Deutschland so gefährdet, daß er sogleich ein starkes Korps von acht Bataillonen und sieben Eskadrons unter dem Feldmarschalleutnant v. Beaulieu über Brüssel nach Namur entsandte, um die dortige schwache Besatzung zu verstärken.*) Inzwischen ging der rechte Flügel seiner Truppen aus der Gegend von Courtrai über Gent zurück und erreichte am 12. November Alost; der Herzog stand an diesem Tage östlich von Brüssel, Beaulieu bei Löwen.

Die Hoffnung des Herzogs, wenigstens einen Teil des Landes westlich der Maas seinem Kaiser erhalten zu können, erwies sich als trügerisch. Dumouriez rückte langsam nach und warf am 13. November die österreichische Nachhut bei Anderlecht auf Brüssel zurück. Das war der Anstoß zum weiteren Rückzuge bis Löwen. Das Oberkommando ging am 15. November von dem erkrankten Herzog auf den Feldzeugmeister Grafen v. Clerfayt über. Am 18. November mußte Beaulieu, ohne Namur erreicht zu haben, vor der anrückenden Ardennen-Armee, aus der Gegend nördlich dieser Stadt auf Huy an der Maas weichen. Damit war die linke Flanke der Hauptkräfte entblößt; Clerfayt, an den sich inzwischen die Truppen des rechten Flügels herangefunden hatten, zog daher langsam von Löwen auf Lüttich ab, wo er am 26. November anlangte. Er nutzte die Maas für einen neuen Kampf nicht aus, sondern setzte, dem Drucke Dumouriez' nachgebend, den Rückmarsch zunächst bis Henri Chapelle, halbwegs zwischen Lüttich und Aachen, fort.

Dumouriez ging in der Verfolgung der Österreicher mit der belgischen Armee über Lüttich nicht hinaus; inzwischen belagerte die Nordarmee unter Miranda Antwerpen, die Ardennen-Armee unter Valence Namur.

Angriffe Beurnonvilles auf das Korps Hohenlohe-Kirchberg.

Es brach nun eine schwere Krisis über die Österreicher herein. Am 30. November fiel Antwerpen, am 3. Dezember Namur. Beaulieu zog sich, von Namur aus bedroht, von Huy in südlicher Richtung nach Marche zurück, trennte sich also ganz von Clerfayt. An der luxemburgischen Grenze hielt noch Fürst zu Hohenlohe-Kirchberg die Wacht. Gegen ihn richtete sich am 30. November der längst geplante Vorstoß der Mosel-Armee unter Beurnonville, die von Saarlouis vorgehend am 30. November Hermeskeil erreichte. Es kam alles darauf an, daß Hohenlohe Trier

---

*) Bei Namur befand sich das Emigranten-Korps, das vorher der preußischen Hauptarmee zugeteilt war. Es ging schleunigst nach Brüssel zurück und löste sich später in Lüttich auf. Seite 419.

hielt; fiel diese Stadt, so war der Rückzug Clerfayts hinter den Rhein nur noch eine Frage der Zeit, und Hohenlohe selbst geriet in eine hoffnungslose Lage, weil ihm die Verbindung mit Deutschland verlegt werden konnte. Ebenso wäre wohl auch Beaulieus Schicksal entschieden gewesen, der von Marche über Arlon dem Fürsten zu Hilfe eilte. Es gelang aber Hohenlohe, mit 8000, später 10 000 Mann in der Zeit vom 6. bis zum 17. Dezember die Angriffe der über 20 000 Mann starken Mosel-Armee, die gegen die Höhen von Pellingen und Wawern anstürmte, abzuwehren, obwohl sein rechter Flügel schließlich bis Grevenmachern und Conz zurückweichen mußte. Als die Mosel-Armee erschöpft und ohne Erfolg wieder auf Saarlouis abzog, war sie der Auflösung nahe und jeder Mannszucht bar.

Rückzug der Österreicher bis hinter die Erft. Winterquartiere.

Leider hatte das heldenmütige Ausharren der Truppen des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg nicht die erhoffte Wirkung, die österreichische Hauptmacht vor einem weiteren Rückzuge zu bewahren. Nach dem Falle von Antwerpen und Namur rückte die französische Nordarmee langsam auf Roermond, die Ardennen-Armee auf Malmedy vor. Clerfayt befürchtete eine doppelte Umfassung, wich am 8. Dezember zunächst nach Aachen und dann bis zum 16. Dezember hinter die Erft zurück. Hätten die Franzosen, die ziemlich am Ende ihrer Leistungsfähigkeit waren, wirklich noch einige Offensivkraft besessen, so wäre dem österreichischen Feldherrn wohl ein Rückzug bis hinter den Rhein nicht erspart geblieben. Der Gedanke, seine feldbrauchbaren Truppen zu einem Angriff auf einen Teil der in weiter Verzettelung operierenden französischen Armee zu verwenden, deren mangelhafter Zustand ihm nicht unbekannt war, kam ihm nicht; er mochte wohl auch seine Kräfte nicht mehr aufs Spiel setzen, nachdem ihm bereits in der Person des Prinzen Josias von Sachsen-Koburg ein Nachfolger im Kommando bestimmt war. Auf der anderen Seite hatte Dumouriez weitere Offensivpläne bereits aufgegeben; seine Truppen bedurften dringend der Ruhe und Wiederherstellung. So konnte Clerfayt am 26. Dezember, ohne neue Angriffe befürchten zu müssen, seine Armee in Winterquartieren auf dem linken Rhein-Ufer unterbringen, indem er den Raum Düsseldorf—Gladbach—Düren—Zülpich—Sinzig—Köln belegte; sein linker Flügel hatte in der Gegend von Coblenz Fühlung mit den preußischen Quartieren. Das Korps des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg, das nunmehr auch die Truppen des Feldmarschalleutnants v. Beaulieu umfaßte, blieb in der Gegend von Luxemburg und Trier. Am Oberrhein stand wie bisher noch zwischen Kehl und Basel das Korps des Feldmarschalleutnants Grafen Wallis. Dumouriez' Winterquartiere lehnten sich mit dem rechten Flügel, dem Korps Harville, an Givet, mit dem linken Flügel, der Nordarmee, an Venloo; in der Mitte befand sich die Ardennen-Armee, vorwärts von dieser, gegen die Österreicher Clerfayts vorgeschoben, die belgische Armee. Beurnonville lag mit der Mosel-Armee in und südlich der Linie Merzig—Diedenhofen. Längs des Oberrheins, zwischen Hüningen und Lauterburg, waren, den Truppen des Grafen Wallis gegenüber, noch Kräfte der Rhein-

Skizze 42.

Armee verteilt, deren Kommando seit einiger Zeit General Deprez-Crassier führte. Um das Bild zu vervollständigen, möge man sich erinnern, daß die Preußen mit ihren hessischen Verbündeten auf dem rechten Rhein-Ufer um Coblenz, Frankfurt und Darmstadt standen, ihnen gegenüber im Raume Mainz—Kreuznach—Speyer die Rhein-Armee Custines.

Ausgang des Feldzugs.

So blieben die Gegner Klinge an Klinge; schon das deutete darauf hin, daß der Krieg im nächsten Jahre fortgesetzt werden würde. In der Tat hatten sich Preußen und Österreich bereits verständigt, den Kampf um Deutschlands Grenzen im Jahre 1793 wieder gemeinsam aufzunehmen. Für Frankreich bestand um so weniger Veranlassung, an einen Frieden zu denken, als ihm durch den Krieg große Erfolge beschieden waren. Nicht nur hatte es seine Gegner, mit alleiniger Ausnahme des Korps Hohenlohe-Kirchberg, bis an oder über den Rhein zurückgedrückt, auch im Süden waren ihm Savoyen, Genf und Nizza zugefallen. Die französischen Machthaber kamen also der Erfüllung des alten Wunsches nahe, die Grenzen Frankreichs bis zum Rhein und bis zu den Alpen auszudehnen. Unklare Vorstellungen, daß sie berufen seien, ihren knechtisch unterdrückten Nachbarn durch den Krieg die Segnungen der Freiheit und der Revolution zu bringen, spielten bei ihren weiteren Plänen auch eine Rolle. Niemand konnte im Zweifel sein, daß Frankreich im Begriffe stand, einen europäischen Krieg zu entfesseln, der sich nicht mehr allein gegen die bisherigen Gegner, Preußen, Österreich und Sardinien, richtete; denn schon war das Deutsche Reich betroffen, Hollands Neutralität in den letzten Kämpfen verletzt, England halb bereit, sich gegen Frankreich zu wenden. Niemand aber ahnte, daß der schleppende und matte Feldzug des Jahres 1792 der Ausgangspunkt eines kriegerischen Zeitalters werden sollte, das mit geringen zeitlichen Unterbrechungen bis zum Jahre 1815 dauerte und dem größten kriegerischen Genius freie Bahn schuf, um die Kunst des Krieges unter Ausnutzung fast unerschöpflicher Mittel zu einer bis dahin unbekannten Höhe der Tatkraft und des Erfolges zu führen.

Betrachtungen.

Als sich die preußische Hauptarmee am 7. Oktober auf dem Rückzuge aus der Champagne anschickte, die Maas bei Dun zu überschreiten, traf der Herzog von Braunschweig mit Goethe zusammen und sagte ihm folgendes: „Es tut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden."*) Es steht dahin, ob es wirklich des preußischen Heerführers Herzensmeinung war, daß die Schuld an dem mißglückten Feldzuge nur dem schlechten Wetter zuzuschreiben sei.

*) Goethe, Campagne in Frankreich, den 9. Oktober.

In der Armee war man anderer Ansicht. Als Goethe am 28. Oktober nach glücklicher Errettung aus allen Kriegsnöten in Trier mit vielen preußischen Offizieren an der Wirtshaustafel speiste, brach sich der allgemeine Unmut in scharfen Urteilen Bahn. „Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren."*) Auch Valentini berichtet, daß „das meiste vom Übel dem Oberbefehl zugeschoben ward".**) Massenbach „zürnte auf den Genius des Herzogs", wozu ihm allerdings weniger der verunglückte Feldzug in Frankreich, als das unentschlossene Verhalten des Herzogs vor Frankfurt Veranlassung gab.***)

Es ist nicht bekannt, ob solche Urteile auch bis zu den Ohren des Königs von Preußen gedrungen sind, jedenfalls fanden sie bei ihm keinen Widerhall, obwohl er mehrfach in die zaudernde Strategie des Herzogs eingegriffen hatte. Nach wie vor schenkte er ihm volles Vertrauen, beließ ihm den Oberbefehl, als der Feldzug im Jahre 1793 wieder aufgenommen wurde, und schrieb ihm am 18. September dieses Jahres, als er selbst die Armee verließ, folgende anerkennenden Worte: „Ich nehme nicht Anstand, Euer Durchlaucht und Liebden während meiner Abwesenheit das unbeschränkte Kommando meiner hiesigen Armee und sämtlicher detachierten Korps hierdurch zu übertragen, und bin überzeugt, daß Ich die vollkommene Gewalt keinen besseren Händen anvertrauen kann, und daß die Armee unter dero Befehl fortfahren werde, Ruhm und Lorbeeren einzusammeln."†) Auch als der Herzog am 26. Dezember 1793 nach dem ergebnislosen Ausgang dieses Kriegsjahres um Enthebung vom Oberkommando bat, verblieb ihm die hohe Stellung, die ihm im preußischen Militärstaat eingeräumt war, und sein Ansehen fand wenigstens am preußischen Hofe keine Schmälerung. In diesem Verhältnis ward durch den Regierungswechsel im Jahre 1797 nichts geändert. Es war ein fast selbstverständlicher Akt, daß der Herzog, nachdem er schon bei der Mobilmachung im Jahre 1805 in Hannover das Kommando geführt hatte, im Jahre 1806 an die Spitze der preußischen Feldarmee berufen wurde. So trat dem Träger einer mit rücksichtsloser Energie gepaarten Kriegführung der Feldherr gegenüber, der trotz mancher günstiger Umstände nicht imstande gewesen war, die unfertige Armee Dumouriez' zu schlagen, und auf dem Zuge nach Paris bereits an den Argonnen Schiffbruch erlitten hatte.

Die Frage, wie es zu so fehlerhafter Wahl kommen konnte, ist häufig erörtert worden. Die schlimmen Erfahrungen im Feldzuge von 1792 hat man niemals so ernsthaft nachgeprüft, daß sie zum Ausgangspunkt für eine Reform der Armee an

---

*) Goethe, Campagne in Frankreich, Trier, den 28. Oktober.

**) Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794, Seite 14.

***) Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 156.

†) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 16. Pirmasens und Kaiserslautern, Seite 319.

Haupt und Gliedern geworden wären. Nachdem sich in dem lahmen Stellungskriege von 1793 und 1794 der preußische Soldat wieder als tüchtig und diszipliniert erwiesen, und besonders die Kavallerie große Erfolge errungen hatte, kam es allmählich in Vergessenheit, daß dieselben Preußen völlig unfähig gewesen waren, einen Krieg zu führen, der in schnellen und kühnen Bewegungen gegen den Feind, kurzum im Angriff gipfelt und die Entscheidung durch rasche Schläge zu erzwingen sucht. Dieser Vorwurf trifft indessen am wenigsten die Armee selbst. Sie war damals nicht mehr ganz das starre, unteilbare, schwer bewegliche Instrument der Lineartaktik, mit dem nur ein Meister wie Friedrich der Große Wunder einer aktiven Kriegführung verrichten konnte. Im Feldzuge 1792 wurde fast durchweg in getrennten Korps marschiert und gelagert, und nur in der Schlacht selbst hielt man an dem schematischen, treffenweisen Aufbau der Gesamtarmee fest. Die Verpflegungsweise war angeblich immer noch die alte, die die Armee an Magazine und an die Feldbäckerei fesselte; tatsächlich lebten aber die Truppen, so gut es eben ging, aus dem Lande, und es fehlte nur die Reglementarisierung der unerlaubten Plünderung, die die Hilfsmittel des Kriegsschauplatzes unmittelbar verwertete. Dieses ungebundene System war freilich nicht nach dem Geschmack der Befehlshaber, indes so lange die Armee in Feindesland war, gab man es unter dem Zwange der Not auf, dagegen zu eifern. Tatsächlich war die Armee freier in ihren Bewegungen, handlicher für die Führung geworden. Diese Vorteile wurden aber nicht erkannt, nicht im Sinne einer gesteigerten Energie der Leistungen genutzt und auch in der Folgezeit nicht genug gewürdigt.

Die preußische Armee von 1792 war „so gut, wie sie bei der Knappheit der Mittel und bei der damaligen Verfassung von Staat und Kriegswesen überhaupt nur sein konnte".*) Ihre Kriegstüchtigkeit und Mannszucht standen hoch über der des Gegners, dessen Heer im kleinen ein Abbild der im Lande herrschenden Revolution war. An der Überlegenheit der feindlichen Streitkräfte ist der Feldzug in der Champagne nicht gescheitert, sondern an der Führung, die in einer fast laienhaften Vorstellung vom Wesen des Krieges an die Stelle der Kriegskunst eine unzulängliche Manövrierkunst setzte.

Was man damals unter der geistigen Tätigkeit des Heerführers verstand, erhellt aus einem Worte Massenbachs, eines der schlimmsten allerdings, die sich je am Kriege versündigt haben; nach seiner Meinung ist das Kriegshandwerk nichts anderes als philosophische, mathematische Kombination. „Ohne jemals Mathematik studiert zu haben, selbst ohne sie zu kennen, ohne sie zu lieben, war Friedrich II. Mathematiker, insofern er jenen Kombinationsgeist besaß."**) Das klingt zwar geistvoll, ist aber

---

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 16. Pirmasens und Kaiserslautern, Seite 279.

**) Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats, I. Band, Seite 400.

eine gefährliche Verirrung, weil an die Stelle des Spiels der lebendigen Kräfte im Kriege ein schachspielartiger Methodismus gesetzt wird. Aus solchen und ähnlichen Gedankengängen erklären sich die eigentümlichen Operationen, die an des Feindes Streitkräften nichtachtend vorüberziehen, um ein Ziel zwischen getrennten Gruppen des Gegners oder in seinem Rücken zu gewinnen, eine Festung, eine Höhe, einen Fluß, eine Straße, in der Hoffnung, damit eine für den Feind ungünstige Lage herbeizuführen, ihn zum Ausweichen, zum Rückzug, vielleicht sogar zur Einleitung von Verhandlungen zu nötigen. Dieser Methodismus war ungemein lebenskräftig, weil ihm auch der Gegner huldigte; und da aus dem beiderseitigen Bestreben, sich durch künstliche Operationen zu übervorteilen, die Schlacht aber zu vermeiden, fast niemals eine wirkliche Niederwerfung des einen der beiden Gegner hervorging, so waren die Kriege für den Bestand des Staates nicht gefährlich. Im Feinde erblickte man nicht den zum Äußersten entschlossenen Widersacher, der sein eigenes Dasein daran setzte, um unser Dasein zu vernichten, sondern den höflichen Duellgegner, dem man mit gleicher Höflichkeit dienen mußte.

Solcher Auffassung entsprang die übertrieben zuvorkommende Behandlung von Kriegsgefangenen und Unterhändlern. Als die Verbündeten Verdun genommen hatten, erhielt die Garnison in der Stärke von 5000 Mann freien Abzug mit allen Ehren und voller Bewaffnung. Diese 5000 Franzosen hatten aber nichts Eiligeres zu tun, als nach les Islettes zu marschieren und den Paß für die Verbündeten zu sperren, bis die Avantgarde Dumouriez' unter Dillon heranrückte. Im preußischen Lager trug man kein Bedenken, nach der Kanonade von Valmy den französischen Führer zum Besuch einzuladen, und man hätte ihm, wenn er gekommen wäre, sicherlich nicht die Augen verbunden, sondern vollen Einblick in die mißlichen Verhältnisse der eigenen Armee gewährt. Das Verständnis für den furchtbaren Ernst des Krieges war also verloren gegangen. Dies gilt ebenso für die damaligen preußischen Generale wie für die Führer der übrigen europäischen Armeen.

In der Zeit von den Revolutionskriegen bis zum Jahre 1806 wurden zwar manche Versuche gemacht, an der preußischen Armee im einzelnen zu bessern, aber die Grundlagen ihrer Organisation und Ausbildung blieben unverändert, und so war die Armee von 1806 im ganzen genommen noch die von 1792. Ihr Verhältnis zum Gegner hatte sich jedoch zu ihrem Nachteil verschoben. Im Jahre 1792 war sie überlegen gewesen, nun waren es die Franzosen, die durch fortgesetzte Kämpfe und durch die Anpassung an die tätige, zur Entscheidung drängende Kriegsweise ihres großen Meisters Napoleon den Ruhm für sich beanspruchten, die kriegstüchtigste Nation Europas zu sein. Zudem war die französische Armee von 1806 dieselbe, die im Jahre 1805 blendende Erfolge errungen hatte und mit Recht als die beste bezeichnet wird, die Napoleon je ins Feld gestellt hat.*) Indes bestanden auf dem Gebiet der Taktik keine so wesent-

*) „Die Heerführung Napoleons" von Oberst Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Seite 10.

lichen Verschiedenheiten zwischen der preußischen und französischen Art des Kampfes, daß damit allein der Zusammenbruch auf den Feldern von Jena und Auerstedt erklärt wäre.*) Was die Niederlage in erster Linie verschuldete, war die Führung und der Geist, in dem sie gehandhabt wurde. Wer die Geschichte des Feldzuges von 1792 kennt, wird nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß der Herzog von Braunschweig und alle andern Generale, die in seinen Anschauungen befangen waren, einem Napoleon erliegen mußten. Die Kanonade von Valmy war zwar eigentlich keine verlorene Schlacht, aber „sie hat mehr entschieden als die Schlacht von Hochkirch";**) sie bildete durch die Bankerotterklärung der methodischen Kriegführung den ersten Akt im militärischen Niedergange des alten Preußens.

Nun ist sicherlich ein geschichtliches Ereignis von so tiefgreifender Bedeutung, wie die Katastrophe von 1806, nicht mit der einfachen Formel zu erklären, daß die militärische Führung auf dem Schlachtfelde versagt habe; noch viele andere Ursachen haben zum Sturze Preußens von der Höhe seiner früheren Macht beigetragen.***) Indes — ähnlich wie im Jahre 1870/71 auf der Seite der Franzosen — sind doch die ersten verlorenen Schlachten entscheidend gewesen, weil sie die Überlegenheit des Gegners in einem Umfange offenbarten, der die Hoffnung auf eine Wendung des Kriegsglücks kaum aufkommen ließ und durch das unsichere Gefühl, dem Feinde doch nicht gewachsen zu sein, zu zaghaften und unbesonnenen Handlungen verleitete. Daraus geht hervor, wie wichtig es ist, gerade in den ersten großen Zusammenstößen eines Krieges siegreich zu sein. Das vermag nur eine Führung zu gewährleisten, die im militärischen Wissen und im strategischen Können den höchsten Anforderungen genügt; gerade daran fehlte es 1806. Vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig wird zudem berichtet, daß ihm in und seit den Revolutionskriegen das Selbstvertrauen gemangelt habe, so tapfer und kriegserfahren er war.†) Die übrigen preußischen Generale nahmen zwar als die berufenen Nachfolger des großen Königs das Geheimnis des Sieges selbst Napoleon gegenüber für sich in Anspruch, erlebten aber die bitterste Enttäuschung. Es entsteht die Frage, wie eine verkehrte und entartete Auffassung vom Kriege so lange und so hartnäckig selbst die zahlreichen fähigen Köpfe in der damaligen Armee beherrschen konnte. Hierfür gibt uns Clausewitz die Erklärung, daß der Methodismus auch in den höheren Tätigkeiten über die Gebühr um sich greifen mußte, so lange es keine erträgliche Theorie, d. h. keine verständige Betrachtung über die Kriegführung gab.††) Bevor nicht die wenigen unverrückbaren

*) VI. Jahrgang. 1909. 3. Heft, Seite 399. „Die Macht der Gewohnheit ein Hemmnis kriegerischen Erfolges" von Oberst Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

**) v. Clausewitz, Vom Kriege, Drittes Buch, 18. Kapitel.

***) v. d. Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, Zweite Auflage, Abschnitt XIV.

†) Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, Heft 10. v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, Zweite Auflage, Seite 17.

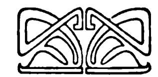
††) Vom Kriege, Zweites Buch, 4. Kapitel.

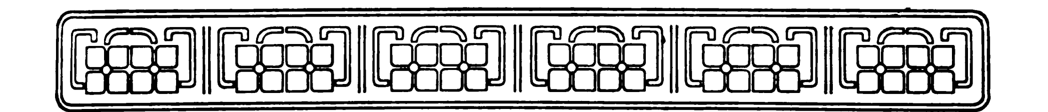
Grundlehren des Krieges klar gelegt und zum Gemeingut geworden waren, blieb die Vorstellung vom Wesen des Krieges in der Schwebe, und da sich die große Masse immer gern an vorhandene Vorbilder anlehnt, so war es natürlich, daß man keinen Anlaß fand, von den Überlieferungen der Kabinettskriege abzuweichen. Diese führten zwar auf Friedrich den Großen zurück, waren aber nicht von der rücksichtslosen Tatkraft seiner besten Feldzüge durchdrungen, sondern machten sich infolge einer verhängnisvollen Irrung nur die äußeren Formen, die er bewährt gefunden, und die strategischen und taktischen Aushilfen zu eigen, durch die er den Mangel an Heereskraft auszugleichen verstanden hatte.

Zweifellos ist es von ungeheurer Bedeutung, daß die leitenden Kreise eines Staates, dem die Notwendigkeit droht, seine Stellung mit der Waffe in der Hand zu behaupten, von einer klaren und gesunden Anschauung vom Wesen und vom Ernst des Krieges erfüllt sind. Daß wir in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit der scharf geschliffenen Wehr des für den Krieg geschulten Geistes in die Kämpfe eintreten konnten, aus denen Deutschlands Einigung hervorging, und in diesen Kämpfen beispiellose Erfolge errangen, verdanken wir Clausewitz, der uns die Theorie geschaffen, und Moltke, der dem Wissen das Können hinzugefügt hat. Heutzutage sind die Lehren dieser Männer in weit höherem Maße Eigentum der Armee als vor 50 Jahren. Es ist aber notwendig, gewisse Bestrebungen abzuwehren, die teils aus edlen teils aus unedlen Beweggründen das Schwert stumpf zu machen versuchen, das während einer langen Friedenszeit in der Scheide ruht. Gelingt es solchen Bemühungen, maßgebenden Einfluß zu gewinnen, so können sich die traurigen Zeiten wiederholen, die vom Jahre 1792 ihren Ausgang nahmen. „Hat uns denn nicht Frankreichs Revolution mitten in der eingebildeten Sicherheit unserer alten Künste überfallen und von Chalons bis Moskau geschleudert? Wehe dem Kabinett, welches mit einer halben Politik und gefesselten Kriegskunst auf einen Gegner trifft, der wie das rohe Element keine anderen Gesetze kennt als die seiner innewohnenden Kraft! Dann wird jeder Mangel an Tätigkeit und Anstrengung ein Gewicht in der Wagschale des Gegners; es ist dann nicht so leicht, die Fechterstellung in die eines Athleten zu verwandeln, und ein geringer Stoß reicht oft hin, das Ganze zu Boden zu werfen.“*)

*) v. Clausewitz, Vom Kriege, Drittes Buch, 16. Kapitel.

v. Borries,
Major, Allerhöchst beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte
eines Abteilungschefs im Großen Generalstabe.





Fortschritte in der Organisation und Ausbildung des niederländischen Heeres.

Im Heerwesen der Niederlande sind in den letzten Jahren keine Veränderungen erfolgt, die (wie z. B. die Reform der Wehrverfassung in Belgien) dazu angetan waren, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Hieraus darf aber nicht etwa gefolgert werden, daß sich die Niederlande in den letzten Jahren militärisch nicht weiter entwickelt hätten. In Holland wird vielmehr nach wie vor geräuschlos aber zielbewußt am Ausbau der Landmacht gearbeitet. Die eingeleiteten Reformen sind zwar noch nicht abgeschlossen, haben aber schon auf den Gebieten der Organisation und der Ausbildung des Heeres beachtenswerte Ergebnisse erreicht.

Reorganisation der Armee.

Die im Jahre 1907 begonnene Reorganisation der Armee hatte die Aufgabe, die zur Verwendung im Felde bestimmten Heeresteile schon im Frieden ihrer Kriegsgliederung entsprechend zu formieren. Es handelt sich um vier Divisionen, die im Ernstfall das Feldheer bilden. Bis 1907 bestanden die holländischen Divisionen im Frieden nur aus Infanterie. Die Ausbildung der übrigen Waffen lag ausschließlich in der Hand ihrer Inspekteure. Die Stärke der vier Husaren-Regimenter schwankte zwischen zwei und fünf Eskadrons. Es fehlte an Artillerie, um die mobilen Divisionen mit je sechs Batterien auszustatten. Radfahrer-Kompagnien sollten bei der Mobilmachung improvisiert werden. Heute sind nun alle vier Divisionen gleichmäßig zu je drei Infanterie-Regimentern zu vier Bataillonen ohne Brigadeverband, einem Husaren-Regiment zu vier Eskadrons, einem Feldartillerie-Regiment zu sechs Batterien und einer Radfahrer-Kompagnie formiert. Bei zwei Divisionen sind soeben reitende Maschinengewehr-Abteilungen errichtet worden; die für die beiden anderen Divisionen sollen im Jahre 1911 gebildet werden. Die Aufstellung von Maschinengewehr-Kompagnien und von Einheiten der schweren Artillerie des Feldheeres ist beabsichtigt, aber noch nicht in Angriff genommen worden.

In der Hauptsache kann die Reorganisation der Armee jedenfalls als abgeschlossen gelten. Sie fördert die Ausbildung und erleichtert die Mobilmachung des Feldheeres, bedeutet mithin eine wesentliche Erhöhung der niederländischen Kriegs-



bereitschaft. Zweckentsprechend erscheint es ferner, daß die Stelle des Führers des Feldheeres neuerdings bereits im Frieden besetzt wird.

Neue Vorschriften.

Alle Waffen haben seit dem Jahre 1907 neue Vorschriften. Das Zusammenwirken der Waffen, sowie die Grundsätze für die Gefechtsleitung werden in einer besonderen Gefechtsvorschrift behandelt. Außerdem ist noch eine Vorschrift über den Dienst bei den höheren Stäben im Felde erschienen.

Von den Waffenreglements beansprucht das für die Maschinengewehre (Entwurf) besonderes Interesse. Die Maschinengewehre, führt es aus, können weder Artillerie noch Infanterie ersetzen. Sie ergänzen nur deren Wirkung, z. B. die der Infanterie auf weiten und mittleren Entfernungen, die der Artillerie bei der Begleitung des Infanterie-Angriffs bis zum Sturm. Als Kampfart der Maschinengewehre wird der Feuerüberfall, als Feuereinheit der Zug zu zwei Gewehren bezeichnet. Von den Maschinengewehr-Kompagnien wird die Beweglichkeit der Infanterie, von den Abteilungen die der fahrenden, unter Umständen sogar die der reitenden Artillerie verlangt. Jene sollen zur Verstärkung der Feuerkraft der Infanterie verwandt werden, diese als bewegliche Reserve in der Hand der höheren Truppenführer dienen.

Die holländische Gefechtsvorschrift ist gewissermaßen ein kurz gefaßtes taktisches Handbuch. Sie würdigt zunächst die ideellen und materiellen Bedingungen des Schlachterfolges. Die Bedeutung der Persönlichkeit, aber auch die des taktischen Handwerkszeugs wird betont. Von den Unterführern wird verantwortungsfreudige Selbsttätigkeit im Sinne der Gesamtoperation gefordert. Einen ganzen Erfolg könne nur der Angriff bringen. Im Entscheidung suchenden Gefecht müsse aus der Verteidigung heraus zum Gegenangriff geschritten werden. Bei der Entscheidung sei grundsätzlich der letzte Mann einzusetzen. Die Vorschrift beschäftigt sich dann mit der Führungstechnik. Sie bemerkt z. B., daß der Führer seinen Standort im Gefecht nicht ohne zwingenden Grund verändern darf. Einheitliche Befehle könnten höchstens im Anfangsstadium eines geplanten Angriffs gegeben werden. Im übrigen gelte es, das Erforderliche fortlaufend nach Bedarf in Einzelbefehlen anzuordnen. Es folgen Bemerkungen über die Verwendung der neuzeitigen Nachrichtenmittel und Angaben über die wirksamen Schußweiten der heutigen Waffen. Das nächste Kapitel handelt von den Grundsätzen des Gefechts der verschiedenen Waffen und von ihrem Zusammenwirken. Die Infanterie müsse sich zunächst die Feuerüberlegenheit erkämpfen und dann dem Feinde mit der blanken Waffe zu Leibe gehen. Die Kavallerie solle während des Gefechts dauernd bereit sein, durch Attacke oder Feuer einzugreifen. Den richtigen Augenblick hierfür zu wählen, sei in der Regel Sache des Kavallerieführers. Einen schlimmeren Vorwurf als den, ihn verpaßt zu haben, könne sich der Kavallerist nicht zuziehen. Als Hauptaufgabe der Artillerie wird die Unterstützung der Infanterie hingestellt. Die Masse der Artillerie habe aus ganz verdeckten Stellungen zu feuern, einzelne Batterien seien aber stets so aufzustellen, daß sie

direkt feuern könnten. Auf die Grundsätze für die Gefechtsleitung kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden. Es soll nur auf einige besonders lehrreiche Abschnitte hingewiesen werden. Zu der Frage der vorgeschobenen Stellungen wird ausgeführt, daß sie entweder den Zweck haben können, den Feind vorübergehend aufzuhalten oder ihm nachhaltigen Widerstand zu leisten. Für die Besetzung von Vorstellungen, die den Feind nur dazu veranlassen sollen, sich frühzeitig zu entwickeln und seine Artillerie anfänglich in größerer Entfernung von der Hauptstellung einzusetzen, eigneten sich am besten bewegliche Truppen. Radfahrer-Abteilungen mit Maschinengewehren, unterstützt durch Kavallerie mit Artillerie, fänden hier eine lohnende Aufgabe. Punkte, deren vorübergehende Besetzung lohnte, würden sich vielfach in der Front und auch in der Flanke der zur nachhaltigen Verteidigung bestimmten Stellungen finden. Der Versuch, dem Feinde in einer Vorstellung nachhaltigen Widerstand zu leisten, schließe dagegen eine große Gefahr in sich. Er sei deshalb nur unter Ausnahmeverhältnissen zulässig. So könne man z. B. an kurzen Wintertagen eine besonders starke vorgeschobene Stellung bis zum Einbruch der Dunkelheit halten und sich unter deren Schutz zurückziehen. Die Vorschrift hat hierbei wohl in erster Linie die eigenartigen Verhältnisse des holländischen Marschlandes im Auge, die es dem Angreifer unmöglich machen, eine wenn auch erhebliche zahlenmäßige Überlegenheit schnell zur Geltung zu bringen. Der Einfluß der besonderen Verhältnisse der Marschen, die fast die Hälfte des Königreichs einnehmen, auf Truppenführung und Fechtweise wird in einem besonderen Kapitel eingehend behandelt.

Die letzte in der Reihe der neuen holländischen Vorschriften regelt den Dienst bei den höheren Stäben im Felde. Sie ist deshalb besonders wertvoll, weil den holländischen Führern im Frieden die Möglichkeit fehlt, den Geschäftsbetrieb der höheren Stäbe kennen zu lernen.

Alle Vorschriften sind in knappem, militärischem Stil verfaßt. Die Formen der verschiedenen Waffen sind einfach und kriegsmäßig. Die Grundsätze für das Gefecht sind durchaus modern und zeugen von selbständigem Urteil auf Grund eingehender Beschäftigung mit der neuesten Kriegsgeschichte und mit den Armeen der europäischen Militärmächte. Die Anschauungen, zu denen sich die Holländer bekennen, decken sich in der Hauptsache mit den unsrigen. Wo dies nicht der Fall ist, handelt es sich um Fragen, die erst ein Zukunftskrieg klären kann. Das Gesamturteil über die neuen holländischen Vorschriften kann nur dahin lauten, daß sie eine durchaus brauchbare Grundlage für die kriegsmäßige Ausbildung des Heeres darstellen.

Manöver.

Die holländischen Vorschriften sind auch nicht etwa bloße Papierarbeit geblieben. Es läßt sich schon jetzt erkennen, daß mit Erfolg nach ihnen gearbeitet wird. Dies haben unter anderem die letzten holländischen Manöver dargetan.

Ursprünglich waren für das Jahr 1909 Manöver von Division gegen Division



in Aussicht genommen. Sie wurden aber wegen der in Rotterdam eingeschleppten Cholera abgesagt. Vermutlich sollte die Versammlung größerer Truppenmengen auf engem Raume vermieden werden. Außerdem verlangten die Ärzte, daß die Truppen wegen Choleragefahr nicht angestrengt würden. Statt gemeinsamer Manöver fanden getrennte Übungen der 2. und 4. Division statt. Es wurde an fünf Tagen manövriert. An drei Tagen fochten gemischte Brigaden gegeneinander, an den beiden übrigen Tagen kämpften die Divisionen gegen einen markierten Feind.

Da keine erheblichen Marschleistungen von den Truppen verlangt werden durften, war die mehrtägige Durchführung eines fortlaufenden Manövers nicht möglich. Man mußte sich damit begnügen, täglich eine einfache Gefechtsaufgabe zu stellen. Die Aufträge waren natürlich; der Verlauf der Übungen war für Führer und Truppen lehrreich.

Nachstehend wird je ein Beispiel aus dem Manöver der gemischten Brigaden gegeneinander und dem der Divisionen gegen einen markierten Feind gegeben.

Skizze 43.

Bei der 2. Division wurde am 16. September angenommen, daß blaue Truppen mit roten Truppen im Kampf am Kompagnie-Berg und östlich ständen. Die blaue gemischte Brigade nordwestlich des Kompagnie-Berges war mit dem Flankenschutz ihrer angenommenen Truppen betraut. Die rote gemischte Brigade südlich Oud-Reemst sollte den Kompagnie-Berg links umfassend angreifen.

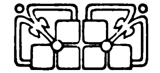
Skizze 44.

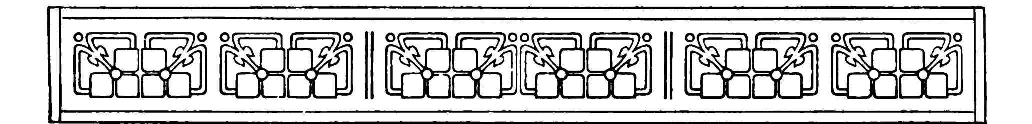
Am 21. September sollte die 4. Division gegen einen markierten Feind kämpfen. Hierfür wurde folgende Kriegslage ausgegeben: Rot hat am 20. September Abends im Marsch auf Amersfoort mit zwei Kolonnen Driebergen (Annahme) und Zeist (markierter Feind) erreicht. Die 5. Division bei Baarn soll den Feind am Weitermarsch auf Amersfoort verhindern. Während am 21. September die angenommene rechte rote Kolonne den Marsch auf Amersfoort fortsetzte, besetzte der markierte Feind zum Flankenschutz den Zoester Berg. Die 4. Division ging über Soest vor und griff den erheblich schwächeren markierten Feind unter Umfassung seiner beiden Flügel an.

Führer und Truppen haben sich an allen Manövertagen den ihnen gestellten, allerdings einfachen Aufgaben gewachsen gezeigt. Besonders Gutes soll die Artillerie geleistet haben. Die Kavallerie, deren Entwicklung unter der Ungunst des holländischen Geländes zu leiden hat, scheint wenig Gelegenheit zur Betätigung gefunden zu haben. Die Infanterie hielt gute Marschordnung und verstand es, im Gefecht das Gelände auszunutzen. Trotz ihrer anerkennenswerten Leistungen im letzten Manöver wird man sich jedoch ein abschließendes Urteil über den Wert der holländischen Infanterie vorbehalten müssen, bis sie durch Manöver in größerem Rahmen vor die Notwendigkeit gestellt worden ist, erhebliche Anstrengungen zu ertragen. Nur unter dem Ernstfall nahekommenden Verhältnissen wird sich nämlich beurteilen lassen, inwieweit es einer gründlichen und nach richtigen Grundsätzen erfolgenden Ausbildung möglich ist, den Nachteil der kurzen Dienstzeit der holländischen Infanterie wettzumachen.

Daß die holländischen Infanteristen nur $8^1/_2$, zu einem Drittel sogar nur vier Monate dienen, ist für die Heeresreform eine gegebene Tatsache, mit der sie sich abfinden muß. Die Heeresleitung wird höchstens die Abschaffung der „Viermonater" beim Parlament durchsetzen können. Im übrigen muß sie sich mit dem Erfolg begnügen, eine Verkürzung der 18 monatigen Dienstzeit bei den berittenen Waffen verhindert zu haben.

Der durch die Wehrverfassung bedingte milizartige Charakter der Hauptwaffe und die besonderen geographischen Verhältnisse der Niederlande könnten dazu verleiten, sich bei der Landesverteidigung auf die reine Defensive zu beschränken. Es verdient deshalb besondere Anerkennung, daß sowohl Gliederung wie Ausbildung der Armee in erster Linie auf eine Verwendung im freien Felde zugeschnitten sind. Daß neben der Armee der ersten Linie die Besatzungstruppen und die toten Verteidigungsmittel von der Heeresleitung nicht vernachlässigt werden, bedarf kaum der Erwähnung.





Der Feldzug der Spanier bei Melilla.

Skizze 45.

Die politische Lage, die dem Feldzug der Spanier im Rif zugrunde liegt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der Feldzug ist jetzt wohl als beendet anzusehen, da die Kabylen des Hinterlandes von Melilla nicht wieder zu den Waffen gegriffen haben, trotzdem sämtliche Reservisten des spanischen Expeditionskorps in die Heimat entlassen sind und auch ein Teil der in Marokko eingesetzten Truppeneinheiten bereits nach Spanien zurückgekehrt ist. Im folgenden soll deshalb nur ein Abriß von dem Verlauf des Feldzuges gegeben und dann kurz auf die Leistungen der spanischen Armee eingegangen werden.

Die Lage vor Beginn der Kämpfe.

Spanien besitzt an der Nordküste von Marokko die Küstenplätze Ceuta und Melilla und die Inseln Peñon de Velez de la Gomera, Alhucemas und Zafarines. Diese Stützpunkte werden als „Presidios" (vom lateinischen praesidium = Posten) bezeichnet. Sie zählen zusammen auf 66 qkm ungefähr 30 000 Einwohner. Davon entfallen etwa 10 000 auf Ceuta und etwa 3000 auf Melilla. Hierbei sind die Friedensbesatzungen dieser beiden Orte, die bis Anfang 1909 je 5500 Mann stark waren, nicht mitgezählt. Ceuta und Melilla sind Militärgouvernements, die dem spanischen Kriegsministerium unterstehen. Die Inseln werden von Melilla aus verwaltet. Postierungen der Garnison Melilla stehen seit Anfang 1908 in La Restinga am Mar Chica und in Cabo del Agua an der Mündung des Muluya. Melilla liegt an der Ostküste der Halbinsel, die in dem Kap Tres Forcas endigt. Diese Halbinsel wird von Ausläufern des Rif (er Rif = Küstengebirge, ein Teil des Atlas) eingenommen. Die Stadt selbst ist auf einem felsigen Vorsprung erbaut, den nur eine schmale Landzunge mit der Halbinsel verbindet. Sie besitzt eine Kernumwallung und Forts, die zwar mittelalterlicher Bauart, aber sturmfrei sind. Der niedrige Höhenrücken, auf dem die Forts liegen, wird jedoch von den Bergen, die Melilla im Halbkreise umgeben, bedeutend überhöht. Der höchste dieser Berge ist der rund 1000 m hohe Gurugu, der in den Kriegsbegebenheiten eine große Rolle gespielt hat. Melilla besitzt einen Hafen, der nicht schlecht, aber klein ist, und dessen Anlagen zu Beginn des Feldzuges rückständig waren. Die Einfahrt in den Hafen ist bei stürmischem Wetter unmöglich. Selbst die nächste Umgebung der Stadt war bis vor kurzem nur wenig

Skizze 46.

erforscht. Die benachbarten Kabylen*) haben ein Eindringen von Europäern in ihr Gebiet verhindert. Sie erfreuten sich völliger Unabhängigkeit, da der Einfluß der Spanier nicht über das Weichbild von Melilla hinausreichte und die marokkanischen Sultane nicht einmal den Versuch machten, im Rif eine Polizeigewalt auszuüben. Es liegen infolgedessen weder gute Karten noch Beschreibungen des Geländes vor, in dem sich der Melilla-Feldzug abgespielt hat.

Die Kabylen beginnen die Feindseligkeiten.

Im Jahre 1908 hatten europäische Bergwerksgesellschaften damit begonnen, die zwischen Nador und Zeluan gelegenen Minen auszubeuten. Eine Schmalspurbahn, die Melilla mit dem Minengebiet verbinden soll, war Anfang Juli 1909 bis Nador fertiggestellt. Als man nun daran ging, sie über diesen Ort hinaus zu verlängern, widersetzten sich die Kabylen und erschlugen am 9. Juli südlich von Nador eine Anzahl von spanischen Bahnarbeitern. Daraufhin brach General Marina, der Gouverneur von Melilla, mit 1400 Mann der Friedensbesatzung von Melilla, die kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten auf 7000 Mann verstärkt worden war, in südlicher Richtung auf. Er stieß in der Gegend von Nador auf eine feindliche Harka und wurde genötigt, sich auf den Höhen Sidi Amet el Hach und Atalayón zu verteidigen. Der Angriff der Kabylen wurde unter starken Verlusten auf beiden Seiten abgeschlagen. Die Lage der Spanier war aber mißlich. Ihre Kräfte reichten gerade aus, um ihre Stellungen zu behaupten. Ein Angriff auf die Kabylen, die sich auf dem Gurugu und den Höhen von Nador festsetzten, kam nicht in Frage. Die Masse der Garnison von Melilla mußte die rückwärtige Verbindung des vorgeschobenen Detachements sichern. Der Stadt selbst konnten die Kabylen allerdings kaum gefährlich werden. Ihre Befestigungen reichen gegen einen Feind, der über keine Artillerie verfügt, vollständig aus. Über die Verluste der Spanier, sowie über die Stärke und die Verluste der Kabylen liegen weder für das erste noch für die übrigen Gefechte des Feldzuges genauere Angaben vor.

Eintreffen von Verstärkungen aus Spanien.

Auf die Nachricht von dem Ausbruch der Feindseligkeiten wurden in Spanien drei gemischte Jäger-Brigaden zu je sechs Bataillonen, einer Eskadron und drei Batterien, in der Gesamtstärke von 18 000 Mann mobil gemacht und bis Ende Juli in Melilla ausgeschifft. Über die Art, wie sie und die übrigen Einheiten des Expeditionskorps aufgebracht wurden, wird weiter unten berichtet. General Marina wurde zum Oberkommandierenden der Streitkräfte bei Melilla ernannt und als Gouverneur durch General Arizon ersetzt. Aber auch die Kabylen benutzten die Zeit nach ihrem ersten Angriff, um sich zu verstärken. Ihre Offensive begann erst wieder am 18. Juli und wurde dann bis zum 27. Juli, allerdings mit mehrtägigen Pausen, fortgesetzt. Die Kabylen faßten bei ihren meist nächtlichen Angriffen Front und rechte Flanke

*) Kabylen heißt auf deutsch Stämme. Sie sind ihrer Herkunft nach Berber.



der vorgeschobenen spanischen Stellung energisch an. Die Schwäche dieser Stellung lag im Westen, wo sie vom Gurugu aus beherrscht wird. Von hier aus gelang es den Kabylen, trotz fehlender Artillerie, wiederholt bis an die spanischen Schützengräben heranzukommen. Die Spanier kamen sogar in die Lage, ihre Geschütze gegen die todesmutigen Gegner mit der blanken Waffe verteidigen zu müssen. Die Hauptangriffe der Kabylen richteten sich aber stets gegen die rückwärtige Verbindung der Spanier. Da Not am Mann war, mußte die erste gemischte Jäger-Brigade, die in Melilla landete, sofort und deshalb tropfenweise eingesetzt werden. Erst die zweite, die eintraf, wurde am 27. Juli einheitlich zu einem Gegenstoß verwandt. Ihr Führer, General Pintos, erhielt den Auftrag, die Kabylen von den östlichen Ausläufern des Gurugu zu vertreiben, um einen Bahntransport in die vorgeschobene Stellung zu sichern. Der General führte zunächst seinen Auftrag aus und machte dann aus eigener Initiative den Versuch, den Gurugu selbst zu stürmen. Dieser Angriff, für den General Marina zu Unrecht verantwortlich gemacht worden ist, brach nach dem Verlust des Brigadekommandeurs und von über 500 Mann in sich zusammen.

Gefecht vom 27. Juli 1909.

Die Operationen geraten ins Stocken.

Nach dem Gefecht vom 27. Juli trat in den Operationen ein Stillstand von fast zwei Monaten ein. Die Kabylen ließen in der Nador—Gurugu-Stellung nur einen Teil ihrer Kräfte und zogen sich mit der Masse in das Gebirge der Beni-bu-Ifror zurück. Sie wollten demnach nicht mehr angreifen, sondern sich angreifen lassen, und beschränkten sich im übrigen auf den kleinen Krieg. Sie erschwerten die Verproviantierung der Spanier nördlich Nador durch Vorstöße aus dem Gurugu und beschossen vom Lande aus die Posten auf den zu Spanien gehörigen Inseln Peñon de Velez de la Gomera, Alhucemas und Zafarines. Diese Haltung der Kabylen wurde durch die erhebliche Verstärkung der Spanier veranlaßt. In Melilla waren bis Mitte September weitere 16 000 Mann (die Divisionen Orozco und Sotomayor) ausgeschifft worden. Damit hatte sich die Streitmacht des Generals Marina auf rund 40 000 Mann verstärkt. Hiervon standen etwa 32 000 Mann bei Melilla und nördlich Nador, und 8000 Mann (die 1. Feld-Division Orozco) seit Ende August bei Zoco el Arba, südöstlich des Mar Chica. Schon nach dem Eintreffen der Division Orozco (Mitte August) war General Marina von der heimatlichen Presse gedrängt worden, die Offensive zu ergreifen und die Scharte vom 27. Juli wieder auszuwetzen. Der General hatte sich aber geweigert, dies zu tun, bevor er nicht auf 40 000 Mann verstärkt worden wäre. Die Zeit bis zum Eintreffen der Verstärkungen wurde von ihm dazu benutzt, die Ausbildung der Truppen zu fördern und ihnen Selbstvertrauen einzuflößen. Die Notwendigkeit, die täglichen Verpflegungszüge von Melilla nach der vorgeschobenen Stellung nördlich Nador zu decken, bot Gelegenheit, die Truppen im Marsch, im Felddienst und im Schießen zu üben. Die Deckungs-Detachements wurden deshalb stärker gemacht, als es ihre Aufgabe an sich

bedingt hätte. Es wurden infolgedessen vielfach kleinere Gefechte geführt, die sich sonst hätten vermeiden lassen. Ferner ließ General Marina die Artillerie täglich Teile der feindlichen Stellung unter Feuer nehmen, um sie mit der Handhabung ihres neuen Geschützes, das sie kaum kannte, vertraut zu machen.

Weitere Absichten des Generals Marina.

Die Absicht des Generals Marina ging dahin, den Feind nach Möglichkeit aus seinen Stellungen hinaus zu manövrieren. Dies sollte durch eine umfassende Bewegung von Melilla und Zoco el Arba aus bewirkt werden. Um ganz sicher zu gehen, hatte der General ursprünglich beabsichtigt, seine beiden Angriffskolonnen durch Teile der Flotte vom Mar Chica aus unterstützen zu lassen. Hierzu sollte eine Verbindung zwischen dem Mar Chica und dem Mittelmeer geschaffen werden. Die auf der Skizze eingezeichnete Durchfahrt durch die Nehrung des Mar Chica nordöstlich Atalayón ist nämlich versandet. Der Spiegel des Sees liegt zur Zeit 2 m tiefer wie der Meeresspiegel. General Marina befahl nun, die frühere Verbindung des Mar Chica mit dem Meere wieder auszubaggern und eine neue bei La Restinga herzustellen. Es erwies sich aber, daß diese Arbeiten mehr Zeit beanspruchten, als man anfänglich annahm. Sie sind deshalb eingestellt worden und sollen erst später wieder aufgenommen werden. Auf die Mitwirkung der Flotte bei der geplanten Operation mußte infolgedessen verzichtet werden. Es gelang aber doch, einige kleinere Barkassen über Land in den Mar Chica zu befördern.

Wiederbeginn der Kämpfe (Ende September).

Als sich General Marina nach Ankunft der Division Sotomayor für genügend stark hielt, um den Angriff zu beginnen, sorgte er zunächst für ausreichende Sicherung der Flanken. Die Aufgabe, die linke Flanke zu decken, löste die 1. Feld-Division (Zoco el Arba) schon Mitte September durch Streifzüge in das Gebiet der Quebdana. Sie stellte auch längs der Küste die Verbindung mit dem spanischen Posten in Cabo del Agua her. Mit der entsprechenden Aufgabe in der rechten Flanke wurde die Jäger-Division betraut. Sie ging am 20. September in zwei Kolonnen von Melilla aus nach Nordwesten in das Gebiet der Beni Sikar vor. Die nördliche Kolonne erreichte die Höhen der Beni Sikar ohne Kampf und stieß bis an die Westküste der Halbinsel vor. Die andere Kolonne wurde von Süden her heftig angegriffen. Hierbei geriet ein Bataillon in eine schwierige Lage, aus der es durch eine Attacke einer Eskadron des Regiments Jäger zu Pferde Alfonso XII. befreit wurde. Der Kampf währte bis zum Abend. Am nächsten Morgen war der Gegner abgezogen.

Durch die Unterwerfung der Quebdana und der Beni Sikar war die Vorbedingung für die Operation gegen die Nador—Gurugu-Stellung gewonnen worden. Am 22. September wurde die Jäger-Division in ihren Stellungen auf den Höhen der Beni Sikar durch die 2. Feld-Division (Sotomayor) abgelöst, die auch Zoco el Had besetzte. Die im Kampf gegen die Kabylen schon erprobten Truppen der Jäger-Division sollten nämlich für die weitere Operation frei werden, während die zuletzt eingetroffene 2. Feld-Division die rechte Flanke und den Rücken der gegen Nador geplanten

Offensive decken sollte. Inzwischen war die 1. Feld-Division von Zoco el Arba auf Nador angetreten. Sie ging abschnittsweise vor und besetzte auf die Nachricht, daß die Kabylen ihre dortigen Stellungen verlassen hätten, am 25. September Nador. Dorthin marschierte nun auch die Jäger-Division unter Sicherung gegen den Gurugu. Ein Angriff auf diesen Berg sollte vorläufig nicht gemacht werden, da General Marina den Druck, den er durch die Besetzung von Zoco el Had und Nador ausübte, für ausreichend hielt, um die Kabylen zur Räumung des Gurugu zu veranlassen. Bis zum 26. September gingen denn auch Gerüchte ein, daß sich die Kabylen vom Gurugu zurückzögen. Als man sich von der Richtigkeit überzeugt hatte, wurden Truppen der Garnison Melilla auf den Gurugu entsandt, die am 29. September die spanische Fahne auf dem höchsten Gipfel des Berges aufpflanzten. Schon zwei Tage vorher war der Vormarsch der vereinigten 1. und Jäger-Division von Nador auf Zeluan erfolgt, in das sie ohne Kampf einrückten.

Ausweichen der Kabylen ins Gebirge. General Marina verzichtet darauf, sie hier anzugreifen.

Die Spanier hofften, daß damit der Feldzug beendet wäre. Diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht. Die Kabylen waren vor dem spanischen Angriff nur in das Gebirge ausgewichen und erhielten dort Zuzug aus dem Hinterland. Ein aus Teilen der 1. und Jäger-Division zusammengesetztes Detachement ging am 30. September von Zeluan zu einer gewaltsamen Erkundung nach Westen in das Gebirge vor und stieß etwa 6 km westlich Zeluan am Milon Berge auf starken Feind. Darauf trat das Detachement den Rückmarsch an, konnte ihn aber, da der Feind heftig nachdrängte, nur unter Verlust von 200 Mann, darunter General Diaz Vicario, bewerkstelligen. General Marina hatte die Kabylen bisher nur durch Manöver zurückgedrängt, aber noch nirgends geschlagen. Es war nicht sicher zu übersehen, inwieweit seine Truppen den Gegner in einem Gelände zu überwältigen vermochten, in dem die Spanier auf eine wirksame Unterstützung durch ihre Artillerie hätten verzichten müssen. Ein Angriff auf die im Gebirge festgestellte Harka konnte mithin zu einem Mißerfolge führen. Eine Niederlage hätte aber nicht nur den Erfolg des Feldzuges in Frage gestellt, sie hätte auch ungünstig auf die innerpolitische Lage in Spanien zurückgewirkt. Ein Sieg über die Harka hätte sich dagegen aus Rücksicht auf die übrigen in Marokko interessierten Mächte nicht ausnutzen lassen. Von einem Erfolge konnte man sich also bestenfalls die Auflösung der Harka versprechen. Diese ließ sich aber noch auf eine andere und weniger gefährliche Art erreichen. Die Kabylen sind für ihren Unterhalt auf den Ertrag ihrer Herden und Felder angewiesen und deshalb außerstande, auf unbegrenzte Zeit unter den Waffen zu bleiben. Zog man nun den Feldzug noch weiter in die Länge, so war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß die Kabylen seiner überdrüssig werden würden. Nach alledem erscheint es völlig gerechtfertigt, daß General Marina sich dazu entschloß, die Kabylen im Gebirge nicht anzugreifen. Aber auch die Harka war nicht stark genug, um ihrerseits offensiv zu werden. Sie traute sich aus dem schützenden Gebirge nicht heraus, weil sie die

Wirkung des feindlichen Artilleriefeuers in der Ebene fürchtete. So ist denn das Gefecht vom 30. September der letzte größere Zusammenstoß zwischen Spaniern und Kabylen geblieben.

Da die Kabylen keine Artillerie besaßen, konnten sie gegen eine mit hohen Mauern umgebene Stadt, wie Zeluan, nicht viel ausrichten. Es lag deshalb für die Spanier, nachdem sie den Vormarsch eingestellt hatten, keine Veranlassung vor, eine größere Truppenmenge in Zeluan zu belassen. Die Bewachung dieser Stadt wurde daher einem Detachement übertragen. Nador blieb auch von einem Detachement besetzt, die befestigten Lager am Süd- und Ostrand des Mar Chica wurden von schwächeren Postierungen gehalten. Die Masse des Expeditionskorps versammelte sich dagegen allmählich bei Melilla. Dort trafen auch noch eine Kavallerie-Brigade, die von Don Carlos, einem Schwager des Königs, befehligt wurde, und eine Brigade der in Spanien bereitgestellten 3. Feld-Division (Ampudia) ein. Durch diese Verstärkungen wurde die Streitmacht des Generals Marina auf etwa 45 000 Mann gebracht.

Der Wechsel des spanischen Ministeriums beeinträchtigt nicht die Fortführung des Unternehmens.

Inzwischen hatten sich in Spanien wichtige Dinge ereignet. Das konservative Ministerium Maura war am 21. Oktober durch das liberale Ministerium Moret ersetzt worden. Der neue Ministerpräsident beschloß, den Feldzug möglichst rasch zu beendigen, vermied es aber, die Entwicklung der Dinge bei Melilla zu überhasten. Er beließ General Marina in dem Kommando des Expeditionskorps und berief einen seiner Unterführer, General Orozco, als Gehilfen des Kriegsministers nach Madrid, um das Zusammmenarbeiten von Oberkommando und Ministerium zu gewährleisten. Der Systemwechsel in der Regierung hat infolge dieser zweckmäßigen Maßnahmen keinen nachteiligen Einfluß auf den Gang des Feldzuges ausgeübt. Um ihren guten Willen zu zeigen, den Abschluß des Friedens im Rif auf jede Weise zu beschleunigen, gestattete die spanische Regierung einer Sondergesandtschaft des Sultans, in Melilla zu landen und zu versuchen, die Kabylen zum Frieden zu bewegen. Die Bemühungen der Gesandten hatten aber nur wenig Erfolg, obgleich die Kriegsmüdigkeit der Kabylen immer deutlicher zu Tage trat. Die Rifleute fürchteten vermutlich, in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Sultan zu geraten, wenn sie sich in Unterhandlungen mit seinen Gesandten einließen. So blieb den Spaniern nur übrig, durch Wiederaufnahme der Operationen einen erhöhten Druck auf die Eingeborenen auszuüben. Am 6. November wurden die Berge, die Melilla im Halbkreise umgeben, in der Linie Nador—Gurugu—Zoco el Had—Höhen der Beni Sikar von der Masse des Expeditionskorps besetzt. Die Kabylen leisteten nirgends Widerstand. Es wurden darauf in der genannten Linie an geeigneten Punkten befestigte Lager angelegt und besetzt. Die Masse der Truppen zog sich dann wieder nach Melilla zurück. Am 25. November brach ein Korps von 18 000 Mann, das in drei besonders zusammengesetzte Divisionen gegliedert war, von Melilla nach Nador auf. Dort wurde biwakiert und am



folgenden Tage nach dem Atlaten Berge weiter marschiert. Dieser Berg und einige mehr nördlich gelegene Höhen wurden besetzt und zur Verteidigung eingerichtet. Eine Harka soll außerhalb des Feuerbereichs der spanischen Geschütze den Hergang beobachtet haben; sie machte aber nicht einmal den Versuch, die Arbeiten auf dem Atlaten zu stören. Unter Belassung von Detachements in den gewonnenen Stützpunkten trat dann das Korps den Rückmarsch nach Melilla an. Am 27. November wurde vom spanischen Ministerpräsidenten feierlich erklärt, der Feldzug bei Melilla habe mit der Besetzung des Atlaten sein Ende erreicht. Wenige Tage darauf begann man, die Reservisten des Expeditionskorps in die Heimat zurückzubefördern.

Spanien hat sein beschränktes Ziel erreicht.

Die Spanier haben in dem Melilla-Feldzuge das beschränkte Ziel, das sie sich aus internationalen Rücksichten nur setzen konnten, erreicht. Sie haben den Kabylen des Hinterlandes von Melilla die Fruchtlosigkeit ihres Widerstandes gegen die Ausbeutung der Minen zwischen Nador und Zeluan bewiesen. Gleichzeitig haben die Spanier das Gelände, dessen sie zur Sicherung von Melilla bedürfen, und einige Stützpunkte, die das Minengebiet beherrschen, in die Hand genommen. Der Fortgürtel von Melilla wird vermutlich auf die Berge vorgeschoben werden, die nach Art eines Amphitheaters jenseits der bisherigen neutralen Zone ansteigen. Vorgeschobene Stützpunkte werden in der Linie Mündung des Kert Flusses—Atlaten—Nador errichtet werden. Außerhalb des Gebietes, das von dieser Linie begrenzt wird, sind Zeluan und mehrere Punkte am Süd- und Ostrand des Mar Chica im Besitze der Spanier.

Die spanische Armee im Frieden.

Um dieses Ziel zu erreichen, haben die Spanier bei Melilla 45 Bataillone, 17 Eskadrons und 18 Batterien eingesetzt. Diese Truppen hatten bei ihrer Mobilmachung eine Gesamtstärke von rund 45 000 Mann. Ihre Verluste an Toten, Verwundeten und Kranken betrugen nach Zeitungsnachrichten 2 Generale, 133 Offiziere, 7700 Mann. Die Lücken in dem Expeditionskorps sind aber fortlaufend durch Ersatztransporte aus Spanien aufgefüllt worden. Die Aufbringung des Expeditionskorps hat der spanischen Regierung erhebliche Schwierigkeiten gemacht. Dem Grundsatze nach besteht in Spanien die allgemeine Wehrpflicht, der Loskauf ist aber gestattet. Von 130 000 bis 140 000 Tauglichen wird jährlich nur ein Drittel bis ein Viertel eingestellt. Die Dienstzeit dauert drei Jahre unter der Fahne (tatsächlich infolge der zahlreichen Beurlaubungen nur ein bis zwei Jahre), drei Jahre in der aktiven und sechs Jahre in der zweiten Reserve, zusammen zwölf Jahre. Für die Auffüllung der Feldarmee kommen aber nur die Mannschaften der aktiven Reserve in Betracht. In den Monaten nach der Rekruteneinstellung ist die spanische Armee rund 100 000 Mann stark. Sie nimmt dann aber bald infolge von Beurlaubungen zur Verfügung der Ersatzbehörden (ähnlich unseren früheren Beurlaubungen zur Disposition) so bedeutend ab, daß ihre Durchschnittspräsenzstärke nur 70 000 bis 80 000

Mann beträgt. Hiervon befanden sich bis zum Ausbruch der Marokko-Wirren rund 12000 Mann in den Presidios von Ceuta und Melilla. Die Garnison von Melilla war, wie schon erwähnt, kurz vor dem ersten Zusammenstoß mit den Kabylen von 5500 auf rund 7000 Mann verstärkt worden. Die Armee in Spanien gliedert sich in 14 Divisionen, drei gemischte Jäger-Brigaden, eine Division und mehrere Brigaden Kavallerie.

Mobilmachung der Jäger-Brigaden und der 1. Division.

Als die Entsendung eines Expeditionskorps*) notwendig wurde, machte man zunächst die drei gemischten Jäger-Brigaden und dann die 1. Division (H.-Qu. Madrid) mobil. Man wählte diese Einheiten, weil sie als Elitetruppen gelten konnten und eine erhöhte Friedensstärke besaßen. Ihre Auffüllung geschah, wie es für den Kriegsfall vorgesehen ist, durch Einberufung der Urlauber und aller drei Jahrgänge der aktiven Reserve der betreffenden Truppenteile. In Spanien hat nämlich jedes Regiment seine eigene Reserve. Auf diese Weise sind folgende Einheiten mobil gemacht worden:

Bezeichnung	Stärke	Zusammensetzung	Mobilmachung	
			befohlen	beendet
3. gemischte Jäger-Brigade . .	6041	6 — 1 — 3	10. 7.	17. 7.
1. gemischte Jäger-Brigade . .	6041	6 — 1 — 3	10. 7.	18. 7.
2. gemischte Jäger-Brigade . .	6041	6 — 1 — 3	13. 7.	25. 7.
1. Division (Madrid)	7892	8 — 2 — 3	28. 7.	2. 8.
Princesa-Husaren	330	0 — 3 — 0	Anfang August	
Zusammen . . .	26345	26 — 8 — 12		

*) **Kriegsgliederung der Spanier bei Melilla.**

	Bataillon	Eskadron	Batterie	Stärke	
				Offiziere	Mann
Garnison Melilla (Brig. Real) . .	7	1	3	259	7035
Zur Verfügung des Armee-Oberkommandos:					
3. gemischte Jäger-Brigade . . .	6	1	3	218	6041
Husaren-Regiment Princesa . . .	—	3	—	29	330
Armeetruppen	—	—	—	47	770
Jäger-Division (Tovar)	12	2	6	430	12082
1. Feld-Division (Orozco) . . .	8	2	3	272	7892
2. Feld-Division (Sotomayor) . .	8	2	3	272	7833
1. Brigade der 3. Feld-Division (Ampudia)	4	—	—	107	3234
Kavallerie-Brigade (Don Carlos) .	—	6	—	57	600
Zusammen . . .	45	17	18	1691	45817

Die Volksstimmung in Spanien nötigt, die Einziehung von Reservisten einzuschränken.

Nach der Ankunft in Melilla wurde aus der 1. und 2. gemischten Jäger-Brigade die Jäger-Division (Tovar) gebildet. Die 3. gemischte Jäger-Brigade wurde dem Armee-Oberkommando unmittelbar unterstellt. Die Art der Aufbringung dieser Einheiten rief in Spanien allgemeine Mißstimmung hervor. Die einberufenen Reservisten gehörten sämtlich der ärmeren Bevölkerung an, da sich die Bessergestellten in Spanien für 1500 Peseten vom Heeresdienst loskaufen. Außerdem war der Krieg nicht volkstümlich; es hieß, er werde lediglich im Interesse der an den Minen beteiligten Kapitalisten geführt. In mehreren Städten kam es zu Ausschreitungen, die aber mit Energie unterdrückt wurden. Trotzdem hielt man es für angezeigt, die weiteren Einheiten, die für Melilla mobil gemacht wurden, der Hauptsache nach durch aktive Mannschaften aufzufüllen. Dies Verfahren wurde zuerst bei der Aufbringung der 2. Feld-Division (Sotomayor) angewandt. Sie wurde aus je einer Infanterie-Brigade und aus Teilen der Kavallerie und Artillerie der 12. Division (H.-Qu. Vitoria) und der 13. Division (H.-Qu. Leon) zusammengesetzt. Die Truppenteile, die ihr zugeteilt wurden, sind durch Abgaben der übrigen Einheiten der 12. und 13. Division und sonstiger Verbände, sowie durch eine geringe Zahl von Reservisten auf Kriegsstärke gebracht worden. In entsprechender Weise ist dann die 3. Feld-Division (Ampudia) aus der 4. Division (H.-Qu. Granada) und der 14. Division (H.-Qu. Coruña) gebildet worden. Die Kavallerie-Brigade Don Carlos wurde aus dem Ulanen-Regiment Königin und dem Husaren-Regiment Pavia gebildet, die sich durch aktive Mannschaften einer großen Zahl von Kavallerie-Regimentern auf zusammen 600 Mann verstärkten. Nach dem neuen System sind im ganzen aufgebracht worden:

Bezeichnung	Stärke	Zusammensetzung	Mobilmachung	
			befohlen	beendet
2. Feld-Division (Sotomayor) .	7 833	8 — 2 — 3	Ende August	9. 9.
3. Feld-Division (Ampudia) . .	7 733	8 — 2 — 3	7. 9.	Ende Septbr.
Kavallerie-Brigade (Don Carlos)	600	0 — 6 — 0	Anfang	Oktober
Zusammen . . .	16 166	16 — 10 — 6		

Leistungen der Heeresverwaltung.

Die Feldverbände sind ohne Zwischenfälle formiert, ausgerüstet und nach dem Kriegsschauplatz befördert worden. Das Kriegsministerium hat sich also seiner Aufgabe gewachsen gezeigt und verdient umsomehr Anerkennung, als es gleichzeitig größere Truppenmengen nach Katalonien verschieben mußte, wo eine Revolution ausgebrochen war. Anderseits ist aber nicht zu vergessen, daß es sich nur um die Aufstellung von drei Divisionen handelte, die nicht einmal in voller Kriegsstärke formiert wurden; ferner, daß Personal und Material für die Feldverbände auf

Kosten der Kriegsbereitschaft der in Spanien verbleibenden Einheiten zusammengebracht wurden. Der Nachschub von Munition und Verpflegung wurde von Spanien nach Melilla durch die Flotte, von Melilla nach Nador auf der Schmalspurbahn und im übrigen durch Maultiere bewerkstelligt. Klagen über die rückwärtigen Verbindungen sind nicht laut geworden. Die spanische Heeresverwaltung hat also auch auf dem Gebiete des Nachschubs tüchtiges geleistet.

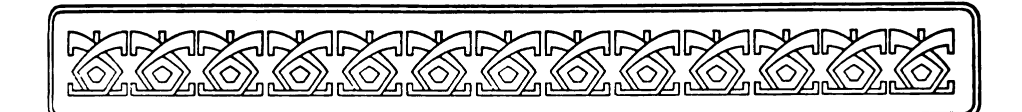
Leistungen der Truppen.

Offiziere und Mannschaften des Expeditionskorps haben sich, wie es der spanischen Tradition entspricht und übereinstimmend von den Berichterstattern der internationalen Presse hervorgehoben wird, tapfer geschlagen. Sie haben aber durch ihren Schneid die Unzulänglichkeit ihrer Friedensausbildung, die auch von der spanischen Militärpresse zugestanden und beklagt wird, nicht wettmachen können. Der Feind, mit dem sie es bei Melilla zu tun hatten, besaß zwar keine Artillerie, war aber mit modernen Gewehren, die er trefflich zu gebrauchen wußte, und mit reichlicher Munition versehen. Außerdem hatte er in dem schwierigen, den Spaniern nur wenig bekannten Gelände des Hinterlandes von Melilla einen wertvollen Bundesgenossen. Aus dem langsamen Verlauf des Feldzuges, der rund ein halbes Jahr gedauert hat, darf der spanischen Führung infolgedessen kein Vorwurf gemacht werden. General Marina hat vielmehr, soweit sich das übersehen läßt, die Operationen bei Melilla durchaus sachgemäß geleitet. Im ersten Stadium des Krieges hatte er nur die eine Aufgabe, eine Niederlage zu verhüten. Dies ist ihm, abgesehen von dem unglücklichen Gefecht vom 27. Juli, für das ein anderer die Verantwortung trägt, auch gelungen. Er hat sich dann das weitere Ziel gesteckt, die Kabylen aus dem Gebiet, das Spanien zu besetzen gedachte, hinauszudrängen.

Der Weg, den er hierzu einschlug, wurde durch den Stand der Ausbildung seiner Truppen bedingt. Eine Schlacht sollte möglichst vermieden und der Gegner durch eine umfassende Bewegung von Melilla und Zoco el Arba aus der Gurugu—Nador-Stellung hinausmanövriert werden. Diese Operation wurde erst begonnen, nachdem das Expeditionskorps sich hinreichend verstärkt hatte. Die Zeit bis zum Eintreffen der Verstärkungen wurde zweckmäßig dazu benutzt, die Ausbildung des Expeditionskorps zu heben. Bevor dann die Offensive eingeleitet wurde, sicherte General Marina deren Flanken durch Vorstöße gegen die Beni Sikar und Quebdana. Die Manöver des Generals gelangen vollständig und Zeluan wurde ohne Kampf eingenommen. Die gewaltsame Erkundung in das Gebirge der Beni-bu-Ifror ist wohl als ein Fehler zu bezeichnen, der sich daraus erklärt, daß General Marina wie die öffentliche Meinung in Spanien die moralische Wirkung der Einnahme von Zeluan auf die Kabylen überschätzte. Der General ist dann aber wieder zu seiner vorsichtigen Kriegführung zurückgekehrt und hat dadurch, daß er den Krieg in die Länge zog, die schließliche Auflösung der feindlichen Harka bewirkt. Die Schlußoperationen des Feldzuges hatten einen doppelten Zweck. Das zu besetzende Gebiet sollte auf eine Art in

die Hand genommen werden, die einem Widerstand der Kabylen von vornherein jede Aussicht auf Erfolg nahm; gleichzeitig sollten dem Feinde, bevor man das Expeditionskorps auflöste, die militärischen Machtmittel Spaniens noch einmal vor Augen gestellt werden. Die Operationen hatten den gewünschten Erfolg und der Zweck des Feldzuges war damit erreicht. Nach allem darf wohl als erwiesen gelten, daß General Marina die eigenen Truppen, den Feind und die Verhältnisse richtig bewertet und mit seiner vorsichtigen Kriegführung das Richtige getroffen hat. Ob allerdings die Wirkung seines unblutigen Sieges eine nachhaltige sein wird, läßt sich von hier aus nicht beurteilen. Jedenfalls werden aber die Spanier bis auf weiteres eine stärkere Truppenmacht in Melilla belassen müssen, die nach Zeitungsnachrichten auf 20 000 Mann bemessen werden soll. Das Kommando über diese Truppen scheint General Marina behalten zu sollen.





Die Heerführung Bourbakis während der Operationen zwischen dem 1. und 14. Januar 1871.

(Besançon—Lisaine)

Von französischer Seite ist über die so interessanten Operationen am Doubs und Ognon eine Studie*) veröffentlicht worden, die manche neue Urkunden enthält, im übrigen aber die schon früher gegen Bourbakis Führung erhobenen Vorwürfe wiederholt. Insbesondere will die Studie beweisen, daß Bourbaki die Waffenentscheidung gescheut und unter dem Einfluß des bei ihm befindlichen Vertrauensmannes der Heeresleitung, des Eisenbahningenieurs de Serres, geglaubt habe, die Deutschen nicht durch die Schlacht, sondern durch klug berechnete Bewegungen zum Rückzug veranlassen und so seinen Auftrag erfüllen zu können. Gleichzeitig wird ihm ein unmännliches Schwanken zwischen seinem militärischen Gefühl, das ihn zum Kampf trieb, und den Phrasen de Serres' zum Vorwurf gemacht, die ihn zu Auffassungen und Anordnungen im Sinne des Positionskrieges des XVIII. Jahrhunderts, nicht aber des modernen Krieges geführt haben sollen.

Wir Deutschen können die Frage, wen die Schuld an dem Mißlingen der Operationen Bourbakis trifft, vielleicht ruhiger beurteilen als unsere Nachbarn westlich der Vogesen.

Die Bewegungen Bourbakis bis zum Aufmarsch für den Angriff westlich der Lisaine lassen sich in folgende natürliche Abschnitte einteilen:

1. Vormarsch auf Vesoul,
2. Anhalten der Armee bei Rioz und an der Romaine (4. Januar),
3. Einleitung des Marsches auf Belfort (5. Januar),
4. Unterbrechung des kaum begonnenen Vormarsches auf Belfort (6. Januar),
5. Frontänderung nach Norden gegen Villersexel (7. Januar),
6. Vormarsch an den Ognon mit der Absicht, sich dort zu schlagen (8. Januar),

---

*) E. D. La guerre de 70/71. Etude sur la campagne du général Bourbaki dans l'est. Paris 1908.

7. Halt bei Villersexel (10. bis 12. Januar),
8. Einleitung des Vorgehens gegen die Lisaine-Stellung (13. Januar und folgende Tage).

Der flüchtige Beurteiler wird unseren Nachbarn recht geben. Bei Betrachtung der Karten mit der Aufstellung beider Gegner gewinnt man den Eindruck, daß Bourbaki seinem Feinde ausgewichen ist. Prüft man aber die Nachrichten, die Bourbaki gehabt hat, als er seine Befehle gab, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die scheinbare Unstetigkeit in Bourbakis Operationen durch das Bestreben verursacht wird, die deutschen Hauptkräfte aufzusuchen und nicht durch die Absicht, sie wegzumanövrieren.

Vormarsch auf Vesoul.

Kaum hatte die Armee den Vormarsch gegen die nach allen vorliegenden Nachrichten noch bei Vesoul versammelten Kräfte des Generals v. Werder angetreten, als die Standhaftigkeit des Feldherrn die erste Probe zu bestehen hatte.

Skizze 47.

Beunruhigt durch übertriebene Nachrichten, die der bei Autun stehende Garibaldi über die Bewegungen des an der oberen Seine befindlichen halben deutschen VII. Armeekorps erstattet hatte, und wahrscheinlich auch in der richtigen Erkenntnis, daß weder Garibaldi noch seine Truppen zu ernstlichen Leistungen befähigt waren, hegten de Serres, Freycinet und Gambetta Besorgnisse für die linke Flanke Bourbakis und für Dijon.*)

Bourbaki teilt diese Befürchtungen nicht. Er hält die Bewegungen der Deutschen nur für Demonstrationen und will sich durch Nebensachen, wozu er die Bedrohung Dijons rechnet, nicht von seiner Hauptaufgabe, dem Angriff auf die Deutschen bei Vesoul, abbringen lassen. Die Stimmung des die Heeresleitung bildenden Triumvirats Gambetta, Freycinet, de Serres gegen den Feldherrn wird dadurch gereizt. Man läßt deutlich durchblicken, daß man ihn für unfähig hält, und scheut sich nicht, ihm eine recht wenig passende Zurechtweisung zu erteilen.**) Trotzdem bleibt Bourbaki fest.***)

---

*) Garibaldi an den Kriegsminister 4. 1.: „Unmöglich ohne Mäntel zu marschieren, warte bis Eisenbahn frei." Oberst Gauckler an Freycinet 4. 1.: „Garibaldi sucht Vorwand für Untätigkeit; Tatkraft und Denkvermögen verloren." Freycinet an Bourbaki 3. 1. 11[50] Abends: „Dijon ist nicht von untergeordneter Bedeutung, sondern von großem Wert für Ihre rückwärtigen Verbindungen."

**) Gambetta an Bourbaki, 3. 1. 3[0] Nachmittags (Auszug): „Ihre unbestimmten Meldungen haben mich unangenehm überrascht, so z. B. die gestrige: General Cremer, heute bei . . . . ., kehrt morgen nach Dijon um und wird nach seinem Ermessen nötigenfalls bei der Verteidigung Dijons mitwirken. Es scheint mir, daß Sie nicht genau wissen, wo Cremer ist, und die Beurteilung der Lage, die Ihre Sache ist, auf den Untergebenen abwälzen. Sie müssen den General Cremer mit bestimmten Weisungen versehen und dürfen nichts seinem Ermessen überlassen." Folgt Befehl, täglich Absicht und Bewegungen eingehend zu melden.

***) Bourbaki an Freycinet, Dole 3. 1. 10[30] Abends: „Ich glaube Ihnen in meinen verschiedenen Telegrammen Alles mitgeteilt zu haben, was Sie jetzt wissen wollen. Vor meiner Abreise aus Bourges waren wir völlig darüber einig, daß die Armee die Räumung von Dijon, Gray, Vesoul und den Entsatz Belforts zu bewirken hat. Die nächste Aufgabe war dann, entweder über Epinal die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen zu unterbrechen oder über Langres und Chau-



Anhalten der Armee.

Kurz nachdem Bourbaki dem Kriegsminister seinen Entschluß mitgeteilt hatte, mit möglichst starken Kräften auf Vesoul zum Angriff vorzugehen, am 4. Januar 8[15] Morgens, läßt er anscheinend diese Absicht fallen und hält seine Armee an. Die französische Studie schreibt diese „bedauerliche Sinnesänderung" dem Einfluß de Serres' zu, der am 3. Januar von Dijon in Bourbakis Hauptquartier Dole eintraf und eine lange Unterredung mit dem General hatte, deren Ergebnis uns leider nicht überliefert ist. Es ist aber wenig wahrscheinlich, daß de Serres Bourbaki umgestimmt hat, denn dieser blieb bei der Ansicht, daß Dijon nicht gefährdet sei. Den Grund für das Anhalten der Armee bildete vielmehr der Umstand, daß das 24. Korps noch nicht völlig formiert (es fehlten fast die ganze 1. und Teile der 2. und

---

mont die Einschließung von Paris unmittelbar zu bedrohen. — In diesem Sinne sind meine Telegramme vom 28. und 29. Dez. abgefaßt. Am 30. Dez. habe ich die Marschtafeln des 18. und 20. Korps mitgeteilt, am 1. Januar habe ich gemeldet, daß diese Korps den Ognon erreichen sollten, am 2. daß sie dort sind und heute auf Vesoul weiter vorgehen.

Skizze 48. 3. Januar.

Heute marschiert das 18. Korps auf der Straße von Pesmes gegen Vesoul, das 20. von Marnay auf Voray an Straße Besançon—Vesoul; das 24. beginnt morgen seinen Vormarsch über Marchaux mit Halt zwischen Corcelle und Scay la Tour. Heutige Ziele: 18. Korps Gegend Bonboillon, 20. Etuz. Wenn es der Zustand der Wege gestattet, erreichen am 5. Januar 18. Korps Mailley und Grandvelle, 20. Echenoz le sec, 24. Korps Montbozon—Esprels.

Das 15. Korps werde ich bei rechtzeitiger Ankunft in Besançon entweder auf Montbeliard schicken oder nur als Reserve folgen lassen.

Aus dem Rückzug der preußischen Truppen von Dijon und Gray nach Vesoul schließe ich auf die Absicht des Feindes sich bei Vesoul zu verteidigen. Unsere Gruppierung ist vorzüglich zum Angriff auf Vesoul geeignet. Am 6. werde ich die dortige Stellung erkunden und womöglich noch angreifen.

Räumen die Preußen Vesoul, ohne von uns angegriffen zu sein, so finden wir sie wahrscheinlich erst vor Belfort.

Die Angelegenheit Cremer ist sehr einfach. Als ich Dijon verließ, war ich mir über die Bedeutung der Bedrohung dieser Stadt noch nicht klar. Bei meiner Ankunft in Dole erhielt ich ein Telegramm von Menotti Garibaldi, das mich annehmen ließ, die Preußen wollten Dijon wieder besetzen. Ich habe deshalb dem General Cremer befohlen nach Dijon zurückzukehren, wenn die Bedrohung wirklich ernst sei; andernfalls zwischen Dijon und Champlitte zu bleiben. Cremer kann mit seiner Division den nur mit Vorderladern bewaffneten Truppen Pelissiers und den Scharen Garibaldis Halt gewähren. Ich habe dem General Cremer befohlen mit zwei Märschen nach Champlitte zu marschieren und an den geeignetsten Orten zu nächtigen. Die rauhe Jahreszeit macht uns manchen Strich durch die Rechnung. Ich habe deshalb meinen Generalen, auch in dem von Ihnen gerügten Fall Cremer, stets einen gewissen Spielraum in dieser Hinsicht gelassen.

Ich habe die Entsendung einer Brigade des 15. Korps nach Dijon erbeten.

Wenn die heute oder morgen einlaufenden Nachrichten erkennen lassen, daß die beiden Truppenteile in Dijon zu stark oder entbehrlich sind, und wenn der Feind vor meiner Front es nötig macht, werde ich Cremer und die Brigade an mich ziehen.

Ich habe Sie schon benachrichtigt, daß Cremer heute umgekehrt ist und bei Orgeux nächtigt. Über das 18. und 20. Korps habe ich mich schon geäußert. Das 24. ist bei Besançon, das 15. muß heute den befohlenen Abtransport begonnen haben.

Morgen wird mein Hauptquartier nach Besançon verlegt, dem günstigsten Ort für Befehlserteilung und Nachrichtenübermittlung. Gleichzeitig kann ich dort den Abmarsch des 24. Korps überwachen, die Möglichkeit der Ausladung des 15. Korps untersuchen und die Heranziehung der Verpflegung betreiben."

Skizze 48. 3. Januar.

3. Division) und vom 3. zum 4. mit erheblichen Teilen noch westlich Besançon, mit anderen nordöstlich Besançon an der Straße nach Rougemont untergebracht war. Es konnte erst am 4. Januar den Vormarsch beginnen (part de Besançon ce matin seulement), wie aus dem Armeebefehl vom 4. Januar 8[45] Morgens hervorgeht, dessen wichtigste Punkte besagen: „Der Feind ist in der Abbaye de la Charité, Vezet, Pont de Planches, Liesfrans, Neuvelle les la Charité, Patrouille bei Fretigney". „24. Korps marschiert nach Scay la Tour—Corcelle, 20. nicht erheblich über Rioz, 18. über Gy hinaus vor." Bourbaki kennt den geringen Wert seiner Armee, vor allem für den Angriff; er hält zwei Korps nicht für ausreichend, um über die Deutschen einen sicheren Erfolg zu erringen und will ohne das 24. Korps nicht angreifen. Weil dieses Korps noch zurück ist, befiehlt er den beiden anderen zu halten.

Skizze 49. 4. Januar.

Die „Sinnesänderung" findet also eine ebenso einfache wie verständliche Erklärung. Der Entschluß, die bei Vesoul vermuteten deutschen Kräfte anzugreifen, ist in keiner Weise geändert.

Einstellen des Marsches auf Vesoul. Einleitung des Vorgehens auf Belfort.

Dagegen ließen es die im Laufe des 4. Januar eingehenden Meldungen zweifelhaft erscheinen, ob die Masse der Truppen Werders noch bei Vesoul zu suchen sei.

Zunächst war am 2. Januar südöstlich Montbeliard eine deutsche Abteilung zum Angriff vorgegangen, hatte die vengeurs de Malicki zersprengt und teilweise zum Übertritt in die Schweiz genötigt, am 3. Januar marschierten drei deutsche Bataillone aus der Gegend von Arcey nach Südosten, die 4. Reserve-Division von Villersexel nach Arcey, die Brigade Goltz des XIV. Armeekorps von Vesoul und Lure nach Villersexel und Hericourt. Bei Vesoul verblieben nur die drei badischen Brigaden.

Skizze 48. 3. Januar.

Von diesen Bewegungen hat Bourbaki wahrscheinlich am 4. Januar Kenntnis erhalten. Er schließt daraus auf eine Vereinigung der Deutschen bei Montbeliard zum Schutz der Belagerung von Belfort und meldet am 4. Januar 7[10] Abends aus Besançon an Freycinet: „Der Feind scheint sich auf Montbeliard und Belfort zurückzuziehen. Morgen entscheide ich mich, nach welcher Richtung weiter vorgegangen wird, je nachdem der Feind Vesoul geräumt hat oder nicht." Er bleibt also bei der Absicht, die Deutschen aufzusuchen und hält das 24. und 20. Korps an, während das 18. Korps bis an die Romaine vorgehen soll. Die Armee schwenkt halbrechts, wobei das 24. Korps seine noch weit zurückgebliebenen Truppen heranzieht.

Skizze 50. 5. Januar.

Das 18. Korps ging am 5. entgegen dem Armeebefehl über die Romaine vor. Vor ihm zogen sich badische Truppen auf Vesoul zurück. Das 20. Korps stellte ebenfalls ein Zurückweichen badischer Truppen auf Vesoul fest.

Am 5. Abends stand die Armee mit der Front nach Nordosten in Linie Baume les Dames—Authoison—Mailley—Raze.

Die Schlüsse, die Bourbaki aus den gemeldeten Bewegungen der Deutschen ge-

zogen hat, kann man nicht angreifen. Bedeutende Kräfte marschierten auf Montbeliard und teilweise weiter nach Südosten. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Deutschen ihre Kräfte teilten. Man hatte sie also bei Montbeliard zu suchen und lief Gefahr, bei Fortsetzung des Marsches auf Vesoul einen Luftstoß zu machen. Die bei Vesoul noch zu vermutende Nachhut mußte beim Vorgehen der französischen Armee auf Belfort ihre Stellung räumen, General v. Werder versammelte sicher alle Kräfte zur Deckung der Belagerung von Belfort.*)

Nennenswerte Verstärkungen konnte Werder zunächst nicht erhalten; dagegen mußte damit gerechnet werden, vor Belfort nicht nur Werder, sondern auch einen Teil des Belagerungskorps bekämpfen zu müssen. Es war also ratsam, das 15. Korps, dessen Abtransport nach dem Doubs schon begonnen hatte, auf Montbeliard vorgehen und bei der Schlacht vor Belfort mitwirken zu lassen.

Skizze 49. 4. Januar.

Auf deutscher Seite waren am 4. Januar die 4. Reserve-Division und die in Hericourt stehenden Teile der Brigade v. der Goltz nach St. Ferjeux marschiert, der Rest dieser Brigade war am Ognon von Bonnal bis Villersexel verblieben, die badische Division mit zwei Brigaden nach Vallerois les Bois**), mit einer nach Neurey les la Demie gerückt. Vesoul blieb schwach besetzt.

Auch diese Bewegungen hat Bourbaki richtig erkannt, denn er spricht in seiner Meldung vom 5. Januar 7[10] Abends nicht mehr von feindlichen Ansammlungen bei Montbeliard, sondern davon, daß er mit der Armee den Feind bei Villersexel oder Vesoul, „je nachdem er sich stellt", angreifen werde, während das (erst im Antransport befindliche) 15. Korps ganz oder teilweise auf Montbeliard gehen soll. Die Armee soll deshalb am 6. die Richtung über Villersexel auf Lure einschlagen; bleibt der Feind in der Gegend von Vesoul wider Erwarten stehen, so wird er in seiner linken Flanke angegriffen.

Skizze 50. 5. Januar.

Die Meldungen über das Vorgehen des 18. Korps am 5. Januar und über die Vorhut-Kämpfe an diesem Tage hat Bourbaki am Abend des 5. noch nicht gehabt, denn er führt sie erst in der am 6. Januar Abends an Freycinet erstatteten Meldung auf. Ebenso hat Bourbaki am 5. Abends von dem an diesem Tage erfolgten Marsch der 2. und 3. badischen Brigade nach der Gegend südlich und südwestlich Vesoul, der Brigade Goltz und der 1. badischen Brigade nach Dampierre les Montbozon, sowie der 4. Reserve-Division über Villersexel nach Les belles Baraques nichts gewußt. Als Marschziele für den 6. befahl er dementsprechend: 24. Korps Rougemont,

Skizze 51. 6. Januar.

*) So ist die Unterredung Bourbakis mit einem Ordonnanzoffizier des 18. Korps am 5. Januar zu verstehen, in der Bourbaki sagt: „Vesoul wird ohne Kampf fallen". Die von der französischen Studie als Beweis für Bourbakis falsche Ansichten verwertete Unterhaltung handelt allerdings auch vom Entsatz Belforts „ohne Kampf". Dies war aber jedenfalls nur eine berührte Möglichkeit, denn die Anordnungen Bourbakis zielten zweifellos auf einen Kampf mit allen Kräften der Armee.

**) Die 2. badische Brigade marschierte am Nachmittag wieder in die Gegend südlich Vesoul zurück. Dieser Marsch blieb Bourbaki unbekannt.

20. Korps Montbozon, 18. Korps Gegend nördlich Rioz. Das 15. Korps wurde bei Clerval ausgeladen. Somit war die Anordnung des Abmarsches auf Villersexel durchaus sachgemäß, denn dort schien nunmehr der Gegner zu sein.*)

Unglücklich sind aber die Anordnungen für den Marsch. Auch unter der Annahme, daß das 18. Korps seinem Befehl entsprechend nicht über die Romaine hinausgegangen war, wäre es einfacher, wenn auch etwas weiter gewesen, dieses Korps über Vellefaux und Vesoul vorgehen zu lassen und die Armee in die Linie Rougemont—Vesoul zu führen. Die Anordnung, daß das 18. Korps in den vom 20. verlassenen Bezirk bei Pennesieres rücken sollte, hat wohl ihren Grund in dem Bestreben, die Armee nicht zu weit von dem Magazin Besançon zu entfernen.**) Außerdem wollte Bourbaki seine Armee zusammenhalten; bei Vesoul konnte ja noch Feind sein, und dann durfte nicht ein Korps allein mit ihm zusammenstoßen. Dies ist vielleicht übertrieben vorsichtig, aber die Vorsicht ist begründet in der geringen Tüchtigkeit der Armee und ihrer Korpsführer.

Am 6. Januar versammelte General v. Werder seine Truppen am Dourgeon-Bach nördlich Vesoul, nur General v. der Goltz blieb südöstlich Vesoul. Das Belagerungskorps von Belfort besetzte Arcey.

Der 6. Januar war ein schwerer Tag für Bourbaki. 2° Morgens erhält er ein sehr optimistisches Telegramm von de Serres aus Besançon des Inhalts, daß das 15. Korps am 6. und 7. in Clerval eintreffen werde, was jedoch nicht stimmte. Dann liefen widersprechende Meldungen ein: Deutsche im Vorgehen auf l'Isle sur le Doubs und Blamont, Durchzug Deutscher durch Villersexel nach Westen, Versammlung zahlreicher Truppen (sechs Regimenter Landwehr) bei Arcey.

Die befohlenen Bewegungen des 20. Korps vollziehen sich ohne Gefecht. Aber wohin ist die feindliche Brigade gegangen, die gestern von Neurey***) nach Dampierre les Montbozon und Filain gekommen ist und die Vorposten des 20. Korps zurückgedrängt hat? Wohin hat sich der Feind zurückgezogen, der gestern bei Echenoz le sec gekämpft hat?

Das 18. Korps stellte im Laufe des Tages den Abzug der Deutschen von Scey sur Saone und die Räumung von Andelarrot und Mont le Vernois fest, aber am Abend hatte das Korps noch nichts gemeldet, der dorthin gesandte Ordonnanzoffizier des Oberkommandos war noch nicht zurückgekehrt.

So ist das Bild der Lage für Bourbaki undeutlich und wechselnd. Mittags

*) Die französische Studie bezeichnet den Abmarsch als „Rückzug". Das stimmt nicht. Bourbaki suchte eben des Feindes Hauptkräfte nicht mehr bei Vesoul oder Belfort, sondern jetzt bei Villersexel.

**) Dieses Bestreben ist bei der mangelhaften Ausstattung mit Trains und der Schwierigkeit der Wege erklärlich.

***) Die französische Studie schreibt Mouray, es muß aber Neurey heißen.



spricht er dem kommandierenden General des 15. Korps die Absicht aus, nach Osten zu marschieren.*) Am Abend nimmt er stärkere Kräfte bei Villersexel an und rechnet auf einen Zusammenstoß bei dieser Stadt.**) Der Feind schien sich geteilt zu haben. Gegen welche der beiden feindlichen Gruppen sollte man sich wenden?

Dazu kamen noch das verzögerte Eintreffen des 15. Korps, von dem am 6. Abends erst eine Brigade zur Stelle war, und die großen Schwierigkeiten in der Versorgung der Armee mit Nahrung.***)

Unterbrechung des Marsches auf Belfort.

Bourbaki kann sich nicht entschließen ins Dunkle weiter zu marschieren. Er wartet weitere Nachrichten und die Ankunft des 15. Korps ab.

Nimmt man mit Bourbaki die Stärke der Deutschen auf 70 000 Mann und ihre Teilung in zwei Gruppen an, eine bei Arcey—Montbeliard, die andere bei Villersexel—Vesoul, so war man jeder dieser Gruppen überlegen. Ein Vormarsch mit dem 24. Korps auf Villersexel, mit dem 20., gefolgt vom links gestaffelten 18., auf Vallerois les Bois bot die Möglichkeit eine Gruppe — die bei Villersexel und Vesoul — mit Übermacht anzugreifen. Was vom 15. Korps angekommen war, mußte auf Arcey vorgehen und deckte so die rechte Flanke der Armee und die Ausladungen in Clerval.†) Blieb man stehen, so konnte sich der Gegner vereinigen. Deshalb war es falsch zu warten.

Bourbaki blieb am 7. stehen, die Deutschen ebenfalls.

Im Laufe des 7. Januar erkannte Bourbaki die Lage und beschloß, sich gegen die deutsche Gruppe Villersexel—Vesoul zu wenden, und zwar mit der Masse gegen Villersexel.

Frontveränderung nach Norden.

Dieser Entschluß war durchaus richtig, seine Ausführung ist angreifbar, aber zu entschuldigen. Es handelte sich um eine erneute Frontveränderung, diesmal nach Norden. Bourbaki hält seine Armee mit Recht für unfähig, eine Begegnungsschlacht zu schlagen. Auch seine kommandierenden Generale dachten so, das beweisen ihre täglichen Anordnungen. Somit stellt er zunächst in genügender Entfernung vom Feinde die neue Front her, dadurch, daß er die drei Korps mit der Marschrichtung nach Osten hintereinander setzt, halten und links Front machen läßt. Dabei wird die Armee aufs engste versammelt: 24. Korps um Cubry, 20. Rougemont, 18. Montbozon. Das 15. Korps, ohne die südlich des Doubs auf Blamont vorgeschobene Brigade, soll rechts

Skizze 52. 8. Januar.

---

*) Rioz 6. 1. Mittags: „Der Feind versammelt Truppen östlich und südöstlich Montbeliard im Dreieck Montbeliard—Delle—Abbévillers ..... ich beabsichtige auf Montbeliard zu marschieren."

**) „Ich ziehe Nachrichten über die feindlichen Kräfte in Villersexel ein. Dort wird voraussichtlich der erste Kampf sein." Montbozon 6. 1. 7³⁰ Abends.

***) Die Straßen, die teilweise recht erhebliche Steigungen haben, waren verschneit und vereist. Die Trains bestanden nur aus Bauernwagen.

†) Clerval eignete sich nicht zum Ausladen großer Transporte. Zweckmäßig hätte man die Fußtruppen in Clerval und Baume, die berittenen in Besançon ausgeladen.



gestaffelt werden (bei Fontaine), die Division Cremer von Orgeux über Gray, Saone-aufwärts herankommen.

Im Armeebefehl ist über die Absichten nach Vollendung der Frontveränderung nichts gesagt. Aus der Weisung für General Cremer und einer Nachricht an General Chanzy, sowie aus einem nicht zur Ausgabe gelangten Befehlsentwurf für das 15. Korps geht hervor, daß Bourbaki beabsichtigt hat, mit dem linken Flügel auf Vesoul, mit dem rechten auf Villersexel vorzugehen, und daß er die feindlichen Hauptkräfte hinter dieser Linie vermutete.*)

Während sich die Bewegungen der Armee am 8. ohne Störung vollzogen, klärte sich die Lage: spätestens bis zum Abend des 8. weiß Bourbaki, daß Villersexel frei ist, und Werder seine Truppen nördlich Vesoul versammelt hat.

Was Bourbaki angesichts dieser Lage tatsächlich beabsichtigt hat, ist in unzweideutiger Weise nirgends ausgesprochen. Aus seinen Anordnungen, einem Telegramm von de Serres an Freycinet vom 9. Januar 2^{47} Morgens und den Aussagen vor Gericht ist aber folgendes herauszuschälen:

Man konnte sich jetzt zwischen Werder und die von ihm zu deckende Belagerungsarmee vor Belfort schieben. Die Lage war außerordentlich günstig, denn man konnte den linken Flügel der feindlichen Gruppe Vesoul mit Überlegenheit anfallen. Man konnte aber auch annehmen, daß der Feind genötigt sein werde, die französische Armee anzugreifen, wenn er den Entsatz von Belfort wirklich verhindern wollte. Dies gab wohl den Ausschlag, denn die Offensivkraft der Armee war gering. Konnte man also die an sich offensive Aufgabe durch defensives Verhalten lösen, so tat man gut daran, den Feind angreifen zu lassen. Deshalb sollte die Armee am 9. hinter den Ognon, beiderseits Villersexel rücken.

Vormarsch an den Ognon.

Griff der Feind die Armee daselbst an, so hoffte man zu siegen, blieb er bei Vesoul stehen, so mußte ein Vorgehen des 15. Korps und von Teilen des 24. Korps zum Entsatz von Belfort führen; marschierte der Feind über Lure ab, so stand man näher an Belfort als er und konnte den Marsch durch Vorgehen auf Lure hindern.

Mit einer anderen Armee wäre Bourbaki sicher angriffsfreudiger gewesen. Unter den vorliegenden Umständen läßt sich gegen seinen Entschluß wenig einwenden, denn er trug den Verhältnissen Rechnung.

---

*) An General Cremer, Montbozon 7. 1. 8^{0} Abends: „Das 18. Korps bildet den linken Flügel der Armee und geht auf Vesoul;" an Chanzy, 7. 1. 10^{30} Abends: „Ich erwarte das erste ernste Treffen bei Villersexel."

Nicht abgesandter Befehlsentwurf für 15. Korps 7. 1. ohne Zeit: „Ich muß jetzt auf ein Vorgehen über Blamont verzichten, ich bedaure Ihre über den Doubs gegangenen Truppen wieder zurückrufen zu müssen. Setzen Sie zwei Divisionen über Rougemont auf Villersexel in Marsch und stellen Sie eine zur Deckung von Clerval und nötigenfalls l'Isle sur le Doubs vorwärts (d. h. gegen Belfort) auf". An Freycinet, 8. 1.: „Die Nachrichten, die ich erhielt, lassen die Entsendung einer Brigade auf Blamont unzweckmäßig erscheinen".

Mit der Ausführung aber kann man nicht einverstanden sein. Inhaltlich und redaktionell entspricht der Armeebefehl für den 9. wenig der richtigen Beurteilung der Lage, auf der er aufgebaut ist.

Dieser Vorwurf trifft in erster Linie den Generalstabschef. Es zeigt sich, wie nötig die harmonische Zusammensetzung eines Oberkommandos ist. Der Chef genoß das Vertrauen des Feldherrn nicht.

Es sollten vorgehen:

das 15. Korps auf der Straße Fontaine—Belfort mit dem Anfang bis Onans, das 24. nach Bellechevreux, das 20. nach Villers la Ville, das 18. nach Villersexel—Esprels. Die Front ist für Angriff und Verteidigung zu schmal; unmöglich konnten auf dem engen Raum die 75 000 Gewehre zur Tätigkeit gebracht werden. Außerdem entsprechen die Marschziele nicht dem Entschluß. Man will Front nach Nordwesten nehmen, schielt aber nach Osten und Norden und rafft sich deshalb nicht dazu auf, das 24. Korps nach Athesans nür 6 km nördlich von Bellechevreux zu führen, wo es gleich günstig für Angriff und Verteidigung stand, und mit allen am Doubs verfügbaren Kräften zum Angriff gegen die Sicherungen des Belagerungskorps bei Arcey zu schreiten, um jedes Eingreifen des Belagerungskorps gegen die Armee zu hindern. Die Anordnung, daß das 18. Korps auf dem rechten Ognon-Ufer nach Villersexel marschieren sollte, paßt wenig zu der Absicht, auf dem linken Ufer, Front nach Nordwesten, eine Verteidigungsstellung zu beziehen, „die der Feind angreifen muß, wenn er sich von seiner Lage Rechenschaft gibt“.*)

Tatsächlich nahm am 9. Januar auf Grund des Armeebefehls die Armee Front nach Norden. Das durch den Ognon von den übrigen Korps getrennte 18. Korps konnte in eine üble Lage kommen, wenn die Deutschen von Vesoul auf Bonnal und Esprels vorgingen. Ein solches Vorgehen scheint Bourbaki am 9. Januar allerdings nicht erwartet zu haben.

Fehlerhaft ist es ferner, daß der Armeebefehl nichts über die Lage und die Absichten für den 9. enthält. Aus den Anordnungen konnten die Korpsführer keine richtigen Schlüsse auf die Absicht ziehen.

Deutsche vom 8. bis 10. Januar.

General v. Werder blieb am 8. Januar bei Vesoul. Er war über die Bewegungen der Franzosen noch schlechter unterrichtet, als diese über die seinigen. Erst in der Nacht vom 8. zum 9. erfuhr er den Abmarsch der Franzosen nach Osten. Wie weit sie gekommen waren, wußte er nicht. Er setzte deshalb die 4. Reserve-Division über Noroy le Bourg nach Athesans, das XIV. Armeekorps über Vy nach Aillevans in Marsch mit der Absicht, über Villersexel zum Angriff vorzugehen, wenn die Franzosen schon über die Höhe dieser Stadt hinaus nach Osten vorgekommen sein sollten, um so die französische Armee von einem Angriff auf das Belagerungskorps

*) de Serres an Freycinet. 10. 1. 71.

abzuhalten. Befand sich aber die französische Armee noch in ungefährer Höhe von Villersexel, dann sollte von Aillevans und Athesans zur Vereinigung mit dem Belagerungskorps nach Osten weiter marschiert werden.

Treffen bei Villersexel.

Durch das gleichzeitige Vorgehen des französischen 20. Korps von Süden und der Vorhut der 4. Reserve-Division von Norden auf Villersexel entspann sich ein Gefecht, in das auf französischer Seite das 18. Korps, auf deutscher Teile das XIV. Armee-Korps eingriffen, während das französische 24. Korps unbekümmert um den Kanonendonner die befohlenen Marschziele erreichte.

General v. Werder erkannte am späten Abend des 9. Januar, daß er die ganze Armee Bourbakis vor sich hatte. Er brach das Gefecht ab. Villersexel wurde nach Mitternacht geräumt. Als am 10. Januar die Franzosen nicht vorgingen, trat General v. Werder 9° Morgens den Abmarsch über Beverne und Ronchamp nach der Lisaine an. Er hat also rasch einen ganzen Entschluß gefaßt und ihn tatkräftig durchgeführt.

Skizze 53. 10. Januar.

Bourbaki hatte am 9. Januar einen Kampf nicht erwartet. Als das 20. Korps bei Villersexel ins Gefecht trat, blieb er zunächst in seinem Hauptquartier. Erst als auch beim 18. Korps Kanonendonner erscholl, ritt er zu diesem Korps. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieses nur im Norden Feind vor sich hatte, somit eine Gefahr auf dem linken Flügel nicht vorlag, begab er sich zum 20. Korps nach den Höhen südlich von Villersexel. Hier mußte er „ermüdete Regimenter"*) wieder vorwärts bringen. Dank seiner Einwirkung gelang es dem 20. Korps, einen deutschen Vorstoß von Villersexel auf Villers la Ville abzuweisen und allmählich Gelände in Richtung auf Villersexel zu gewinnen.

Der unbestreitbare örtliche Erfolg bei Villersexel ist also in der Hauptsache dem Armeeführer zu verdanken. Bourbaki ist bei der Leitung des Gefechts wieder vollkommen der tapfere Truppenführer des Krimkrieges und der algerischen Feldzüge, er genügt aber nicht den Anforderungen, die an einen Armeeführer zu stellen sind. Der auf das Ganze gerichtete Blick des hohen Führers fehlt ihm; das vor seinen Augen sich abspielende Gefecht fesselt ihn so, daß er die Gesamtlage aus dem Auge verliert. Daß er das 24. Korps nicht auf das Gefechtsfeld von Villersexel heranzog, kann man — im Gegensatz zu der in der französischen Studie ausgesprochenen Ansicht — nur billigen: denn dort waren schon mehr Truppen, als zur Entwicklung kommen konnten, und für alle Fälle stand hinter dem 20. Korps die Armee-Reserve bereit. Aber es genügte doch nicht, dem 24. Korps Beschleunigung des Marsches zu befehlen. Mindestens mußte dieses Korps am 9. noch den Scey-Abschnitt erreichen, damit man in der Lage war, die Deutschen beiderseits umfassend anzugreifen. Je weiter sie über Villersexel vorgedrungen waren, um so durchschlagender mußte der Erfolg der doppelten Umfassung werden.

*) Telegramm von de Serres an Freycinet. 10. 1. 71.

Bourbaki war aber so sehr von der vorgefaßten Meinung erfüllt, am Ognon eine Defensivschlacht liefern und durch sie siegen zu können, daß ihm der Gedanke an eine große Offensive gar nicht gekommen zu sein scheint.

Bourbakis Anordnungen für den 10. Januar.

Mit dem frohen Bewußtsein, durch sein Eingreifen einen örtlichen Erfolg errungen zu haben, kehrte Bourbaki am Abend des 9., noch ehe das Gefecht erstorben war, in sein Hauptquartier zurück. Dort fand er Nachrichten von Bedeutung vor. Das 15. Korps meldete zwischen Onans und Arcey starken Feind — 10 000 Mann (tatsächlich waren es nur Teile des Infanterie-Regiments 67). Da nur der kleinere Teil des Korps zur Stelle war*), hatte es davon Abstand genommen, sein Marschziel Onans zu erreichen. Das 24. Korps hatte ohne Störung seine Marschziele erreicht und meldete Feind bei Saulnot. Bourbaki gewann daraus den Eindruck, daß die Deutschen am 10. erneut angreifen würden, und zwar gleichzeitig von Norden und Osten. Dementsprechend befahl er dem 15. Korps, nunmehr endlich Onans zu besetzen. Das 24. Korps sollte Front nach Osten machen und das 15. Korps unterstützen. Die Armee-Reserve wurde dem 24. Korps unterstellt. Das 20. Korps sollte sich östlich von Villersexel mit der Front nach Norden zur Verteidigung bereit stellen und das 18. nach Villersexel und in die Gegend südwestlich davon heranrücken.

Halt bei Villersexel. Der 10. Januar.

Ohne sich Ruhe gegönnt zu haben**), ritt Bourbaki am 10. Januar 4° Morgens zum 20. Korps. Der erwartete Angriff erfolgte nicht. Dagegen konnte Bourbaki von den Höhen südlich Villersexel den 9° Morgens begonnenen Abmarsch der Deutschen vom Scey-Bach und aus dem Gelände nördlich Villersexel in nördlicher Richtung wahrnehmen. Daraus mußte er den Schluß ziehen, daß die Deutschen — ganz gegen seine Erwartung — überhaupt nicht angreifen würden. Es galt, sich nun mit der Erkenntnis abzufinden, daß die „savante manœuvre“ des sich Einschiebens zwischen den Feind bei Vesoul und das Belagerungskorps mißglückt war, und einen der neuen Lage entsprechenden Entschluß zu fassen. Es ist zu verstehen, daß dies Bourbaki schwer geworden ist, aber es ist nicht zu entschuldigen, daß er bis zum Morgen des 11. Januar gebraucht hat, um sich darüber klar zu werden, daß nunmehr der Feind an der Lisaine zu suchen sei.

Skizze 47.

Ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, kehrte Bourbaki in sein Hauptquartier zurück. Dort trafen ihn im Laufe des 10. Nachrichten, daß deutsche Truppen (II. Armee-Korps) von Paris in Marsch gesetzt worden seien, Joigny aber noch nicht überschritten hätten; Reiter des II. Armee-Korps waren am 10. in Auxerre erschienen. Das VII. deutsche Korps war von Auxerre auf Chablis abgerückt.

Die Gefahr für den Rücken der Ostarmee war zwar noch weit entfernt, aber sie

*) Es fehlten die aufs südliche Doubs-Ufer entsandt gewesene, sowie die von Dijon mit Fußmarsch herankommende Brigade, außerdem erhebliche andere Teile, die sich noch auf der Bahn befanden.

**) „Ich habe die ganze Nacht mit dem General Bourbaki die für die heutige Schlacht zu treffenden Anordnungen überlegt.“ (de Serres an Freycinet 10. 1., 1⁴⁰ Nachm.)

war vorhanden, umsomehr, als auf Garibaldi kein Verlaß war und die Regierung ihr Versprechen, die Saone-Linie durch 100 000 Mann mobilisierter Nationalgarde des Südens zu besetzen, noch nicht verwirklicht hatte.*)

Rasches Handeln war geboten. Jedes Zaudern gab dem Gegner die Möglichkeit, seine Stellung hinter der Lisaine zu verstärken und brachte den Feind im Westen näher.

Skizze 53. 10. Januar.

Ein Vorgehen mit der Armee nach Norden, in allgemeiner Richtung auf Lure, hat die französische Heeresleitung auch jetzt noch für zweckmäßig gehalten.**) Aussicht auf Erfolg hatte ein solcher Vormarsch aber nur, wenn er in den frühen Morgenstunden des 10. angetreten wurde. Sobald aber der Abmarsch der Deutschen nach Norden erkannt war, war der Vormarsch zwecklos, denn dann bestand höchstens noch die Aussicht, die Nachhuten zum Kampf zu zwingen, zumal der vom 24. Korps zurückzulegende Weg durch schwieriges Waldgelände führte. Daß mit dem Eintreffen der Franzosen in Lure General von Werder von seinen noch auf der Straße Luxeuil—Lure befindlichen Munitionskolonnen und Trains getrennt werden würde, daran konnte man auf französischer Seite nicht denken. Außerdem empfahl es sich nicht, die ungeübten französischen Truppen den Wechselfällen eines Begegnungsgefechtes in unübersichtlichem und schwierigem Waldgelände auszusetzen. Es ist also zu billigen, daß Bourbaki diesen Entschluß nicht gefaßt hat.

Skizze 47.

Die französische Studie schlägt eine andere Lösung vor, die sie als die einzig aussichtsvolle bezeichnet, und von der sie behauptet, daß sie gleichzeitig dem großen Ziel der Unternehmung im Osten — Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere vor Paris und an der Loire und Schwächung dieser durch Gegenmaßregeln — am meisten gerecht geworden wäre: „Abmarsch auf Vesoul; Verlegung der Operationslinie auf die Bahn nach Gray, Entsendung Cremers***) auf Langres und Chaumont. Das 15. Korps, rechts gedeckt durch Abteilungen der 7. Militär-Division†) und das Freikorps Bourras, genügte zur Verschleierung des Abmarsches, zur Deckung der Räumung von Clerval††), endlich zur Abwehr Werders, wenn dieser vorging. In höchstens zwei Tagen konnten das 18., 20. und 24. Korps bei Vesoul sein und von dort nach der Gegend nördlich von Dijon rücken, um die deutsche Südarmee beim Austritt aus den Bergen anzugreifen, während Garibaldi ihre rechte Flanke bedrohte. Im Fall einer Niederlage war der Rückzug auf Lyon oder Autun gesichert. Ein Sieg entsetzte Paris und entlastete Chancy. Jedenfalls war so mit der Nebenaufgabe der Unterbrechung der rückwärtigen Ver-

*) Von französischer Seite wird diese Zusage der Regierung in Zweifel gezogen. In einem Schreiben vom 5. 1. 71 an Chanzy spricht aber Gambetta ausdrücklich von der Aufstellung von 100 000 Mobilisierten in der Linie Besançon—Dijon—Nevers—Vierzon.

**) Telegramm Freycinets an Bourbaki 12. 1., 11^{30} Morgens.

***) Am 11. in Gray.

†) Insgesamt eine Brigade minderwertiger Truppen.

††) Etappenhauptort.

bindungen nur die schwache Division Cremer, verstärkt durch die Besatzung von Langres, betraut, die Armee aber ihrem wahren Zweck, dem Kampf, vorbehalten".

Dieser Vorschlag setzt voraus, daß General v. Werder zunächst den Abmarsch der Franzosen gar nicht oder zu spät bemerkte und sich durch das 15. Korps aufhalten ließ. Dieses Korps war ihm aber bei weitem an Zahl und Gefechtskraft unterlegen. Er hätte es sicher vernichtend geschlagen. Dann hielt ihn nichts davon ab, die überlegene Marschfähigkeit seiner Truppen auszunutzen und der Armee Bourbakis in den Rücken zu marschieren. Das Ende wäre wohl die Waffenstreckung der Franzosen nördlich von Dijon gewesen. Die Unterbrechung der Eisenbahn durch Cremer wäre vielleicht gelungen und hätte einige Verlegenheit verursacht. Aber die Truppen des Generalgouvernements Lothringen und die übrigen Etappentruppen hätten genügt, um die Division Cremer*) zu schlagen und damit die Verbindungen wieder zu öffnen.

Es bleibt also nur noch die eine Lösung übrig: Angriff mit allen verfügbaren Kräften auf Werder und das Belagerungskorps. War dieser Gegner geschlagen, so hatte man die Freiheit des Handelns gewonnen und konnte, im Rücken gedeckt durch die entsetzte Festung Belfort, den Frontwechsel nach Westen ausführen und die Armee Manteuffels angreifen.

Der 11. und 12. Januar.

Skizze 53.

Bourbaki entschloß sich nach langem Zögern und Überwindung vieler Bedenken zu dieser Lösung. Sein Armeebefehl zum Vorgehen nach Osten datiert vom 11. Januar. Verpflegungssorgen und die Rücksicht auf das Herankommen der noch zurückbefindlichen Teile des 15. Korps und der Division Cremer**) veranlaßten den Armeeführer, den Antritt des Marsches auf den 13. zu verschieben. Diese Verzögerung war nachteilig, denn sie gab dem Gegner Zeit zur ausgiebigen Verstärkung seiner Stellung und glich dadurch den Zuwachs an Truppen bei den Franzosen aus.

Wie der Befehl für den 9., so entspricht auch der Befehl für den 13. nach Form und Inhalt nicht den an sich richtigen Absichten. Es scheint sogar, daß Bourbaki dieses Mal seinen Entschluß, den Feind an der Lisaine anzugreifen***), absichtlich nicht

*) Die Division Cremer zählte etwa 8000, die Besatzung von Langres etwa 16 000 Mann.

**) Das 15. Korps konnte seine letzten Teile erst während der Schlacht an der Lisaine ausladen. Die Division Cremer erreichte am 13. Januar Vesoul.

***) Auszug aus dem Armeebefehl vom 11. für den 13. Januar:



„Die Armee wird ihre heutige Stellung verlassen und am 13. in nachfolgende Stellung vorgehen: 15., 24., 20. Armeekorps bis in die Linie Arcey—Grange la Ville, 18. bis östlich Villersexel, Cremer nach Vesoul.

Das 24. Korps hat das 15. zu unterstützen.

Der Feind wird voraussichtlich Widerstand leisten, vor allem vor unserem rechten Flügel. Deshalb sind die erreichten Stellungen sofort zu befestigen.

Es darf erst zur Ruhe übergegangen werden, wenn man sich überzeugt hat, daß der Feind das Einrücken in den befohlenen Raum nicht verhindert.

Dieser Befehl darf erst am 12. Abends weitergegeben werden."

klar ausgesprochen hat, weil er fürchtete, damit in Gegensatz zur obersten Heeresleitung zu geraten, von der er mit Recht vermutete, daß sie Wert auf eine schleunige Entlastung der belagerten Hauptstadt legen und wenig Verständnis dafür haben werde*), daß jedes Vorgehen nach Norden oder Westen unmöglich war, solange bei Belfort ein ungeschlagener Gegner von beträchtlicher Stärke stand. Aus diesem Grunde ist in seiner Meldung an Freycinet die am Schluß ausgesprochene Absicht wohl bewußt durch eine Auseinandersetzung über den Wert von Arcey abgeschwächt.

Die Kämpfe um die Stellung an der Lisaine sind bekannt. Das Glück der Waffen entschied gegen die Franzosen; die Armee, auf deren Erfolg ganz Frankreich die größten Hoffnungen gesetzt hatte, verfiel dem unerbittlichen Schicksal der Waffenstreckung.

Bis zum Abend des 8. Januar befand sich der Führer der Deutschen in größter Ungewißheit über seinen Gegner. Vorher traf er seine Maßnahmen ohne festen Plan. Die Hin- und Hermärsche seiner Truppen veranlaßten den Wechsel in der Ansicht Bourbakis über die deutschen Absichten und damit auch die Änderungen seiner Marschrichtung. Will man Bourbakis Entschlüsse richtig bewerten, so darf man nicht die beiderseitige Aufstellung vom gleichen Tage betrachten. Man muß vielmehr berücksichtigen, daß Bourbaki in der Regel erst nach zwei Tagen von den Bewegungen der Deutschen unterrichtet wurde. Tut man dies, dann wird man einsehen, daß Bourbaki das ernste Bestreben gehabt hat, die Deutschen aufzusuchen und zu schlagen. Er hat aber die Mangelhaftigkeit und unzureichende Ausrüstung seines Heeres, die

---

Skizze 53.

*) Auszug aus der Meldung an Freycinet, abgefaßt in der Nacht vom 11. zum 12. Januar, abgesandt wohl erst am 12. Morgens:

„Wenn kein Zwischenfall eintritt, greife ich am 13. den Feind bei Arcey an. Ich bin vollkommen klar über die Notwendigkeit schnellen Handelns. Aber die große Entfernung von der Bahn, das Glatteis und die Geländeschwierigkeiten sowie die ungenügende Ausstattung mit Trains erschweren die Verpflegung. Heute (d. h. 11.) schiebe ich mich rechts, um den Angriff, der am 13. stattfinden soll, vorzubereiten.

Arcey muß ich haben, um weiter marschieren zu können; sowie dort noch Feind ist, sind bei einem Marsch auf Vesoul, Lure oder Belfort meine rückwärtigen Verbindungen gefährdet, die von Clerval ausgehen.

Die Operation auf Arcey hat also defensiven Zweck. Habe ich Arcey, so wird der Feind Vesoul und Lure räumen, wie er Dijon und Gray geräumt hat. (Anm. des Verfassers: Vesoul wurde am 10. geräumt.)

Die Division Cremer rückt nach Vesoul.

Das 15. Korps ist noch nicht vollzählig. Ich ziehe die Brigade Minot unter Aufgabe der Bewegung auf Blamont nach Onans heran und fordere General Rolland (Gouverneur von Besançon und stellvertretender kommandierender General 7. Korps. Anm. des Verfassers) auf, mich zu unterstützen.

Ich glaube, daß der Feind mich hinter der Lisaine erwartet. Habe ich ihn geschlagen, so kann ich meine ursprüngliche Aufgabe wieder aufnehmen."

schlechte Ausbildung und Mannszucht*) seiner Unterführer und Mannschaften gekannt und vernünftigerweise in Rechnung gestellt. Er durfte den Kampf nur unter günstigen Bedingungen annehmen, wenn er durch ein Mehr an Streitern den Minderwert des Heeres ausgleichen konnte. Zieht man noch die mangelhafte Unterstützung durch die Unterführer und die geringen Leistungen seines Stabes in Betracht, so wird man auch die Langsamkeit in der Führung verstehen und sich die ungenügende Befehlsgebung erklären. Die Armeeführung ist eben eine Kunst, die erlernt werden muß. Es besteht ein großer Unterschied zwischen der tapferen Führung einer zuverlässigen Brigade auf einem zu übersehenden Gefechtsfeld und der Leitung einer locker gefügten und wenig leistungsfähigen Armee, inmitten von Ungewißheit und Anfeindungen**) von unten und oben, die sicher nicht dazu beigetragen haben, Bourbaki die Erfüllung seiner Aufgabe zu erleichtern.

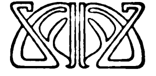
Wenn man ihm auch den Vorwurf der Langsamkeit nicht ersparen kann, so hat er doch im wesentlichen richtige Entschlüsse gefaßt und trotz aller Schwierigkeiten auch durchgeführt. Der von seinen Landsleuten gegen ihn erhobene Vorwurf des Wankelmuts und der Unfähigkeit ist demnach wohl unbegründet.

---

*) Es war nicht möglich, die Armee durch Mitnahme mehrerer Portionen beim Mann operativ unabhängig zu machen. Die Leute warfen die Lebensmittel einfach weg: la vérité semble avoir été que les hommes avaient dissipé ou jeté le biscuit. (Journal de la 2. Division du 18. Corps.)

**) Den ausgesprochenen Republikanern war Bourbaki als Bonapartist verdächtig. Während seines Kommandos bei der Nord-Armee erfolgten feindselige Kundgebungen gegen ihn, die Gambetta veranlaßten, ihn zur Loire-Armee zu versetzen. Sowohl Freycinet wie auch de Serres haben mehrmals sich dahin geäußert, daß sie Bourbaki für unzuverlässig und unfähig hielten (Akten der parlamentarischen Untersuchung).

Renner,
Major und Bataillonskommandeur im Füsilier-Regiment
Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn
(4. Württembergischen) Nr. 122.





Gleiche Taktik für Feld- und Festungskrieg.

Feld- und Festungskrieg sind keine ihrem Wesen nach verschiedene Kampfesformen.

Feld- und Festungskrieg galten früher allgemein als zwei völlig verschiedenartige Zweige der Kriegführung, deren jeder seine besondere und ihm eigenartige Taktik besaß. Diese Trennung erklärt sich vor allem dadurch, daß man damals das Wesen der Taktik ausschließlich in der Lehre von den für die Gefechtsführung vorgeschriebenen Formen sah, und daß die äußeren Verschiedenheiten in der Durchführung des Kampfes im Feld- und Festungskriege wesentlich mehr hervortraten als heute. Mit der Entwicklung der modernen Feuerwaffen aber trat die Wertschätzung der formalen Taktik zurück, und heute verstehen wir unter Taktik weniger die Lehre von den Formen, in denen die Truppe kämpft, als die von den Grundsätzen, die für die Gefechtsführung gelten. Deshalb dürfte auch eine grundsätzliche Trennung zwischen Feld- und Festungskrieg nicht mehr geboten sein, wenn sich nachweisen läßt, daß für beide eine Übereinstimmung in den Grundsätzen für die Gefechtsführung besteht. Immer mehr gewinnt in neuester Zeit die Ansicht Boden, daß der Festungskampf nur die stärkste Form des Stellungskrieges, und der früher bestehende scharfe Unterschied zwischen Feld- und Festungskrieg nicht mehr berechtigt und auch nicht mehr zweckmäßig ist, weil er die Ausbildung der Truppe erschwert. Das Bestehen mancher unvermeidlicher Verschiedenheiten in der Kampfform wird dabei nicht bestritten, aber es wird nicht anerkannt, daß sie so erheblich sind, um eine Verschiedenheit des Wesens beider Kampfesformen zu begründen.

Allerdings enthalten unsere jetzigen Reglements, mit Ausnahme des für die Fußartillerie, die besonderen für den Festungskrieg geltenden Lehren nicht. Nur die Felddienst-Ordnung hat in ihrer neuesten Ausgabe einen erweiterten Abschnitt über die Tätigkeit der Vorposten im Festungskriege erhalten, der, über das eigentliche Thema hinausgehend, eine Anzahl der wichtigsten Grundsätze für die Führung des Infanterieangriffs im Festungskriege enthält. Die im übrigen bestehende Lücke in den Reglements erklärt sich wohl dadurch, daß man für die Öffentlichkeit ungeeignete Angaben über die Festungseinrichtungen vermeiden wollte. Geheime Dienstvorschriften aber können das Reglement nicht ersetzen, und das ist sicher einer der Gründe, die dazu geführt haben, daß die Armee mit dem Festungskriege im allgemeinen weniger

vertraut wurde, als es wünschenswert ist. Der Ausspruch, der Festungskrieg sei ein Stiefkind unserer Armee, entbehrt daher wohl nicht ganz der Berechtigung. Freilich erklärt sich das ebensosehr auch aus der geschichtlichen Entwicklung. Die Festungen haben in unseren letzten Feldzügen nur geringen Einfluß auf die eigentliche Kriegsentscheidung ausgeübt. Auch 1870/71 gewann der Festungskrieg erst Bedeutung, als es galt, den letzten Widerstand des besiegten Gegners zu brechen. Er schien deshalb dem oberflächlichen Blick vielfach nur noch von geringer Bedeutung, und es fehlte nicht an Stimmen, die die Festungen für entbehrlich erklärten. Daß das besiegte Frankreich diesen Schluß nicht zog, zeigen seine umfangreichen Neubefestigungen. Tatsächlich ist ja auch die geringe Widerstandskraft der damaligen französischen Festungen in erster Linie auf ihren meist veralteten Ausbau und die unzureichende und schlechte Geschützausrüstung zurückzuführen. Dabei darf indessen nicht übersehen werden, daß von Mitte September bis Ende Oktober 1870 fast das gesamte deutsche Feldheer vor französischen Festungen festlag, obwohl das bedrohliche Anwachsen der neugebildeten französischen Armeen baldige Maßnahmen dagegen dringend erwünscht machte.

Die Ausbildung im Festungskriege ist unentbehrlich.

Daß in Zukunft der Festungskrieg eine so geringe Rolle wie damals spielen wird, kann nicht angenommen werden. Da heute der Grundsatz besteht, die entscheidenden Operationen des Feldheeres durch ein zweckmäßig angelegtes Landesbefestigungssystem zu unterstützen und die des Gegners zu erschweren, so muß bei der Offensive mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß schon bald nach Beginn des Krieges Festungen, die der Führung der Operationen hinderlich sind, oder die unentbehrliche Eisenbahnverbindungen sperren, in möglichst kurzer Zeit genommen werden müssen. Sehr bald wird daher ein wesentlicher Teil des Feldheeres im Festungskampfe stehen, und es kann unter Umständen von höchster Bedeutung sein, diese Kämpfe schnell zu beenden und die festgehaltenen Truppen zu neuer Verwendung freizumachen. Eine hinreichende Ausbildung des Feldheeres für den Festungskampf ist daher heute ein unabweisbares Bedürfnis. Er stellt an die Aufopferungsfähigkeit der Truppe und an die Energie der Führung genau dieselben Anforderungen wie der Feldkrieg, aber die Leistungen auf diesem Gebiete würden vielleicht nicht immer den unerläßlichen Anforderungen entsprechen, wenn der Festungskrieg der Truppe völlig fremd ist.

Die ohnehin schon hohe Inanspruchnahme der Truppe macht es indessen erwünscht, diese Ausbildung für den Festungskrieg auf das notwendigste Maß zu beschränken. Es bestände sonst die Wahrscheinlichkeit, daß sie mit einer Oberflächlichkeit betrieben würde, die gar nichts nutzt. Eine solche Beschränkung aber ist nur dann möglich, wenn sich die Truppe nicht etwas ganz Neues anzueignen, sondern nur die wichtigsten der ihr in Fleisch und Blut übergegangenen Grundsätze ihrer Taktik unter Berücksichtigung der stärkeren Waffenwirkung und der stärkeren passiven Widerstandsfähigkeit der Festung in sachgemäßer Weise den besonderen Verhältnissen anzupassen hat. Der Hauptwert wäre also auf die Bildung einer zutreffenden Anschauung vom Wesen des



Festungskrieges zu legen. Wir halten es heute bei der Gefechtsausbildung für unrichtig, der Truppe einen schematischen Normalangriff einzuprägen, denn dieser würde dem freien Spiel der Gedanken und Kräfte Fesseln auferlegen, die dem Erfolg nur hinderlich sein könnten. Das gilt genau so auch für den Festungskrieg, nur liegt hier die Gefahr eines Normalangriffs besonders nahe. Das erklärt sich aus der Entwicklung der Taktik des Festungskrieges, die sich bis in die neuere Zeit als ein bis in alle Einzelheiten festgelegter Normalangriff charakterisiert. Begünstigt wurde eine derartige Entwicklung allerdings durch die große Gleichartigkeit der früheren, nach genau feststehenden Formeln angelegten Festungen. Ein Normalangriff war daher damals in vielen Fällen ohne Nachteil anwendbar. Bekanntlich beruhte dieses Angriffsverfahren fast ausschließlich auf den Theorien Vaubans, dieses in so vielen Fällen bewährten Leiters der französischen Belagerungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Über der Nachahmung seiner Angriffsformen wurde indessen meist ganz übersehen, daß der Grund seiner Erfolge unzweifelhaft in erster Linie darin zu suchen ist, daß er es verstand, der Feuerwirkung und Feuerleitung im Festungskriege die ihr gebührende Beachtung zuzuerkennen. Er vereinigte grundsätzlich überlegenes Artilleriefeuer gegen die Einbruchsstelle und suchte, wenn auch der Angriff naturgemäß ein frontaler war, diese so vollständig wie möglich durch zweckmäßige Geschützstellungen zu umfassen und zu flankieren. Dieser Grundsatz birgt auch heute im Festungskriege genau so wie im Feldkriege das Geheimnis des Erfolges in sich. Darauf, und nicht auf die Nachahmung der Formen des Angriffs Vaubans, hätte die Taktik des Festungskrieges Wert legen müssen.

Die Zulässigkeit, ja Notwendigkeit, eines theoretisch festgelegten gleichartigen Festungsangriffs, also des Normalangriffs, wird allerdings auch heute noch damit begründet, daß die Festungen und die Art der Vorbereitung ihres Vorfeldes eine gewisse Ähnlichkeit untereinander haben. Das ist insofern richtig als auch im Festungskriege jedes Zeitabschnitts, ebenso wie im Feldkriege, gewisse von der jeweiligen Technik und Waffenwirkung abhängige Grundsätze und Erfahrungen gelten müssen. Dennoch dürften gegen einen Normalangriff im Festungskriege heute die gleichen Bedenken bestehen wie im Feldkriege. Er könnte doch immer nur mit erheblichen Abweichungen angewendet werden, denn bei aller Übereinstimmung der Baugrundsätze ist doch jede Festungsfront, vor allem aber jedes Vorgelände, verschiedenartig. Jeder Einzelfall verlangt deshalb besondere Maßnahmen, ganz abgesehen davon, daß auch das Verhalten des Gegners in jedem Falle anders ist.

Besteht eine Verschiedenheit des Kampfziels?

Ein Unterschied zwischen Feld- und Festungskrieg könnte in den Zielen des Kampfes gefunden werden, und das wäre von Einfluß auf das taktische Handeln, wenn man annimmt, daß eine Verschiedenheit des Kampfziels auch eine grundlegende Änderung der Taktik bedingt. So ist im Feldkriege der Zweck der Verteidigung selten die rein passive Abwehr, weil von dieser kein positiver Erfolg zu erwarten ist.

Im Festungskriege aber ist die reine Defensive die Regel, indessen wird unverkennbar in allen Vorschriften der große Wert der aktiven und beweglichen Verteidigung deutlich hervorgehoben. Ganz besonders stellt auch die neue französische Anleitung für den Festungskrieg die Forderung auf, daß die Verteidigung einer belagerten Festung einen scharf ausgeprägten offensiven Charakter tragen soll. Übrigens gibt es auch im Feldkriege Fälle, in denen sich der Verteidiger notgedrungen mit der passiven Abwehr begnügt, weil er zum Übergang zur Offensive nicht stark genug ist. Es sei an die befestigten Lager Friedrichs des Großen bei Bunzelwitz und Schmottseifen und an die Stellung Werders in der Schlacht an der Lisaine erinnert. Es kam in allen diesen Fällen nur darauf an, Zeit zu gewinnen, bis sich das für einen Entscheidungskampf augenblicklich ungünstige Kräfteverhältnis besserte, und deshalb gingen auch diese tatkräftigen Feldherrn zu einem Stellungskriege über, von dem sie keine Entscheidung erwarteten. Stellungskrieg und Festungskrieg berühren sich also auch auf diesem Gebiete. Die Festungsverteidigung ist in der großen Kriegführung nur eine Nebenoperation, die den Zweck hat, feindliche Kräfte festzuhalten, während an anderer Stelle die Entscheidung gesucht wird. Auf einen positiven Erfolg kann hier daher verzichtet werden, es genügt die siegreiche Abwehr des Angriffs. Nach dieser aber strebt der Verteidiger auch im Festungskriege mit aller Energie.

Unmöglichkeit der Umfassung im Festungskriege.

Eine Verschiedenheit könnte ferner darin gefunden werden, daß die Festung eine geschlossene ringförmige Stellung bildet, die nicht überflügelt werden kann, so daß der Festungsangriff stets ein Durchbruch sein muß, während man im Feldkriege meist nach der Überflügelung und Umfassung strebt. Ein Durchbruch muß aber auch im Feldkriege durchführbar sein, und man würde sich als Verteidiger gefährlicher Selbsttäuschung hingeben, wenn man ihn unter allen Umständen als unmöglich annehmen wollte. Er wird in der französischen Armee in Anlehnung an napoleonische Traditionen sogar besonders befürwortet. Dabei ist aber auch zu berücksichtigen, daß im Feldkriege die wirkliche Überflügelung bei richtigem Verhalten des Verteidigers kaum zustande kommt, da dieser meist seinen Flügel verlängert. Der Nutzen der Umfassung liegt daher auch hier vielfach nur darin, daß gegen den Bruchpunkt der zurückgebogenen feindlichen Stellung überlegenes konzentrisches Feuer vereinigt werden kann. Das ist auch beim Festungsangriff erreichbar, denn da die Festungen wegen der notwendigen Anpassung an die Geländeformen nicht kreisrund sein können, wird es auch hier oft möglich sein, den Einbruchspunkt zu umfassen und zu flankieren.

Höhere Berücksichtigung der Technik im Festungskriege.

Der Beachtung der Technik muß im Festungskriege größere Bedeutung zukommen als im Feldkriege. Die Stellung des Verteidigers ist mit allen Mitteln bis zum höchsten erreichbaren Grade von Widerstandsfähigkeit befestigt. Der Zeitbedarf für den Bau vieler fortifikatorischer Anlagen, wie Panzerungen, bombensichere Hohlräume, flankierte Gräben, ist so bedeutend, daß ihre Herstellung im Feldkriege ausgeschlossen ist. Es ergibt sich von selbst, daß diese Anlagen eine um so

wichtigere Rolle spielen, je mehr sich der Angriff der auf diese Weise vorbereiteten Hauptkampfstellung nähert. Der Nahkampf wird also mehr Abweichungen von den gewöhnlichen Formen des Feldkrieges bringen als der Fernkampf. Mit diesen besonderen technischen Einrichtungen der Festung muß die Truppe vertraut sein, damit sie zu beurteilen vermag, ob und inwiefern sie zu einer Abänderung der gewöhnlichen Gefechtsformen zwingen. Indes es handelt sich dabei immer nur um eine nicht allzugroße Zahl fortifikatorischer Einzelheiten, denn die taktischen Grundgedanken, nach denen Befestigungen im Frieden und im Felde angelegt werden, stimmen in allen wesentlichen Punkten überein. Den Hauptwert legt die Feldbefestigung wie die ständige Befestigung auf den Ausbau der Stützpunkte der Verteidigungsstellung, deren Lage hier wie dort durch die Geländegestaltung gegeben ist. Während früher bei Festungen von diesen Stützpunkten — den Forts — auch die Hauptfeuerwirkung des Verteidigers ausging, ist man heute in Anlehnung an die Grundsätze der Feldbefestigung dazu übergegangen, die Feuerwirkung mehr und mehr auch in das Zwischengelände zu verlegen, und das ist unzweifelhaft ein Fortschritt, denn nur dann, wenn man dem Angreifer eine möglichst gleich lange und gleich starke Feuerlinie entgegenstellt, erschwert man ihm die Vereinigung überlegenen Feuers gegen den entscheidenden Punkt. Der Ausbau dieses Zwischengeländes bleibt im wesentlichen der Kriegsarbeit überlassen und zeigt deshalb die gleichen Formen wie die Befestigung starker Feldstellungen, also in erster Linie Bataillonsgruppen mit durch Hindernisse geschlossenen Zwischenräumen.

Nach flankierender Feuerwirkung zur Unterstützung der Frontalverteidigung strebt man in der Feldbefestigung ebenso wie in der ständigen Befestigung. Sie kann nur im Felde nicht in demselben Umfange erreicht werden, weil die Möglichkeit fehlt, genügend widerstandsfähige Eindeckungen für Flankierungsanlagen in kurzer Zeit herzustellen.

Die Infanterie- und Artilleriestellungen werden bei allen Befestigungsanlagen grundsätzlich getrennt, damit nicht das gegen die einen gerichtete Feuer auch die anderen in Mitleidenschaft zieht. Da, wo im Festungsbau beide in ein Werk zusammengefaßt werden, geschieht das meist der Kostenersparnis wegen, und es ist mit dieser Nichtbeachtung eines allgemein als richtig anerkannten taktischen Grundsatzes unzweifelhaft ein erheblicher Nachteil verbunden.

Alle Festungswerke werden, wie die Anlagen der Feldbefestigung, so vollkommen wie möglich dem Gelände angepaßt, denn in ihrer geringen Sichtbarkeit liegt der hauptsächlichste Schutz gegen die Artilleriewirkung; die moderne Festung ist daher kaum mehr erkennbar als eine Feldstellung.

Schon aus dieser Übereinstimmung der fortifikatorischen Grundsätze für den Ausbau der Verteidigungsstellungen kann mit einiger Berechtigung auch auf eine gewisse Übereinstimmung im Angriffsverfahren geschlossen werden. Um Stellungs-

kampf handelt es sich hier wie dort, und die Verschiedenheiten in der Stärke des Ausbaus erfordern an sich keine veränderten taktischen Grundsätze, sondern nur entsprechend stärkere Angriffsmittel und einen größeren Zeitaufwand zur Durchführung des Angriffs.

Der Entschluß über die Richtung des entscheidenden Angriffs hängt bei jeder Angriffsart, abgesehen von der Berücksichtigung der Kriegslage, davon ab, ob die Möglichkeit besteht, gegen die Einbruchsstelle überlegenes Feuer und überlegene Kräfte anzusetzen, und ob dort die Geländegestaltung die Durchführung des Fern- und Nahangriffs begünstigt. Bei Festungen tritt dazu der Einfluß, den die Gestaltung der Eisenbahnen auf die Wahl der Angriffsrichtung ausübt. Die Zeit freilich, die zu diesen grundlegenden Erwägungen zur Verfügung steht, ist sehr verschieden lang. Im Begegnungsgefecht muß oft schon nur auf Grund der Karte oder nach einem flüchtigen Blick in das Gelände im Drange der sich überstürzenden Ereignisse über die allgemeine Richtung entschieden werden, in der die Masse der Truppen eingesetzt werden soll. Eine vorhergehende Erkundung der feindlichen Stellung ist selten möglich, weil beim Gegner alles noch unfertig und in der Entwicklung begriffen ist. Da es darauf ankommt, dem Gegner einen Vorsprung in der Gefechtsbereitschaft abzugewinnen, entwickelt sich das Gefecht aus der Tiefe der Marschkolonne, und es läßt sich oft nicht vermeiden, die Truppen, so wie sie eintreffen, einzusetzen.

Die Erkundung.

Dagegen beruht der Entschluß zum Angriff auf einen bereits entwickelten Feind in erster Linie auf dem Ergebnis der Erkundung, und dem planmäßigen Ansetzen der Truppen geht grundsätzlich deren Entfaltung voraus. Ist die feindliche Stellung verschanzt, so muß diese Erkundung und die darauf beruhende Überlegung um so eingehender sein, und das ist auch möglich, weil sich der Verteidiger in diesem Falle bereits in seinen Maßnahmen festgelegt hat. Je stärker die feindliche Stellung ist, um so überlegter müssen die Anordnungen sein, denn um so mehr muß der Angreifer den Vorteil ausnutzen, der darin liegt, daß er sein Handeln auf die Kenntnis der Verhältnisse beim Gegner zu basieren vermag. Er wird dadurch in die Lage gesetzt, auch den vermutlichen Verlauf der Gefechtshandlung mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, und diese Voraussicht ist von großem Nutzen, denn sie ermöglicht die durchdachte Durchführung des Angriffs und erleichtert das Zusammenwirken der Waffen, das um so wichtiger ist, je schwieriger der Angriff ist. Ganz besonders ist das Vorbedingung beim Angriff auf die stärkste Art der Verteidigungsstellungen, die Festungen. Die Erkundungen und Überlegungen über die Angriffsrichtung erfordern deshalb hier meist mehrere Tage. Oft wird es vor starken Stellungen auch notwendig werden, zunächst die feindlichen Vortruppen zurückzuwerfen, also die Möglichkeit zur Erkundung erst durch ein Gefecht zu erzwingen, und vor Festungen wird das stets so sein, denn der Verteidiger wird kaum auf den Versuch



verzichten, durch Festhalten des Vorgeländes dem Angreifer die Erkundung und die Entwicklung zu erschweren.

Die Entwicklung.

Im Stellungskampfe geht dem Angriff stets das Bereitstellen der Truppen und die Entwicklung der Artillerie voraus. Der Infanterie fällt dabei zunächst nur die Aufgabe zu, die Artilleriestellungen zu schützen. Der Zeitbedarf und die Schwierigkeit dieser Entwicklung wachsen mit der Stärke der Stellung. Oft bleibt angesichts der feindlichen Feuerwirkung nichts anderes übrig, als die Nacht zur Entwicklung zu benutzen. Vor Festungen steigen mit der größeren Masse der zu entwickelnden Artillerie auch die Schwierigkeiten für das Einrücken in die Feuerstellungen. Deshalb sind dazu meist mehrere Tage und Nächte notwendig, und es müssen wegen der langen Dauer des zu erwartenden Kampfes vor der Feuereröffnung umfangreiche Vorbereitungen für den Munitionsnachschub getroffen werden. Wie das geschieht, ist indessen eine rein technische Angelegenheit der Artillerie.

Die Verwendung schwerer und selbst schwerster Geschütze beschränkt sich heute nicht mehr auf den Festungskrieg. Die Ausstattung des Feldheeres mit schwerer Artillerie ist bei allen modernen Armeen durchgeführt. Im russisch-japanischen Kriege aber finden wir in dem dort so umfangreichen Stellungskriege eine noch erheblich über das vorher übliche Maß hinausgehende Verwendung selbst schwerster Geschützarten. Die Japaner setzten schließlich sogar 28 cm-Küstenmörser ein, eine Geschützart, die eigentlich nicht einmal für den Belagerungskrieg bestimmt war. Auch die Buren verwendeten selbst im Bewegungskriege mit überraschendem Erfolge besonders schwere Geschütze.

Die allgemeinen Grundsätze für die Verwendung der Artillerie stimmen für alle Abstufungen des Stellungskampfes heute völlig überein, und unzweifelhaft hat die Artillerietaktik des Festungskrieges auf diesem Wege große Fortschritte gemacht. Vor allem ist die Organisation der Belagerungsartillerie der der schweren Artillerie des Feldheeres immer ähnlicher geworden, und je vollkommener diese Übereinstimmung der Organisation ist, um so größer vermag auch die Übereinstimmung in der Verwendung zu werden. Die Entwicklung auf dem Kampffelde geht auf diese Weise einfacher und schneller vor sich, und die Ausbildung ist einheitlicher geworden.

Feuerstellungen.

Die Feuerstellungen der Artillerie werden beim Angriff auf befestigte Feldstellungen und auf Festungen zunächst möglichst verdeckt gewählt, weil ein Auffahren in nicht gedeckter Stellung gegenüber dem voll entwickelten und gefechtsbereiten Gegner voraussichtlich große Verluste mit sich bringen würde. Erddeckungen sind dabei um so notwendiger, je stärker sich der Gegner verschanzt hat, je langwieriger also der Feuerkampf sein wird. Man strebt ferner grundsätzlich danach, mit der gesamten Artillerie von vornherein auf günstige Entfernung an den Gegner heranzugehen. Das wird aber namentlich beim Kampfe um starke Stellungen und Festungen

oft durch die feindliche Feuerwirkung verhindert. Dann ist es in beiden Fällen vorzuziehen, zunächst durch Teile der Artillerie, namentlich auch durch die schwere Artillerie, das Feuer aus verdeckten Stellungen auf große Entfernung zu eröffnen, um dadurch das Feuer des Gegners zu binden. Ist das erreicht, so geht die Masse der Artillerie auf wirksame Entfernung heran, und es werden nun die zuerst eingesetzten Batterien nachgezogen. Mit diesem Verfahren ist zugleich der Vorteil verbunden, daß sich die Verhältnisse beim Gegner klären und das Ergebnis beim Einsetzen der Masse der Artillerie verwertet werden kann. Früher herrschte die Ansicht, daß solche vereinzelt auftretenden Artilleriegruppen in kurzer Zeit, und ehe sie verstärkt werden könnten, außer Gefecht gesetzt werden würden. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges zeigten indessen, daß diese Annahme unbegründet war, daß vielmehr gut im Gelände versteckte Batterien auch im überlegenen feindlichen Feuer lange auszuhalten vermögen. Diese im Feldkriege gemachte Erfahrung konnte ohne Bedenken auf den Festungskrieg übernommen werden, obwohl für die Entwicklung der Belagerungsartillerie im Feuer der Festung keine kriegsgeschichtlichen Erfahrungen vorlagen, denn vor Port Arthur ließen die Russen den Aufmarsch der Belagerungsartillerie aus Mangel an Munition ganz ungestört vor sich gehen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß durch die Anlehnung an diesen Grundsatz des Feldkrieges der vor starken Festungen so überaus schwierige Aufmarsch der Belagerungsartillerie wesentlich erleichtert wird, nur bleibt dabei zu beachten, daß die zuerst eingesetzte Artillerie keinen entscheidenden, sondern nur einen hinhaltenden Kampf führen darf.

Artilleriekampf.

Mit einer Auseinandersetzung der beiderseitigen Artillerien beginnt heute jedes Gefecht, ohne daß es jedoch grundsätzlich zu einem bis zur Entscheidung durchgeführten Artilleriekampfe kommt. So ist im Begegnungsgefecht ein eigentlicher Artilleriekampf schon deshalb meist ausgeschlossen, weil es der Feldartillerie in kurzem Zeitraum nicht gelingen würde, die feindliche Schildartillerie außer Gefecht zu setzen. Kurze Zeit steht aber beim Begegnungsgefecht nur zur Verfügung, da das Artilleriefeuer, um den Vorteil der Überraschung zu wahren, meist erst dann beginnt, wenn die Infanterie zum Angriff vorgeht. Es kann sich also nur darum handeln, die feindliche Artillerie so zu beschäftigen, daß die eigene Infanterie deren Feuerbereich durchschreiten kann, um nunmehr unter energischer und rücksichtsloser Mitwirkung der Artillerie den Feuerkampf mit der feindlichen Infanterie durchzuführen.

Beim Angriff auf einen zur Verteidigung entwickelten Feind eröffnet dagegen die Artillerie das Feuer sofort, wenn sie gefechtsbereit ist, denn hier handelt es sich darum, die Feuerüberlegenheit zu gewinnen, bevor der eigentliche Infanteriekampf beginnt. In vermehrtem Maße gilt das für den Angriff auf eine befestigte Feldstellung, denn gegenüber dem eingegrabenen Gegner genügt die Unterstützung der Infanterie während ihres Feuerkampfes nicht, sondern es ist eine gründliche artilleristische Vorbereitung ihres Angriffs unerläßlich. Diese Bekämpfung der Infanterie-



stellung kann aber erst nach vorhergegangener Schwächung der Verteidigungsartillerie beginnen, denn nun erst ist es möglich, ausreichende artilleristische Kräfte zur Bekämpfung der feindlichen Infanterie freizumachen. Dieser Artilleriekampf wird daher umsomehr bis zur vollen Entscheidung durchgefochten werden müssen, je stärker die anzugreifende Stellung ist. Beim Festungsangriff dauert er viele Tage, weil ihm eine eingehende und deshalb zeitraubende Vorbereitung des Infanterieangriffs folgt und die Artillerie nur dann zur Lösung dieser Aufgabe befähigt ist, wenn die feindliche Artillerie sie daran nicht mehr wirksam zu hindern vermag. Es genügt also hier nicht der Besitz der Feuerüberlegenheit, sondern es ist erwünscht, daß die Verteidigungsartillerie so vollständig wie möglich niedergekämpft wird.

Feuerleitung. Für die artilleristische Feuerleitung gilt im Feld- und Festungskriege der Grundsatz, daß zunächst die Teile der erkennbaren Artillerie zum Schweigen zu bringen sind, deren Wirkung sich für die Infanterie am meisten fühlbar macht. Da indessen beim Stellungskampfe stets ein großer Teil, bei Festungen die Hauptmasse der Artillerie verdeckt aufgestellt sein wird, so muß mehr oder weniger auch ihre Niederkämpfung versucht werden. Im Feldkriege wird das in vielen Fällen am einfachsten dadurch ermöglicht, daß die eigene Infanterie vorgeht und dadurch die feindliche Artillerie zwingt, ihre verdeckten Stellungen zu verlassen, um sich nunmehr der zur Hauptaufgabe werdenden Bekämpfung des Infanterieangriffs zuzuwenden. Beim Festungsangriff ist das aber auf diese Weise nicht zu erreichen, weil die Verteidigungsartillerie die Erdarbeiten des nur langsam vorrückenden Infanterieangriffs auch aus verdeckter Stellung wirksam zu bekämpfen vermag. Die Masse der Artillerie bleibt deshalb in Deckung und der Artilleriekampf fordert daher sehr viel Zeit. Voraussichtlich wird es aber im Festungskriege ebensowenig wie im Feldkriege gelingen, die feindliche Artillerie völlig zum Schweigen zu bringen. Übereinstimmend fordern jedoch unsere Vorschriften für den Stellungskrieg einschließlich des Festungsangriffs, daß sich mit dem Beginn des Infanterieangriffs alle irgendwie verfügbar zu machenden Teile der Artillerie der Bekämpfung der Infanteriestellung zuwenden. Damit hat der Artilleriekampf, wie er auch verlaufen sein möge, unter allen Umständen ein Ende, doch wird auch in diesem Gefechtsabschnitt noch stets ein Teil der Artillerie durch das Bekämpfen oder Niederhalten der Teile der feindlichen Artillerie, die das Vorgehen der Infanterie wirksam zu bekämpfen vermögen, in Anspruch genommen sein. Je mehr sich aber die Entscheidung nähert, um so heftigeres Feuer muß sich gegen die feindliche Infanterie richten.

Wenn somit die taktischen Grundsätze für die Artillerieverwendung für alle Abstufungen des Stellungskrieges übereinstimmen, so weicht anderseits schießtechnisch die Art der artilleristischen Vorbereitung des Infanterieangriffs im Festungskriege in mancher Hinsicht von der im Feldkriege ab. Die Ziele sind vielfach schwerer zu erkennen, und ihre passive Widerstandskraft ist weit stärker als dort. Man braucht

also wirksamere Geschütze und sehr viel mehr Zeit und Munition. Das Beschießen von Panzern, die Zerstörung von Hohlräumen, Grabenwehren und ähnlichen Anlagen sind Sonderaufgaben des Festungskrieges. Auch spielt das Streufeuer gegen nicht sichtbare Ziele dort eine ungleich größere Rolle als im Feldkriege. Die Artillerie braucht deshalb ohne Zweifel eine besondere Schießausbildung für den Festungskrieg, aber für die Führung und Verwendung der Truppe ist das ohne Belang. Der höhere Führer muß lediglich wissen, welche Leistungen er von der Artillerie verlangen kann, damit er sie voll ausnutzt, ihr aber anderseits auch nicht unlösbare Aufgaben zuweist. Diese Kenntnis der Waffenwirkung ist wichtig, weil wir heute im Festungskriege dieselbe Einheitlichkeit der Befehlsverhältnisse haben wie im Feldkriege. Früher unterstand die Artillerie im Festungskriege beim Angriff wie bei der Verteidigung einem besonderen Artillerieführer, dessen Befehlsbefugnis somit in den Befehlsbereich der Abschnitte eingriff. Diese Sonderstellung der Artillerie war offenbar nicht zweckmäßig, denn sie störte die Einheitlichkeit der Gefechtshandlung und das Zusammenwirken mit den übrigen Truppen des Abschnitts. Deshalb ist es ein unzweifelhafter Fortschritt, wenn heute die Artillerie im Festungskriege ebenso wie im Feldkriege dem Führer unterstellt ist, in dessen Abschnitt sie steht, wenn dieser somit in der Lage ist, sie so einzusetzen und zu verwenden, wie es der ihm gestellte Gefechtsauftrag erfordert. Die höhere Führung sorgt dann nur für die Einheitlichkeit des gesamten Angriffs und, wo es nötig ist, für die gegenseitige artilleristische Unterstützung der Abschnitte.

Artillerie der Verteidigung.

In der Verteidigung wird in jeder Gefechtsart, also auch im Festungskriege, von vornherein die gesamte verfügbare Artillerie eingesetzt, so daß der Gegner gezwungen ist, seine Artillerie unter dem zunächst überlegenen Feuer des entwickelten Verteidigers in Stellung zu bringen. Die Verteidigungsartillerie strebt also mit aller Energie nach der Feuerüberlegenheit. Dennoch bleibt auch hier die tatkräftige Unterstützung der Infanterie stets oberster Grundsatz. Deshalb läßt sich die Verteidigungsartillerie von einem stärkeren Gegner in diesem Artilleriekampfe nicht vernichten. Das Exerzier-Reglement für die Feldartillerie sagt darüber: „Zeigt sich schon vor Beginn des Infanterieangriffs die feindliche Artillerie derart überlegen, daß eine Fortsetzung des Artilleriekampfes ganz aussichtslos wird, so können auf Befehl des Truppenführers die Batterien sich der Wirkung des feindlichen Feuers vorübergehend entziehen." Auch das ist ein Ergebnis der neueren Kriegserfahrungen und gilt ebenso für den Festungskrieg. Wollte die Verteidigungsartillerie in überlegenem feindlichen Feuer bis zu ihrer Vernichtung ausharren, so würde die Infanterie gerade dann, wenn sie eine Unterstützung am nötigsten hat, nämlich bei der Abwehr des Infanterieangriffs, des Beistandes der Artillerie entbehren. Deshalb muß die Artillerie auch im Festungskriege darauf bedacht sein, sich ausreichende Kräfte für diesen entscheidenden Teil des Kampfes aufzusparen, wenn offenbar keine Aussicht besteht, die artilleristische



Feuerüberlegenheit zu erringen. Sie verzögert dadurch den feindlichen Angriff voraussichtlich viel mehr, als wenn sie sich im Artilleriekampfe vollständig vernichten ließe. Ob sie hierzu ihre Stellung nach rückwärts verlegt oder zunächst nur schweigt, um bei Beginn des Infanterieangriffs ihr Feuer aus der alten Stellung wieder aufzunehmen, hängt von der jeweiligen Lage ab. Die französische Festungsartillerie geht grundsätzlich in eine rückwärtige Stellung zurück, wenn die Angriffsartillerie das Übergewicht gewinnt.

Infanterieangriff.

Auch der Infanterieangriff vollzieht sich im Feld- und Festungskriege in unverkennbarer Übereinstimmung, wenn man von den durch das besonders vorbereitete Kampffeld und die lange Dauer des Kampfes gegebenen besonderen Erscheinungen absieht. Die starke Feuerwirkung des voll entwickelten verschanzten Gegners macht jede nicht gedeckte Truppenbewegung bei Tage sehr verlustreich, solange es nicht gelungen ist, dieses Feuer zu dämpfen. Neben der bei jedem Angriff wichtigen geschickten Ausnutzung des Geländes spielt daher im Stellungskriege die Erddeckung eine große Rolle. Sie kann auch beim Angriff auf befestigte Feldstellungen zur Sicherung gewonnenen Geländes nicht entbehrt werden. Im Festungskriege tritt nur hinzu, daß entsprechend der größeren Schwierigkeit des Angriffs im allgemeinen jede Feuerstellung des Angreifers verstärkt werden muß, und daß diese Stellungen stärker ausgebaut und mit gedeckten rückwärtigen Verbindungen versehen werden müssen, damit die Ablösung oder Verstärkung der Besatzung jederzeit ungesehen und ohne Verluste vor sich gehen kann.

Mit dem Beginn des Vorgehens der Infanterie aus der Stellung, in der sie die Entwicklung der Artillerie deckte, pflegte man noch bis vor kurzem beim Festungsangriff und beim Angriff auf einen verschanzten Gegner grundsätzlich zu warten, bis der Artilleriekampf siegreich beendet, und der Infanterieangriff durch die Artillerie vorbereitet war. Artilleriekampf und Infanterieangriff bildeten somit getrennte Abschnitte der Gefechtshandlung. Die Überzeugung von der Notwendigkeit der artilleristischen Vorbereitung des Infanterieangriffs hatte sich auf Grund der Erfahrungen von 1870/71 ergeben. Nun verfiel man aber in das umgekehrte Extrem, die Infanterie untätig den Ausgang des Artilleriekampfes abwarten zu lassen. Die neusten Kriegserfahrungen zeigten jedoch, daß dieser Zeitverlust nicht berechtigt, das Stehenbleiben der Infanterie außerdem auch gar nicht zweckmäßig war. Die Hoffnung, daß es gelingen würde, die feindliche Artillerie gänzlich außer Gefecht zu setzen, erwies sich als hinfällig. Die Verteidigungsartillerie stellte, wenn sie die Überlegenheit des Angreifers erkannte, ihr Feuer vorläufig ein, um es wieder aufzunehmen, wenn das Vorgehen der Infanterie begann. Es ist also offenbar zweckmäßiger, wenn die Infanterie schon während des Artilleriekampfes den Wirkungsbereich des Artilleriefeuers durchschreitet, denn solange die Verteidigungsartillerie im Stellungskriege noch Aussicht hat, die Überlegenheit über die Angriffsartillerie zu gewinnen, wird sie ihr Feuer nur ungern

auf andere Ziele richten. Tut sie es doch, so unterliegt sie dafür schneller im Artilleriekampf, und das Vorgehen der Infanterie hat dann der Artillerie genutzt. Die Infanterie geht deshalb heute im Stellungskampfe nach der Eröffnung des Artilleriefeuers so weit vor, bis ihr das feindliche Gewehrfeuer Halt gebietet. Hier gräbt sie sich ein, um mit dem eigentlichen Infanterieangriff zu beginnen, sobald die Artillerie ihn vorzubereiten und zu unterstützen vermag. Sie darf aber auch jetzt nicht untätig auf die Wirkung der Artillerie warten, denn erst ihr Vorgehen zwingt den Gegner, seine Stellungen voll zu besetzen und sich damit der Wirkung der Artillerie auszusetzen. Die Taktik des Festungskrieges ist auch hier der des Feldkrieges gefolgt, und diese Erkenntnis führte zu einer Beschleunigung des Angriffs, die gerade im Festungskriege, bei dem der Zeitgewinn eine so große Rolle spielt, von besonderem Wert ist.

Umgekehrt ist aber auch nicht zu verkennen, daß sich das Verfahren der Infanterie beim Angriff auf befestigte Feldstellungen in mancher Hinsicht dem Festungsangriff genähert, mithin aus diesem Nutzen gezogen hat. Feld- und Festungskrieg gehen hier ohne erkennbare Grenzlinien ineinander über, nur nimmt der Zeitbedarf für den Angriff mit der Stärke der Verteidigungsstellung zu.

Angriffsarbeiten der Infanterie.

Bei ihren Angriffsarbeiten im Festungskriege muß sich die Infanterie stets dessen bewußt bleiben, daß sie nie eine Gelegenheit, Gelände zu gewinnen, ungenutzt vorübergehen lassen darf. Das ist nur möglich, wenn sie, wie im Feldkriege, nur dem gesunden taktischen Urteil folgt und sich deshalb vor allem davor hütet, sich von dem schematischen Angriffsverfahren früherer Zeiten beeinflussen zu lassen, das die Zahl der Infanteriestellungen und deren Entfernung vom Feinde genau vorschrieb. Der Zweck dieses Heranarbeitens ist auch im Festungskriege zunächst nur der, eine leistungsfähige Feuerlinie so nahe an den Gegner heranzubringen, daß sie diesen zu erschüttern vermag. Mit je weniger befestigten Feuerstellungen sie dabei auskommt, um so schneller erreicht sie ihr Ziel. Jede neue Stellung muß daher einen wirklichen taktischen Fortschritt bringen, also die Truppe auf wirksamere Entfernung heranführen. Je zäher der Widerstand des Gegners ist, um so größer wird die Zahl dieser Infanteriestellungen sein. Das Vorgehen muß jedoch ganz von der Geländegestaltung abhängen. Die Truppe hat sich, ebenso wie im Feldkriege, innerhalb des ihr zugewiesenen Gefechtsstreifens (Abschnitts) vorzuarbeiten. Wie dort unterstützen die Abteilungen, die ein günstiges Angriffsgelände gefunden haben, das Vorgehen minder begünstigter Teile. Deshalb wird dieses Vorgehen in den einzelnen Abschnitten auch ganz verschiedenartig aussehen. Es ist ein weiter Weg von der ehemaligen schematischen Anlage der sogenannten Parallelen bis zu diesem feldmäßigen Heranarbeiten der Infanterie. Der Möglichkeit, jeden Vorteil auszunutzen, werden dadurch ganz andere Aussichten eröffnet, und es ist nur die Aufgabe der höheren Führung, für so viel Einheitlichkeit zu sorgen, daß der gemeinsame Zweck erreicht wird. So



ist nicht mehr, wie früher, der Zeitbedarf für das Herstellen der Erdarbeiten des Infanterieangriffs für die Schnelligkeit des Vorgehens maßgebend, sondern dieses ist nur davon abhängig, ob es dem Zusammenwirken der Waffen gelingt, den Gegner so erfolgreich zu bekämpfen, daß er dieses Vorgehen nicht zu hindern vermag. Es ist wichtig, das festzuhalten, denn alle Erfahrungen der Kriegsgeschichte stimmen darin überein, daß es keinen Zweck hat, ohne im Besitz der Feuerüberlegenheit zu sein, lediglich durch Erdarbeiten eine gedeckte Annäherung an die feindliche Stellung zu ermöglichen, sondern sie lehren, daß stets der Erfolg nur davon abhängig ist, ob es gelingt, den Gegner durch Feuer zu erschüttern.

Die Notwendigkeit einer regelmäßigen Ablösung der in vorderster Linie fechtenden Infanterie ergibt sich beim Festungsangriff aus der langen Dauer des Kampfes. Sie wird aber auch bei mehrtägigen Kämpfen um starke Feldstellungen nicht immer zu vermeiden sein und ist somit keine ausschließliche Eigentümlichkeit des Festungskrieges. Auch die Tiefengliederung des Infanterieangriffs gleicht der des Stellungskampfes im Feldkriege, nur müssen die in Reserve befindlichen Truppen, damit sie wirkliche Ruhe haben, weiter zurückgehalten werden als das bei der schnelleren Entwicklung im Feldkriege möglich ist. Den eigentlichen Kampf führt nur die vorderste Linie, die übrigen Truppen dienen als Reserve zum Auffüllen der Feuerlinie, werden aber bei der Entscheidung sämtlich eingesetzt. Diese vorderste fechtende Linie nennt die Felddienst-Ordnung die „Vorposten". Sie bestimmt daher sinngemäß, daß diese Vorposten stark genug sein müssen, um den Angriff im Vorwärtsschreiten zu erhalten und die Gefechtslinie gegen Ausfälle so lange behaupten zu können, bis Verstärkungen eintreffen. Die Vorposten sind somit in diesem Stadium des Kampfes mit denen des Feldkrieges, die nur zu sichern haben, nicht zu verwechseln. Der scheinbare Unterschied liegt aber nur darin, daß die gleiche Bezeichnung für Truppen mit völlig verschiedenartigen Aufgaben gilt.

Die Sturmstellung.

Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges haben darauf hingewiesen, daß es sich im Feldkriege wie im Festungskriege nicht empfiehlt, den Sturm aus zu großer Entfernung anzusetzen. Das Exerzier-Reglement für die Infanterie trägt dem dadurch Rechnung, daß es die bisher für Friedensübungen gegebene Entfernung von 150 m auf 100 m herabsetzt. Dieser Grundsatz dürfte auch auf den Festungskrieg übergehen, wobei jedoch stets daran festzuhalten ist, daß in Wirklichkeit die Entfernung der Sturmstellung durch das Gelände und die jeweilige Lage gegeben ist. Ohne Zweifel hat auch das zu nahe Heranschieben der Sturmstellung seine Nachteile. Es erschwert und verzögert ihre Herstellung außerordentlich, und sicher ist es nicht zweckmäßig, so nahe heranzugehen, daß die Gefährdung der Truppen in der Sturmstellung zur Verlegung des eigenen Artilleriefeuers zwingt, denn übereinstimmend wurde im letzten Kriege die Artillerieunterstützung bis zum letzten Augenblick gefordert, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch Verluste in den eigenen Reihen herbeigeführt



wurden. Das Exerzier-Reglement für die Fußartillerie bestimmt daher allgemein für den Stellungskampf, daß das Artilleriefeuer gegen die Einbruchsstelle so lange fortzusetzen ist, bis aus der vorderen Linie das Zeichen zum Verlegen gegeben wird. Auf einige Meter mehr oder weniger kommt es beim Sturmanlauf sicher nicht an. Wie aber auch wieder die Erfahrungen von Port Arthur beweisen, scheitert der Sturm im Festungskriege genau so wie im Feldkriege, auch wenn er aus nächster Entfernung angesetzt wird, stets dann, wenn die Feuerüberlegenheit nicht gewonnen, die Erschütterung mithin nicht erreicht ist.

Der Sturm.

Die im Exerzier-Reglement für die Infanterie gegebenen Grundsätze für den Sturm auf befestigte Feldstellungen sind so eingehend und sachgemäß und halten sich auch von jedem Schema so fern, daß sie ohne wesentliche Änderungen auch auf den Festungskrieg übernommen werden können. Sie würden nur einiger Zusätze für die Truppen bedürfen, die den Sturm auf die ständigen Werke auszuführen haben, denn die Masse der Truppen, die die nur feldmäßig oder höchstens behelfsmäßig befestigten Zwischenlinien anzugreifen haben, kann dabei genau so wie beim Angriff auf starke Feldstellungen verfahren. Die Abweichungen hiervon ergeben sich aus der fortifikatorischen Einrichtung der ständigen Werke, der größeren Bedeutung des flankierenden Feuers und der Wahrscheinlichkeit, daß gepanzerte Sturmabwehrgeschütze und Maschinengewehre bis zum Augenblick der Entscheidung verwendungsfähig bleiben.

Das Exerzier-Reglement für die Infanterie sieht ausdrücklich davon ab, für den Sturm auf befestigte Feldstellungen besondere Formen vorzuschreiben, es verlangt nur, daß sie möglichst einfach sind, da jede künstliche Gliederung geeignet sei, Verwirrung zu erzeugen. Hier, wie beim Festungsangriff, muß daher die Truppe auf Grund ihres eigenen Urteils die für die vorliegenden Verhältnisse geeignetsten Formen selbst finden. Da sie sich aber den in den Hindernissen hergestellten Sturmgassen anpassen muß, wird sich die Verwendung der taktisch so ungünstigen schmalen und tiefen Kolonnen meist nicht vermeiden lassen. Vermindern lassen sich deren Nachteile dadurch, daß man in möglichst zahlreichen Kolonnen vorgeht und zwischen diese dichte Schützenlinien einschiebt, die durch ihr Feuer den Verteidiger niederhalten.

Wahrscheinlich werden künftig im Festungskriege immer mehr beim Kampfe auf den nächsten Entfernungen tragbare Deckungen verwendet werden. Im sonstigen Stellungskriege ist das in solchem Umfange sicher nicht erreichbar, aber auch hier bezeichnet das Exerzier-Reglement für die Infanterie bei hartem Boden die Verwendung von Sandsäcken bei der Herstellung der Feuerstellungen als erwünscht.

Die Schwierigkeit der von den Pionieren im Stellungskriege beim Nahkampfe zu bewältigenden Aufgaben wächst mit der Stärke der anzugreifenden Stellung. Beim Angriff auf stark befestigte Stellungen wird namentlich die Beseitigung der Hindernisse große Opfer kosten, soweit man das dort nicht durch die Artillerie erreichen kann. Im Festungskriege tritt hierzu noch eine Fülle gefahrvoller und schwieriger

Aufgaben. Daß unter Umständen, namentlich bei schwacher Belagerungsartillerie, selbst der bereits für überwunden gehaltene Minenkrieg nicht zu vermeiden ist, zeigen die Erfahrungen von Port Arthur. Der Erfolg des Sturms ist selbst dann, wenn die Feuerüberlegenheit gewonnen und der Gegner erschüttert ist, nicht gesichert, wenn es nicht gelungen ist, die Hindernisse und die Flankierungsanlagen zu zerstören oder doch die letzteren für die Dauer des Sturms unbrauchbar zu machen. Deshalb braucht die Belagerungsarmee eine sehr viel stärkere Ausstattung mit Pionieren als die Feldformationen, und für den Pionier ist eine besondere technische Ausbildung im Festungskriege unentbehrlich.

Der entscheidende Angriff richtet sich auch im Stellungskampfe, genau so wie bei jedem anderen Angriff, zunächst nicht gegen die stärksten Stützpunkte des Gegners, sondern man sucht zunächst die schwachen Stellen zu durchbrechen, um dann die umfaßten Stützpunkte leichter nehmen zu können. Ebenso dürfte es auch beim Festungsangriff zweckmäßig sein, den Sturm nicht in erster Linie gegen die ständigen Werke anzusetzen, sondern auch hier zunächst die Zwischenlinien zu durchbrechen und erst, wenn das gelungen ist, die Werke zu nehmen. Die französische Anleitung für den Festungskampf weist auf den Nutzen dieses Verfahrens besonders hin.

Umfang der Friedensausbildung im Festungskriege.

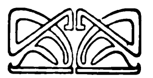
Das stete Beachten der großen Feuerwirkung der Festung, die ungeeignetes Verhalten sofort mit schwersten Verlusten straft, muß der Truppe möglichst schon im Frieden anerzogen sein. Sie braucht diese Kenntnis der Waffenwirkung der schweren Artillerie ohnehin beim Angriff auf befestigte Feldstellungen, die mit starker schwerer Artillerie besetzt sind. Sie ist dann nicht durch diese Feuerwirkung überrascht und findet leichter die geeigneten Formen, sich ihr anzupassen und sie zu überwinden. Auch das Durchschreiten der Hindernisse und der Übergang über die Gräben bedürfen besonderer Übung. Es ist erwünscht, daß die Truppe auch damit schon in ihrer Friedensausbildung vertraut wird, damit sie sich bei unvorhergesehenen Schwierigkeiten schnell selbst zu helfen vermag und nicht erst blutiges Lehrgeld zu zahlen hat. Läßt sich das erreichen, so ist der Vorteil gewonnen, daß die stürmende Truppe nicht mehr in der Überwindung der Hindernisse die Hauptaufgabe sieht, sondern in dem Niederhalten des Gegners durch ihr Feuer. Immer mehr wird sich dann die Erkenntnis Bahn brechen, daß die im Feldkriege bewährten taktischen Grundsätze auch auf diesem Kampfgebiete ihre Gültigkeit behalten. Nur wer die technischen Schwierigkeiten beherrscht, vermag diese allgemeinen Grundsätze unbeirrt anzuwenden. Damit wäre auch der schon so oft und mit immer gleichem Mißerfolge gemachte Versuch, den noch unerschütterten Gegner zu überrennen, von vornherein ausgeschlossen.

Freilich ist eine derartige Ausbildung schon deshalb nicht leicht zu erreichen, weil nur ein kleiner Teil der Armee in modernen Festungen steht und das erweiterte Abhalten großer Festungsübungen sich durch die damit verbundenen Kosten verbietet. Auch lernt bei solchen Übungen, so wichtig sie auch für die Ausbildung der Führer

und für das Gewinnen einer zutreffenden Anschauung vom Wesen des Festungskrieges sind, immer nur ein Teil der Truppen die technischen Einzelheiten des Festungsbaues kennen. Vielleicht ließe sich aber durch die Anlage entsprechender Übungswerke auf den Truppenübungsplätzen der Infanterieangriff im Festungskriege hinreichend üben. Freilich müßte hierzu im gegebenen Falle immer noch ein ergänzendes Einüben der Sturmtruppen vor der belagerten Festung treten, weil jedes Werk seine besonderen Eigentümlichkeiten hat.

Die Friedensausbildung der Infanterie im Festungskriege kann somit, wenn man zugibt, daß hierbei neue taktische Grundsätze nicht zu lernen sind, verhältnismäßig einfach sein. Sie beruht auf dem Angriffsverfahren gegen befestigte Feldstellungen, das ja auch in seinen Abstufungen ganz von der Stärke der anzugreifenden Stellung abhängt, und bedarf für den Festungskrieg nur der Ergänzung durch die Berücksichtigung der technischen Eigentümlichkeiten des im Frieden vorbereiteten Kampfplatzes. Die Taktik des Festungskrieges kann sich nur dann gesund und folgerichtig weiterentwickeln, wenn sie stets diesen innigen Zusammenhang mit der Entwicklung der Taktik des Feldkrieges wahrt und auch die dort gemachten Erfahrungen nutzbringend verwertet. Je vollkommener diese Übereinstimmung ist, um so schneller wird sich die Truppe zurechtfinden, und um so sicherer und zielbewußter wird der Festungsangriff vor sich gehen.

Ludwig,
Hauptmann und Batteriechef
im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regiment Nr. 13.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

Aufgaben. Daß unter Umständen, namentlich bei schwacher Belagerungsartillerie, selbst der bereits für überwunden gehaltene Minenkrieg nicht zu vermeiden ist, zeigen die Erfahrungen von Port Arthur. Der Erfolg des Sturms ist selbst dann, wenn die Feuerüberlegenheit gewonnen und der Gegner erschüttert ist, nicht gesichert, wenn es nicht gelungen ist, die Hindernisse und die Flankierungsanlagen zu zerstören oder doch die letzteren für die Dauer des Sturms unbrauchbar zu machen. Deshalb braucht die Belagerungsarmee eine sehr viel stärkere Ausstattung mit Pionieren als die Feldformationen, und für den Pionier ist eine besondere technische Ausbildung im Festungskriege unentbehrlich.

Der entscheidende Angriff richtet sich auch im Stellungskampfe, genau so wie bei jedem anderen Angriff, zunächst nicht gegen die stärksten Stützpunkte des Gegners, sondern man sucht zunächst die schwachen Stellen zu durchbrechen, um dann die umfaßten Stützpunkte leichter nehmen zu können. Ebenso dürfte es auch beim Festungsangriff zweckmäßig sein, den Sturm nicht in erster Linie gegen die ständigen Werke anzusetzen, sondern auch hier zunächst die Zwischenlinien zu durchbrechen und erst, wenn das gelungen ist, die Werke zu nehmen. Die französische Anleitung für den Festungskampf weist auf den Nutzen dieses Verfahrens besonders hin.

Umfang der Friedensausbildung im Festungskriege.

Das stete Beachten der großen Feuerwirkung der Festung, die ungeeignetes Verhalten sofort mit schwersten Verlusten straft, muß der Truppe möglichst schon im Frieden anerzogen sein. Sie braucht diese Kenntnis der Waffenwirkung der schweren Artillerie ohnehin beim Angriff auf befestigte Feldstellungen, die mit starker schwerer Artillerie besetzt sind. Sie ist dann nicht durch diese Feuerwirkung überrascht und findet leichter die geeigneten Formen, sich ihr anzupassen und sie zu überwinden. Auch das Durchschreiten der Hindernisse und der Übergang über die Gräben bedürfen besonderer Übung. Es ist erwünscht, daß die Truppe auch damit schon in ihrer Friedensausbildung vertraut wird, damit sie sich bei unvorhergesehenen Schwierigkeiten schnell selbst zu helfen vermag und nicht erst blutiges Lehrgeld zu zahlen hat. Läßt sich das erreichen, so ist der Vorteil gewonnen, daß die stürmende Truppe nicht mehr in der Überwindung der Hindernisse die Hauptaufgabe sieht, sondern in dem Niederhalten des Gegners durch ihr Feuer. Immer mehr wird sich dann die Erkenntnis Bahn brechen, daß die im Feldkriege bewährten taktischen Grundsätze auch auf diesem Kampfgebiete ihre Gültigkeit behalten. Nur wer die technischen Schwierigkeiten beherrscht, vermag diese allgemeinen Grundsätze unbeirrt anzuwenden. Damit wäre auch der schon so oft und mit immer gleichem Mißerfolge gemachte Versuch, den noch unerschütterten Gegner zu überrennen, von vornherein ausgeschlossen.

Freilich ist eine derartige Ausbildung schon deshalb nicht leicht zu erreichen, weil nur ein kleiner Teil der Armee in modernen Festungen steht und das erweiterte Abhalten großer Festungsübungen sich durch die damit verbundenen Kosten verbietet. Auch lernt bei solchen Übungen, so wichtig sie auch für die Ausbildung der Führer

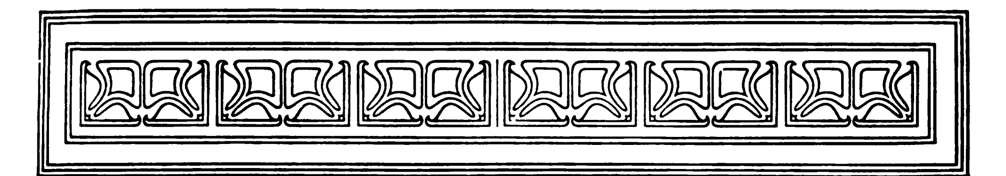
und für das Gewinnen einer zutreffenden Anschauung vom Wesen des Festungskrieges sind, immer nur ein Teil der Truppen die technischen Einzelheiten des Festungsbaues kennen. Vielleicht ließe sich aber durch die Anlage entsprechender Übungswerke auf den Truppenübungsplätzen der Infanterieangriff im Festungskriege hinreichend üben. Freilich müßte hierzu im gegebenen Falle immer noch ein ergänzendes Einüben der Sturmtruppen vor der belagerten Festung treten, weil jedes Werk seine besonderen Eigentümlichkeiten hat.

Die Friedensausbildung der Infanterie im Festungskriege kann somit, wenn man zugibt, daß hierbei neue taktische Grundsätze nicht zu lernen sind, verhältnismäßig einfach sein. Sie beruht auf dem Angriffsverfahren gegen befestigte Feldstellungen, das ja auch in seinen Abstufungen ganz von der Stärke der anzugreifenden Stellung abhängt, und bedarf für den Festungskrieg nur der Ergänzung durch die Berücksichtigung der technischen Eigentümlichkeiten des im Frieden vorbereiteten Kampfplatzes. Die Taktik des Festungskrieges kann sich nur dann gesund und folgerichtig weiterentwickeln, wenn sie stets diesen innigen Zusammenhang mit der Entwicklung der Taktik des Feldkrieges wahrt und auch die dort gemachten Erfahrungen nutzbringend verwertet. Je vollkommener diese Übereinstimmung ist, um so schneller wird sich die Truppe zurechtfinden, und um so sicherer und zielbewußter wird der Festungsangriff vor sich gehen.

Ludwig,
Hauptmann und Batteriechef
im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regiment Nr. 13.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.



Cannae.

Königgrätz.

Am 27. Juni 1866 war ein österreichisches Korps bei Nachod, am 28. waren zwei andere bei Skalitz und Burkersdorf so zusammengeschossen worden, daß man ihre fernere Verwendungsfähigkeit zum Angriff wie zur Verteidigung für zweifelhaft erachtete. Benedek hielt daher den Plan, Verteidigung mit zwei Korps gegen den von Osten, Angriff mit sechs Korps auf den von Westen kommenden Feind, nicht mehr für durchführbar. Die verfügbaren Kräfte reichten nicht mehr aus, um gleichzeitig zwei an und für sich recht schwierigen Aufgaben gerecht zu werden. Da indessen der Feind im Westen äußerst langsam vorrückte, so konnte man ihn füglich wenigstens für kurze Zeit sich selbst überlassen und alle Kräfte gegen den anderen, wie es schien, ungestüm vordringenden Gegner vereinigen. Hatte man diesen zurückgeschlagen, so blieb wohl noch Zeit, sich mit der siegreichen Armee nach der anderen Seite zu wenden. Der Kronprinz von Sachsen wurde daher schleunigst herangerufen. Acht Korps sollten den vier Korps der Zweiten preußischen Armee entgegengeworfen werden. Wenn auch die Verwendungsfähigkeit von drei der acht Korps zweifelhaft war, so sprach doch manches für das Gelingen dieses neuen Planes. Die Erste preußische Armee war in der Tat gesonnen, sich noch zwei oder drei Tage an der Iser durch einen nur in der Einbildung vorhandenen Feind fernhalten zu lassen, und schien für die nächste Zeit nicht in Betracht zu kommen. Das letzte Korps von der tagelangen österreichischen Marschkolonne war am 29. Juni eingetroffen. Am selben Tage gelangten zwei andere, die am 28. auf dem linken Elbufer geblieben waren, wenn auch nicht ohne Gefechte und Verluste, hinter den schützenden Fluß. Sechs Korps waren dort am Abend versammelt. Sie erschienen ausreichend, um am 30. in sehr starker Stellung einen Angriff der Zweiten preußischen Armee siegreich abzuweisen. Am selben Tage konnte der Kronprinz von Sachsen herangekommen sein und am 1. Juli sogar zum überwältigenden Angriff gegen den abgeschlagenen Gegner übergegangen werden.

Benedek will seine gesamte Armee an der oberen Elbe vereinigen.

Skizze 25 aus Jahrgang 1910. 2. Heft.

Der Rückzug in eine Stellung bei Königgrätz erweist sich als notwendig.

Kaum war aber der Plan gefaßt, so schwand eine Vorbedingung des Gelingens nach der andern. Die Erste preußische Armee wurde am 29. früh von Moltke aufgefordert, den selbst geschaffenen Feind im Stich zu lassen und ohne Verzug zur Unterstützung der Zweiten Armee vorzugehen. Sie kam dieser Aufforderung so gut nach, wie es aus der engen von ihr eingenommenen Aufstellung möglich war. Der Kronprinz von Sachsen, der einer früheren Weisung zufolge bei Gitschin stehen geblieben war, erhielt den Befehl zum ungesäumten Herankommen erst, als er bereits in ein ernstes Gefecht verwickelt war. Die Zweite preußische Armee griff am 30. nicht an, konnte also auch nicht abgewiesen werden. Nur mit einer ergebnislosen Kanonade beschäftigten sich die beiden Gegner. Statt des ersehnten Angriffs wurde im Laufe des Tages bekannt: der Kronprinz von Sachsen ist am 29. Abends bei Gitschin geschlagen worden, die 1. leichte Kavallerie-Division und das sächsische Korps sind nach Smidar, das 1. auf Miletin und Horitz zurückgegangen, viele Abteilungen beider Korps nach verschiedenen Richtungen verschlagen. Vor Horitz ist gegen Mittag feindliche Kavallerie erschienen. Graf Clam Gallas hat infolgedessen unverzüglich den Rückzug nach Königgrätz fortgesetzt. Wiederum schienen zwei Korps zertrümmert zu sein. So behielt Benedek nur die sechs zwischen Jaromer und Miletin vereinigten Korps.. Mit diesen mußte er am nächsten Tage nicht nur auf den erhofften Angriff von vier Korps in der Front, sondern auch auf einen höchst unerwünschten von fünf in Flanke und Rücken gefaßt sein. Da wird er wohl nach dem von Clausewitz gegebenen Rezept geschätzt haben, „was ihm an Massen übrig geblieben war, die noch brauchbar genannt werden konnten, d. h. die noch nicht ganz wie ausgebrannte Vulkane in sich zusammengefallen waren". Er wird ferner geschätzt haben, „wie es mit der Sicherheit des Rückens stand", und er wird gefunden haben, daß etwa fünf ausgebrannte Vulkane vorhanden, drei Korps noch brauchbar genannt werden konnten, und daß es mit der Sicherheit des Rückens äußerst schlecht bestellt war. Aus dem Resultat dieser Schätzungen ist dann der naheliegende Entschluß entsprungen, das Schlachtfeld zu räumen.

Noch am Nachmittag wurde das 3. Korps von Miletin nach Lancow herangezogen, am Abend die Trains vorausgeschickt, um 1 Uhr früh des 1. Juli sechs Korps, vier Kavallerie-Divisionen, die Armee-Geschützreserve in Marsch gesetzt. Die Durchführung des Rückzuges war nicht leicht. Der Feind, dessen Kavallerie bereits gegen Mittag des 30. das 1. Korps eingeholt hatte, war jeden Augenblick etwa aus der Linie Horitz—Neubidschow zu erwarten. Wollte man einem Flankenstoß von dorther durch einen Übergang über die Elbe ausweichen, so mußte man gewärtigen, von der Mettau her durch die Zweite Armee angegriffen zu werden. Auf schmalem Raum, zwischen der Straße Lancow, Groß-Bürglitz, Sadowa und der Elbe wird der Nachtmarsch in vier Kolonnen angetreten. Da die zahlreichen Trains die Straßen vielfach versperrten, die Marschkolonnen sehr lang, manche

Reibungen nicht zu vermeiden waren, so ist es nicht zu verwundern, daß noch um 10 Uhr Vormittags das 3. Korps bei Lancow stand, eine Nachhut mit Artillerie bei Liebthal (3 km südlich Königinhof) gesehen wurde, und daß erst tief in der Nacht zum 2. die letzten Truppen die angewiesenen Biwakplätze in dem Bezirk Sadowa—Königgrätz—Elbe—Trotina erreichten. Das sächsische Korps und die 1. leichte Kavallerie-Division waren über Neubidschow und Nechanitz nach Lubno und Nieder-Prim (2 und 5 km östl. Nechanitz) herangezogen worden.

Es war eine völlig geschlagene Armee, die Benedek zurückführte. Was den Truppen an Haltung bis zum 30. geblieben, war durch den Nachtmarsch verloren gegangen. Der Anblick, der sich während des Rückzuges dem Auge des Oberkommandierenden dargeboten, hatte ihm den Rest des Vertrauens zu sich und seiner Armee genommen. Voll Verzweiflung telegraphiert er bei seiner Ankunft in Königgrätz gegen Mittag des 1.: „Bitte Eure Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen; Katastrophe für Armee unvermeidlich." Eine Katastrophe wäre in der Tat eingetreten, wenn der Feind auch nur mit Kavallerie gefolgt, wenn der fortgesetzte Rückzug in Flucht und Auflösung übergegangen wäre. Als aber kein Feind sich sehen ließ, nirgends ein Zusammenstoß erfolgte, keimte wieder eine Hoffnung in dem Herzen des unglücklichen Feldherrn auf. Patrouillen wurden nach verschiedenen Seiten ausgesandt, um über das unerklärliche Ausbleiben des Feindes Auskunft zu bringen. Das am Nachmittag aus Wien eingehende Telegramm: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle, wenn unausbleiblich, den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" fand Benedek schon in gefaßterer Stimmung. Er bereitet die Stellungen der Truppen, wird herzlich begrüßt, spricht Worte der Aufmunterung, befiehlt, auf der dem Feinde zugekehrten Seite zwischen Nedelist und Lipa Befestigungen anzulegen, und faßt Eindrücke und Absichten in folgendes Telegramm zusammen: „6. und 10. Korps haben außerordentlich, 8. sehr stark gelitten, 1. und sächsisches Korps ebenfalls außerordentlich mitgenommen und brauchen mehrere Tage, um sich zu sammeln, auch 4. Korps hat Verluste gehabt. Von acht Korps sind mithin ohne Schlacht bloß nach partiellen Gefechten nur zwei ganz intakt, aber auch diese sowie die Kavallerie- und Artillerie-Reserve sehr fatigiert. Die großen Verluste entstanden hauptsächlich durch Zündnadelgewehrfeuer, von dessen mörderischer Wirkung alle ohne Unterschied impressioniert bleiben, die im Gefecht waren. Alles dies zwang mich, hierher zu repliieren. Auf dem Wege fand ich den massenhaften Train der Armee, der nicht mehr weit genug zurückdisponiert werden konnte, und wenn unter solchen Umständen ein energischer Angriff des Gegners erfolgt wäre oder noch erfolgt, bevor das 1. Korps und die Sachsen wieder geordnet und die Armee sich einigermaßen wieder erholt haben, wäre die Katastrophe unvermeidlich. Glücklicherweise drängte der Feind heute bis zur Stunde nicht; ich lasse die Armee daher morgen ruhen und die Trains zurück-

disponieren, kann aber nicht länger hier bleiben, weil bis übermorgen Mangel an Trinkwasser in den Lagern eintreten wird, und setze am 3. den Rückzug gegen Pardubitz fort. Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen wieder zählen, und ergibt sich die Gelegenheit zu einem Offensivstoße, so werde ich ihn machen, sonst aber trachten, die Armee so gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen und Eurer Majestät Allerhöchste Befehle, soweit es immer in meinen Kräften steht, gewiß aber mit unbedingter Aufopferung auszuführen."

Eine Verfolgung wird preußischerseits unterlassen.

Wenn dieses Telegramm auf irgend einem Wege in ein feindliches Hauptquartier gelangt wäre, so hätte man es dort als einen kostbaren Erwerb betrachtet. Und doch enthielt es kaum etwas, das nicht auch ohnedem bekannt sein mußte. Die Zweite Armee rühmte sich, vier, die Erste, zwei feindliche Korps zertrümmert zu haben. Was konnte nach einem eilig auf engem Raum angetretenen Nachtmarsch aus diesen Trümmern geworden sein! War auch das Kavallerie-Korps trotz seiner inständigen Bitten hinter der Infanterie in sicheres Verwahrsam genommen, war auch die Kavallerie-Division Hartmann in einer dem Feinde abgewandten Richtung fortgeschickt, und hatte man sich auch selbst alle Nachrichten über den Feind abgeschnitten, so wußte man doch genug: der geschlagene Feind ist eilig zurückgegangen und muß ungesäumt verfolgt werden. Ein Teil des Heeres marschiert hinter ihm her Elbe abwärts. Zwei andere Teile begleiten ihn rechts und links, schwenken gegen seine Flanken ein, sobald er Halt macht und sich zur Wehr setzt. Ein vierter Teil, besonders Kavallerie, sucht sich ihm vorzulegen, ihm den Weg zu versperren, ihn festzuhalten, bis die anderen Teile herangekommen sind. So hatte es Hannibal bei Cannae, so hatte es Napoleon nach Jena, so hatten es die Verbündeten nach Leipzig getan, so konnte es auch hier gemacht werden, da der Feind nur in dicht gedrängten Massen sich zu bewegen wie zu ruhen vermochte. Ein in der Nacht zum 1. Juli eingehender Moltkescher Befehl gab überdies einen Anhalt über die Art und die Richtung der Verfolgung. Er lautet: „Die Zweite Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten. Ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschierenden Ersten Armee über Königinhof anzuschließen. Die Erste Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor. Größere feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll General von Herwarth angreifen und von der feindlichen Hauptmacht abdrängen." Dieser Befehl war zu einer Zeit erlassen, als die österreichische Hauptarmee noch rechts der oberen Elbe zwischen Jaromer und Miletin stand, Gitschin geräumt worden war und die Zweite Armee einen Angriff Benedeks erwartete. Nachdem die österreichische Armee abgezogen war, mußten die Moltkeschen Weisungen der veränderten Lage angepaßt werden. Das linke Ufer der oberen Elbe war nicht mehr zwischen Königinhof und Jaromer, sondern dort zu behaupten, wo der Feind jenseits von neuem Stellung genommen hatte. Da der Feind nach Süden abgerückt ist, so muß auch der Vormarsch der Ersten Armee eine mehr südliche Richtung nehmen, die Elb-Armee nach rechts geschoben werden.

Daraus ergibt sich: die Elb-Armee rückt in Richtung auf Chlumetz und Pardubitz am 1. Juli etwa bis Königstadtl und Groß-Hluschitz (westlich Neubidschow), die Erste, um die Nachbararmee abzuwarten, nur bis Neubidschow, Milowitz, Groß-Jeritz vor. Der rechte Flügel der Zweiten Armee schließt sich dem linken der Ersten an, indem das I. Korps, das bereits nach Aulejow beordert ist, nach Miletin und Zabres, die Garde nach Lititsch und Salnai marschiert. Der linke Flügel derselben Armee geht nach Skalitz und Kleny. Am 1. Abends, bevor noch die letzten feindlichen Truppen in die enge Versammlung bei Königgrätz zwischen Elbe und Bistritz eingerückt waren, hätten die drei preußischen Armeen in der Linie Königstadtl—Kleny aufmarschiert gestanden. Ob die Österreicher am 2. stehen bleiben oder sich von neuem einem Angriff entziehen würden, konnte in den preußischen Hauptquartieren nicht vorhergesehen, alle Maßregeln mußten daher für eine Fortsetzung der Verfolgung getroffen werden. Auf dem linken Elbufer konnte am 2. die Straße Königgrätz—Hohenbruck—Tinist, auf dem andern Ufer vom rechten Flügel der Elb-Armee nahezu Bodanetsch (nordwestlich Pardubitz) erreicht werden. Für einen Rückzug blieben den Österreichern nur die von Königgrätz über Pardubitz, Sezemitz und Holitz führenden Straßen frei. Zum Rückmarsch von der oberen Elbe nach Sadowa, Königgrätz, Trotina hatten am 1. sechs Korps auf vier Straßen mehr als 24 Stunden gebraucht. Acht Korps auf drei Straßen mußten eine weit längere Zeit in Anspruch nehmen. Ehe die Nachhut Raum zum Abmarsch gewann, wäre sie von dem über Horenowes, Smiritz vorgehenden I. und Gardekorps erreicht, gleichzeitig die Flanken der meilenlangen Kolonnen von den seitwärts marschierenden Korps der Ersten und Elb-Armee angepackt worden. Sie hätten Halt machen und sich zur Wehr setzen müssen. Auch die vordersten Kolonnen konnten am Entkommen verhindert werden, wenn die preußische Kavallerie nur einigermaßen sachgemäß verwendet und freilich auch sachgemäß bewaffnet worden wäre. Hätte das Kavallerie-Korps von Haus aus seinen Platz auf oder vor dem rechten Flügel der Elb-Armee gefunden, die Kavallerie-Division Hartmann den linken Flügel der Zweiten Armee begleitet, so wäre es dem ersteren möglich geworden, die Übergänge bei Pardubitz und Sezemitz, der letzteren, die Straße von Holitz rechtzeitig zu sperren. Die österreichische Armee mußte am Abend des 2. eingeschlossen sein, gleichgültig, ob sie stehen blieb, vor- oder zurückging.

Skizze 54.

Daß der Moltkesche Befehl in dieser oder ähnlicher Weise zur Ausführung gebracht würde, war völlig ausgeschlossen. Die beiden Oberkommandos dachten nicht im entferntesten an eine Verfolgung oder vollends an eine Einschließung und Vernichtung des Feindes. Alles, was bisher geschehen war, betrachteten sie nur als eine Einleitung des Krieges. Die Gefechte, die stattgefunden, waren weder dem einen noch dem andern Spieler als erheblicher Gewinn oder Verlust anzurechnen. Man hatte seine Kräfte im einzelnen versucht und gemessen. Jetzt mußten die Truppen zu einer Masse vereinigt, dann der Feind aufgesucht und eine Entscheidungsschlacht geschlagen

werden. Aber diese „Entscheidungsschlacht“ war bereits am 27., 28. und 29. geschlagen. In diesen drei Tagen waren der rechte Flügel und die Mitte der Österreicher nach heftigen Kämpfen hinter die Elbe gedrängt worden. Am letzten Tage war es Moltke gelungen, wenigstens einen Teil seiner zahlreichen Reserven heranzubringen, mit ihm den linken feindlichen Flügel vollständig zu werfen und dadurch auch den Rest der österreichischen Armee zum Rückzug zu zwingen. Die Schlacht war nicht so ausgefallen, wie man hatte hoffen und erwarten dürfen. Es war keine Vernichtungsschlacht, aber doch eine Schlacht, durch welche die Verwendungsfähigkeit der größeren Hälfte der feindlichen Truppen in Frage gestellt war. An diesem immerhin unvollkommenen Ausgang war durch Vorbereitung auf eine neue, „rangierte“ Schlacht nichts mehr zu ändern. Man mußte suchen, durch eine sofortige Verfolgung das Versäumte nachzuholen und das Verfehlte wieder gutzumachen. Wenn auch der Moltkesche Operationsplan arg verunstaltet war, so standen die Armeen immer noch nicht ungünstig für eine solche Verfolgung. Besonders das Verbleiben der Zweiten Armee auf dem linken Elbufer ergab von selbst ein Abschneiden des Rückzuges, wie es in den ähnlich angelegten Feldzügen von 1757, 1800 und 1870 nur mühsam erreicht werden konnte. Aber gerade diesem Verbleiben auf dem linken Elbufer setzte das Oberkommando hartnäckigen Widerstand entgegen. Durch den Fluß von der Ersten Armee getrennt, glaubte es sich der Gefahr ausgesetzt „vereinzelt geschlagen zu werden“. Diese Besorgnis stand im schroffen Gegensatz zu dem derzeitigen Zustand der in sechs Treffen und Gefechten geschlagenen österreichischen Armee. Wenn diese auf dem linken Elbufer stand, konnte es sich doch nur darum handeln, die Erste und Elb-Armee eben dorthin zu bringen, nimmermehr aber darum, die Zweite Armee auf das rechte Ufer zu ziehen. Nur mit großer Mühe gelang es Moltke, am 1. Juli drei Korps auf dem linken Ufer zurückzuhalten, während das I. Korps bis Praußnitz, seine Vorhut bis Aulejow vorging. Dagegen vermochte er nicht zu verhindern, daß die Erste Armee nicht auf den Feind zu nach Neubidschow—Horitz, sondern von dem Feind ab nach Horitz—Miletin rückte, und daß die Elb-Armee nicht die Richtung auf Chlumetz einschlug, sondern nach Hoch-Wesely abgelenkt wurde. Für den 2. ist dem dringenden Verlangen nach einem Ruhetag nicht mehr zu widerstehen. Nur der Elb-Armee wird ein Marsch bis Smidar zugemutet. Damit wird auf eine Verfolgung verzichtet, ein neuer Feldzug in Aussicht genommen.

Skizze 55.

Viele nahmen den Feind hinter der Elbe zwischen Königgrätz und Josephstadt an, einige vermuteten ihn bei Pardubitz, noch andere sogar bei Kolin. Etwas bestimmteres wünschte doch Moltke zu wissen, ehe er einen neuen Angriff ansetzte; durch eine Erkundung über die Mettau hinüber Klarheit zu verschaffen, wurde die Zweite Armee angewiesen. Inzwischen sollte am 3. die Elb-Armee auf Chlumetz, die Erste in die Linie Neubidschow—Horitz, das I. Korps auf Groß-Bürglitz und Cerekwitz marschieren, die übrige Zweite Armee auf dem linken Ufer bleiben. „Sollten“ — so schloß Moltkes

Befehl — „vorwärts der Elbe größere Streitkräfte des Feindes sich noch befinden, so sind solche mit möglichster Überlegenheit sofort anzugreifen.“ Stärkere Streitkräfte sollten sich allerdings vorwärts der Elbe befinden. Denn zu derselben Zeit ungefähr, wo jener Befehl ausgegeben wurde, telegraphierte Benedek nach Wien: „Die Armee bleibt morgen in ihrer Aufstellung bei Königgrätz; die eintägige Ruhe, die reichliche Verpflegung haben gut gewirkt. Hoffe einen weiteren Rückzug nicht notwendig zu haben.“ Die Frage des Kaisers: „Hat eine Schlacht stattgefunden?“ bestimmt den österreichischen Feldherrn 24 Stunden, nachdem er seine Armee als vor einer unausbleiblichen Katastrophe stehend bezeichnet hatte, sich zur Schlacht in einer Stellung vorzubereiten, in der er von Rechts wegen eingeschlossen werden mußte.

Die Erste preußische Armee stellt die Fühlung mit dem Feinde her und beschließt den Angriff.

Wie sorgfältig bisher auch jede Berührung mit dem Feinde preußischerseits vermieden worden war, so konnte doch während des Ruhetages die unmittelbare Nähe der Österreicher nicht mehr verborgen bleiben. Denn die Vorposten der preußischen Vorhut bei Milowitz und diejenigen der österreichischen Nachhut bei Dub können auf nicht viel mehr als 2 km einander gegenüber gestanden haben. Ein Offizier des Oberkommandos der Ersten Armee, der kühn die Vorposten durchbrochen hatte, meldete: 2. Korps bei Sadowa, 10. bei Langenhof, dahinter nach Königgrätz zu 1., bei Problus die Sachsen. Ein anderer Offizier, der über Groß-Bürglitz vorgeritten, hatte Benatek besetzt gefunden, ein Kavallerie-Regiment, das von Miletin auf Josephstadt vorgegangen, Infanteriemassen beobachtet. Mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit ließ sich schließen: die ganze österreichische Armee, mindestens ihr größter Teil steht noch vorwärts der Elbe hinter der Bistritz. Ihr rechter Flügel geht nicht über Benatek hinaus, ihr linker reicht mindestens bis Problus. Der in Moltkes Befehl vorgesehene letzte Fall ist somit eingetreten. Der noch vorwärts der Elbe stehende Feind muß sofort mit „möglichster Überlegenheit“, also mit allen verfügbaren Kräften angegriffen werden. Dem Sinne jenes Befehls würde es entsprochen haben, wenn die Erste Armee gegen die vermutliche, etwa 12 km lange Front Problus—Benatek vorgegangen, die Elb-Armee und das Kavallerie-Korps den rechten, das I. und Gardekorps den linken Flügel verlängert hätten. Durch die weit überragenden Flügel würde der in schmaler Front und tiefer Gliederung stehende Feind gegen die Elbe gedrängt worden sein. Für die Absperrung auf dem linken Ufer wären die noch am 2. in Marsch zu setzenden Korps V und VI, sowie die Kavallerie-Division Hartmann verfügbar geblieben. Große Marschleistungen wären von dem linken Flügel der Zweiten Armee und der Elb-Armee verlangt worden. Da aber die Garde-Landwehr-Division an diesem Tage von Kopidlno bis Nechanitz an 35 km weit marschiert ist, würden wohl auch die jüngeren und geübteren Truppen hohe Anforderungen erfüllt haben. Wenn auch nicht vollständig, so doch annähernd war eine Einschließung am 3. Juli zu erreichen. Sie wurde nicht erleichtert, wenn die Erste Armee gleich anfangs vorwärts stürmte. Die Flügel einigermaßen abzuwarten, war vorteilhafter. Sollte wirklich, woran aber

kaum zu denken war, der Feind über die Bistritz hervorbrechen, so geriet er um so früher und sicherer in die allseitige vernichtende Umfassung. Ein derartiger Aufmarsch und ein solcher Angriff entsprachen wohl den Ideen Hannibals bei Cannae, Napoleons bei Jena, aber keineswegs den damals gültigen Anschauungen. Höher als Umfassungen und Flankenangriffe wurden Massenangriffe gegen die Front und Anhäufungen von Reserven geschätzt.

Skizze 56. Dem Oberkommando der Ersten Armee waren die Meldungen von dem Verbleib der Österreicher auf dem rechten Elbufer zuerst zugegangen. Es wollte auch selbständig die Maßnahmen zur Durchführung des befohlenen Angriffs wählen. Nach dem Bilde, das sich ihm darstellte, hatte der Feind mit „sehr bedeutenden Kräften", zwei Korps, die „Position von Sadowa", mit einem Korps diejenige von Problus besetzt. Gegen jene sollten sich fünf Divisionen der Ersten Armee in der Höhe von Milowitz vereinigen, eine, die 7., von Groß-Jeritz über Cerekwitz und Benatek bei Sadowa sich anschließen, gegen diese die Elb-Armee bei Nechanitz versammelt werden. Die Position von Sadowa war jenseits der Bistritz auf den Höhen von Lipa und Langenhof zu suchen. Ein Massenangriff, auch von 70 000 und mehr Mann, auf die Front dieser starken, von einer zahlreichen und vortrefflichen Artillerie verteidigten Stellung versprach kaum einen Erfolg. Günstiger schien die Sache für die Elb-Armee zu stehen. Der linke Flügel des Feindes, er mochte sich über Problus hinaus noch so weit erstrecken, ließ sich nicht sicher anlehnen. Aber nahe hinter den Sachsen war das 1. Korps gemeldet. Und zwei Korps mußten doch jedenfalls imstande sein, den Angriff von zwei bis drei Divisionen der Elb-Armee abzuweisen. Trotz der Ungunst dieser Verhältnisse hielt sich das Oberkommando der Ersten Armee eines Erfolges gewiß, einen Massenangriff seiner 70 000 für unwiderstehlich, die „Vernichtung" des Feindes für gesichert. Nur die Möglichkeit eines Flankenstoßes von Josephstadt erregte Bedenken. Einen solchen Flankenstoß mit dem Gardekorps von Königinhof her zu parieren, wurde das Oberkommando der Zweiten Armee gebeten. Es kam dem Wunsche in der Weise nach, daß es das VI. Korps mit einer Demonstration gegen Josephstadt beauftragte, das V. und Gardekorps hinter der Elbe als Rückhalt aufstellte, das I. Korps über Miletin auf Gr. Bürglitz und Cerekwitz marschieren ließ. So waren denn sechs Divisionen vor Josephstadt festgelegt, ebensoviele bei Sadowa, drei bei Nechanitz vor eine schwer zu erfüllende Aufgabe gestellt, zwei marschierten allein für sich einem unbestimmten Ziele und einem ungewissen Schicksal entgegen. Die preußischen Erfolge waren bisher durch „Zündnadelgewehrfeuer" und durch „Überflügelung" gewonnen worden. Also sollten jetzt durch Massenbildung und Tiefgliederung das Zündnadelgewehrfeuer tunlichst eingeschränkt, durch Verkürzung der Front eine Überflügelung behindert werden. Als die Stärke der Österreicher hatten sich die zweckmäßig aufgestellten langen Artillerielinien, als ihre Schwäche die Stoßtaktik erwiesen. Also mußten die Preußen diese annehmen, jene frontal angreifen.

Entsprach das Bild, das sich die Erste Armee von dem Feinde gemacht hatte, der Wirklichkeit, so wäre wahrscheinlich der 3. Juli ziemlich resultatlos für beide Teile verlaufen. Da aber nicht vier, sondern acht österreichische Korps diesseits der Elbe geblieben waren, so barg der Schlachtplan, wie er aus der gemeinschaftlichen Werkstatt der beiden Oberkommandos hervorgegangen war, womöglich noch Gefahren für die preußischen Waffen. Glücklicherweise begab sich der Chef des Generalstabes der Ersten Armee noch am Abend des 2. in das Große Hauptquartier nach Gitschin, um über das Gemeldete und Angeordnete Bericht zu erstatten. Da die Truppen der Ersten Armee sich bereits im Marsch befanden, so ließen sich die für den Angriff auf die Front getroffenen Anordnungen nicht wohl wieder in angemessene Bahnen bringen. Man mußte sich auf die Unfähigkeit des Gegners zu einer Offensive verlassen. Auf Moltkes Vortrag befahl daher nur der König, die Zweite Armee solle „mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken und dabei sobald als möglich eingreifen." Da es sich nur noch um Stunden handelte, war es nicht mehr möglich, einen Teil der Zweiten Armee auf dem linken Elbufer vorgehen zu lassen. Alle vier Korps waren auf den schmalen Raum zwischen Elbe und Bistritz zusammengedrängt. Damit beschränkte sich freilich die Aussicht eines Angriffs gegen den Rücken des Feindes auf die Möglichkeit, eine Brücke unterhalb Josephstadt zu finden oder wiederherzustellen. Das konnte sich erst im Laufe des Tages ergeben. Zunächst ging das Bestreben Moltkes dahin, auch gegen die linke Flanke des Feindes einen Angriff zustande zu bringen, wenn auch darüber die Front zum erheblichen Teil einem feindlichen Durchbruch freigelassen werden mußte.

Benedek erwartet den Angriff des Feindes.

Skizze 57.

Bei der Nähe des Feindes erwartete auch Benedek einen Angriff für den 3., spätestens für den 4. Dann sollten besetzen: das 3. Korps die Höhen von Lipa und Chlum, rechts davon das 4. die Höhen zwischen Chlum und Nedelist und das 2. den Raum zwischen Nedelist und der Elbe. Links vom 3. Korps hatte das 10. bei Langenhof und das sächsische auf den Höhen östlich Tresowitz und Popowitz Stellung zu nehmen. Auf die Vorstellung des Kronprinzen von Sachsen, daß er auf diesen Höhen von Hradek her flankiert sei, wurde das sächsische Korps wieder nach Problus und Nieder=Prim zurückgenommen und außer der 1. leichten Kavallerie-Division auch das 8. Korps als Rückhalt herangezogen. Als allgemeine Reserven sollten dienen: das 1. Korps bei Rosnitz, das 6. bei Wsestar, die 2. leichte Kavallerie-Division südlich Nedelist, die 1. und 3. Reserve=Kavallerie=Division bei Sweti, die 2. Reserve=Kavallerie=Division bei Briza.

Die Front dieser Stellung hatte wie alle Fronten sicherlich Schwächen und Mängel. Dank der zahlreichen und vortrefflichen österreichischen und der unzureichenden und im allgemeinen mangelhaft verwendeten preußischen Artillerie wären sie aber kaum zur Geltung gekommen. Um so größere Bedenken mußte die Beschaffenheit der Flanken hervorrufen. Die linke stand völlig in der Luft. Das nur



kaum zu denken war, der Feind über die Bistritz hervorbrechen, so geriet er um so früher und sicherer in die allseitige vernichtende Umfassung. Ein derartiger Aufmarsch und ein solcher Angriff entsprachen wohl den Ideen Hannibals bei Cannae, Napoleons bei Jena, aber keineswegs den damals gültigen Anschauungen. Höher als Umfassungen und Flankenangriffe wurden Massenangriffe gegen die Front und Anhäufungen von Reserven geschätzt.

Skizze 56.

Dem Oberkommando der Ersten Armee waren die Meldungen von dem Verbleib der Österreicher auf dem rechten Elbufer zuerst zugegangen. Es wollte auch selbständig die Maßnahmen zur Durchführung des befohlenen Angriffs wählen. Nach dem Bilde, das sich ihm darstellte, hatte der Feind mit „sehr bedeutenden Kräften", zwei Korps, die „Position von Sadowa", mit einem Korps diejenige von Problus besetzt. Gegen jene sollten sich fünf Divisionen der Ersten Armee in der Höhe von Milowitz vereinigen, eine, die 7., von Groß-Jeritz über Cerekwitz und Benatek bei Sadowa sich anschließen, gegen diese die Elb-Armee bei Nechanitz versammelt werden. Die Position von Sadowa war jenseits der Bistritz auf den Höhen von Lipa und Langenhof zu suchen. Ein Massenangriff, auch von 70 000 und mehr Mann, auf die Front dieser starken, von einer zahlreichen und vortrefflichen Artillerie verteidigten Stellung versprach kaum einen Erfolg. Günstiger schien die Sache für die Elb-Armee zu stehen. Der linke Flügel des Feindes, er mochte sich über Problus hinaus noch so weit erstrecken, ließ sich nicht sicher anlehnen. Aber nahe hinter den Sachsen war das 1. Korps gemeldet. Und zwei Korps mußten doch jedenfalls imstande sein, den Angriff von zwei bis drei Divisionen der Elb-Armee abzuweisen. Trotz der Ungunst dieser Verhältnisse hielt sich das Oberkommando der Ersten Armee eines Erfolges gewiß, einen Massenangriff seiner 70 000 für unwiderstehlich, die „Vernichtung" des Feindes für gesichert. Nur die Möglichkeit eines Flankenstoßes von Josephstadt erregte Bedenken. Einen solchen Flankenstoß mit dem Gardekorps von Königinhof her zu parieren, wurde das Oberkommando der Zweiten Armee gebeten. Es kam dem Wunsche in der Weise nach, daß es das VI. Korps mit einer Demonstration gegen Josephstadt beauftragte, das V. und Gardekorps hinter der Elbe als Rückhalt aufstellte, das I. Korps über Miletin auf Gr. Bürglitz und Cerekwitz marschieren ließ. So waren denn sechs Divisionen vor Josephstadt festgelegt, ebensoviele bei Sadowa, drei bei Nechanitz vor eine schwer zu erfüllende Aufgabe gestellt, zwei marschierten allein für sich einem unbestimmten Ziele und einem ungewissen Schicksal entgegen. Die preußischen Erfolge waren bisher durch „Zündnadelgewehrfeuer" und durch „Überflügelung" gewonnen worden. Also sollten jetzt durch Massenbildung und Tiefgliederung das Zündnadelgewehrfeuer tunlichst eingeschränkt, durch Verkürzung der Front eine Überflügelung behindert werden. Als die Stärke der Österreicher hatten sich die zweckmäßig aufgestellten langen Artillerielinien, als ihre Schwäche die Stoßtaktik erwiesen. Also mußten die Preußen diese annehmen, jene frontal angreifen.

Entsprach das Bild, das sich die Erste Armee von dem Feinde gemacht hatte, der Wirklichkeit, so wäre wahrscheinlich der 3. Juli ziemlich resultatlos für beide Teile verlaufen. Da aber nicht vier, sondern acht österreichische Korps diesseits der Elbe geblieben waren, so barg der Schlachtplan, wie er aus der gemeinschaftlichen Werkstatt der beiden Oberkommandos hervorgegangen war, womöglich noch Gefahren für die preußischen Waffen. Glücklicherweise begab sich der Chef des Generalstabes der Ersten Armee noch am Abend des 2. in das Große Hauptquartier nach Gitschin, um über das Gemeldete und Angeordnete Bericht zu erstatten. Da die Truppen der Ersten Armee sich bereits im Marsch befanden, so ließen sich die für den Angriff auf die Front getroffenen Anordnungen nicht wohl wieder in angemessene Bahnen bringen. Man mußte sich auf die Unfähigkeit des Gegners zu einer Offensive verlassen. Auf Moltkes Vortrag befahl daher nur der König, die Zweite Armee solle „mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken und dabei sobald als möglich eingreifen." Da es sich nur noch um Stunden handelte, war es nicht mehr möglich, einen Teil der Zweiten Armee auf dem linken Elbufer vorgehen zu lassen. Alle vier Korps waren auf den schmalen Raum zwischen Elbe und Bistritz zusammengedrängt. Damit beschränkte sich freilich die Aussicht eines Angriffs gegen den Rücken des Feindes auf die Möglichkeit, eine Brücke unterhalb Josephstadt zu finden oder wiederherzustellen. Das konnte sich erst im Laufe des Tages ergeben. Zunächst ging das Bestreben Moltkes dahin, auch gegen die linke Flanke des Feindes einen Angriff zustande zu bringen, wenn auch darüber die Front zum erheblichen Teil einem feindlichen Durchbruch freigelassen werden mußte.

Benedek erwartet den Angriff des Feindes.

Skizze 57.

Bei der Nähe des Feindes erwartete auch Benedek einen Angriff für den 3., spätestens für den 4. Dann sollten besetzen: das 3. Korps die Höhen von Lipa und Chlum, rechts davon das 4. die Höhen zwischen Chlum und Nedelist und das 2. den Raum zwischen Nedelist und der Elbe. Links vom 3. Korps hatte das 10. bei Langenhof und das sächsische auf den Höhen östlich Tresowitz und Popowitz Stellung zu nehmen. Auf die Vorstellung des Kronprinzen von Sachsen, daß er auf diesen Höhen von Hradek her flankiert sei, wurde das sächsische Korps wieder nach Problus und Nieder-Prim zurückgenommen und außer der 1. leichten Kavallerie-Division auch das 8. Korps als Rückhalt herangezogen. Als allgemeine Reserven sollten dienen: das 1. Korps bei Rosnitz, das 6. bei Wsestar, die 2. leichte Kavallerie-Division südlich Nedelist, die 1. und 3. Reserve-Kavallerie-Division bei Sweti, die 2. Reserve-Kavallerie-Division bei Briza.

Die Front dieser Stellung hatte wie alle Fronten sicherlich Schwächen und Mängel. Dank der zahlreichen und vortrefflichen österreichischen und der unzureichenden und im allgemeinen mangelhaft verwendeten preußischen Artillerie wären sie aber kaum zur Geltung gekommen. Um so größere Bedenken mußte die Beschaffenheit der Flanken hervorrufen. Die linke stand völlig in der Luft. Das nur



drei Brigaden starke, bei Skalitz zusammengeschossene 8. Korps war nicht imstande, die daraus entstehenden Gefahren abzuwenden. Die Anlehnung der rechten Flanke an die Elbe war ganz illusorisch. Der Fluß bildete kein unüberwindbares Hindernis, am wenigsten für Artilleriegeschosse. Er ist aber auch an vielen Stellen überbrückt und läßt sich an anderen überbrücken und durchfurten. Die Stellung war hier unhaltbar, wenn nur ein Teil der Zweiten Armee auf dem linken Ufer vorging. Blieb diese aber auch zunächst auf dem rechten Ufer und stieß dort etwa bei Nedelist auf ernstlichen Widerstand, so wäre ein Teil der Truppen auch ohne Armeebefehl mit elementarer Gewalt auf das unbesetzte jenseitige Ufer gedrungen und hätte den rechten feindlichen Flügel zum Rückzug genötigt. Blieben also die Österreicher stehen, so mußten sie zusammengedrückt, nahezu eingeschlossen und vernichtet werden. Eine Aussicht auf einen Erfolg lag nur in einer Offensive. Hielt Benedek auf dem rechten Flügel und in der Mitte so gut wie möglich fest, und ging er mit vier bis fünf Korps und eben so vielen Kavallerie-Divisionen über Tresowitz, Nechanitz, Kuntschitz usw. gegen die schwache Elb-Armee und gegen die rechte Flanke der Ersten Armee vor, so schien ein Sieg durchaus im Bereich der Möglichkeit zu liegen, vorausgesetzt freilich, daß die österreichische Armee überhaupt noch imstande war, eine solche Offensive zu unternehmen. Eine Vorbedingung war allerdings ein Festhalten auf dem rechten Flügel. Diese Vorbedingung fiel fort, als der Kommandierende des 4. Korps, Graf Festetics, die ihm angewiesene Stellung zwischen Chlum und Nedelist ungünstig fand, auf die ihm besser erscheinenden Höhen von Masloweb rückte, und der Kommandierende des 2. Korps, Graf Thun, in Erfüllung seines Auftrages, die rechte Flanke des 4. zu decken, nach Masloweb—Horenowes folgte und nur die Brigade Henriquez bei Sendrasitz zurückließ. Die österreichische Armee stand somit, wenn auch nicht zwischen Benatek und Problus, wie die Meldungen hatten erscheinen lassen, so doch, was ziemlich auf dasselbe herauskam, zwischen Horenowes und Problus. Das Vorgehen der Ersten und Elb-Armee gegen diese Stellung führte zu drei getrennten Gefechten bei Nechanitz, Sadowa und Benatek.

Schlacht von Königgrätz. Skizze 56. Skizze 57.

Die Elb-Armee brach um 3 Uhr von Lhota, Smidar, Chotelitz und Hoch-Wesely in drei Kolonnen nach Prasek, Kobilitz und Lodin auf. Von diesen Punkten hätte sie über Boharna, Kuntschitz und Nechanitz das linke Bistritz-Ufer gewinnen können. Auf die Meldung aber, Nechanitz sei besetzt, zog Herwarth alle drei Kolonnen zusammen, um in einer einzigen unwiderstehlichen Kolonne über die vor diesem Ort befindliche etwa 1000 m lange, aus Dämmen und Brücken bestehende Enge durchzubrechen. Der Führer der Vorhut, General v. Schöler, hatte indes bereits zwei Bataillone über Kuntschitz, eins über Komarow abgeschickt, auf diese Weise die Enge geöffnet, den schwachen Feind vertrieben und war mit seinen sieben Bataillonen in die Linie Hradek—Lubno vorgerückt. Gedeckt durch diese Aufstellung konnte eine Division nach der anderen übergehen. Die feindliche Stellung, deren linken Flügel

man bei Nieder-Prim zu erkennen glaubte, von Süden anzugreifen, schien das natürliche und gegebene zu sein. Die Vorhut konnte, mit dem linken Flügel an die Bistritz-Niederung gelehnt, etwas verhalten, die vorderste Division Canstein sich rechts zum Angriff durch den Wald von Stezirek über Ober-Prim anschließen, die folgenden Divisionen (Münster, Etzel) und das Kavallerie-Korps den rechten Flügel allmählich verlängern. Moltke forderte durchaus einen solchen Flankenangriff. Herwarth dagegen bestand auf einem Vorgehen gegen die Front. Canstein sollte sich über Neu-Prim und die Fasanerie auf Nieder-Prim wenden, Münster von Lubno durch den Popowitzer Wald gegen Problus vorgehen. Moltke wollte man sich soweit gefällig erweisen, daß eine Brigade Cansteins durch den Wald von Stezirek auf Ober-Prim dirigiert wurde. Weiter konnte man beim besten Willen dem alten Manne nicht entgegenkommen. Der Kanonendonner schallte mahnend von Sadowa herüber. Das Gefecht schien dort stillzustehen, wenn nicht zurückzugehen. Es war heilige Pflicht, „zum Degagement der Ersten Armee zu schreiten". Noch wichtiger fast war es, Etzel westlich von Nechanitz zurückzuhalten. Standhaft sollte er dort für den Fall aushalten, daß die beiden anderen Divisionen von der feindlichen Überlegenheit über die 1000 m lange Enge zurückgetrieben würden. Mit diesen Anordnungen begab sich Herwarth in eine große Gefahr, falls es dem Gegner einfallen sollte, mit seinen zahlreichen Reserven Cansteins rechte und mit seinem rechten Flügel und dem linken des 10. Korps Münsters linke Flanke anzugreifen.

Von den feindlichen Streitkräften stand die 2. sächsische Brigade in Fühlung mit Gablenz zwischen Stresetitz und Problus. Die 3. Brigade hatte mit je einer Hälfte Problus und Nieder-Prim besetzt. Drei Batterien waren zwischen beiden Dörfern aufgefahren. Hinter Problus standen die Division Stieglitz (Leib- und 1. Brigade), sechs Reserve-Batterien und die Reiter-Division. Die linke Flanke wurde südöstlich Problus gedeckt durch die österreichiche Brigade Schulz, die zwei Bataillone nach Ober-Prim, eins in den Wald von Stezirek vorgeschoben hatte, durch die 1. leichte Kavallerie-Division östlich Ober-Prim, die ihre beiden Batterien nördlich des Dorfes hatte auffahren lassen und endlich durch die Brigade Roth am Brizaer Wald. Die Kräfte waren also reichlich vorhanden, um früher oder später in einer allgemeinen Offensive dem Feinde entgegenzugehen, ihn von beiden Seiten zu umfassen. Solche Bewegungen lagen aber nicht im Sinne der Zeit. Ein kraftvoller Durchbruch erschien angebrachter. Für einen solchen bot ein vortreffliches Objekt Schölers Vorhut, die den beiden Divisionen vorauf, rechts durch den Wald von Stezirek, in der Mitte über Neu-Prim und die Fasanerie, links nach dem Popowitzer Wald vordrang. Die Leib-Brigade mit einer Batterie wird vorgeholt. Sie soll über die Wiesen-Niederung südlich Nieder-Prim auf Neu-Prim vorgehen, die Brigade Schulz ihre linke Flanke decken. Sechs Kompagnien der Besatzung von Nieder-Prim schließen sich an. Zwei Bataillone werden geworfen, die Fasanerie und Neu-Prim

gewonnen. Nun erscheint aber das rechte Flügel-Bataillon Schölers. Es hat das österreichische Bataillon aus dem Walde von Stezirek verdrängt, geht gegen Ober-Prim vor und eröffnet das Feuer auch gegen die linke Flanke der Leib-Brigade. Der Durchbruch wird nicht fortgesetzt. Erst muß man Flanke und Rücken gesichert wissen. Die sechs Kompagnien aus Nieder-Prim verfügen sich auf ihren Posten zurück. Die Leib-Brigade zieht sich näher an das Dorf heran. Zu ihrer Unterstützung wird die 2. Brigade vom äußersten rechten Flügel und zur Unterstützung der Brigade Schulz die Brigade Roth vorgezogen. Die Kavallerie-Divisionen sollen den Wald südlich umgehen. Die Brigade Schulz vertreibt das preußische Bataillon von Ober-Prim, folgt ihm in südlicher Richtung durch den Wald. In dessen Mitte trifft sie auf die rechte Brigade Cansteins. Von der linken Brigade sind nur sechs Kompagnien im Vormarsch auf Neu-Prim geblieben, der Rest ist durch ein Mißverständnis in den Wald geraten und stößt hier überraschend auf die Flanke der mit der rechten Brigade im Gefecht stehenden Brigade Schulz. Diese weicht in Unordnung zurück, reißt Roth mit sich fort, wird bei Ober-Prim auf die beiden sächsischen Brigaden geworfen, die sich gerade zur Wiederaufnahme des Durchbruchs rüsten. In die Masse der vier Brigaden wird vom Walde her sowie von den über Neu-Prim vorgegangenen sechs Kompagnien Schnellfeuer gegeben. Verwirrung und Rückzug unter dem Schutz einiger standhafter Bataillone. „Um einem Umsichgreifen der Deroute vorzubeugen“, wird die 1. Brigade hinter einen Verhau am Waldrande östlich Problus aufgestellt, drei Reserve-Batterien östlich in Verlängerung des Südrandes von Nieder-Prim aufgefahren. Schulz und Roth besetzen den Westrand, die eben eingetroffene Brigade Wöber den Südrand des Brizaer Waldes. Vor der breiten Front Nieder-Prim—Brizaer Wald muß die Division Canstein in der Verfolgung innehalten. Jetzt mag ein Ahnen durch das Oberkommando der Elb-Armee gegangen sein, daß Moltke nicht so unrecht gehabt hatte, daß Münster nicht links sondern rechts von Canstein gehörte, und daß man zu keinem wirksameren „Degagement der Ersten Armee schreiten“ konnte, als wenn man den bei Problus und Nieder-Prim stehenden Feind auf Stresetitz, Langenhof und Lipa zurückwarf. Man mußte nun warten, daß Münster herankam, und daß er und Canstein im konzentrischen Angriff den Feind in eine weiter östlich gelegene Stellung zurücktrieben.

Bei der Ersten Armee, Sadowa gegenüber, waren die Truppen schon in der Nacht bereitgestellt worden. Um 6 Uhr ging die Vorhut der Division Horn von Klenitz in entwickelter Front vor. Dub war geräumt, die Ziegelei westlich Sadowa aber besetzt. Hier kommt es zum Gefecht. Eine österreichische zwischen dem Hola- und dem Swiep-Wald aufgestellte Batterie greift ein. Sobald der erste Schuß gehört wird, setzt 7³⁰ Fransecky seine Division von Cerekwitz auf Benatek in Marsch. Um dieselbe Zeit ungefähr marschieren die 5. und 6. Division bei Klenitz auf. Gegen 8 Uhr erreichen Herwarth (4. Division), gefolgt von der Reserve-Artillerie des II. Korps,

über Stratschow Mzan, Werder über Lhota Zawadilka, das Kavallerie-Korps Sucha. Alle Orte an der Bistritz von Popowitz bis Sadowa, einschließlich der Zuckerfabrik südlich des Dorfes, sowie das Skalka-Gehölz sind vom Feinde besetzt. Auch Fransecky's Vorhut erhält von Benatek und Horenowes her Feuer.

Um 8 Uhr trifft der König bei Dub ein und befiehlt, die Bistritz-Linie wegzunehmen. Horn läßt die Vorhut gegen Sadowa stehen, biegt mit Gros und Reserve nach Sowetitz ab, geht beim Skalka-Gehölz über den Bach. Der Feind räumt Sadowa. Horn läßt zwei Bataillone zu Fransecky stoßen, wendet sich mit dem Rest nach dem Hola-Wald. Herwarth war frühzeitig bei Mzan in den Artilleriekampf getreten, gegen die Zuckerfabrik und Unter-Dohalitz vorgegangen und überschreitet die Bistritz. Beide Divisionen, Herwarth und Horn, dringen in den Hola-Wald ein, besetzen den südlichen Rand sowie Ober-Dohalitz und halten zwölf Bataillone hinter dem Walde zurück. Der Division Werder gelingt es, Dohalitzka und Mokrowous zu besetzen. Ein Erfolg ist gewonnen. Die an der Bistritz vorgeschobenen feindlichen Abteilungen sind zurückgeworfen. Auf den Höhen aber von Lipa und Langenhof bis Tresowitz hin steht eine lange Linie von 160 Geschützen. Ihnen gegenüber vermögen die preußischen glatten Batterien nichts auszurichten, werden zurückgenommen; die gezogenen, gering an Zahl und doch ohne genügenden Raum zur Entwicklung und ohne einheitliche Führung, sind entschieden im Nachteil. An der Bistritz in der Tiefe können sie die feindlichen Geschütze hinter dem Höhenrand nicht erkennen, die Wirkung vor Nebel und Pulverdampf nicht beobachten. Ihre blindlings abgegebenen Schüsse verhindern den Feind nicht, sein Feuer auf den Hola-Wald und Ober-Dohalitz zu konzentrieren.

Hier am südlichen Rand auf einer Front von 1200 m stehen erst sieben, dann neun, endlich elf Bataillone in Kolonne nebeneinander gepreßt. Sie stellen eine undurchdringliche Mauer jedem Angriff entgegen, eine Mauer, die aber durch unaufhörlich einschlagende Granaten, heruntergeschmetterte Äste, umgeknickte Bäume stark beschädigt wird. Eine kampfkräftige Schützenlinie gut eingenistet, ein, höchstens zwei Bataillone, wie das von Nachod her bekannte II./37 verwendet, würden größere Sicherheit und geringere Verluste ergeben haben. Vor allem hätte sie sich doch allmählich auf Gewehrschußweite heranarbeiten können. Eine noch größere Zahl von Bataillonen steht hinter dem Walde und hält Sadowa besetzt. Sie befinden sich nicht in Sicherheit. Denn nach Belieben und Laune läßt der Feind auch gegen sie seine Batterien spielen. Zuletzt rücken noch die 5. und 6. Division über die Bistritz nach, warten im verheerenden Granatfeuer, daß der Befehl zum Vorgehen gegeben wird. Denn hüben und drüben spähen die beiden Feldherrn mit Adlerblicken nach dem günstigen Moment zum Angriff. Greifen die preußischen Kolonnen an, so werden sie das Schicksal Augereaus bei Pr. Eylau erleiden, brechen die österreichischen Massen vor, so ist ihnen das Los der Brigade Hertweck bei Nachod gewiß. Aber von allen Mitteln zum Siege ist doch nur der Durchbruch eines großen Feldherrn würdig. Endlich muß doch die Stunde für ein Austerlitz

oder ein Wagram schlagen. „Noch nicht", sagt Moltke. „Es wird nicht gelingen und, wenn es gelingen sollte, werden die beiden vernichtenden Flankenangriffe ihre Wirkung verfehlen." „Noch nicht", sagt auch auf der anderen Seite Baumbach, Benedeks Chef des Generalstabes. „Solche Schlachten dauern mindestens zwei Tage. Morgen, wenn die Kämpfer bis zur äußersten Erschöpfung gerungen haben, ist es Zeit, die Korps Clam und Ramming (1. und 6.) vorzuführen." Er hätte auch sagen können: „Wenn es auch gelingt, die Preußen hier vor uns in der Front etwas zurückzuweisen, werden doch die Flankenangriffe um so schneller unser Verderben herbeiführen". Beide Feldherrn bescheiden sich. Prinz Friedrich Karl will warten, bis der Kronprinz kommt. Benedek fühlt sich versichert, daß „sein altes Soldatenglück" ihm doch noch den rechten Augenblick eingeben wird. So warten sie und warten.

Die Division Fransecky hatte bei Benatek Artilleriefeuer von Horenowes und Masloweb her erhalten. Die Stellung des feindlichen rechten Flügels in der Linie Lipa—Masloweb—Horenowes war damit gegeben. Auf diesen Teil der Stellung war der Anmarsch der Divisionen Horn und Fransecky über Sowetitz und Benatek gerichtet, und gegen diesen Teil der Stellung mußten sie sich wenden, hier den Feind festhalten, während Herwarth und Werder auf der anderen Seite der Straße die gleiche Aufgabe übernahmen, Manstein und Tümpling die Linie nach rechts mindestens bis Nechanitz verlängerten, sechs Divisionen die lange Front angriffen, die Elb-Armee für den Flankenangriff freigaben. Dem Gesetz der Massenzusammenziehung gehorchend, bog aber Horn nach dem Hola-Wald ab, und wollte Fransecky über den Swiep-Wald und Cistowes ebendorthin gelangen. Dieser Flankenmarsch Franseckys längs der Front von zwei Korps konnte nicht gelingen. Allerdings wurden die feindlichen Vortruppen aus Benatek und weiter aus dem Swiep-Wald vertrieben, Cistowes sogar besetzt. Als aber der Feind aus der Linie Chlum—Masloweb—Fasanerie her zum Gegenangriff vorging, hatte Fransecky die größte Mühe, sich der Umklammerung von Süden und Osten zu erwehren. Der südliche Teil des Waldes ging ihm verloren, in dem nördlichen und in den Gehöften westlich Cistowes behauptete er sich unter Aufbietung aller seiner Kräfte.

Die gewonnenen Vorteile gedachte Feldmarschalleutnant Mollinary, der für den verwundeten Grafen Festetics die Führung des 4. Korps übernommen hatte, weiter zu verfolgen. Er schlug dem Grafen Thun vor, auch noch mit seinem rechten Flügel von Horenowes aus vorzugehen. Durch einen allseitigen Angriff sollte Fransecky vertrieben, dann die ganze preußische Stellung an der Bistritz aufgerollt werden. Das war schön gedacht. 38 österreichische Bataillone mühten sich aber bereits die längste Zeit ab, um 14 preußische zu bewältigen. Ob fünf frische bei Horenowes und sechs andere hinter der Mitte genügen würden, um nicht nur die eine Division zu vertreiben, sondern auch den ganzen großartigen Plan durchzuführen, ist zu bezweifeln. Wie dem auch sei, jedenfalls wurde die kaum geplante Offensive

durch den Befehl Benedeks abgeschnitten: das 4. und 2. Korps haben sich in die ihnen angewiesene Stellung Chlum, Nedelist, Elbe zurückzubegeben. Die persönliche Gegenvorstellung Mollinarys fruchtete nichts. Denn ein Telegramm des Kommandanten von Josephstadt war eingelaufen:*) „V. preußisches Korps scheint von Gradlitz aus über Salnai usw. gegen die rechte Flanke unserer Armee wirken zu wollen. Größere Kolonnen ziehen hier vorbei." Die Zweite preußische Armee, von der man gehofft hatte, sie würde sich wie in den letzten Tagen so auch am 3. Juli ruhig verhalten, hat sich in Bewegung gesetzt. Mollinarys Vorschlag, das 1. und 6. Korps gegen den neu auftretenden Feind einzusetzen, wirkt nicht überzeugend. Wenn die ganze Zweite Armee anrückte, war die Ausführung der beabsichtigten Offensive unmöglich, auch wenn das 1. und 6. Korps noch rechtzeitig herangezogen wurden. Es konnte sich nur noch um die Verteidigung entweder der vorderen Linie Masloweb—Horenowes—Trotina-Bach oder der weiter zurückgelegenen Linie Chlum—Nedelist—Elbe handeln. Beide waren, besonders wenn der Verteidiger Verstärkungen erhielt, für eine Weile zu halten. Auf die Dauer keine. Die Entscheidung für diese oder jene war daher von keiner besonderen Bedeutung. Schlimm war es für alle Fälle, daß das 2. und 4. Korps zurückgenommen werden mußten. Denn eine Truppe aus einem ernsten und blutigen Kampf herausziehen, heißt sie für geschlagen erklären, ihr sagen, daß sie dem Gegner nicht gewachsen ist. Und das war hier um so bedenklicher, als die Österreicher schon durch die Gefechte der vorhergehenden Tage zu der Überzeugung gekommen waren, gegen die bessere preußische Waffe nicht aufkommen zu können. Ob zumal das 2. Korps imstande sein würde, einen weiten Flankenmarsch auszuführen und dennoch einen „defensiven Haken" zwischen Nedelist und Elbe zu bilden, war zweifelhaft. Die zwei Korps des rechten Flügels treten den Rückzug an, und aus diesem Rückzug wird sich naturgemäß der Rückzug der ganzen Armee entwickeln.

Die Brigaden Saffran und Württemberg des 2. Korps werden aus dem Gefecht am Swiep-Wald nach Masloweb zurückgenommen, sollen von dort auf Nedelist marschieren. Zu ihrer Deckung rückt die Brigade Thom von Horenowes nach der Höhe zwischen Masloweb und Sendrasitz, und nehmen 40 Geschütze mit schwacher Infanterie bei Horenowes die Front nach Norden. Die Brigade Henriquez hält bereits mit zwei Bataillonen Ratschitz und den bewaldeten Rand der Trotina besetzt, hat mit vier Bataillonen bei dem Dorf Trotina Stellung genommen. Mit je einem beobachtet sie den Raum zwischen Bach und Elbe und sichert die Brücken von Lochenitz und Predmeritz. Das waren lockere, leicht zu umfassende und aufzurollende Nachhuten, die sich der gegen 12 Uhr Mittags anrückenden Zweiten Armee entgegenstellten. Diese hatte sich nicht übereilt. Um Mitternacht war Moltkes Befehl von Gitschin abgeschickt, um 4 Uhr in Königinhof beim Oberkommando eingegangen und erst um 7[30] erhält

Skizze 56.

*) vgl. Skizze 56.

die ebendort liegende 1. Garde-Division den selbstverständlichen Befehl zum Abmarsch. Von ihr wird 8^{30} die Vorhut bei Doubrawitz angewiesen, Stellung zu nehmen, sich zu verschanzen, abzuwarten. General v. Alvensleben läßt sich durch diesen Befehl nicht zurückhalten, auf den gleichzeitig eintreffenden Hilferuf Fransechys zu hören, und tritt sogleich den Vormarsch an. Nach Ablauf einer Stunde folgt das Gros. Ebenfalls um 4 Uhr war dem I. Korps anheimgestellt worden, noch vor Eingang des Armeebefehls aufzubrechen. Fünf und eine halbe Stunde später setzt sich die Vorhut von Aulejow her in Bewegung. Um 11 Uhr hat sie noch nicht Groß-Bürglitz erreicht. Das VI. Korps war angewiesen worden, mit der 12. Division um 6 Uhr, mit der 21. Brigade um 7 Uhr, mit der 22. um 8 Uhr von Gradlitz aufzubrechen, um bei Schurz, Stangendorf und Kukus auf das rechte Ufer überzugehen und gegen Josephstadt zu demonstrieren. Die bereits in Bewegung befindlichen Marschkolonnen brauchten nur nach ihren neuen Bestimmungsorten abgelenkt zu werden. So marschierten das I. Korps, gefolgt von der Kavallerie-Division, über Groß-Trotin und Zabres nach Groß-Bürglitz, die Garde über Doubrawitz, Dubenetz und Choteborek auf Jericek und Lhota, die 11. Division, gefolgt vom V. Korps, über Sibojed und Lititsch auf Welchow, die 12. über Salnai, Westetz und Ertina. In Fortsetzung des Marsches erreichten um 11 Uhr die 1. Garde-Division Choteborek, die 11. Division rechts der Trotina die Höhen nördlich Ratschitz, die 12. Habrina. Die 1. Garde- und die 11. Division haben die große Batterie von Horenowes vor sich, die 11. und 12. stoßen bei Ratschitz und an der Höhe östlich der Trotina auf die Abteilungen der Brigade Henriquez. Bei Wrchownitz wie nordwestlich Ratschitz wurden im ganzen 48 Geschütze ins Feuer gebracht. Dann ging die Infanterie vor. Ratschitz und der Berg auf dem andern Ufer der Trotina fielen in die Hände der Preußen. Endlich gelang es auch der Vorhut der 1. Garde-Division, Horenowes von Westen her wegzunehmen und die feindliche Batterie zum Abfahren zu zwingen. Alle drei Divisionen rückten, zum Teil unter Gefechten, weiter vor: rechts auf die Höhe von Horenowes und dann auf die Hochfläche östlich Masloweb, in der Mitte auf die Hochfläche südlich Ratschitz und weiter nach Sendrasitz, links über Rodow gegen Trotina.

Skizze 58.

Wieder finden sie vor ihrer Front eine Artillerielinie, die sich von nördlich Chlum bis Nedelist erstreckt. Unter dem Schutz von 120 Geschützen ziehen sich drei Brigaden des 2. Korps gedeckt in der Schlucht von Masloweb nach Nedelist zurück, lassen eine Brigade bei diesem Ort und gehen weiter, um östlich Stellung zu nehmen.

Erst weit später als das 2. Korps tritt das 4. Korps den Rückzug an. Die noch ziemlich unberührte Brigade Erzherzog Joseph nimmt zwischen Chlum und Schanze III Stellung. Die Trümmer der Brigaden Brandenstein und Poekh suchen weiter rückwärts Schutz. Brigade Fleischhacker behält noch Cistowes besetzt. Auf preußischer Seite wird die 12. Division bei Trotina durch die Brigade Henriquez festgehalten. Die 11. Division vermag dem heftigen Artilleriefeuer gegenüber von

Sendrasitz in der Richtung auf Nedelist nicht vorwärts zu kommen. Nur der 1. Garde-Division (etwa 8 Bataillone) gelingt es, unter dem Schutz der bei Maslowed aufgefahrenen Artillerie in den Grund südlich herabzusteigen und verdeckt, angeblich durch Nebel und Pulverdampf, vielleicht auch einigermaßen durch hohes Getreide, die steile Höhe wieder hinaufzuklimmen. Die österreichische Infanterie, erschöpft durch Marsch und Gefecht, vertraut auf den Schutz der starken Artillerie. Diese ist durch die gegnerische in Anspruch genommen. Überraschend tauchen die Garde-Bataillone aus dem Grunde auf, überschütten die nächsten Batterien und die arglosen Bataillone der Brigade Joseph mit Schnellfeuer, bringen sie zum Weichen. Die Brigaden Brandenstein und Poeckh werden mit fortgerissen. Das 4. Korps zieht sich in Richtung auf Sweti zurück. Nun geht auch die 11. Division auf Nedelist vor. Die Brigade Henriquez, in der Flanke bedroht, weicht, gefolgt von der 12. Division, auf Lochenitz. Die übrigen drei Brigaden des 2. Korps haben durch den Abzug des 4. die Sicherung ihrer linken Flanke verloren, geben Nedelist und die Stellung östlich auf. Das ganze Korps sucht, bei Lochenitz und Predmeritz über die Elbe zu kommen. Die Garde ist östlich Chlum weiter vorgegangen und hat auch diesen nur schwach besetzten Ort genommen. Gegenangriffe der Brigade Benedek von Westen aus dem Lipaer Walde und der Brigade Appiano von Süden werden durch Schnellfeuer abgewiesen. In der Verfolgung werden Rosberitz und, mit Unterstützung der Vorhut der 2. Garde-Division, der Lipaer Wald und Lipa besetzt.

Ziemlich zu derselben Zeit, gegen 3 Uhr, ist der konzentrische Angriff Cansteins und Münsters auf Nieder-Prim und Problus ins Werk gesetzt worden. Er wird nicht abgewartet. Der Gegner kann nicht annehmen, daß eine Division der Elb-Armee hinter Nechanitz aushält, eine andere im Popowitzer Wald steckt. Er ist überzeugt, daß beide binnen kürzester Zeit den rechten Flügel Cansteins verlängern werden. Ihrem Angriff ist er nicht gewachsen. Zwei sächsische Brigaden sind geschlagen, noch in der Wiederherstellung der Ordnung begriffen. Eine ist noch von Gitschin her tief erschüttert. Das 8. Korps ist nach der Meldung seines Chefs des Generalstabes „aufgerieben". Man muß sich der drohenden vernichtenden Umfassung entziehen. Der allmähliche Abzug unter dem Schutz der dritten Brigade und der Artillerie wird befohlen. Münster und Canstein finden nur noch Nachhuten vor.

„Festgeschlossen und in wahrhaft imponierender Haltung" tritt die Brigade Schwarzkoppen aus dem Popowitzer Wald heraus. Problus wird im ersten Anlauf genommen. Südlich des Waldes folgt als rechte Staffel die Brigade Hiller. Sie findet Nieder-Prim bereits von Cansteins Truppen genommen, die Artillerie abgefahren, und rückt gegen den Brizaer Wald weiter.

Der Stoß der 1. Garde-Division von der einen, der Division Canstein von der anderen Seite hat das ganze gegnerische Gebäude ins Wanken gebracht. Zum völligen Einsturz bedarf es nur noch hier und da der Nachhilfe.

Die Zweite Armee hat Lipa, Chlum, Nedelist, den nördlichen Teil von Lochenitz, eine vorgeschobene Abteilung Rosberitz, die Elb-Armee Problus und Nieder-Prim genommen, die Erste Armee ihre bisherigen Stellungen beibehalten. Österreichischerseits sind das 2. und 4. Korps und die Brigaden Benedek und Appiano über Sweti und Wsestar im Rückzug. Die beiden anderen Brigaden des 3. Korps sowie die Infanterie des 10. fühlen sich in ihren Stellungen zwischen Lipa und Stresetitz zu sehr bedroht und treten bis auf wenige Abteilungen gleichfalls den Rückzug in der allgemeinen Richtung auf Königgrätz an. Die Brigade Fleischhacker des 4. Korps hat zunächst versucht, von Cistowes nördlich von Chlum nach Nedelist zu entkommen, ist auf die nachrückenden Teile des Gardekorps getroffen, hat kehrtgemacht und will sich um Lipa herum über Langenhof dem Strom der Zurückgehenden anschließen. Vom sächsischen Korps hat die Division Schimpff die Richtung auf Rosnitz und Briza eingeschlagen, während die Division Stieglitz, hinter ihr die Brigade Schulz vom 8. Korps, den Brizaer Wald hält und die beiden anderen Brigaden dieses Korps sich bei Charbusitz sammeln. Die Deckung des Rückzuges in der Mitte und auf dem rechten Flügel fällt der Artillerie zu. Sie fährt fort, aus der Linie Lipa—Stresetitz den Hola-Wald zu beschießen, die Erste Armee zurückzuhalten. Eine andere Artillerielinie hat sich zwischen Langenhof, Wsestar, Sweti und über dieses Dorf hinaus gebildet. Sie will jedem Vorgehen der 1. Garde-Division Halt gebieten. Dahinter werden Sweti, Wsestar und Rosnitz von Infanterie besetzt gehalten.

Benedek war noch während der ersten Nachmittagsstunden fast ausschließlich mit dem Feind bei Sadowa beschäftigt. Er wartet auf einen günstigen Augenblick, um den großen Offensivstoß zur Tat werden zu lassen. Selbständig hatte der Erzherzog Ernst, Kommandierender des 3. Korps, mit einer Brigade einen Versuch gegen den Hola-Wald in der üblichen Form gemacht, war aber abgewiesen worden. Noch immer über eine Wiederholung des Angriffs mit größeren Kräften sinnend, erfuhr Benedek, was in seinen Flanken und in seinem Rücken vorging erst, als Chlum bereits genommen war. Er beschließt, mit seinen Reserven, dem 1. und 6. Korps, die in den Raum zwischen Rosberitz und Vor vorgerückt waren, die Schlacht wiederherzustellen, mindestens den Rückzug zu decken. Die Brigade Piret des 1. Korps wird nach Problus geschickt, Ramming beauftragt, mit dem 6. Korps Rosberitz und Chlum wieder zu nehmen, drei Brigaden des 1. Korps werden in Reserve behalten.

Wenn auch 24, dann noch 12 preußische Geschütze bei Chlum erschienen waren, so befand sich doch die 1. Garde-Division in einer kritischen Lage. Ihre acht Bataillone waren auf einen großen Raum verteilt. Etwa 120 Geschütze nehmen die Dörfer Rosberitz und Chlum sowie die Gardebatterien unter ein verheerendes Feuer. Stark bedrängt, schienen die wenigen zersplitterten Bataillone dem überwältigenden Angriff eines ganzen Korps keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen zu können. Dennoch war der von Benedek beabsichtigte Angriff ohne jede Aussicht eines dauernden Erfolges.

Waren doch solche Massenangriffe bisher immer gescheitert, und wenn dieser anfangs doch gelingen sollte, so mußte er auf die zahlreichen nachfolgenden Truppen stoßen und in sich selbst zerfallen. Die 2. Garde-Division und das I. Korps von Norden, die Erste Armee von Westen her waren ja jeden Augenblick zu erwarten. Am wirksamsten mußte aber sein, wenn das VI. Korps zwischen Sweti und Elbe vordrang. Das würde die österreichischen Reserven am schnellsten zum Rückzug bringen. Das V. Korps sollte ja dem VI. unmittelbar folgen. Mit der Masse von zwei Korps, rechts unterstützt durch die 2. Garde-Division, konnte nicht nur der Rückzug der Österreicher über die Brücken oberhalb Königgrätz verhindert, sondern es konnte auch noch ein Teil über die Elbe zur Abschließung der Ostfront der Festung entsendet werden. Gingen nun noch die Elb-Armee von Ober-Prim auf Charbusitz, mit der endlich herangerufenen Division Etzel auf Stößer, das Kavallerie-Korps auf Kuklena vor, so konnte auch der Rückzug auf Pardubitz verlegt werden. Nur wenige Österreicher würden davongekommen, der größte Teil eingeschlossen, durch den Angriff der Reserven das Unheil nur noch vergrößert worden sein.

Ein solcher Ausgang des Tages wurde durch die Maßnahmen der preußischen Oberkommandos und Generalkommandos verhindert. Die 2. Garde-Division war von dem Wege Horenowes—Maslowed—Chlum links abgebogen, um sich zweckmäßigerweise zwischen die 1. Garde- und 11. Division zu setzen. Das Generalkommando hatte sie aber auf den anderen Flügel geschickt, um die unglückliche Brigade Fleischhacker zu bekämpfen, die, abgeschnitten, nur nach einem Ausweg aus ihrer Bedrängnis verlangte und nicht mehr einzuholen war. Die Marschkolonne des I. Korps war von rechts, die des V. Korps von links durch das Oberkommando nach der Mitte gezogen worden. Sie sollten durchaus auf die „historischen Linden“ von Horenowes zu marschieren und bildeten eine starke und schöne, aber völlig wirkungslose Reserve. Nur die Vorhut des I. Korps hatte sich freigemacht und erreichte auf geradem Wege von Benatek das bedrohte Chlum. Von fünf zur Untätigkeit verurteilten Divisionen wurde nur eine Brigade für das Schlachtfeld gerettet. Trotzdem hätte das VI. Korps den durch die Lage der Dinge vorgezeichneten Weg verfolgen, zwischen Sweti und Elbe weiter vorrücken, den Strom der Flüchtenden wenigstens nördlich der großen Straße eindämmen können. Von einem solchen entscheidenden Vorhaben ließ sich das Generalkommando durch das erklärliche Gefühl abhalten, der bedrängten Garde helfen zu müssen. Die 11. Division erhält den Befehl, rechts zu schwenken, gegen Rosberitz—Sweti vorzugehen, die 12. Division sollte nur mit geringen Kräften Lochenitz und Predmeritz besetzt halten, mit dem Rest sich rechts heranziehen.

Damit wurde jede Verfolgung aufgegeben, der Masse der österreichischen Armee erlaubt, ungestört ihren Rückzug auszuführen, alle verfügbaren Kräfte verwendet, um die beiden Reservekorps zu bekämpfen. Von ihnen war zuerst das

6. Korps vorgegangen. Gegen die schmale, schwach besetzte Südspitze von Rosberitz hatte selbst die geringe Breite einer Brigadekolonne einen umfassenden Angriff zustande gebracht. Die zwei bis drei Bataillone, die das Dorf besetzt hielten, wurden allmählich bis Chlum zurückgedrängt. An dem Südrand dieses Dorfes und an dem mit Schützen besetzten, nach Nedelist führenden Hohlweg kam der Angriff zum Stehen, wurde dann zum Rückzug. Ein zweiter mit Brigaden des 1. und Teilen des 3. Korps unternommener Angriff nahm den gleichen Ausgang, nachdem inzwischen die Vorhut des I. preußischen Korps zur Unterstützung der Garde nach Chlum gelangt war. Die Zurückgehenden wurden bei Rosberitz einerseits durch den rechten Flügel der von Nedelist vorgegangenen 11. Division, anderseits durch eine Brigade des Kavallerie-Korps bedroht.

Die österreichische Artillerie zwischen Lipa und Stresetitz hatte lange Zeit standgehalten. Durch die Elb-Armee umgangen, war der linke Flügel endlich zurückgezogen worden. Auf dem rechten hatten einige Batterien ausgeharrt, das Feuer fortgesetzt, bis durch Schnellfeuer von Lipa her erst Bespannung, dann Bedienungsmannschaften niedergelegt worden waren. Als das Feuer schwieg, hatte sich die Erste Armee in Bewegung gesetzt, die zwei bei Sadowa befindlichen Brigaden des Kavallerie-Korps an die Spitze genommen. Die vorderste von ihnen traf bei Rosberitz ein, als die zurückgehenden Brigaden des 1. österreichischen Korps sich dem Angriff der 11. Division zu entziehen suchten. Zur Deckung der bedrängten Infanterie gingen die Reserve-Kavallerie-Divisionen Prinz Holstein (1.) und Coudenhove (3.) vor. Zwischen dieser Kavallerie und zuerst den Brigaden der Division Hann, dann den vordersten Regimentern der von Nechanitz auf Stresetitz herangeeilten Division Alvensleben*) kommt es zum Kampf. Die Erfolge waren wechselnd, zumeist wohl zugunsten der stärkeren und geschlosseneren Österreicher. Aber auch nach glücklicher Attacke brachen diese schließlich an dem Feuer der von Lipa, Dohalitzka und Mokrowous vorgehenden Infanterie zusammen. Sie verschafften jedoch der letzten abziehenden Infanterie die dringend erforderliche Zeit, sich ihren Verfolgern zu entziehen. Weniger gut ging es der lang ausharrenden Artillerie, die zum Teil ihre Bespannung durch Feuer verlor und wehrlos in die Hände des Feindes fiel. Sobald die Reiterkämpfe erloschen waren, rückte die Infanterie wieder vor. Das VI. Korps besetzte das Gehöft an der großen Straße südlich Sweti sowie Rosnitz und Briza. Die Elb-Armee hatte inzwischen den Angriff Pirets abgewiesen, den Brizaer Wald genommen, mit einer herangekommenen Brigade der Division Etzel Stezirek besetzt. Hinter der Linie Stezirek—Sweti sammeln sich 18 Infanterie- und drei Kavallerie-Divisionen. Der Traum der Oberkommandos findet sich erfüllt. Die drei Armeen sind in einer einzigen kompakten Masse auf engstem Raum versammelt. Sie können

Skizze 59.

*) Die Division Alvensleben war der Elb-Armee zugeteilt, die Division Hann von Sucha nach der Gegend nördlich Sadowa gezogen worden.

geschlossen vorrücken. Aber da starrt in gleicher Breite eine feindliche Linie den Preußen entgegen.

Die Österreicher haben die ihnen verbliebene noch immer recht zahlreiche Artillerie mit dem rechten Flügel an der Straße Königgrätz—Josephstadt nahe dem Wege Sweti—Plotist, mit dem linken Flügel bei Stößer wieder in Stellung gebracht. Und diese Artillerie ist offenbar gesonnen, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Ja, es kann scheinen, daß ein Gegenangriff vom Feinde beabsichtigt ist. Denn südwestlich von Stößer erscheinen neue Batterien und zwingen durch ihr Feuer Etzels Brigade von Stezirek auf Ober-Prim zurückzugehen. Moltke mag die Elb-Armee, das Oberkommando der Zweiten Armee mag das V. Korps und die Kavallerie-Division Hartmann mit der Verfolgung beauftragen. Zunächst muß doch die gewaltige Barriere beseitigt werden, die sich jedem weiteren Vordringen vorlegt. Gegen eine solche Artillerielinie geradeswegs vorzugehen, hat die Erste Armee am Morgen des nämlichen Tages unmöglich gefunden. Ein Flankenangriff, eine Umfassung oder eine Umgehung, eben mühsam aufgegeben, wird sich als unumgänglich erweisen. Die Massen, um solche Bewegungen auszuführen, sind ja reichlich vorhanden. 200 000 Mann auf einen einzigen kleinen Raum versammelt, gewähren einen wundervollen Anblick, der aber den Prinzen Friedrich Karl zu dem Ausruf veranlaßt: „Was würde ich darum geben, wenn ich hier befehlen und Ordnung stiften könnte!" Diese Herkulesarbeit in den kurzen verbleibenden Abendstunden zu vollbringen und dann noch die Massen oder einen Teil der Massen zum Flankenangriff vorzuführen, fand sich niemand. Auf der Höhe von Rosnitz beratschlagte alles, was Ansprüche darauf machte Stratege zu sein, über die Frage, was wohl jetzt Napoleon oder Gneisenau tun würden. Eine überflüssige Frage, da weder der eine noch der andere dieser Männer sich in eine ähnliche Lage gesetzt haben würde. So viel ging schließlich aus dem Für und Wider der Ansichten hervor: für heute ist nichts mehr auszurichten.

Skizze 55.

Dieses negative Resultat war unausbleiblich. Moltke wollte umfassen, einschließen, vernichten. Dazu mußten die Flügel stark gemacht und vorgeschoben werden. Der rechte Flügel des ganzen Heeres sollte die Richtung auf Chlumetz, Pardubitz, Holitz, der linke diejenige über die Mettau etwa auf Tinist nehmen. Das wesentliche war, den Feind an einem Marsch nach Olmütz oder Wien, also in östlicher, südöstlicher und südlicher Richtung zu verhindern. Die Oberkommandos hatten andere Ansichten; sie wollten nicht die Flügel, sondern ihre Mitte stark machen, die Flügel nicht vorschieben, sondern von jeder Einwirkung auf die feindlichen Flanken fort und nach der Mitte zusammenziehen. Der rechte Flügel sollte nicht nach Chlumetz, Pardubitz, Holitz gegen Flanke und Rücken, sondern nach Nechanitz gegen die Front, der linke Flügel nicht über die Mettau nach Tinist, sondern über die Elbe auf das rechte Ufer gehen. Es kommt nicht darauf an, den Feind von Olmütz oder Wien abzuschneiden, sondern ihn dorthin zurückzutreiben. Nicht die Ost- und Südseite der

Skizze 56.



feindlichen Stellung muß man zu erreichen suchen, sondern von Westen und Norden muß man gegen sie vorgehen. Die konsequente Durchführung dieser Grundsätze hatte die drei preußischen Armeen in eine Masse vereinigt und gerade vor die feindliche Front geführt. Das Ideal, das sich die Theoretiker gebildet, war erreicht, man konnte mit 200 000 Mann einen Durchbruch ausführen. Doch der Feind rührte sich nicht von der Stelle, setzte unentwegt sein Feuer fort. So wurde die österreichische Armee, allerdings mit einem Opfer von mehr als 44 000 Mann (24 v. H.), 188 Geschützen, gerettet. Ein Erfolg, sogar ein großer Erfolg war errungen, aber doch nicht der Erfolg, den die Preußen bereits in den Händen gehabt hatten. Dazu hatten die Oberkommandos das Ihre getan.

Rückzug der Österreicher.

Ein nicht zu unterschätzendes Verdienst konnte aber auch Benedek bei der Rettung seiner Armee für sich in Anspruch nehmen. Daß der österreichische Feldherr die Schlacht mit der Elbe im Rücken annahm, daß er den Sieg durch einen Massenangriff gegen die feindliche Front herbeiführen wollte, daß er stillschweigend die Schwenkung des rechten Flügels von der Linie Chlum—Nedelist—Elbe in die Linie Chlum—Maslowed—Horenowes zuließ, war sicherlich nicht glücklich. Als aber das Verderben über ihn hereinzubrechen schien, hat er sich als Führer erwiesen. Durch die Angriffe seiner Reserven auf Rosberitz und Chlum, die Attacken seiner Kavallerie, die Stellungnahme seiner Artillerie hat er die höchste Not so gut wie möglich überwunden. Wenigstens drei Viertel seiner Armee waren gerettet. Da wurde dieser Erfolg noch in überraschender Weise beeinträchtigt.

Skizze 59.

Die Truppenverbände waren vielfach durcheinandergekommen, der Hauptsache nach suchten aber das 2. und 4. Korps sowie die 2. leichte Kavallerie-Division oberhalb, das 8. und sächsische sowie die übrigen Kavallerie-Divisionen unterhalb Königgrätz über die Elbe zu kommen. Der Hauptstrom der Flüchtenden richtete sich aber auf die Festung selbst. Die Truppen befanden sich in der naiven Auffassung, Königgrätz sei dazu gebaut, ihnen einen ungestörten Übergang über die Elbe zu sichern. Der Kommandant dagegen bestand darauf, daß er die ihm anvertraute Festung seinem Kaiser gegen Freund und Feind zu erhalten habe, und daß Österreich nicht untergehen könne, solange Königgrätz stünde. Er ließ die Tore schließen. Die Truppen befanden sich vor sturmfreien Wällen, angestauten Gräben und überschwemmten Feldern. In ein Labyrinth von Wasserzügen und Ansumpfungen eingekeilt, konnten sie, von rückwärts gedrängt, weder vorwärts noch seitwärts weiterkommen. Eine Menge Fuhrwerk, Geschütze wurden ins Wasser gestürzt, Reiter, an den Rand der Gräben gedrängt, überschlugen sich und ertranken. Der Kommandant meldet nach Wien: „Ganze Korps en débandade in und um die Festung übersteigen die Palisadierungen, schwimmen durch die Gräben und Elbe, erklettern die Hauptumfassungsmauern, Verteidigung ganz lahmgelegt. Bitte um Befehl." Schrecken und Verwirrung nahmen noch zu, als die zusammengedrückten Massen anfingen, ihre

Gewehre auszuschießen, dadurch glauben machten, der Feind stehe bereits am jenseitigen Ufer. Endlich um 11 Uhr wird der Durchzug freigegeben. Der Strom zwängt sich durch die schmalen Gassen, über die Brücke, fließt unaufhaltsam auf Holitz weiter.

Von dort telegraphiert Benedek 10 Uhr Abends: „Vorgestern schon besorgte Katastrophe der Armee heute vollständig eingetreten.“ Eine Katastrophe war allerdings eingetreten, aber die mit so großer Aussicht auf ein Gelingen von Moltke geplante Vernichtungsschlacht ist zum zweiten Male mißlungen. Ein dritter Versuch kann wenigstens in der gleichen Form nicht unternommen werden. Die Österreicher stehen nicht mehr in der Mitte zwischen drei preußischen Armeen, die von verschiedenen Seiten vorrücken, sondern zwei Heere stehen sich frontal gegenüber. Die Besiegten können wahrscheinlich, ohne wesentlich gestört zu werden, nach Wien oder nach Olmütz zurückgehen. Benedek entscheidet sich für das letztere Ziel. Der Weg nach Wien ist zu weit. Die Armee wird völlig aufgelöst sein, bevor sie das rechte Donau-Ufer erreicht. In Olmütz können die Truppen nach kürzerem Marsch wieder zu Kräften und Widerstandsfähigkeit kommen. Dort läßt sich die Hauptstadt besser verteidigen als hinter der Donau. Durch die Flankenstellung an der March wird der Gegner gezwungen, alle Gelüste auf Wien aufzugeben, sich zu einer aussichtslosen Belagerung zu bequemen.

Skizze 60.

Dieser Plan war nicht nach dem Sinn des Wiener Kabinetts. Gleich nach Eingang des Benedekschen Telegramms vom 1. Mittags war dort der Entschluß gefaßt worden, den italienischen Besitz aufzugeben, die freigewordene Südarmee heranzuziehen, den Krieg gegen Preußen mit erhöhter Kraft fortzusetzen. Um sich aber vor dem Besiegten von Custozza nicht als Bittender zu demütigen, erbot sich Kaiser Franz Joseph, dem Kaiser Napoleon Venetien abzutreten, und verlangte als Gegenleistung die Vermittlung eines Waffenstillstandes mit Italien. Napoleon war es willkommen, das von ihm geschaffene Schwesterreich durch ein neues Gnadengeschenk zu verpflichten, noch willkommener aber, Preußen, das sich zu siegen herausnahm, in den Arm zu fallen. Frankreich hatte jeden Erfolg der kleinen verachteten norddeutschen Macht als einen gegen die eigene Person gerichteten Schlag empfunden. In der Vorherrschaft auf dem Kontinent sah es sich bedroht. Da wurde Napoleon die Gelegenheit geboten, das Schiedsrichteramt auszuüben. Er nahm Venetien huldvoll an und erbot sich freundlich, nicht nur mit Italien, sondern auch mit Preußen einen Waffenstillstand zu vermitteln, die Forderungen aller Parteien anzuhören, dann vom kurulischen Sessel herab den Richterspruch zu fällen, die Gebühren zu erheben. Mit einem Waffenstillstand war aber weder Österreich noch Preußen gedient. Das eine wollte das Verlorene wiedergewinnen, das andere das Gewonnene sichern. Beide nahmen indes die Vermittlung an. Österreich wollte nach Königgrätz nicht die einzige hilfreiche Hand, die sich ihm darbot, zurückweisen, Preußen sich nicht einen neuen Feind auf den Hals laden. Beide suchten den Vermittler hinzuhalten.



Preußen durfte nicht ohne Zustimmung des verbündeten Italien und ohne Kenntnis der Friedensbedingungen einen Waffenstillstand abschließen, Österreich nicht Venetien preisgeben, solange sich nicht Italien ausgesprochen hatte, mußte aber doch die Heranziehung der Südarmee, ihre Vereinigung mit der Nordarmee sicherstellen. Der Ministerpräsident Graf Mensdorff begibt sich in das Hauptquartier und versucht vergebens, Benedek von seinen Illusionen abzubringen. Er erreicht nur, daß das 10. Korps zum Eisenbahntransport nach Wien bestimmt und vier Kavallerie-Divisionen dorthin in Marsch gesetzt werden. Mit sieben Korps, einer Kavallerie-Division zieht Benedek nach Olmütz weiter.

Für diesen Marsch war bereits am 4. die Armee in drei Kolonnen geteilt worden, innerhalb deren die versprengten Abteilungen sich allmählich zu ihren Korps heranzufinden hatten. Die Hauptkolonne (1., 5., 6., 10. Korps, die Armee-Geschützreserve) sollte über Holitz, Hohenmauth, Leitomischl, Zwittau, Mährisch-Trübau, Gewitsch und Konitz, eine rechte Kolonne (2., 4. Korps, 2. leichte Kavallerie-Division) über Hohenbruck, Wamberg, Wildenschwert, Landskron, Hohenstadt, Müglitz und Littau, eine linke Kolonne (8. und sächsisches Korps, vier Kavallerie-Divisionen) von Pardubitz über Chrudim, Chrast, Politschka, Zwittau, dann hinter der Hauptkolonne um einen Tagemarsch zurück über Mährisch-Trübau und weiter auf der Straße der rechten Kolonne über Müglitz und Littau am 10. und 11. Olmütz erreichen. Dieses Programm wurde mit unwesentlichen Abänderungen zur Ausführung gebracht. Nur bogen ab: das 10. Korps bei Zwittau über Brüsau nach Lettowitz, um von dort auf der Eisenbahn nach Wien befördert zu werden, und die vier Kavallerie-Divisionen aus der Linie Saar—Zwittau, um in vier Kolonnen über Trebitsch und Brünn ebendorthin zu marschieren.

Verfolgung seitens der Preußen.

Im preußischen Hauptquartier war man am 4. über die Größe des erfochtenen Sieges keineswegs im klaren. Der Feind hatte sich am vergangenen Nachmittag auf Königgrätz zurückgezogen, war aber vor der Festung unbeweglich stehen geblieben. In Ungewißheit über den Ausgang war am Abend die Schlacht abgebrochen worden. Es war wohl anzunehmen, daß der Feind bis zum nächsten Morgen das rechte Elbufer räumen, nicht aber, daß er jenseits den Rückzug fortsetzen würde. Ihn in einer Stellung hinter der Elbe frontal anzugreifen, erschien ausgeschlossen. Über Pardubitz und unterhalb mußte eine Umgehung unter strenger Sicherung der linken Flanke versucht werden. Erst als Gablenz am Nachmittag des 4. von Holitz anlangte, in großer Niedergeschlagenheit erklärte, sein Kaiser besäße keine Armee mehr, und um eine Waffenruhe bat, fing man an, die Größe des gewonnenen Erfolges zu ahnen. Ein Feind ist also vorläufig beseitigt. Mit seiner Verfolgung wird die Zweite Armee beauftragt. Dem neuen Gegner, der jeden Augenblick bei Wien zu erwarten ist, will der König mit der Ersten und Elb-Armee entgegenziehen. So erreichen am 5. die Elbe mit ihren Anfängen: die Zweite Armee bei Pardubitz,

die Erste bei Prelautsch, die Elb-Armee bei Kladrub. Von diesen Punkten aus sollen die Zweite Armee auf Mährisch-Trübau abschwenken, die Erste und Elb-Armee geradeaus auf Wien vorgehen. Diese erreichen mit dem linken Flügel über Chrudim und Politschka, mit dem rechten über Deutsch-Brod und Iglau am 12. die Linie Brünn—Mährisch-Budwitz. Nur in kleinen Gefechten bei Saar und Tischnowitz war man mit den vier abziehenden Divisionen der österreichischen Kavallerie in Berührung gekommen.

Bereits während der ersten Marschtage ging die Nachricht ein, daß König Viktor Emanuel das ihm von Napoleon angebotene Venetien und den ihm angebotenen Waffenstillstand gleichmäßig zurückgewiesen habe. Italien wollte durch eigene Kraft frei und groß werden, die ihm gebührenden Provinzen mit dem Schwert in der Hand ertrotzen, nicht aber altitalienisches Land als Gnadengeschenk aus der Hand seines Schutzherrn annehmen, womöglich noch über Nizza und Savoyen hinaus einen neuen schmachvollen Preis zahlen. Kein Waffenstillstand wird abgeschlossen, aber wohl außer Venetien noch Südtirol gefordert, General Cialdini beauftragt, in der Nacht zum 8. den Po zu überschreiten. Die österreichische Südarmee sieht sich festgehalten, vermag nicht nach Wien zu kommen. Die Hauptstadt liegt so gut wie ungeschützt da. Zu ihrer Rettung ist nur noch auf die Nordarmee zu rechnen. Dadurch wird die Lage wesentlich geändert. Bisher hatte Moltke angenommen, Benedek würde nach kurzer Rast und Erholung von dem verschanzten Lager aus die Offensive ergreifen. Deswegen sollte die Zweite Armee bis in die nordwestlich Olmütz gelegene Linie Konitz—Littau vorrücken. Ging Benedek gegen diese vor, so sollte sie auf Glatz ausweichen, den Feind noch mehr von Wien abziehen, der Ersten Armee vielleicht ermöglichen, ihm in Flanke und Rücken zu fallen. Versucht aber die Nordarmee nach Wien oder Preßburg abzumarschieren, so soll ihr die Zweite Armee ungesäumt folgen, während die Erste sich ihr über Lundenburg im March-Tal vorlegt, die Elb-Armee die Sicherung gegen Wien übernimmt.

Jetzt, wo sich die Wahrscheinlichkeit eines Abmarsches von Olmütz und die Unmöglichkeit einer österreichischen Offensive herausstellen, billigt Moltke den Vorschlag des Oberkommandos, nicht nach Littau—Konitz, sondern nach Proßnitz, Plumenau und Urtschitz zu gehen. Dabei setzte er allerdings voraus, daß die Zweite Armee den etwa abmarschierenden Feind anzugreifen und abzuschneiden, nach Norden oder Nordosten abzudrängen suchen würde. Etwas derartiges lag aber keineswegs in der Absicht des Oberkommandos. Es scheint darauf gerechnet zu haben, daß die klüglich ausgesuchte „Position" den Feind von jedem Abmarsch abhalten würde. Ist dies nicht der Fall, so will es „bei der vollständigen Trennung von der Ersten Armee" die an Zahl überlegenen Österreicher nicht angreifen, sondern gedenkt, sobald deren Abmarsch nach Süden erkannt ist, „den Folgen durch Vereinigung mit der Ersten Armee vorzubeugen" und damit dem Feinde den Weg zur Donau freizugeben. Sollte aber die Stellung bei Proßnitz auch nur als Schreckmittel wirken, so mußte sie rechtzeitig erreicht werden.

Da man dem Feinde nach der Schlacht drei Märsche Vorsprung gelassen hatte, so war es sicherlich geraten, den graden und kürzesten Weg einzuschlagen, alle Korps womöglich in eine Höhe zu bringen. Wenigstens drei getrennte Wege waren zu finden, wenn man nur nicht mit der ganzen Armee den einen Elb-Übergang über Pardubitz wählte, sondern die drei Korps (das VI. blieb vorläufig vor Königgrätz und Josephstadt) auf gesonderten Brücken nach dem linken Ufer abschwenken ließ. Eine rechte Kolonne konnte von Pardubitz über Hrochow-Teynitz, Lusche, Leitomischl, Zwittau, Brüsau, Lettowitz auf Urtschitz, eine mittlere von Nemtschitz über Holitz, Hohenmauth, Leitomischl (getrennt von der rechten Kolonne), Mährisch-Trübau, Gewitsch, Konitz auf Proßnitz, eine linke von Opatowitz über Tinist, Wildenschwert, Landskron, Müglitz auf Ollschann marschieren. Die Zweite Armee schlug aber, im wesentlichen in einer Kolonne von drei, später vier Korps, den Weg von Pardubitz über Hohenmauth, Leitomischl, Böhmisch-Trübau auf Landskron und von dort über Mährisch-Trübau, Gewitsch und Konitz ein. Der Umweg scheint nicht durch größere Geschwindigkeit ausgeglichen worden zu sein. Am 12., als die Erste und Elb-Armee Brünn—Mährisch-Budwitz erreichten, hatte die Zweite Armee erst zwei Drittel jener Strecke mit ihrem Anfang bis Gewitsch zurückgelegt. Dieses Marschtempo entsprach nicht dem auf der Gegenseite entwickelten Eifer.

Starke Kräfte der österreichischen Südarmee werden nach Wien herangeführt. Die Nordarmee marschiert von Olmütz dorthin ab.

Österreich wollte durchaus die Südarmee freimachen. Seinem Drängen, eine französische Armee oder Flotte möge Italien gefügig machen und das abgetretene Venetien besetzen, gibt Napoleon nicht nach. Glücklicherweise werden in Italien zwar energische Befehle gegeben, aber, dank französischen Einflüssen, wie es heißt, nicht energisch ausgeführt. Cialdinis Po-Übergang ist nicht allzu bedrohlich. Mit 86 000 Mann, meistens zu Festungsbesatzungen verwendet, wird man den italienischen General in Schach zu halten vermögen. 50 000 wenigstens können über die Alpen geführt werden. Erzherzog Albrecht wird zum Oberbefehlshaber sämtlicher Streitkräfte ernannt. Er will ein großes Heer bei Wien vereinigen. Dorthin soll alles, was noch in den Depots auf die Beine gebracht werden kann, in Marsch gesetzt, vor allem aber die gesamte Nordarmee herangezogen werden. Bereits am 9. bei seinem Eintreffen in Olmütz hatte Benedek Befehl erhalten, zuerst das 3., dann auch das sächsische Korps auf der Eisenbahn abzusenden. Jetzt werden auch die übrigen Korps nach Wien herangerufen. Benedek macht Schwierigkeiten, kann sich von seinem Lieblingsplan nicht trennen, wenn auch mit Clausewitzschen ausgebrannten Vulkanen, gegen die Flanke des Feindes zu operieren, fürchtet auch durch anstrengende Märsche die Armee vollends zugrunde zu richten. Ein Befehl, „ohne Widerrede" mit Eisenbahn oder Fußmarsch über Preßburg nach Wien zu kommen, läßt ihm keinen Ausweg. Das sächsische Korps mag den begonnenen Eisenbahntransport durchführen. Mit den übrigen fünf Korps, der 2. Kavallerie-Division, der Artillerie-Reserve wird Benedek am 14. und 15. den Marsch über Preßburg nach Wien antreten. Zu dem einen

großen Gegner, der hier für Preußen ersteht, wird noch ein anderer hinzukommen.

Drohende Einmischung Napoleons.

Napoleon hat eine Niederlage bei Sadowa, eine zweite durch Victor Emanuels abweisende Haltung erlitten. Seine Stellung als Schiedsrichter Europas wie als Erwählter der Nation hat einen argen Stoß erlitten. Eine Wiederherstellung des alten Ansehens ist für ihn eine Notwendigkeit, will er anders noch ferner in den Tuilerien hofhalten. Benedetti wird als Botschafter in das preußische Hauptquartier entsandt, um mit allem Nachdruck erst einen Waffenstillstand, dann einen Frieden herbeizuführen. Preußen darf nicht zu mächtig werden, ist der wesentlichste Gesichtspunkt. Ist es nicht möglich, dem Sieger jeden Vorteil vorzuenthalten, so muß der ihm erwachsende Machtzuwachs durch eine angemessene Gebietsabtretung an Frankreich ausgeglichen werden. Napoleon ist nur scheinbar neutral. In Wirklichkeit gehört er bereits zu den Kriegführenden. Zuvorderst wird er aber suchen, seinen Zweck nicht durch die Waffen, sondern durch Verhandlungen und mehr oder weniger versteckte Drohungen zu erreichen. Die Schwierigkeit für die Diplomaten liegt darin, daß Preußen sehr bereit ist, einen Waffenstillstand abzuschließen, ihn aber von der Zustimmung des verbündeten Italien und dem Entgegenkommen abhängig machen muß, das Österreich seinen Forderungen entgegenbringt, daß dieses Preußen gegenüber im Grunde weder von einem Waffenstillstand noch von Zugeständnissen etwas wissen will, und daß Italien die Waffen niederzulegen verweigert. Um diese Gegensätze auszugleichen, wird Napoleon doch vielleicht gezwungen sein, das Schwert in die Wagschale zu werfen. „Was werden wir tun, wenn Frankreich marschiert?“ ist Bismarcks Frage. „Wir müssen hinter die Elbe zurück“ lautet Moltkes Antwort. Das darf nimmermehr geschehen. Wir werden suchen Frankreich hinzuhalten, ihm soweit als möglich entgegenzukommen und inzwischen Österreich durch eine neue Niederlage zur Annahme unserer mäßigen Forderungen gefügig zu machen. Die bei Wien sich bildende Armee muß geschlagen werden, bevor Benedek herangekommen ist. „Es ist daher“, so wird der Zweiten Armee am 13. nochmals geschrieben, „die Aufgabe, eine Vereinigung der österreichischen Nord- und Südarmee unter allen Umständen zu verhindern.“

Veränderter Auftrag für die Zweite preußische Armee. Zusammenstöße bei Tobitschau.

Von der Zweiten Armee hatten am 13. erreicht: Kavallerie-Division Konitz, vom I. Korps, Vorhut Wachtel, Abteilung Buddenbrock (3—2—1) Hrochow, Gros Stephanau, V. Korps Gewitsch, Garde Mährisch-Trübau, VI. Landskron. Am selben Tage stehen gegnerischerseits: 2. leichte Kavallerie-Division Littau, 2. Korps Krönau, 4. Schnobolin, sächsische Kavallerie-Division Nimlau, dahinter 6. und die noch nicht abtransportierten Teile des sächsischen Korps Olmütz, 8. Korps Neustift, 1. Prerau. Am 14. sollen abmarschieren: 6. Korps über Weißkirchen in das Waag-Tal, sächsische Kavallerie-Division, 4. und 2. Korps nach Kojetein und Tobitschau, 2. leichte Kavallerie-Division nach Krönau, die großen Trains über Prerau, Moschtienitz und weiter

auf dem linken March-Ufer. Eine lange Kolonne wird sich also morgen von Littau über Krönau und Schnobolin am rechten March-Ufer entlang nach Tobitschau und Kojetein bewegen. Es wird die höchste Zeit für die Zweite Armee sein, an die Hauptaufgabe des Abdrängens der Nordarmee heranzutreten.

Schon ehe die Kavallerie-Division Hartmann am Morgen des 14. Kostelетz erreichte, wurden von der Höhe von Hrochow langgedehnte Staubwolken zwischen Littau und Olmütz und von dort auf den im March-Tal abwärts führenden Straßen bemerkt. Es ist klar: die österreichische Armee befindet sich im Abmarsch. Bei Proßnitz ist auch schon die Kavallerie von beiden Seiten aneinander geraten, und nach der Aussage von Landesbewohnern am Morgen eine Infanterie-Brigade durch Kralitz marschiert. General Hartmann will einen Vorstoß über Dub oder über Tobitschau in Richtung auf Prerau machen, erbittet sich dazu die Unterstützung von Infanterie und reitet dann selbst zum V. Korps nach Neustift (südöstlich Konitz), um persönlich seine Bitte eindringlichst zu unterstützen. Steinmetz findet den Plan vortrefflich, will aber zu entfernt stehen, um mitwirken zu können. Das I. Korps steht näher und wird gewiß zu jeder Hilfleistung sich bereit zeigen. Hartmann erwirkt einen Befehl von dem zufällig anwesenden Kronprinzen: „Das I. Korps hat noch heute Abend eine Infanterie-Brigade mit einer Batterie nach Tobitschau zu senden und die Übergänge zwischen Tobitschau und Traubek zu besetzen." Es ist Abend geworden, ehe Hartmann mit diesem Befehl zu Bonin nach Plumenau kommt. „Heute ist es schon zu spät," erhält er als Bescheid, „aber morgen mit dem frühesten wird eine Brigade sich in Marsch setzen." Inzwischen war General v. Borstel, in Vertretung Hartmanns, mit der Kavallerie-Division nach Proßnitz gerückt und hatte das Kürassier-Regiment Nr. 1. nach Tobitschau vorgeschickt. Dieses trifft bei Biskupitz auf zwei Vorpostenkompagnien und attackiert. Das Karree wird in zwei Teile gespalten, viele Leute werden verwundet. Schließlich muß sich aber doch das Regiment unter Verlust von 6 Offizieren und 14 Mann zurückziehen.

Skizze 61.

Am Abend stehen auf österreichischer Seite: 2. leichte Kavallerie-Division Krönau, 8. Korps Neustift (südlich Olmütz), 2. Tobitschau, 4. Kojetein, 1. Prerau; und auf preußischer: Kavallerie-Division und Abteilung Buddenbrock Proßnitz, I. Korps Plumenau, V. Neustift (südöstlich Konitz), Garde Gewitsch, VI. Mährisch-Trübau. Die Zweite Armee ist weit auseinandergezogen, zwei Korps sind noch beträchtlich zurück, aber die Kavallerie-Division, das I. und V. Korps sind doch genügend zur Hand, um wenigstens einen Teil der gegenüber stehenden Nordarmee am Abmarsch verhindern, abdrängen oder verfolgen zu können. Angesichts des Befehls, die Vereinigung der Nord- und Südarmee unter allen Umständen zu verhindern, mußte doch jedenfalls mit Aufbietung aller Kräfte gehandelt werden. Das Oberkommando hielt indessen ein solches Handeln nicht für angebracht. Die eingegangene Meldung: „Die Nordarmee zieht ab", wird auf Grund anderweitiger Nachrichten in „Die Nordarmee ist abgezogen" übersetzt. Die vorüber-

gehende Verfolgungsaufgabe ist also erledigt. Die schon immer vorhandene, gleichsam angeborene Aufgabe der Vereinigung mit der Ersten Armee bleibt bestehen. Das Garde- und VI. Korps sollen sofort abmarschieren, Brünn am 17. erreichen. Das V. hat zunächst Proßnitz zu besetzen, dahinter bei Plumenau Quartiere zu beziehen, das I. bei Weischowitz, Urtschitz, Ottaslawitz, Vorhut bei Kralitz Stellung zu nehmen und die Brünner Straße zu decken. Beiden Korps wird aufgetragen, das angeblich geräumte Olmütz scharf zu beobachten und, „wenn sich die Nachrichten vom Abzuge des Feindes bestätigen sollten", über Brünn zur Unterstützung der Ersten Armee abzumarschieren. Die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen wird nicht „unter allen Umständen" zu verhindern gesucht, sondern zugelassen; dagegen soll die Vereinigung der Zweiten und Ersten Armee mit oder ohne Moltkes Willen hergestellt werden. Der Plan gelingt nicht vollständig, denn die Voraussetzung, „die Nordarmee ist abgezogen", trifft nicht zu, und der Befehl, „eine Brigade des I. Korps marschiert nach Tobitschau", ist in Gültigkeit geblieben.

Am 15. früh sollten das 4. und 2. österreichische Korps den Marsch von Kojetein und Tobitschau westlich der March fortsetzen, das 8. ihnen von Neustift folgen, das 1. in Prerau bleiben, die sächsischen Truppen sich ebendort zum Eisenbahntransport bereitstellen. Graf Thun hielt jedoch den Marsch auf dem rechten March-Ufer für gefährdet, wollte die mit Trains überlastete Straße auf dem linken Ufer einschlagen und marschierte, ehe ihn ein Verbot erreichen konnte, um 2 Uhr früh mit dem 2. Korps über Traubek und Chropin nach Kremsier ab. So trat das 8. Korps ziemlich vereinsamt um 4 Uhr den Flankenmarsch in folgender Reihenfolge an: drei Schwadronen, 150 an der Hand geführte Pferde, 60 Wagen, die Brigade Rothkirch, Trains und Fuhrwerk, die Brigaden Roth und Kirchmayer, die 2. leichte Kavallerie-Division. Die Brigade Wöber sollte ebenfalls um 4 Uhr aufbrechen und als Seitendeckung den Marsch der Hauptkolonne über Wrbatek und Kralitz begleiten.

Skizze 62.

Die preußische Brigade Malotki (Regimenter 4 und 44) brach nach Verabredung um 4 Uhr von Stichowitz auf und schlug über Proßnitz, Kralitz, Hrubschitz, Klopotowitz die Richtung auf Tobitschau ein. Die drei Schwadronen, die an der Hand geführten Pferde und die 60 Wagen hatten, ehe eine Berührung eintreten konnte, die Stadt passiert, zwei Kompagnien der Brigade Rothkirch diese besetzt, als es zwischen Vorhutkompagnien auf der einen, Flankendeckung auf der anderen Seite in der Nähe des Wiklitzer Hofes zum Gefecht kommt. Füsilier-Bataillon 44 vertreibt den Feind aus dem Gehölz nordöstlich des Hofes, setzt sich dort fest. Angelehnt an diesen Stützpunkt marschiert Regiment 44 auf. Malotkis Batterie sowie die zwei Batterien der herangekommenen Division Hartmann fahren bei Klopotowitz auf, treten in Kampf mit der sich allmählich aus der Geschützreserve verstärkenden Batterie Rothkirchs bei Wierowan. Die Marschkolonne der österreichischen Infanterie stellt mit rechtsum die Front längs der Straße her. Sobald Regiment 44 aufmarschiert ist, Regiment 4



rechts folgt, gibt Malotki Befehl zum Vorgehen. Das feindliche linke Flügelregiment, Toscana, umfassend angegriffen, weicht teils nach Osten, teils nach Norden aus. Oberstleutnant v. Bredow mit Kürassieren 5 hat oberhalb Biskupitz einen den Blicken des Feindes entzogenen Übergang über die Blatta gefunden, attackiert überraschend die österreichischen Batterien bei Wierowan. Siebenzehn Geschütze werden genommen, sechszehn entkommen über Rakodau, sieben über Dub. Benedek, der mit seinem Stabe auf der Höhe hält, muß eiligst davonreiten. Durch Malotki im Süden, Bredow im Norden bedroht tritt die Brigade Rothkirch den Rückzug auf Zittow an. Abteilungen, welche nach Tobitschau zurückgegangen, werden durch sieben Kompagnien Regiments 4 über das Mühlenfließ, die March und die Beczwa zurückgedrängt, bis sie bei Hentschelsdorf Aufnahme durch Abteilungen des 1. Korps finden. Mit dem Rest seiner Brigade nimmt Malotki Stellung bei Wierowan. Ihm gegenüber erscheint Erzherzog Leopold mit den Brigaden Roth und Kirchmayer bei Dub. Auch die Brigade Wöber, durch eine geringe feindliche Abteilung an der Ausführung ihrer Deckungsaufgabe verhindert, und die 2. leichte Kavallerie-Division finden sich hinzu. 22 Bataillone, 12 Schwadronen, 40 Geschütze greifen nicht an, sondern lassen sich 2½ Stunden durch Malotki mit Artilleriefeuer hinhalten, bis das Gros des I. preußischen Korps über Hrubschitz und Buddenbrock über Kralitz sich nähern.

Nun wird der Rückzug über Dub und Brodek, mit einer Brigade auf Olmütz angetreten. Malotki bleibt an der March. Das I. Korps folgt bis zur Blatta. Weiter will sich Bonin an der Schlacht nicht beteiligen. Es bleibt Hartmann überlassen, mit der Husaren-Brigade, einer Ulanen-Schwadron, einer Batterie, einer auf Wagen gesetzten Kompagnie den geplanten Vorstoß auf Prerau auszuführen.

Zur Aufnahme des 8. österreichischen Korps hatte das 1. von Prerau vorgeschickt: die Brigade Poschacher nach nördlich Roketnitz, von der Brigade Leiningen ein Bataillon in dieses Dorf, zwei Bataillone nach Dluhonitz, eins nach südöstlich (zwischen Beczwa und Eisenbahn), eins nach westlich dieses Dorfes, eins und eine Batterie in den Raum zwischen beiden Dörfern. Diese Batterie und die beiden letztgenannten Bataillone attackiert Hartmann, der bei Wrbowetz über die Beczwa gegangen ist und den Übergang durch eine Kompagnie besetzt hat. Es gelingt, die drei österreichischen Truppenteile zum Rückzug zu bringen. Die in und bei Dluhonitz stehenden Bataillone werden durch diesen Rückzug mit fortgerissen, auch die auf der Straße Roketnitz—Prerau abziehenden Trains in eine unheilbare Verwirrung gebracht. Eine Attacke auf das aus Roketnitz herausgetretene Bataillon mißlingt indessen. Und als nun die Brigade Poschacher links schwenkt, gegen die wenigen Husaren-Schwadronen vorgeht und ihre Batterie ins Feuer bringt, läßt Hartmann Appell blasen und über Wrbowetz zurückgehen. Drei Schwadronen Landwehr-Husaren, die sich etwas aufgehalten haben, werden von österreichischen Husaren attackiert, zum Rückzug und zur Herausgabe ihrer Beute an Gefangenen

und Proviantwagen gezwungen. Das 1. und das 8. Korps setzen dessenungeachtet den Abmarsch auf Prerau fort.

Die Zweite preußische Armee nutzt die vorteilhafte Lage nicht aus.

Malotki und die Kürassiere 5 haben die letzte unangetastete österreichische Brigade, die Brigade Rothkirch zurückgeschlagen, das Erscheinen Bonins und die Attacken Hartmanns auch das 8. und 1. Korps in den Rückzug verwickelt. An demselben 15. Juli ist die Eisenbahn bei Göding durch eine Abteilung der 8. Division zerstört worden. Benedek sieht sich von der im March-Tal abwärts führenden Straße und Eisenbahn abgeschnitten und ist gezwungen, auf schlechten Gebirgswegen in das Waag-Tal überzugehen. Es sollen das 6. Korps, dem die sächsische Division Stieglitz zu folgen hat, von Leipnik den Marsch über Weißkirchen fortsetzen, das 1. Korps und die sächsische Brigade Wagner über Holleschau, Wisowitz, Wlar-Paß und Nemsowa, das 8. Korps und die 2. leichte Kavallerie-Division ebenfalls über Holleschau und Wisowitz, dann aber weiter über Boikowitz, Hrosenkau und Kostolna, das 2. von Kremsier über Ungarisch-Hradisch, Strany und Neustadtl, das 4. und die sächsische Kavallerie-Division über Zdaunek, Ostra, Welka, Migawa und Verbovce das Waag-Tal erreichen. Auf einem großen Umweg kann Benedek noch immer über Tyrnau und Preßburg Wien erreichen. Notwendigerweise muß er von neuem verfolgt, abgedrängt, wenigstens auf den Rückzug über Komorn verwiesen werden. Das wird seine Armee gänzlich zugrunde richten und den Preußen Zeit und Raum schaffen, die Donaustellung bei Wien, sie mag noch so stark, der Strom noch so breit sein, zu bewältigen. Moltke hatte auch schon auf die erste, wenn auch verfrühte Meldung von Benedeks Abmarsch der Zweiten Armee am 15. früh aufgegeben, mit dem V. und I. Korps dem abgezogenen Feinde über Kremsier und Napagedl zu folgen. Die Erste Armee würde sich bei Lundenburg zusammenziehen, um den Flüchtenden das March-Tal zu sperren. Auf Kremsier und Napagedl, nicht auf Prerau mußte allerdings die Verfolgung gerichtet sein. Hätten die Kavallerie-Division und das I. Korps gleich am 15. früh diesen Weg eingeschlagen, wäre das V. Korps ihnen gefolgt, so konnte am 17. eine Division des ersteren Ung. Brod, eine andere Ostra erreicht haben. Am selben Tage stand die 8. Division bei Holitsch, die 5. bei Tscheitsch. Am 18. konnte je eine Division gegen Strany, Welka, Tyrnau und Preßburg vorgehen, das V. Korps im March-Tal folgen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Benedek von Preßburg vollständig abgedrängt, seine Armee gänzlicher Auflösung verfallen wäre, der Krieg sein Ende gefunden hätte.

Skizze 63.

Moltkes „unverständlicher" und „unmöglicher" Befehl wird indessen vom Oberkommando nicht weitergegeben. Dagegen findet ein von Steinmetz gemachter Vorschlag Billigung. Am Abend des 15. stehen Hartmann und Malotki bei Tobitschau und Wierowan, das I. Korps zwischen Hrubschitz und Biskupitz, das V. bei Proßnitz. Steinmetz, unbekannt mit den Ereignissen des Tages, will den ihm am 14. vorgeschlagenen „Vorstoß" auf Prerau am 16. nachholen. Dazu wünscht er die Unter-



stützung durch eine Division Bonins, den er nach dem Armeebefehl bei Blumenau und Urtschitz vermutet. Zufällig erfährt er, daß das I. Korps dicht vor ihm steht, und findet es einfacher, Bonin die Ausführung des Vorstoßes zu überlassen. Dieser ist auch gern bereit, das zu tun, was er Tags zuvor hätte tun sollen, will nur erst abkochen und bricht um 2 Uhr Nachmittags in Gesellschaft von Hartmann auf. Gegen Abend erreicht er Prerau, findet dort Vorräte an Lebensmitteln und Hafer, aber keinen Feind. Der hat nun doch seit 3 Uhr früh Zeit gefunden, 40 000 Mann auf der Straße über Holleschau in Marsch zu setzen. Bonin, um doch etwas zu tun, läßt die Eisenbahnbrücke über die Beczwa, Moltkes Befehl zuwider, sprengen und dadurch die eigene Verbindung mit Schlesien für die ferneren Operationen unmöglich machen. Dann kehrt er zur Nachtzeit in das Biwak hinter der Blatta zurück. Damit ist jede ernsthafte Verfolgung für die Zweite Armee erledigt, die unter allen Umständen zu verhindernde Vereinigung dem Feinde freigegeben. Auf Anordnung des Oberkommandos bleibt das I. Korps bei Prerau und Tobitschau zur Beobachtung des leeren Olmütz stehen, während das V. und die Division Hartmann nach einem Ruhetage die March abwärts marschieren, das Garde- und VI. Korps am 17. Brünn erreichen.

Der Tag von Tobitschau mußte in Wien als ein schmerzlicher Mißerfolg empfunden werden. Nur das 3. und 10. Korps waren bei der Hauptstadt versammelt, eine sächsische Brigade und vier Kavallerie-Divisionen werden allerdings in kürzester Zeit eintreffen, aber die aus Italien erwarteten 50 000 Mann können erst am 22. zur Stelle sein. Auch mit ihrer Unterstützung ist kein erfolgreicher Widerstand hinter der Donau und in den Floridsdorfer Befestigungen zu leisten, noch weniger ein Angriff auszuführen. Ein Heranziehen der Nordarmee ist durchaus notwendig. Der nächste Weg durch das March-Tal ist jetzt gesperrt. Der eingeschlagene Umweg durch das Waag-Tal nach Preßburg bedingt eine bedenkliche Verzögerung. Diese kann noch mehr verlängert werden, wenn auch dieser Umweg bei Preßburg verlegt wird und ein noch weiterer über Komorn eingeschlagen werden muß. Der Paß bei Blumenau, der aus dem March-Tal nach Preßburg führt, ist allerdings von der Brigade Mondl des 10. Korps besetzt. Sie wird aber einem ernstlichen Angriff nicht gewachsen sein. Zu ihrer Verstärkung wird das 2., das vorderste Korps der langen Marschkolonne im Waag-Tal, herbeigerufen. Mit Hilfe von Wagen und Pferdebahn soll es so schnell als möglich der bedrohten Stelle zueilen.

Die Lage vor Eintritt des Waffenstillstandes.

Im preußischen Hauptquartier stellt sich ein anderes Bild dar. Wie viel Korps von Olmütz her mit der Eisenbahn in Wien eingetroffen sind, ist ungewiß. Daß ein großer Teil der Südarmee bereits angelangt ist, gilt für sicher. Auf 150 000 Mann werden die Kräfte geschätzt, die zur Offensive bereitstehen. Ihr Angriff aus den Floridsdorfer Befestigungen heraus kann mit einem Angriff der Nordarmee von Preßburg her zusammenfallen, sobald diese dort eingetroffen sein wird. Preßburg zu besetzen, ist daher von der größten Wichtigkeit. Dort trennt man die beiden feind-

lichen Armeen. Und von dort aus kann man die rechte Flanke der hinter der Donau aufmarschierten Südarmee wie die linke der im Waag-Tal abwärts ziehenden Nordarmee angreifen. Um den Durchbruch gelingen zu lassen, muß die Südarmee hinter der Donau und in den Floridsdorfer Verschanzungen, die Nordarmee im Waag-Tal angegriffen werden. Für die erstere Aufgabe sind der Teil der Ersten Armee, welcher nicht gegen Preßburg verwendet wird, und die Elb-Armee verfügbar, für die letztere waren das I. und V. Korps sowie die Division Hartmann bestimmt, als ihnen Moltkes Befehl am 15. früh die Richtung auf Kremsier und Napagedl anwies. Diese Aufgabe zu übernehmen, hatte die Zweite Armee verschmäht, sich selbst damit für die nächsten Operationen ausgeschaltet. Das I. Korps war vor dem leeren Olmütz zur Ruhe gebracht, das V. und die Division Hartmann zogen links, das Garde- und VI. Korps rechts der March auf mehrere Tagemärsche hinter der Ersten Armee her. Für die vielen Aufgaben: Angriff auf die Donaufront, Besetzung Preßburgs, Abdrängen Benedeks, Flankenangriff auf dem rechten Donau-Ufer, sind nur die Erste und die Elb-Armee verfügbar. Wenigstens das Garde- und VI. Korps müssen abgewartet werden, ehe man sich an eine neue Entscheidungsschlacht heranmacht. Um diese vorzubereiten, ist dem linken Flügel der Ersten Armee von Brünn aus die Richtung über Göding, Holitsch, March abwärts auf Preßburg, dem rechten Flügel der Elb-Armee von Znaim diejenige über Laa und Wilfersdorf auf Wien gegeben.

Am 21. stehen die Elb-Armee um Gaunersdorf, die Vorhut in Wolkersdorf, eine Seitenabteilung, zwei Schwadronen unter dem Prinzen von Hessen, bei Stockerau, das II. und III. Korps sowie die Kavallerie-Division Alvensleben (1.) hinter dem Weiden-Bach links bis Angern, rückwärts bis Spanberg, die Kavallerie-Division Hann (2.) bei Marchegg, die 7.*) und 8. Division unter Fransecky bei Stampfen und Marienthal. Die Zweite Armee war mit dem VI. Korps (11. Division) bis Wilfersdorf, die Garde bis Drösing, das V. Korps weit zurück bis in die Gegend von Straßnitz und Wesely, die Kavallerie-Division Hartmann bis Skalitz nachgerückt.

Skizze 64.

Auf österreichischer Seite standen zur selben Zeit eine Brigade des 3. Korps bei Krems, zwei bei Tuln, das 10. Korps und eine Brigade des am 19. aus Italien herangekommenen 5. in den Befestigungen von Floridsdorf, die drei anderen Brigaden letzteren Korps in Wien, das gleichfalls tags zuvor aus Italien angelangte 9. Korps bei Schwechat, eine sächsische Brigade bei Mödling. Die 1. leichte Kavallerie-Division war auf das 3. und 10. Korps verteilt. Die drei Reserve-Kavallerie-Divisionen überwachten die Donau zwischen Hainburg und Schwechat. Zu der Brigade Mondl vom 10. Korps bei Blumenau war bereits die Brigade Henriquez hinzugekommen, die drei übrigen Brigaden des 2. Korps sind bis zum nächsten Morgen zu erwarten. Das 4. Korps hält bei Nadas und Migawa die Gebirgspässe an der aus dem March-Tal nach Tyrnau

*) Hatte mit der 5. Division getauscht.

und Verbovce führenden Straße besetzt. Letzteren Ort hat die 2. leichte Kavallerie-Division, dahinter der Anfang der langen Benedekschen Kolonne Neustadtl erreicht. Alle diese Truppen sind noch drei bis vier Märsche von Preßburg entfernt; sie kommen für die nächsten Tage ebensowenig in Betracht wie die Korps hinter der Donau. Diese sind zu schwach, um einen Angriff auf die Preußen hinter dem Weiden-Bach oder dem Rußbach zu wagen, und stark genug, um einen solchen auf die Floridsdorfer Werke abzuweisen oder den Versuch eines Donau-Übergangs zu verhindern. Für den 22. handelte es sich nur um die Frage, wird Graf Thun mit 24 Bataillonen, 11 Schwadronen, 40 Geschützen den Paß von Blumenau gegen Fransеckys 19 Bataillone, 24 Schwadronen, 78 Geschütze halten können oder nicht. Alles wird auf eine Karte gesetzt. Schlägt sie gut, so ist die Vereinigung der Nord- und Südarmee gesichert. Schlägt sie schlecht, so ist Österreich voraussichtlich verloren. Fransecky wird am nächsten Tage Verstärkungen erhalten. Dann wird Benedek sich auch, ohne verfolgt zu sein, zum Abzug über Komorn entschließen und die Donaustellung in der Front wie von Preßburg her angegriffen werden können. Darauf will es Österreich nicht ankommen lassen. Es zeigt sich geneigt, dem Drängen Frankreichs nachzugeben und eine am 22. Mittags beginnende fünftägige Waffenruhe anzunehmen. Auch Preußen will „dies militärisch nachteilige Opfer von fünf Tagen bringen, um Napoleon gefällig zu sein". Die Vormittagsstunden des 22. genügen nicht, um ein von Fransecky umsichtig begonnenes, glücklich fortgeführtes Gefecht zu Ende zu bringen. Zur festgesetzten Zeit muß der Kampf unterbrochen, hinter die vereinbarte Demarkationslinie zurückgegangen werden. Damit ist die Vereinigung der beiden österreichischen Armeen gesichert und Preußen in eine militärisch ungünstige Lage gebracht. Den errungenen Erfolg wollen Österreich wie Frankreich, jedes auf seine Weise, ausnutzen.

Am selben Tage beginnen Verhandlungen in Nikolsburg. In einen Austritt aus dem Deutschen Bunde schien sich Österreich bereits gefunden zu haben, mit der Bildung eines Norddeutschen wie eines Süddeutschen Bundes einverstanden zu sein. Hiermit war Bismarcks Hauptforderung erfüllt. Der König hatte indessen stets auf Ländererwerb über Schleswig-Holstein hinaus bestanden. Die alten Forderungen von Friedrich dem Großen her, Österreichisch-Schlesien und einen Teil von Böhmen, dann die in den Napoleonischen Leidensjahren erlittenen, nicht wiedererstatteten Verluste Ansbach, Bayreuth und Ostfriesland verlangte er als sein gutes Recht, Sachsen schließlich wollte er mindestens zum Teil dazu gewinnen. Gegen diese Ansprüche wurde in Wien entschiedener Widerspruch erhoben. Weder österreichisches, noch sächsisches Gebiet durfte angetastet werden. Lieber mit Ehren untergehen, als einen Fußbreit Landes abtreten. Dem Könige auf der anderen Seite erschien es wünschenswerter abzudanken, als ohne die von seinem Volk mit Recht zu beanspruchenden Provinzen heimzukehren. Diese konnten, abgesehen von Schleswig-Holstein, nur noch

in Hannover, Kurhessen und Nassau, den unversöhnlichen Gegnern eines norddeutschen Bundes, bestehen.

Napoleon hatte allerdings andere Interessen wahrzunehmen als Österreich. Das Schreckgespenst, das Frankreich wie die übrigen Großmächte seit Jahrhunderten ängstigte, war ein geeintes Deutschland. Unter wessen Führung diese große Zentralmacht stehen würde, war von nicht wesentlicher Bedeutung. Ob ein Groß-Deutschland mit 70 Millionen Einwohnern unter dem Kaiser von Österreich oder ein Deutschland ohne Österreich, mit dem König von Preußen an der Spitze, Europa bedroht, ist gleichermaßen gefährlich. Da die deutschen Einheitsbestrebungen von dem Erfinder des Nationalitätsprinzips doch nicht mehr ganz zurückzuweisen sein werden, erscheint ein Norddeutscher Bund immer noch als das geringere Übel. Mit einem Süddeutschen, von Frankreich geschützten Bunde, vielleicht noch mit einem selbständigen deutschen Staate am Rhein, wird man dem vergrößerten Preußen erfolgreiche Konkurrenz machen können. Welche Könige und Fürsten innerhalb Norddeutschlands als preußische Vasallen verbleiben oder verschwinden, ist kaum von Belang. So schienen alle Beteiligten sich auf einen Norddeutschen Bund unter Preußens Führung und auf Streichung von Hannover, Kurhessen und Nassau aus der Reihe der selbständigen Staaten einigen zu können. Es kam für Preußen darauf an, auf dieser Basis noch vor der Einmischung anderer Mächte zum Abschluß zu kommen und daher in nebensächlichen Fragen, wie der Integrität von Sachsen, der Kriegskosten, sich Österreich möglichst entgegenkommend zu erweisen. Frankreich ist daran gelegen, die Sache zu Ende zu bringen, bevor Preußen, durch einen neuen Sieg übermächtig geworden, sich in seinen Ansprüchen nicht mehr beschränken läßt. Österreich will eine Unterbrechung der Operationen, einen Zeitgewinn. Alle drei wollen nicht langwierige Verhandlungen, sondern ein rasches Resultat, um es annehmen oder verwerfen, den Krieg beendigen oder fortsetzen zu können. Kurz vor Ablauf der Waffenruhe fehlte auch in der Tat an dem Abschluß der Friedenspräliminarien nur noch die Genehmigung seitens des Wiener Kabinetts.

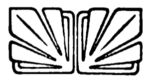
Diese Formalität zu erfüllen, wurde jedoch Anstand genommen. Die Waffenruhe hatte vollständig ihre Pflicht getan. Innerhalb der Frist von fünf Tagen war Benedek mit seiner Armee bei Preßburg über die Donau gegangen, das 2. und 4. Korps ihm gefolgt. Ersatztruppen in Menge sind eingetroffen. Ein Heer von 276 000 Mann und 840 Geschützen, so groß, wie es die Welt kaum gesehen, ist hinter der Donau versammelt! Es steht in einer sehr schwer angreifbaren Stellung, aus der es nach Belieben rechts oder links gegen die enggedrängte Masse von 218 000 Preußen vorzugehen vermag. Der Sieger von Custozza, der die schwere Aufgabe gelöst hat, mit einer kleinen Armee ein vielfach überlegenes Heer zu schlagen, wird sich der leichteren Aufgabe, eine Minderheit zu besiegen, gewachsen zeigen. Ein Kriegsrat wird in der Hofburg abgehalten. Die Stimmung ist gehoben, wie es sich nach dem vor

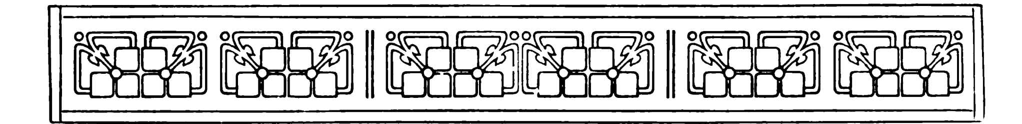
einigen Tagen bei Lissa erfochtenen Seesieg geziemt. Feldmarschalleutnant John, der Chef des Generalstabes des Erzherzogs Albrecht, setzt die Vorteile der Lage mit kurzen Worten auseinander, kommt aber zu dem Schluß, daß man diese Vorteile nicht mehr auszunutzen imstande ist. Die Nordarmee befand sich nach Benedeks Urteil am 1. Juli unmittelbar vor dem Untergang, am 4. existierte sie nach Gablenz' Ansicht kaum mehr. Seitdem war sie nach Olmütz, in das March-Tal, über die Karpathen, in das Waag-Tal, über Preßburg und die Donau nach Wien gehetzt worden. Was ihr die Verfolgung erspart, hat ihr die Hast der Führer ersetzt. Sie ist am Ende. Die Truppen, völlig verbraucht, entmutigt, entkräftet, sind für einen Angriff nichts mehr nütze. Der streitbare Held, der zum wuchtigen Hiebe ausholt, bemerkt, daß sein Schwert zerbrochen ist. Rolands Stute ist die vorzüglichste der Welt, aber sie ist tot. Neben diesem durchschlagenden Grund, von der Fortsetzung des Krieges abzusehen, kommt kaum in Betracht, daß in Ungarn nur auf eine neue Niederlage gewartet wird, um eine Revolution zum Ausbruch kommen zu lassen, daß die Italiener vor-, die Süddeutschen zurückgehen. Die Friedenspräliminarien zwischen Österreich und Preußen sollen vollzogen werden. Die Urkunde liegt zur Unterzeichnung bereit. Da macht Benedetti Frankreichs Zustimmung zu den preußischen Erwerbungen von einer Entschädigung abhängig, läßt eine Andeutung auf das linke Rhein-Ufer fallen. Bismarck unterbricht ihn mit den Worten: „Machen Sie mir heute keine amtliche Mitteilung von der Art.“ Die Urkunde wird unterzeichnet. Benedetti verschwindet. Er wird zu gelegenerer Zeit wiederkommen.

Zweimal hatte ein Cannae geschlagen werden können. Die Idee einer gänzlichen Einschließung und Vernichtung des Feindes lag jedoch den preußischen Generalen zu fern, um Moltkes einfachen und großartigen Plan völlig gelingen zu lassen. Der Feind wurde nur zurückgedrängt. Er war allerdings völlig gebrochen. Fand er aber nur etwas Ruhe, so konnte er sich, wie man hoffte, erholen, Verstärkungen an sich ziehen, Widerstands-, ja Angriffsfähigkeit wiedergewinnen. Die ersehnte Ruhe durfte ihm also nicht gelassen werden. Die Zweite Armee sollte ihn verfolgen. Während einer langen Friedenszeit hatte man wenig von Verfolgungen gehört. Man wußte nur von vielen Manövern her, daß der geschlagene Feind am Morgen nach der Niederlage ebenso frisch, unternehmend und gefährlich ist, wie 24 Stunden zuvor. Die österreichische Armee mochte in einer Reihe von Gefechten und Schlachten fast ein Drittel ihres Bestandes verloren haben. Immerhin war sie noch wesentlich stärker als die Zweite Armee und wurde von einem Feldherrn geführt, der als die Verkörperung des Offensivgedankens angesehen wurde und dessen Unternehmungslust und Entschlossenheit man alles zutrauen durfte. Es war daher begreiflich, daß die in Friedensanschauungen befangene Zweite Armee dem überlegenen Feinde, der jeden Augenblick behufs Abhaltung eines Strafgerichts wieder Front machen konnte, nur behutsam folgte. Bis Olmütz konnte man sich allenfalls der Fiktion hingeben, die

Österreicher zögen sich nur zurück, um den Gegner zur Teilung zu verleiten und in der Teilung zu schlagen. Als aber Benedek nach kaum eintägiger Rast in der großen Lagerfestung eiligst den Marsch fortsetzte, konnten ihm Angriffsabsichten doch nicht mehr untergeschoben werden. Er hatte keinen anderen Gedanken, als nach Wien oder nach Preßburg zu entkommen. Diesen Zielen stand die Spitze der Zweiten Armee bereits näher, als die Masse der Österreicher. Eine Lage ähnlich derjenigen von Jena war hergestellt. Ganz im Napoleonischen Sinne befahl Moltke telegraphisch die Verfolgung in der entscheidenden Richtung. 60 Jahre hatten aber ausgereicht, von Jena und Prenzlau höchstens die Namen zu erhalten, die Begriffe aus dem Gedächtnis zu verwischen. Der Moltkesche Befehl wird einfach nicht verstanden und kann nicht ausgeführt werden, weil er nicht begriffen wird. Nur der Initiative eines Generals ist es zu verdanken, daß mit einer Handvoll Truppen ein Erfolg erzielt wird, den die ganze Armee nicht glaubte erstreben zu dürfen. Unter diesen Verhältnissen war weder eine Vernichtungsschlacht noch eine vernichtende Verfolgung zustande zu bringen. Man mußte es dem Feinde überlassen, sich allmählich selbst aufzureiben. Auch andere Feldherren haben mit Mangel an Verständnis, an Schulung und an Entschlossenheit bei ihren Unterführern zu rechnen gehabt. Sie haben diese Mängel durch die Unantastbarkeit ihrer Autorität und die Entschiedenheit ihrer Befehle zu beseitigen gesucht. Moltke, nicht Feldherr, sondern nur Chef des Generalstabes, entbehrte eine ausreichende Autorität und war nicht befugt, mit der Sicherheit des Befehlshabers zu sprechen. Er mußte sich mit höflichen Ratschlägen, verbindlichem Anheimstellen, Direktiven und ähnlichen Auskunftsmitteln behelfen, konnte nur im äußersten Notfalle mit einem königlichen „Ich befehle“ die gröbsten Irrtümer abwenden. Die Macht seines Gedankens war indes beträchtlich genug, um, wenn nicht das Höchste, so doch immerhin Großes zu erreichen.

Graf Schlieffen,
Generaloberst.





Erinnerungen an die türkischen Herbstmanöver 1909.

Skizze 65.

Der Gedanke, schon im letzten Herbst in der türkischen Armee Manöver nach unserem Muster abzuhalten, entstand nach einer gelungenen Garnisonübung, der ich zu Anfang August beim II. Ordu in der Nähe von Adrianopel beiwohnte. Nach einigen Verhandlungen gab das Kriegsministerium seine Einwilligung dazu, und der Versuch wurde gewagt, so kurz die Zeit zur Vorbereitung auch war. Das Verdienst daran gebührt in erster Linie dem kommandierenden General Abdullah Pascha, der den Vorschlag mit Lebhaftigkeit aufgriff, sich erbot, alle Schwierigkeiten ohne großen Kostenaufwand zu beseitigen, und der sich auch sogleich mit größter Energie an die Arbeit machte.

In der Tat erschien das Unternehmen gewagt. Aus den Truppen waren die alten Leute meist herausgezogen worden, um entlassen oder in die nach dem aufrührerischen Jemen entsendeten Bataillone eingestellt zu werden. In Reih und Glied, wo ich die Mannschaften mehrfach selbst befragte, standen etwa zu vier Fünfteln ganz junge Soldaten von zwei bis drei Monaten Dienstzeit, die kaum die ersten Stufen einfachster Rekrutenausbildung hinter sich hatten. Zum Schießen — auch nur mit Platzpatronen — waren sie bisher noch gar nicht gekommen. Die in Deutschland bestellte Übungsmunition traf erst zum Ausmarsch ein. Von den Offizieren konnte sich keiner rühmen, schon ein Manöver mitgemacht zu haben; denn seit mehr als 30 Jahren war alles Kriegsmäßige für die türkische Armee eine verbotene Frucht gewesen. Die meisten Truppenführer hatten die Einheiten, die sie kommandieren sollten, noch niemals auf einem Fleck vereinigt gesehen. Die Generale waren ebenso neu im Geschäft wie ihre Untergebenen. Es wurden denn auch nicht wenig Stimmen laut, die Verwirrung und Mißlingen voraussagten. Man darf sich darüber nicht wundern; denn die Umstände waren wirklich ungewöhnlicher Natur. Aber auf der anderen Seite stand die Notwendigkeit, mit den größeren Übungen, von denen seit Verkündigung der Konstitution so oft die Rede gewesen war, endlich zu beginnen und die kriegsmäßige Ausbildung des Heeres, wie sie in Zukunft betrieben werden sollte, einmal

im Beispiel vorzuführen. Kommt es doch in den meisten ähnlichen Lagen immer nur auf den ersten Schritt an, mit dem die Scheu vor dem Neuen und Ungewöhnlichen überwunden werden muß. Die ersten vielversprechenden Anfänge waren durch die Meuterei in der Hauptstadt und deren Folgen jäh unterbrochen und in gleicher Art nicht wieder aufgenommen worden.

Handelte es sich nun aber einmal um ein Wagnis, so war es jedenfalls das beste, es gleich ganz zu unternehmen und sich im ersten Anlauf ans Endziel zu versetzen. Ich riet, die Manöver völlig frei, nur nach einer angenommenen Kriegslage laufen zu lassen und die Zwischenstufen zu überspringen; denn ich war überzeugt, daß dies, bei der Findigkeit der osmanischen Truppen und der guten theoretischen Vorbereitung der aus der Militärschule hervorgegangenen Generale, den besten Verlauf gewährleiste. Freie Manöver in zwei Parteien hatten jedenfalls den großen Vorzug, fesselnder als alle Aufführungen von Kriegsbildern nach vorheriger Verabredung zu sein, mehr Lust und Liebe zur Sache zu erwecken und die Wirklichkeit treuer wiederzugeben. Darauf aber kam es vor allem an.

Abdullah Pascha ließ alsbald abgekürzte Regiments- und Brigadeexerzitien vornehmen, auch Garnisonübungen in Verbindung mit Biwaks und Vorpostendienst durchführen, so gut es eben ging. Bei vielen Unterbrechungen durch Arbeits- und anderen Dienst war diese Vorbereitung freilich nur notdürftig — etwa wie bei einem im Kriege ausgehobenen Massenaufgebot —, und ein weniger frischer General hätte große Bedenken getragen, die Verantwortung für das Gelingen zu übernehmen. Der Pascha aber gehört zu den glücklichen Naturen, für die das Wort „Schwierigkeit" vergeblich ins Wörterbuch gesetzt ist. Der Intendantur- und Sanitätsdienst wurde improvisiert, mit Hilfe von Artilleriebespannungen ein Fuhrpark zusammengestellt, der für den Nachschub sorgen sollte, und auch ein etwas verstärkter Divisionsbrückentrain mobil gemacht.

Die Hauptsorge galt den zahlreichen höheren Vorgesetzten und Zuschauern, die sich anmeldeten, sobald es bekannt wurde, daß die Manöver stattfinden würden. Viele Generale, darunter der jetzige Kriegsminister Mahmud Schewket, zugleich General-Inspekteur des I., II., III. Ordu, ferner Nazim Pascha, der heutige Generalgouverneur und Oberbefehlshaber in Bagdad, Izzet Fuad Pascha, der Kavallerieinspekteur der drei europäischen Ordu-Bezirke, Imhoff Pascha und andere Notabilitäten der Armee, Offiziere des Generalstabes und Kriegsministeriums, auch viele aus den benachbarten Armeekorps, kamen. Die in Konstantinopel anwesenden Militärattachés waren zwar nicht förmlich eingeladen, aber doch benachrichtigt worden, daß ihre Teilnahme gern gesehen und ihnen jede erwünschte Erleichterung gewährt werden würde. Diese Art der Aufforderung hatte das Kriegsministerium gewählt, um sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, Einladungen zu einem bloßen Versuch erlassen zu haben, dessen Gelingen

es nicht gewährleisten konnte. Natürlich kamen die Herren sämtlich, und ich glaube nicht, daß sie Ursache gehabt haben, diesen Entschluß zu bereuen.

Das Generalkommando hatte nicht weniger als 140 dienstlich angeforderte Reitpferde mit den dazugehörigen berittenen Ordonnanzen zu stellen. Die Zahl aber verdoppelte sich noch durch inoffizielle Anmeldungen, die nicht abgewiesen werden konnten, und die an sich schon schwachen Stände der Kavallerie wurden dadurch bedenklich herabgedrückt. Nachträgliche Anfragen und Gesuche mit den obligaten Abänderungstelegrammen, Bitten um Unterkommen und Versorgung kamen stündlich, und ich erwähne diese Dinge, weil jeder Erfahrene, der einmal ein Manöver angelegt hat, weiß, daß sie schließlich die Hauptarbeit verursachen. Hier war diese doppelt groß, weil die Übung fehlte und die Akten keinen „Vorgang" aufzuweisen hatten. Ich gestehe, daß es mich mit aufrichtiger Bewunderung erfüllte, wie das Generalkommando des II. Ordu aller Verpflichtungen Herr geworden ist, ohne daß eine einzige ernstere Reibung entstand.

Mich selbst interessierte der ganze Versuch von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus. Er gab einen lehrreichen Anhalt dafür, was sich unter so ungewöhnlichen Bedingungen leisten lasse. Derartige Erfahrungen können für den Kriegsfall nützlich sein, wenn es sich darum handelt, schnell Verstärkungen für die im Felde stehenden Heere in Bewegung zu setzen. Ich begab mich daher einige Tage vor dem Beginn der Manöver nach Adrianopel, um das Gelände zu erkunden und um mich zu überzeugen, wie weit die Vorbereitungen gediehen seien. Etwas beunruhigte mich auch die Frage, ob das notwendige Trinkwasser vorhanden sein würde; denn die Gegend um Adrianopel ist nicht gerade wasserreich. Wenn auch nur zwei Divisionen mit verhältnismäßig schwachem Friedensstande zu den Manövern vereinigt werden konnten, so kamen doch immerhin an 12 000 Menschen und gegen 2000 Pferde und Tragtiere zusammen, deren Bedarf nicht gering ist. Das war vielleicht nicht hinreichend beachtet worden. Ich fand mich indes angenehm enttäuscht. Die Manövergegend bot Wasser genug in den Bächen und Tränkanlagen der Dörfer, zugleich aber Gelegenheit zu lehrreichen Entwicklungen und Gefechten, wenn auch die Formen im Vergleich zur Truppenstärke etwas zu groß waren.

Die Anlage des Manövers wurde durch den Oberst — früher Generalleutnant — Pertev Bey, der mir als Stabschef beigegeben worden war, vollkommen selbständig bearbeitet. Ich übernahm zwar als Gast und Freund der türkischen Armee mit Freuden die Leitung, mischte mich aber absichtlich nicht in die Einzelheiten; denn abgesehen davon, daß dies sachlich durchaus überflüssig gewesen wäre, habe ich es immer für richtig gehalten, ehemalige Schüler zur rechten Zeit sich ganz auf die eigenen Kräfte stützen zu lassen. Nur so kann der Lehrer Lust und Liebe zur Sache erwecken.

Pertev Bey, in Deutschland durch seine verschiedenen Dienstleistungen und sein treffliches Buch „Unter Graf v. Haeseler“ wohlbekannt, ist ein ausgezeichneter Generalstabsoffizier, der völlig imstande war, die Manöveranlage ohne fremde Einwirkung zu bearbeiten. Überdies besaß er von uns allen die neueste Kriegserfahrung, da er den mandschurischen Feldzug vor Port Arthur und bei Mukden mitgemacht hat, wo er auch verwundet worden ist. Abdullah Pascha behielt sich die Rolle des Oberschiedsrichters vor. Seine große dienstliche Autorität war gerade dazu notwendig, weil Truppen und Führer an den unbedingten Gehorsam gegen Schiedsrichtersprüche noch nicht gewöhnt waren.

Der Manöververlauf kann hier in ganz großen Zügen behandelt werden, da er schon in einem recht guten Bericht von H. Albertall in den Nummern 10, 11 und 12 des Jahrgangs 1910 vom Militär-Wochenblatt geschildert worden ist.

Die Manöver drehten sich um Adrianopel; die Gefechte spannen sich in dem Berglande nördlich dieses Platzes ab, das, im allgemeinen baumlos, strichweise von Gebüsch und kleinen Waldstücken bedeckt ist, die die Landschaft nicht reizlos erscheinen lassen. Zumal an der Tundja, die in vielgewundenem Laufe von Nord nach Süd fließt, ist sie laubreicher. Der Fluß kann nur an einzelnen Stellen durchfurtet werden. Die Höhenunterschiede gehen im allgemeinen nicht über 150 bis 200 m hinaus; steile Abhänge sind aber nicht selten, hin und wieder tritt der nackte Fels zutage. Gegen die bulgarische Grenze steigen bedeutendere Berge an, deren höchste Gipfel in jener Gegend das Maß von 700 m erreichen.

Den Manövern lag die Annahme zugrunde, daß eine West-Armee die bulgarisch-türkische Grenze mit ihren Hauptkräften südlich der Maritza überschritten hat, um, unter späterer Einschließung von Adrianopel, in der Richtung auf Demotika und Kuleli Burgas vorzugehen, die dort sich sammelnde Ost-Armee noch vor ihrer Vereinigung anzugreifen und ihre Teile vereinzelt zu schlagen. Dadurch sollte der Platz zugleich von aller Hilfe abgeschnitten werden. Eine selbständige West-Division ging gleichzeitig nördlich der Maritza um Adrianopel herum vor, um sich gegen die noch unfertige Nord- und Nordostfront zu wenden. Sie sollte dort die Abschließung besorgen, falls nicht gar ein Handstreich zum Ziele führte. Vor der stärkeren Westseite hatte diese Division eine Abteilung aller drei Waffen zur Überwachung belassen. Als Ersatz waren ihr Verstärkungen in Aussicht gestellt, die von Norden her über Büjük Bojalik im Herankommen waren und bereits eine Vorhut nach Hanli Jenidje in Bewegung gesetzt hatten. Daß der Feind mit stärkeren Kräften bei Kirkkilissa stand, war gemeldet worden.

Die Lage der Ost-Armee geht aus dem Gesagten im großen ganzen schon hervor. Sie war mit der Mobilmachung im Rückstande geblieben, hatte ihren Aufmarsch daher nach Baba Eski—Demotika verlegen müssen, wollte aber, nach Herankommen aller ihrer Kräfte, die Offensive ergreifen, Adrianopel, das so lange die Rolle des

Eisbrechers gegen die feindliche Invasion zu spielen hatte, entsetzen und sich auf die durch den Platz getrennten Kräfte des Gegners werfen. Eine ihrer Divisionen, die schon kriegsbereit war, hatte bei Kirkkilissa gestanden, um die Grenze zwischen der Tundja und dem Schwarzen Meere zu überwachen. Sie sollte dort nunmehr nur eine gemischte Abteilung zurücklassen, näher an Adrianopel heranrücken, dessen Verbindungen schützen und die Festung vor frühzeitigen Angriffen auf der Nordost- und Ostseite bewahren. Unterstützung aus der Festung heraus war zugesagt, auch schon festgestellt, daß der Feind von Büjük Bojalik her zu erwarten wäre, und daß er Kavalleriepatrouillen am rechten Tundja-Ufer nördlich von Adrianopel zeige.

Die manövrierenden Truppen stellten die Hauptkörper der beiden Divisionen dar. Die auf Hanli Jenidje marschierende Abteilung von West war markiert, alles übrige angenommen.*) Vor Beginn der Manöver sollte die West-Division bei Üsküdar nordwestlich Adrianopel nächtigen, ihre Kavallerie bei Usgatsch. Die Ost-Division lagerte bei Geredeli und hatte ihre Kavallerie bei Getschgenli. Die Biwaks wurden dort schon am 30. Oktober bezogen; der 31. war der Ruhe und den letzten Vorbereitungen gewidmet. In Adrianopel fanden noch einige Besprechungen statt. Ich sah dort die beiden Divisionskommandeure: Schewket Pascha Torgut von West und Hakki Pascha von Ost, und ich konnte mich überzeugen, daß sie Entschlüsse gefaßt hatten, die der Kriegslage durchaus angemessen waren. Schewket wollte vor allen Dingen schnell die Tundja überschreiten, um dann den von Kirkkilissa zu erwartenden Gegner aufzusuchen und zu schlagen. Als Marschziel für den 1. November — den ersten Manövertag — wählte er das auf der Höhe am linken Ufer gelegene Dorf Tschömlek Akbunary, das einen guten Ausgangspunkt für die Aufklärung und die weiteren Operationen bildete.

Hakki Pascha gedachte, zunächst nach der Gegend von Kaïpa zu marschieren. Er rechnete darauf, während des Vormarsches dorthin feststellen zu können, wo der Feind die Tundja überschritten habe oder zu überschreiten sich anschicke, um ihn am folgenden Morgen wieder über den Fluß zurückzuwerfen und dann diese Linie zu halten. Die Richtung auf Kaïpa wählte er in der Hoffnung, die von Hanli Jenidje kommende feindliche Gruppe von der an der Tundja zu erwartenden noch trennen zu können.

Am Abend des 31. Oktober begab ich mich mit meinem Stabe in Panzerautomobilen, die dem II. Ordu gehörten, zur West-Division nach Üsküdar. Ein eigentümliches Mißverständnis des in der Manöverinstruktion gegebenen Befehls, bestellte Felder zu schonen, hatte die Division sich in eine Anzahl kleinerer Gruppen teilen lassen, die ziemlich weit voneinander entfernt lagen. Unter „bestellten" Feldern war alles Ackerland überhaupt verstanden und gemieden worden.

*) Die beiden schwachen Detachements von West sollten der Leitung die Handhabe bieten, durch kriegsmäßiges Eingreifen die Manöver in das ausgewählte Gelände zu bringen.

Unsere Zelte waren auf der Westseite des Dorfes aufgeschlagen, wo man von einem hohen Punkte aus den größten Teil des von den Lagern bedeckten Raumes zu übersehen vermochte. Der erste Zwischenfall ereignete sich übrigens bald nach unserer Ankunft. Die Chauffeure erklärten, am anderen Morgen nicht mehr fahren zu können, da die Maschinen schadhaft wären und sich über Nacht nicht in Ordnung bringen ließen. Das war übel; denn in aller Frühe sollten sie die fremden Offiziere von Adrianopel abholen. Aus Vorschlägen und Einwendungen entspann sich die übliche resultatlose Debatte, bis Abdullah Pascha ihr mit einer salomonischen Entscheidung ein Ende machte: „Wenn eure Automobile morgen früh nicht gehen — mutlak kirk besch gün haps!" — d. h. „ohne Gnade 45 Tage Loch!" Und siehe da, die Automobile waren am Morgen in bester Ordnung, gingen vortrefflich und die Militärattachés trafen pünktlich ein. Ein frisches Soldatenwort hat noch nie seinen Zweck verfehlt.

Beim Mondschein brachten auf den steinigen Höhen von Üsküdar noch einige eifrige Kompagniechefs ihren Leuten die Grundzüge des modernen Schützengefechts bei; auch Platzpatronen waren zur Probe noch verschossen worden. Nun konnte es losgehen, und nach kurzer Ruhe erfolgte der Aufbruch. In Begleitung der fremden Gäste beritten wir zunächst die Sammelplätze, was geraume Zeit in Anspruch nahm, so daß die West-Division nicht unerheblich aufgehalten wurde. Sodann bildete sich ihre Marschkolonne und setzte sich gegen die Tundja hin in Bewegung. Dabei hielten die Truppen, trotz der Schwäche der Friedenskadres, die vollen Abstände aufrecht, um kriegsgemäß zu verfahren. Allein die Kolonne zersplitterte sich dadurch derart, daß Übersicht und Eindruck des Ganzen verloren gingen. Auf den mannigfach gewundenen Feldwegen des Berggeländes war die marschierende Division oft kaum aufzufinden. Nur die weithin leuchtenden Pontons verrieten ihren Weg, so daß sich als erste Manövererfahrung die Notwendigkeit ergab, sie erdfarben anzustreichen. Ich hegte starke Zweifel, ob die schweren Brückenwagen, die ganz nach dem Muster der unserigen gebaut sind, auf den unregelmäßigen Pfaden und über die nicht unbedeutenden, ziemlich steilen Abhänge zur Tundja herabkommen würden. Allein im Orient geht manches, was im Abendlande nicht für möglich gilt. Sie trafen glücklich an der außerhalb des Schußbereichs von Adrianopel bei Djinde-Oghlu-Deghirmen (Mühle) gewählten Brückenstelle ein.

Die Kavallerie war früh von Usgatsch vorausgeeilt. Schon beim Aufbruche hatte die Division eine Meldung erhalten, daß bis zur Tundja hin noch nichts vom Feinde zu sehen sei, und daß der Fluß bei Atikkioj durchwatbar wäre.

An der Brückenstelle entwickelte sich buntes Leben. Sie war gut gewählt, lag verdeckt unter hohen Bäumen und hatte feste Ufer. Ein Feldweg führte hüben und drüben bis ans Wasser hinab. Eine einfache Fähre vermittelte den Verkehr. Da der Feind sie nicht beseitigt hatte, so wurde sie sofort zum Übersetzen von Infanterie

benutzt. Inzwischen schlugen die Pioniere ihre Brücke, die, 55 m lang, in anderthalb Stunden fertiggestellt war. Als erster Versuch einer unvorbereiteten kriegsmäßigen Arbeit verdiente sie alle Anerkennung. Manchen unnötigen Aufenthalt hatten dabei die zahlreichen zuschauenden Offiziere und viel herumstehende Leute verursacht, von denen die Baustelle nicht hinreichend frei gehalten wurde. — Der Übergang begann sofort und war eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang beendet. Ein Infanterie-Regiment des Gros hatte den Fluß bei Atikkioj durchwatet.

Da die Zeit infolge des späten Aufbruchs schon weit vorgerückt war, fragte ich den Divisionskommandeur, was er noch zu unternehmen gedenke. Die Vorhut hatte mittlerweile die Höhen am linken Ufer gewonnen und sich dort entwickelt. Sehr wohl hätte die Division an der Tundja bleiben können, wo die Truppen Wasser und gute Lagerplätze fanden. Der Weitermarsch mußte in die Nacht hineinführen, und in dem regellosen Hügelgelände östlich der Tundja konnten leicht Unordnungen und ein Abirren von Truppenteilen eintreten. Schewket Pascha blieb jedoch bei seinem Vorhaben, Tschömlek Akbunary zu erreichen und die einmal festgesetzte Tagesaufgabe zu erfüllen. — Es wurde bald sehr dunkel. Beim Überschreiten eines Bachlaufes benutzten die Truppen die Gelegenheit, ihre Pferde zu tränken. Dadurch löste sich die Ordnung, und ich zweifelte, ob sich die Division nach ihren Lagerplätzen zurechtfinden würde. Ich und mein Stab kannten die Gegend vom ersten Erkundungsritt, hatten aber dennoch Mühe, die Örtlichkeiten in der Nacht wiederzuerkennen. Die Pfade liefen kreuz und quer durch Gestrüpp und Heidekraut; kein Wegweiser bezeichnete sie. Die Häuser liegen niedrig gebaut am Boden, oft von einem Steinhaufen kaum zu unterscheiden. Man konnte an einem großen Ort vorüberreiten, ohne es zu merken.

Auf einer seitwärts ansteigenden, flachen Höhe sahen wir die Silhouetten einer Reitergruppe. Es war die Kavalleriespitze der Division, die sowohl die Fühlung am Feinde als auch die Verbindung mit den eigenen Truppen verloren hatte und nicht recht wußte, wo sie sich befand. Wir nahmen sie mit uns und etwa zehn Minuten danach erkannten wir zu unserer Rechten in einer Bergnische die weißen Gemäuer von Tschömlek Akbunary. Wir waren am Ziel und fanden nach einigem Suchen auch ein Unterkommen in der leeren Schulstube des Ortsgeistlichen. Der Raum war eng und niedrig, aber wir richteten uns am Ende alle darin ein, außer mir und meinen Offizieren noch der kommandierende General Abdullah Pascha, ein Divisionsgeneral mit seiner Begleitung und mehrere andere Offiziere — im ganzen an zwölf Personen. In der Nacht kam auch unser Gepäck noch heran, und wir verbrachten sie ganz leidlich. Der anfangs etwas zugeknöpfte Papas Effendi entpuppte sich als ein gebildeter Mann, sorgte für Tee und Brot und tat für uns, was er konnte. Eine Scheu vor den türkischen Truppen war bei der fast durchweg bulgarischen Bevölkerung überhaupt nirgends zu bemerken.

Die eingehenden Nachrichten besagten, daß die beiden Kavallerien am Tage mit

ihren Spitzen aufeinander gestoßen seien, und daß auch das Detachement von Hanli Jenidje eingetroffen wäre. Die Lage nicht recht übersehend, hatte sein Führer es vor der Front der Division entwickelt und selbständig mit den feindlichen Vortruppen angebunden.

Des Morgens trieb mich die Neugier früh hinaus, um zu sehen, was aus dem nächtlichen Wirrwarr geworden sei. Zu meinem Staunen erkannte ich an der Ausdehnung der Lager auf den flachen Höhen hinter dem Dorfe, daß die ganze West-Division glücklich beisammen sei. Schewket Pascha hatte also recht gehabt, an der Durchführung seines ersten Vorhabens festzuhalten. Inzwischen hatte er auch ermittelt, daß der Feind mit den Hauptkräften bis in die Gegend von Ortakdji und mit seiner Vorhut bis Kaïpa gekommen sei. In der Tat hatte Hakki Pascha, den Tundjaübergang der West-Division in der Gegend von Tschömlek Akbunary vermutend, tags zuvor den Marsch in einer Kolonne über Getschgenli in dieser Richtung ausgeführt, seine Truppen aber zur Ruhe übergehen lassen, als er sah, daß er dem Feinde am Flusse selbst nicht mehr zuvorkommen könne.

Am 2. November entschlossen sich die beiden Divisionskommandeure zum Angriff und trafen dazu einander sehr ähnlich sehende Dispositionen. Die West-Division durfte nicht zwischen die Ost-Division und Adrianopel hineingeraten, Schewket Pascha mußte also den Feind über Pravodija auf dem rechten Flügel umfassen, während er ihn in der Front bei Kaïpa nur beschäftigte. Die Kavallerie sollte noch weiter nördlich ausgreifen. Eine der beiden Infanterie-Brigaden mit drei Batterien sollte die erste Aufgabe übernehmen, ein Infanterie-Regiment mit den drei anderen Batterien die zweite. Das letzte Infanterie-Regiment der Division blieb bei Tschömlek Akbunary in Reserve. Das Detachement von Hanli Jenidje, das auf den äußersten rechten Flügel geraten war, folgte dort als rückwärtige Staffel.

Die Ost-Division ging mit einer Infanterie-Brigade nebst Maschinengewehr-Abteilung rechts über Pravodija, mit einem Infanterie-Regiment und einer Batterie links über Kaïpa vor. Ein Infanterie-Regiment und sechs Batterien wurden vorerst östlich von Kaïpa in Reserve zurückgehalten. Von dort konnte die Artillerie sogleich den Anmarsch des Gegners beschießen, und der Geschützkampf begann. Auch die Infanterie der beiden Divisionen stieß alsbald auf dem Höhenrücken zusammen, der zwischen dem Pravodija Dere und der großen Straße von Hanli Jenidje nach Adrianopel von Norden nach Süden hinstreicht. Das Gefecht entspann sich auf der ganzen Linie. Es kam nun auf das Einsetzen der Reserven an. Beide Divisionskommandeure verwendeten sie in der Richtung nach rechts hin. Sie führte bei Hakki nach dem entscheidenden, bei Schewket nach dem hinhaltenden Flügel. Dieser verfügte dort über eine bedeutende Überlegenheit; der Gegner aber hatte den Vorteil des Geländes für sich, nämlich einen überhöhenden, steilen und kahlen Bergrücken. Hakki Pascha dagegen konnte zur Rechten, wohin er auch die ganze Artillerie zog, sein Übergewicht ausnutzen. Er

führte im ganzen bei und nördlich Pravodija acht Bataillone, sechs Batterien gegen sechs und drei vor. Nur ein einziges Bataillon hatte er zur Verstärkung des linken Flügels verwendet.

Wäre er im erfolgreichen Vorgehen geblieben, so würde sich der dritte Manövertag in demselben Gelände abgespielt haben wie der zweite. Eine Nachricht mußte ihn also bewegen, abzulassen. Sie lautete, von der Leitung gegeben, dahin, daß sichere Meldungen eine weitere Ansammlung feindlicher Kräfte bei Büjük Bojalik anzeigten, die ihn bei weiterem Vorgehen gegen die Tundja in der rechten Flanke und im Rücken bedrohten. Dadurch wurde für ihn ein vorübergehendes Zurückweichen und eine Aufstellung näher an Adrianopel heran geboten. Dort konnte auch die Unterstützung von seiten der Festungsbesatzung wirksam werden. Das bewog ihn zum Übergange in eine Stellung bei Kara Jussuf, von der aus er fernerhin die Verbindungen Adrianopels und die Nordostseite schützen wollte. Die nicht leichte Aufgabe, seine weithin ausgedehnte Division aus dem Gefecht zu ziehen und ordnungsmäßig zurückzuführen, gelang ihm über Erwarten gut.

Die West-Division folgte noch bis Kaïpa. Gefechtsvorposten standen einander am Abend in naher Berührung gegenüber.

Der dritte Manövertag — 3. November — mußte die Entscheidung bringen; denn die Ost-Division durfte nicht mehr zurückweichen, wenn sie ihre Aufgabe überhaupt erfüllen wollte; die West-Division hatte keine Zeit zu verlieren, sollte der Eindruck ihres überraschenden Erscheinens noch eine Wirkung üben.

Ihr Führer Schewket Pascha entschloß sich zum energischen Angriff mit allen Kräften, Hakki Pascha dazu, den Angriff anzunehmen, die Unterstützung aus der Festung wirksam werden zu lassen und dann zur Gegenoffensive überzugehen. Um sicher zu sein, ließ er die Stellung bei Kara Jussuf im Gelände verstärken. Die Arbeiten wurden jedoch nur angedeutet.

Die West-Division ging in zwei Kolonnen vor, die schwächere zur Rechten von Kaïpa gegen Kara Jussuf, die stärkere — eine Brigade mit fünf Batterien und der Kavallerie — links über Ortakdji und durch das Müsselim Dere zur Umfassung des feindlichen rechten Flügels. Eine Reserve blieb noch bei Kaïpa stehen.

Beide Kolonnen traten gleichzeitig an. So kam es, daß der Angriff in der Front zu früh erfolgte, während die umfassende Bewegung, die noch dazu im Gelände weiter ausholen mußte, als es nach der Karte nötig schien, sich verspätete. Da die Linke der Ost-Division westlich Kara Jussuf im Laufe des Kampfes durch die Ausfallkolonne der Festung verstärkt wurde, so hätte sich die Lage für West dort leicht sehr ungünstig gestalten können. Doch ehe dies eingetreten war, kam die Hauptkolonne des Angreifers gerade noch an den Feind heran, und es entspann sich zu beiden Seiten des Müsselim Dere ein längeres, gut durchgeführtes Gefecht, in das beide Führer nach und nach die Hauptkräfte ihrer Divisionen einsetzten. Dies Ge-

fecht bildete den Abschluß des Manövers. Zur Gegenoffensive von Ost kam es nicht mehr; denn bei dem Bestreben des Angreifers, immer weiter zu umfassen und des Verteidigers, die Umfassung durch Verlängerung seiner Front abzuwehren, dehnten sich die Gefechtslinien derart aus, daß zum kräftigen Stoße die nötigen Reserven fehlten. Die Aussichten standen für beide Teile etwa gleich. Der Zeitpunkt war eingetreten, wo die Tapferkeit der Truppe und die Geschicklichkeit der unteren Führung über den Sieg entschieden haben würden. Für die höheren Führer war das Belehrende vorüber. Ich ließ das Signal zum Abbrechen der Übung geben.

Diese kurze Skizze zeigt, daß die Manöver einfach angelegt und einfach durchgeführt worden waren, wie es in der Absicht der Leitung gelegen hatte. Dennoch werden sie in der Entwicklungsgeschichte der neuen türkischen Armee einen Platz einnehmen. Es sind die ersten nach fast 32 Jahren der Stagnation gewesen. Die junge Generation im Heere hat das Bild des modernen Krieges gesehen und ein lebhaftes Interesse dafür gewonnen. In bester Stimmung schieden Offiziere und Truppen vom Manövergelände. Wieviel das zu bedeuten hat, vermag nur der zu beurteilen, der die verheerende Wirkung des langen Stillstandes selbst hat beobachten können. Sind erst einmal die Truppen jahrzehntelang an die Kasernenhöfe, die höheren Führer an den Schreibtisch gebannt, geschieht immer nur, was von oben her ausdrücklich befohlen ist, und gilt alles, was aus eigenem Antrieb unternommen wird, für rebellische Überschreitung der Befugnisse, die Stellung und Freiheit kosten kann, so schleicht sich allmählich die liebe Gewohnheit des Nichtstuns ein und setzt das Zerstörungswerk fort. Es ist sehr bequem, keine Verantwortung zu tragen, jeder Selbständigkeit zu entsagen und die Dinge gehen zu lassen wie es Gott und dem hohen Gebieter gefällt. Dabei versiegt nach und nach der Strom auch des feurigsten Jugendmutes. Der Krieg schien unter dem alten Regime nicht mehr der Zweck des Heeres zu sein; es war zu einem Ausstattungsstücke geworden, von dem bei Fürstenbesuchen einiges gezeigt wurde und das übrige ein Schreckmittel gegen Aufstandsgelüste im Innern blieb. Nach außen hin wirkte der alte Ruf der Armee noch fort, und mehr verlangte Sultan Abdul Hamid nicht. Sie in Schlaf zu wiegen, war der Plan, den sein unseliges Mißtrauen ihm eingab. Es wurde nicht mehr geschossen, nicht mehr manövriert, nicht mehr Felddienst geübt. Tagaus, tagein marschierte die Truppe den Kasernenhof auf und ab oder übte Gewehrgriffe und Wendungen. Der Sinn für das Feldmäßige war erloschen. Die Zahl der Gemüter, die sich am Ende ganz gern darin ergaben, war nicht gering, wenn sie es auch nicht eingestanden.

Es ist zu verwundern, daß sich in dem gebildeten Teile des Offizierkorps trotz der langen Erstarrung so viel Leben erhalten hat, daß die Erweckung verhältnismäßig leicht geworden ist. Die Lust, das durch die ersten Manöver gegebene Beispiel nachzuahmen, regte sich schnell überall, und die Übungen gemischter Waffen begannen in Mazedonien, um Konstantinopel, in Kleinasien. Bei der Hauptstadt dauerten sie bis zum

13. Januar fort. Die jungen Soldaten, die sich jetzt ein Bild davon machen können, wie es im Felde zugeht, werden weit besseres Verständnis für die Lehren der Einzelausbildung haben wie ehedem. Unsere heutige Methode, die Rekruten alsbald zu größeren Übungen mit hinauszunehmen, hat ihre großen Vorzüge und bewährt sich überall.

Die Leistungen in den Manövertagen waren anerkennenswerte. Verhältnismäßig am höchsten stand die obere Führung. Beide Divisionskommandeure haben ihre Rollen gut ausgefüllt. Auf diesem Gebiete vermag heute, wo die höheren Führer nicht mehr so elementar wie ehedem in die Tätigkeit der Truppe einzugreifen haben, die Theorie verhältnismäßig am meisten die Praxis zu ersetzen. Schewket und Hakki Pascha kannten die Kriegführung der neueren Zeit durch das Studium. Ihr kommandierender General Abdullah Pascha gehört zu den soldatisch beanlagten Naturen, die nur wenig Theorie bedürfen, um die Gefilde militärischer Tätigkeit zu beherrschen. Fehler kamen wohl vor, wie das zu weite Ausholen mit den Umfassungen, Irrtümer in der Zeitberechnung beim Ansetzen von Bewegungen, nicht rechtzeitiges Heranziehen der Reserven usw., aber wo blieben sie jemals ganz aus, und hier erklären sie sich besonders leicht durch die allzu lange Gewohnheit, nur nach der Karte und nicht im Gelände zu disponieren.

Mehr merkte man den Mangel an Übung der mittleren Führung an. Unnötige Bewegungen, fehlender Sinn für die Wahl der kürzesten Wege zum Ziel, vor allem aber für die Schonung der Kräfte der Truppen, machten sich wiederholt bemerkbar. Gerade hierin ist aber auch die eigene praktische Erfahrung am unentbehrlichsten. Die Handgriffe der Truppenführung lernt man nicht aus Büchern. Bei Beurteilung der Brigaden und Regimenter war aber billig in Anschlag zu bringen, daß sie sämtlich kombiniert, d. h. aus verschiedenen, sonst nicht zusammengehörigen Unterabteilungen aufgestellt waren.

Weiter hinab zeigte sich viel Geschicklichkeit in der Geländebenutzung, zumal beim Besetzen von Stellungen, weniger beim Vorführen der Truppen im feindlichen Feuer. Die gründliche Kenntnis der modernen Waffenwirkung tut noch sehr not, kann aber auch erst erwartet werden, wenn die systematische Schießausbildung einige Jahre fortgedauert hat und häufiges gefechtsmäßiges Schießen die Anschauungen regelt. Die Kavallerie, die nie Gelegenheit gehabt hatte, im Verbande mit anderen Waffen zu üben, bewegte sich im feindlichen Feuer vielfach noch so, als bestände sie aus Panzerreitern, die keine Kugel aus dem Sattel wirft. Die Artillerie fand sich gut zurecht und brachte ansehnliche Zugleistungen zuwege. Beim Auffahren im Angesicht des Gegners war freilich noch mehr Sorgfalt zu wünschen. Daß die Pioniere sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigten, ist schon gesagt worden.

Über Erwarten gut verlief der Verpflegungsdienst. Soweit es bekannt geworden ist, blieb nur einmal eine Artillerie-Abteilung am zweiten Manövertage ohne

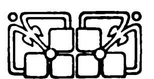
Futter und Lebensmittel — und dies durch eigene Schuld. Für Aushilfe wurde gesorgt. Der Sanitätsdienst wurde formell geregelt; mehr ließ sich während der kurzen Manöverzeit nicht prüfen. Unfälle kamen nicht vor. Das Transportwesen war von Abdullah Pascha für das augenblickliche Bedürfnis sehr zweckmäßig geordnet; doch bedarf es noch einer allgemein gültigen Organisation.

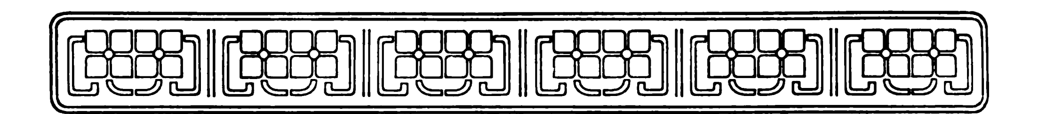
Ich selbst lernte von neuem verstehen, wozu die streng geordneten heimischen Verhältnisse wenig Gelegenheit bieten, wieviel sich mit Findigkeit und gutem Willen in Improvisationen leisten läßt. Erfreulich waren auch die Fortschritte der begierig lernenden Führer und Truppen. Hatte doch der dritte Manövertag schon ein Gefechtsbild gebracht, das sich überall hätte sehen lassen dürfen, und bei dem an entscheidender Stelle die Hauptmasse der Kräfte zur Verwendung kam.

Die Freude an tüchtigen Leistungen und großen Anstrengungen begann sich zu regen. Die West-Division machte am Abend nach dem Manöverschluß noch den Marsch nach Adrianopel zurück. Die Kavallerieschüler der Militärschule von Konstantinopel hatten eine Eskadron von 80 Reitern gebildet und den Marsch von 250 km bis Adrianopel in fünf Tagen zurückgelegt, um an den Manövern teilnehmen zu können. Sie trafen vollzählig ein, was umsomehr sagen will, als den jungen Leuten jegliche Vorbereitung für einen so andauernden Ritt gefehlt hatte.

Mit Befriedigung kann die neue türkische Armee auf ihre ersten Herbstmanöver zurückblicken. Die Scheu vor den damit verbundenen Schwierigkeiten wird hoffentlich für immer verschwunden sein. Künftig wird zur Regel werden, was diesmal nur eine mit frischem Mute unternommene und glücklich durchgeführte Ausnahme war.

Frhr. v. der Goltz,
Generaloberst.





Japanische Eisenbahnbauten auf dem ostasiatischen Festlande.

Ostasien im Jahre 1905, am Schlusse des Krieges.

Skizze 66.

ach Beendigung des ostasiatischen Krieges im Jahre 1905 befanden sich die Japaner im Besitz der Südmandschurischen Bahn von Port Arthur und Dalni bis Kaiyüan (80 km nördlich Mukden). Eine im Laufe des Feldzuges erbaute Feldbahn verband Mukden mit Antung am Yalu. Die koreanische Längsbahn war von Fusan bis Söul in Betrieb, von dort bis Widschu im Bau.

Durch den Frieden von Portsmouth wurde Japan Rechtsnachfolger Rußlands in der Pacht des Kwantung-Gebiets und im Besitze der Südmandschurischen Bahn bis Tschangtschun. Ferner waren seine „überwiegenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen in Korea" ausdrücklich anerkannt worden.

Sofort nach dem Friedensschluß machten sich die Japaner an den Ausbau ihrer militärischen und wirtschaftlichen Stellung in der südlichen Mandschurei und in Korea. Am wichtigsten erschien ihnen die sofortige beschleunigte Weiterentwicklung des Eisenbahnnetzes. Da zu erwarten stand, daß Rußland über kurz oder lang versuchen würde, die erlittene Scharte auszuwetzen und seine alte Expansionspolitik in Ostasien wieder aufzunehmen, traten bei allen Bahnbauten strategische Gesichtspunkte an erste Stelle. Doch möge schon hier erwähnt werden, daß man es außerordentlich gut verstanden hat, gleichzeitig mit den militärischen auch wirtschaftliche Interessen zu fördern.

Im Vergleich zur Ausgangslage des letzten Krieges hatte sich die strategische Lage Japans insofern außerordentlich verbessert, als es sich nunmehr Rußland gegenüber im unbestrittenen Besitz der Seegewalt befand. Damit war die Möglichkeit gegeben, sofort die Kwantung-Halbinsel und nicht wie 1904 das eigene Land als Operationsbasis zu benutzen. Aufmarschbahn wurde die Linie Dalni—Mukden. Ihr Ausbau wurde sofort mit äußerster Energie begonnen und im Jahre 1909 zum Abschluß gebracht.

Die Südmandschurische Bahn.

Die Südmandschurische Bahn hat mit ihren Anschlußstrecken nach Port Arthur, Yinkou und den Kohlenbergwerken bei Yentai und Fuschun eine Länge von etwa 800 km. Ihre südliche Hälfte von Dalni bis hart südlich Mukden ist zwei-

gleisig*) ausgebaut; das reichlich vorhandene rollende Material ist neu. Bereits im Herbst 1908 verfügte man über 121 Lokomotiven, 518 Personen- und geschlossene Güterwagen, 847 Lowries und 518 Spezialwagen, alles schweres, vierachsiges, amerikanisches Material. Weitere 84 Lokomotiven und 800 Wagen waren in Amerika bestellt; daß sie bereits abgeliefert wurden, ist anzunehmen, jedoch nicht bekannt geworden. Die Leistungsfähigkeit der Linie wurde in der Presse auf 20 Züge für die ganze Strecke und 40 Züge zwischen Dalni und dem Schaho angegeben.

In außerordentlich geschickter Weise ist die Bahn besonders unter der Leitung ihres früheren Präsidenten, des jetzigen Verkehrsministers Goto, auch der Entwicklung des Handels nutzbar gemacht worden. Während die russische Ostchinesische Bahn dauernd mit Verlust arbeitet,**) hat die südmandschurische Linie im Jahre 1909 bereits 6 v.H. Dividende abgeworfen. Durch ihren kürzlich vereinbarten bequemen Anschluß an das russische Netz bei Kuantschöngtse werden sich ihre Erträgnisse noch weiterhin steigern. Dalni ist auf dem besten Wege, das zu werden, was seinen russischen Gründern vorgeschwebt hatte: der Haupthafen der Mandschurei und der Ausgangspunkt des transsibirischen Verkehrs. Das russische Wladiwostok kann mit ihm ebensowenig wie das chinesische Niutschwang den Wettbewerb aufrecht erhalten.

Dalni und Port Arthur.

Da der Hafen von Dalni jedoch in strengen Wintern zufriert, ist neuerdings auch Port Arthur, dessen Hafen immer eisfrei ist, als Zugang zur Südmandschurischen Bahn dem internationalen Handel geöffnet worden. Die Japaner hatten nach dem Kriege zunächst die großen Ausgaben für die Wiederherstellung der fast völlig zerstörten Hafenanlagen und die Hebung der an der Einfahrt gesunkenen Kriegs- und Sperrschiffe gescheut. Schließlich haben sie aber trotz ihrer dauernd schwierigen Finanzlage die Kosten auf sich genommen. Der Westhafen, der für die Handelsschiffahrt bestimmt ist, wurde auf 10 m Tiefe ausgebaggert und mit neuen Kaianlagen versehen. Der Osthafen bleibt der Kriegsmarine vorbehalten; Port Arthur soll auch fernerhin Stützpunkt für Torpedoboote und Kohlenstation der Marine bleiben.

Die operative Lage Japans bei einem Kriege auf dem ostasiatischen Festlande bekam ein neues Aussehen, als sich im Jahre 1906 das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika zuzuspitzen begann. Bei einem gleichzeitigen Konflikt mit Rußland und den Vereinigten Staaten konnte mit der unbedingten Seeherrschaft nicht mehr gerechnet werden. Die Japaner, die in der Vorbereitung ihrer Maßnahmen ungemein sicher gehen und nichts dem Zufall überlassen, erblickten nunmehr in dem Seetransport ihrer Truppen nach Kwantung ein Moment der Schwäche. Als Basis des Aufmarsches gewann Korea an Wichtigkeit.

---

*) Die japanische Spurweite auf allen Bahnen des ostasiatischen Festlandes beträgt gleich der europäischen 1,435 m, die russische Spurweite 1,524 m.

**) Die Zuschüsse der Regierung betrugen: 1907 = 17½, 1908 = 15 und 1909 = 14½ Mill. Rubel.

Die Bahn Fusan—Söul—Widschu.

Es traf sich günstig, daß ohnehin auch der Bahnbau in Korea nicht ganz vernachlässigt worden war. Gleich nach dem Kriege hatte man mit dem weiteren Ausbau der Strecke Fusan—Söul—Widschu begonnen, die für Truppenbewegungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande gebraucht wurde. Die Arbeiten wurden nunmehr eifrig gefördert und können jetzt als abgeschlossen gelten. Die Bahn ist etwa 950 km lang und soll eine Leistungsfähigkeit von täglich 20 Zügen besitzen.

Die Antung—Mukden-Bahn.

Als weitere Notwendigkeit ergab sich aber der Anschluß der koreanischen Längsbahn an die südmandschurische Linie, d. h. der Ausbau der vorhandenen Feldbahn Antung—Mukden zur Normalspurweite.

Durch den Vertrag von Peking vom 22. Dezember 1905, in dem einige durch den Portsmouther Frieden offen gelassene Streitpunkte zwischen China und Japan geregelt worden waren, hatte sich Japan das Recht gesichert, die Feldbahn weiter zu benutzen und bis zum Ablauf des Jahres 1908 derartig zu vervollkommnen, daß sie „dem Transport von Erzeugnissen des Handels und der Industrie aller Nationen zu dienen imstande sei". Wie bereits ausgeführt, hatten jedoch die Japaner unmittelbar nach dem Kriege kein militärisches Interesse, den Ausbau der Bahn besonders zu beschleunigen: wirtschaftlich waren die von ihr durchzogenen Gebiete ziemlich wertlos. Als man nun im Jahre 1908 dem Ausbau näher trat, stellte es sich heraus, daß eine Vollbahn im Gebirge an vielen Punkten der Trasse der Feldbahn nicht folgen konnte. China aber erklärte die Benutzung einer anderen Trasse für einen Neubau und verweigerte die Abtretung des erforderlichen Geländes. Trotzdem begann Japan im August 1909 die Arbeiten und erzwang im September, als es bei Gelegenheit der Ablösung der Besatzungstruppen $2^1/_2$ Divisionen in der Mandschurei zur Verfügung hatte, ein neues Abkommen. In diesem stimmte China nicht nur dem Ausbau der Antung—Mukden-Bahn in der neuen Form bei, es erklärte sich auch mit einer wesentlichen Erweiterung des mandschurisch-koreanischen Eisenbahnnetzes einverstanden.

Die Arbeiten an der Antung—Mukden-Bahn wurden nunmehr an vier Stellen zugleich begonnen. Doch stieß man auf erhebliche Schwierigkeiten. Allein acht Tunnels von zusammen 3400 m und 17 größere Brücken von 3700 m Länge sind herzustellen. Trotzdem soll noch in diesem Jahre auf dem nördlichen und südlichen Drittel der Strecke der Vollbahnbetrieb aufgenommen werden. Die Vollendung der ganzen Bahn wird sich bis zum Frühjahr, die der großen Yalu-Brücke bis zum Sommer 1912 hinziehen. Das Recht der Polizeigewalt im Bahngebiet wird den Japanern von den Chinesen streitig gemacht; den japanischen Bahnschutztruppen gegenüber spielen die chinesischen Polizisten jedoch keine sehr große Rolle.

Die Bahn Söul—Gensan—Choiriöng—Kirin—Tschangtschun.

Die weiteren Zugeständnisse Chinas an Japan in dem Abkommen vom September 1909 haben dann den Japanern den Bau einer neuen, dritten Aufmarschlinie ermöglicht, die sich in Söul von der koreanischen Längsbahn abzweigt, über Gensan an der Ostküste nach Choiriöng verläuft und von dort in nordwestlicher Richtung über Kirin nach Tschangtschun führen soll.

Das erste Stück dieser Bahn, die Strecke Söul—Gensan, ist bereits in Angriff genommen worden. Nach japanischen Zeitungsnachrichten hofft man, es im Sommer 1912 dem Verkehr übergeben zu können.

Schon im Jahre 1911 wird auch die Endstrecke, die 130 km lange Linie Tschangtschun—Kirin, vollendet sein. Sie wird von China gebaut, das jedoch vertragsmäßig die Hälfte des erforderlichen Kapitals von Japan leihen und Japaner als Chefingenieure anstellen muß.

Ferner hat sich China anscheinend auch verpflichtet, die Bahn von Kirin bis zur koreanischen Grenze weiterzuführen und sie dort an die von Japan zu bauende Strecke Gensan—Choiriöng anzuschließen. Zwischen Söngtjin, das neuerdings von den Japanern zum Freihafen erklärt wurde, und Choiriöng (200 km) ist noch vom Kriege her eine Förderbahn auf Vollbahnunterbau in Betrieb. Erweiterungsarbeiten sind hier mithin nicht sehr schwierig. Gegen eine etwaige Bedrohung durch das nur auf etwa 200 km in der Flanke gelegene Wladiwostok wird diese Linie in ihrem östlichen Teil durch den starken Abschnitt des unteren Tumen mit seinen schon jetzt feldmäßig gesperrten Übergangsstellen und demnächst durch das schwierige Gebirgsland an der russisch-chinesischen Grenze geschützt. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Ausbau der Strecke Söngtjin—Choiriöng und die Neuanlage der Linie Gensan—Söngtjin in absehbarer Zeit von den Japanern in Angriff genommen werden. Man rechnet mit ihrer Fertigstellung bis zum Jahre 1914.

Für das Stück Kirin—Choiriöng (300 km) kommen zwei Trassen in Betracht: eine südliche im Tale des Sungari und oberen Tumen und eine nördliche über Omosso. Wahrscheinlich wird diese — sie ist in der Skizze eingezeichnet — gewählt werden, da sie geringere Geländeschwierigkeiten bietet. Sie hat nur die Gebirgskette des Loeling mit Paßhöhen von 811 und 558 m zu überwinden, während die südliche Trasse mehr als doppelt so große Steigungen aufweisen würde.

Überführung von Truppen von Japan nach Korea.

So werden mithin die Japaner um das Jahr 1914 über zwei Aufmarschbahnen nach der Gegend von Mukden und voraussichtlich über eine Linie bis zur Grenze Nordostkoreas verfügen.

Die Überführung von Truppen nach Korea wird dann selbst durch eine überlegene Flotte kaum mehr gestört werden können. Sie ist geschützt durch die Befestigungen von Sasebo und der Insel Tsujima sowie durch Masampo, dessen Ausbau zu einem Kriegshafen erster Klasse in Angriff genommen worden ist.

Soweit als angängig wird man übrigens auch die anderen Häfen Koreas zu Landungszwecken ausnutzen. Ihr Anschluß an die Längsbahn ist teils bereits hergestellt, wie bei Tschinampo und Tschemulpo, teils beschlossen, wie bei Yangampo, Kunsanpo und Mokpo.

Schiffsmaterial zur Überführung des Heeres nach dem Festland ist reichlich vorhanden. Gemäß einer bekannt gewordenen Statistik vom Herbst 1907 verfügte Japan

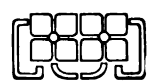
damals bereits über 339 größere Dampfer mit einer Ladefähigkeit von 900 000 Tonnen. Für den Transport nach der nahegelegenen südkoreanischen Küste — die Entfernung Shimonoseki oder Sasebo—Fusan beträgt nur 120 Seemeilen, d. h. 10 bis 12 Stunden Fahrtzeit — werden auch kleinere Dampfer nutzbar gemacht werden können. An solchen waren noch 240 mit einer Ladefähigkeit von 140 000 Tonnen vorhanden. Rechnet man damit, daß bei Ausbruch eines Krieges auch nur ein Drittel aller dieser Schiffe verfügbar ist, so würden sie doch etwa 350 000 Tonnen Gehalt aufweisen. Das würde genügen, um sechs Divisionen auf einmal abzutransportieren, da nach der japanischen Felddienstordnung eine Division mit ihren Kolonnen und Trains nur rund 60 000 Tonnen Laderaum beansprucht.*)

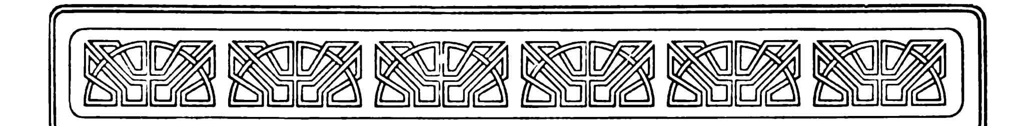
Die Nordchinesische Bahn Shanhaikwan—Hsinmintun.

Bei einem Zusammengehen Chinas mit Japan gegen Rußland würde sich schließlich noch eine weitere Aufmarschlinie ergeben durch die Nordchinesische Bahn Shanhaikwan—Hsinmintun, deren Verlängerung nach Mukden kürzlich fertiggestellt worden ist. Die Leistungsfähigkeit dieser Linie wird auf zehn Züge täglich angegeben. Eine Verlängerung der Nordchinesischen Bahn von Hsinmintun nach Fakumön wird von China angestrebt, von Japan jedoch bekämpft, da sie eine wirtschaftliche Konkurrenz für die südmandschurische Linie schaffen könnte. Dasselbe würde für eine Bahn Kintschou—Tsitsikar—Aigun zutreffen, die mit Zustimmung Chinas von amerikanischen und englischen Kapitalisten gebaut werden sollte. Konnte sich Japan aus wirtschaftlichen Gründen mit ihr nicht einverstanden erklären — militärisch wäre ihm diese Linie bei einem Zusammengehen mit China vielleicht von Vorteil —, so mußte für Rußland eine solche neue Aufmarschbahn, die bis zu seiner Gebietsgrenze am Amur heranreichen sollte, von vornherein unannehmbar sein.

Auf der Grundlage des gemeinsamen Widerstandes gegen dieses Bahnprojekt ist kürzlich eine allgemeine Einigung zwischen Japan und Rußland gegen Eingriffe dritter Mächte in die Frage der mandschurischen Bahnbauten zustande gekommen. Sie entspricht außerdem dem Wunsche Rußlands wie Japans, Konflikte untereinander hinauszuschieben, bis die Rüstungen weiter fortgeschritten sind. Daß sich solche Konflikte in der Zukunft ebensowenig vermeiden lassen werden wie in der Vergangenheit, dafür sprechen die durchaus entgegengesetzten politischen und Handelsinteressen beider Staaten im fernen Osten.

*) Auf einen Mann werden 1,5, auf ein Pferd 4,5 Tonnen gerechnet. Bei Fahrten unter 48 Stunden wird die Ladefähigkeit der Schiffe auf das Doppelte veranschlagt.





Die Übungen des Beurlaubtenstandes in Frankreich im Jahre 1909.

Das Gesetz vom 14. April 1908.



Die Übungen des Beurlaubtenstandes haben in Frankreich im Jahre 1909 zum ersten Male in vollem Umfange nach dem Gesetz vom 14. April 1908 stattgefunden.

Die durch dieses Gesetz von Grund aus geänderten Übungsbestimmungen wurden im vorigen Jahre an dieser Stelle*) eingehend besprochen. Es müssen, um das Wesentlichste der neuen Bestimmungen nochmals zusammenzufassen, alle diensttauglichen Mannschaften des Beurlaubtenstandes ausnahmslos ihre drei Pflichtübungen ableisten. Befreiungen von Übungen sind unstatthaft. Übungsaufschub darf nur für ein Jahr bewilligt werden. Die Zeitdauer der Übungen ist dafür gekürzt. Bei den Fußtruppen sind die Mannschaften zur ersten Reserveübung möglichst während der Herbstübungen zu den aktiven Truppen einzuberufen. Die zweite Reserveübung ist mit wenigen Ausnahmen in besonderen Formationen (Reserve-Infanterie-Regimentern und Reserve-Jäger-Bataillonen) abzuleisten. Für die dritte (Territorial-) Übung sind Territorial-Infanterie-Regimenter und Territorial-Jäger-Bataillone aufzustellen. Die Mannschaften der anderen Waffen haben alle drei Übungen in Raten bei den aktiven Truppenteilen oder im unmittelbaren Anschluß an diese als Reserve-Batterien, Territorial-Eskadrons, Territorial-Abteilungen usw. zu erledigen. Die Offiziere sollen grundsätzlich alle zwei Jahre üben. Die Dauer ihrer Reserveübungen soll im allgemeinen 24, die der Territorialübungen 10 Tage nicht überschreiten. Als Grundsatz gilt, daß jeder Offizier und Mann möglichst bei dem Truppenteil übt, für den er im Mobilmachungsfall bestimmt ist.

Diese neue Art, in der die Übungen jetzt abzuleisten sind, kam im Jahre 1908 noch nicht vollständig zur Anwendung. Die vorjährigen Betrachtungen mußten sich daher hauptsächlich darauf beschränken, die neuen Bestimmungen theoretisch zu er-

*) VI. Jahrgang, 1909, 4. Heft, Seite 671 ff.

läutern. In den nachstehenden Ausführungen sollen nun ergänzend der Verlauf der Übungen während eines ganzen Jahres und die bei ihnen gesammelten praktischen Erfahrungen besprochen werden. Die großen Anstrengungen, die Frankreich auf dem Gebiet der Ausbildung seines Beurlaubtenstandes macht, werden hierbei besonders deutlich hervortreten.

Verfügungen des Kriegsministeriums für die Übungen des Beurlaubtenstandes im Jahre 1909.

Gemäß Verfügung des Kriegsministers vom Oktober 1908 waren für 1909 — abgesehen von den noch vorhandenen Nachzüglern, die nach dem alten Wehrgesetz nur ein Jahr aktiv gedient und daher 28 Tage zu üben hatten — einzuberufen:

zur ersten 23tägigen Reserveübung (1. appel) die Jahresklassen 1901 und 1902 sowie die Leute, die 1908 einen Übungsaufschub erhalten hatten;

zur zweiten 17tägigen Reserveübung (2. appel) die Jahresklassen 1898 und 1899 der Subdivisions-Regimenter,*) die das zweite Regiment ihrer Brigade bilden, sowie der Jäger-Bataillone mit geraden Nummern, ferner die Jahresklasse 1899 der Regional-Regimenter,*) der vierten Bataillone in den Festungen, der Zuaven- und Kolonial-Infanterie-Regimenter und aller anderen Waffen außer Infanterie und Verwaltungstruppen, schließlich die 1908 von der zweiten Übung befreiten Leute;

zur dritten 9tägigen (Territorial-) Übung (3. appel) die Jahresklassen 1892 und 1893 der Territorial-Infanterie-Regimenter, die dem ersten aktiven Regiment ihrer Brigade zugeteilt sind,**) der Territorial-Jäger-Bataillone, die von den aktiven Bataillonen mit ungerader Nummer aufgestellt werden, ferner der ungeraden Territorial-Zuaven-Bataillone, der leichten Territorial-Eskadrons, der Territorial-Artillerie-Abteilungen, die von den Regimentern mit der hohen Nummer in jeder Brigade aufgestellt werden, ferner der ungeraden Fußartillerie- und Genie-Bataillone sowie die Jahresklasse 1893 der Verwaltungstruppen und des Trains;

zu einer Kontrollversammlung***) oder Übung im Bahn-, Wege- oder Küstenschutz die Jahresklasse 1888 der Mannschaften der Reserve der Territorial-Armee.

Nach dem Budget des Kriegsministeriums sollten im ganzen im Jahre 1909 üben:

8823 Offiziere, 359 798 Mann der Reserve,
8459 „ 164 000 „ der Territorial-Armee.

Diese Zahlen sind wie im Jahre 1908 ganz bedeutend überschritten und die hierdurch entstandenen Mehrkosten durch Nachtragskredite bewilligt worden.

---

*) Die 145 „Subdivisions-Regimenter“ der Infanterie haben einen eigenen Ergänzungsbezirk, die später an der Ostgrenze aufgestellten 18 „Regional-Regimenter“ dagegen nicht.

**) Jedes Subdivisions-Regiment stellt im Mobilmachungsfalle ein Territorial-Regiment auf.

***) Die französische Kammer hat für 1910 die für die Kontrollversammlungen der Mannschaften der Reserve der Territorial-Armee beantragten Mittel gestrichen. In einer Resolution wurde gleichzeitig ausgesprochen, daß diese Kontrollversammlungen in Zukunft nicht mehr stattfinden sollen. Hierzu ist zu bemerken, daß die Leute der Reserve der Territorial-Armee in Frankreich ihrem Lebensalter nach etwa den Mannschaften unseres Landsturms II entsprechen.

Nach amtlicher Feststellung wurden für 1909 als übungspflichtig einberufen:

515 682	Reservisten (1. und 2. appel),
226 997	Territorialmannschaften
742 679	Mann.

Hiervon leisteten die Übung ab:

425 319	Reservisten,
189 473	Territorialmannschaften
614 792	Mann.

Von den Übungspflichtigen des Jahres 1909 haben hiernach 82,8 v.H. (gegen 81,8 v.H. im Jahre 1908 und 68,7 v.H. vor Einführung der neuen Übungsbestimmungen im Jahre 1907) geübt.

Zu den angeführten Bestimmungen und Zahlenangaben ist zu bemerken, daß sich die Übungen des Beurlaubtenstandes nach wie vor noch in einem Übergangsstadium befinden. Erst vom Jahre 1914 ab wird die durch das Gesetz vorgesehene Regelung endgültig durchgeführt sein. Zu der ersten Reserveübung wird dann jährlich nur ein Jahrgang, zu den beiden anderen Übungen, wie 1909, nach den Waffen usw. verschieden, entweder ebenfalls ein geschlossener Jahrgang, oder, wie zu den Reserve- und Territorial-Regimentern der Infanterie, die Hälfte von zwei Jahrgängen eingezogen werden. Im ganzen werden also drei volle Jahresklassen üben. Die Zahl der Übungspflichtigen wird sich damit gegen jetzt verringern und von 1914 ab jährlich bis auf weiteres rund 600 000 Mann betragen.

Die französische Heeresverwaltung war im Jahre 1909 bemüht, durch günstige Verteilung der Übungsplätze die Ausbildung zu erleichtern und kriegsmäßig zu gestalten. Die etatmäßig bewilligten Reisekosten für die Beförderung von Übungsmannschaften nach Truppenübungsplätzen wurden beträchtlich überschritten. Um die Reservetruppen mit ihren höheren Führern in möglichst enge Fühlung zu bringen, trat eine neue Verfügung in Kraft. Nach dieser konnten Generale, die im Kriegsfalle Reserveformationen führen, während einiger Tage den Übungen dieser Einheiten auf Truppenübungsplätzen beiwohnen. Sonst wurden besondere Anordnungen für die Übungen 1909 nicht getroffen.

1. Reserveübung (1. appel).

Im ganzen waren zur ersten Übung, die durchweg bei den aktiven Truppenteilen abgeleistet wurde, 290 197 Reservisten einberufen. Hiervon übten tatsächlich 233 393 Mann = 80,5 v.H.

Von den bei der Infanterie übenden 157 659 Reservisten war wie im Vorjahre der größte Teil, nämlich 134 920 Mann = 85,6 v.H., zu den Herbstübungen eingezogen. An diesen nahmen tatsächlich 117 400 Mann teil. Die übrigen 17 520 Leute blieben fast sämtlich als schonungsbedürftig in der Garnison zurück. Durch

diese vorbeugende Maßnahme soll erreicht worden sein, daß während der Herbstübungen von den Reservisten nur 3 v.H. als Kranke usw. ausfielen.

Die Reservisten der anderen Waffengattungen übten in verschiedenen Raten (appels échelonnés) vom Monat März ab während des ganzen Jahres.

Der jährlich vom Kriegsminister an den Präsidenten der Republik zu erstattende Bericht spricht sich über das Ergebnis der ersten Reserveübung wie im Vorjahre außerordentlich günstig aus. Bei der Infanterie seien die Reservisten so einberufen worden, daß die aktiven Truppenteile 6 bis 12 Tage verfügbar hatten, um die Leute auf die Herbstübungen vorzubereiten, im besonderen sie einzumarschieren. Diese Vorbereitungszeit sei gut ausgenutzt worden. Die Reservisten hätten sich daher den Anstrengungen des Manövers durchaus gewachsen gezeigt.

Im Widerspruch zu diesen Angaben stehen verschiedene Veröffentlichungen von Offizieren in der Presse. In diesen wird überzeugend auseinandergesetzt, daß die Übungszeit gerade für die erste Reserveübung der Infanterie entschieden zu kurz bemessen sei; die vor dem Ausrücken zu den Herbstübungen verfügbaren wenigen Tage reichten für eine Vorbereitung keineswegs aus. An die Leute träten demzufolge unvermittelt große Anstrengungen heran, denen sie nicht gewachsen sein könnten. Das erzeuge Unlust und führe bei den Reservisten zu Ausschreitungen, die wieder sehr ungünstig auf die Disziplin auch der aktiven Mannschaften zurückwirkten. Man müsse also entweder die Übungszeit verlängern, oder auch für die erste Reserveübung besondere Formationen aus Mannschaften des Beurlaubtenstandes zusammenstellen.

Für die anderen, insbesondere die berittenen Waffen, wurde in Presse und Parlament gefordert, daß die Übungen nur in der besseren Jahreszeit (Juni bis Oktober, erforderlichenfalls auch April, Mai) stattfänden. Bei der Kavallerie und Artillerie könne naturgemäß wegen der Berittenmachung nur ein kleiner Teil der Leute während des Manövers üben. Dienstleistungen während der Monate November und Dezember, wie sie stattgefunden hätten, seien aber unbedingt zu vermeiden. Damit würde eine zweckmäßige Ausbildung der Reservisten nicht erreicht, der Dienstbetrieb der aktiven Truppe aber gleichzeitig erheblich beeinträchtigt.

2. Reserveübung (2. appel).

Nach dem amtlichen Bericht haben von 225 485 Übungspflichtigen 191 926 = 85,1 v.H. geübt.

Bei der Infanterie und den Jägern wurden 72 Reserve-Infanterie-Regimenter und 14 Reserve-Jäger-Bataillone aufgestellt. Von diesen 86 Reserve-Truppenteilen sind nur drei in der Garnison, alle übrigen aber auf Übungsplätzen, und zwar fast sämtlich bereits während der Monate April und Mai, zusammengezogen worden (1908 übten von 88 Reserveverbänden nur 64 auf Übungsplätzen). Einschränkend ist hierzu zu bemerken, daß Frankreich große Übungsplätze (camps de division), die den deutschen entsprechen, bis jetzt nur vier besitzt. Auf diesen haben nur vier Reserve-Regimenter ihre Übungen abgehalten, die übrigen übten auf den kleineren Schieß-

und Übungsplätzen (camps de brigades usw.). Immerhin war aber auch auf diesen Plätzen eine erheblich bessere Ausbildung als in der Garnison möglich. Die Monate April und Mai haben sich für die Übungen insofern am besten geeignet, als in dieser Zeit einerseits die Übungsplätze von den aktiven Truppen weniger stark in Anspruch genommen sind, und anderseits die zur Landbevölkerung zählenden Reservisten am besten abkommen können.

Die Stärke der Reserve-Infanterie-Regimenter soll nach dem Bericht des Kriegsministers durchschnittlich 1300, die der Reserve-Jäger-Bataillone 400 Mann betragen haben.

Von den anderen Waffen hat nur noch die Feldartillerie Reserveformationen aufgestellt. Bei jeder Brigade der 20 französischen Armeekorps wurde während der Schießübungen eine Reserve-Batterie mit aktiven Kadres gebildet. Die zu diesen Batterien tretenden Mannschaften wurden besonders ausgesucht (Richtkanoniere, besonders gewandte Bedienungsmannschaften). Nur ein kleiner Teil der Reservisten der Feldartillerie konnte naturgemäß auf diese Weise die zweite Übung ableisten. Der Rest und die Reservisten aller anderen Waffen übten genau wie beim 1. appel in Raten während des ganzen Jahres bei den aktiven Truppenteilen.

Die Reserve-Infanterie-Regimenter und Reserve-Jäger-Bataillone befanden sich nach dem Bericht des Kriegsministers durchschnittlich 13 Tage auf den Übungsplätzen. Die übrigen 4 Tage der Übungszeit mußten für die ärztliche Untersuchung, Einkleidung usw. in der Garnison, Transport zu und von den Übungsplätzen, sowie zur Vorbereitung der Entlassung verwendet werden. Die nach Abrechnung der Sonntage verbleibenden 10 bis 11 Ausbildungstage sollen lediglich zu feldmäßiger Ausbildung (Marsch, Gefecht, Schießen) benutzt worden sein. Der Kriegsminister bezeichnet die Ergebnisse der zweiten Reserveübung als „sehr zufriedenstellend". Auch der Geist und die Disziplin in den Reserveverbänden seien gut gewesen. Den im Jahre 1908 zutage getretenen Übelstand, daß die „cohésion du rang" nicht schnell genug erreicht wurde, habe man 1909 erfolgreich dadurch ausgeglichen, daß man die aktiven Kadres verstärkte. Diese Kadres und sämtliche Reserveoffiziere wurden einige Tage vor Beginn der Übung einberufen. Sie konnten so auf ihre Obliegenheiten vorbereitet werden.

Die in Zeitungen veröffentlichten Zeiteinteilungen für die Übungen bestätigen, daß die Zeit im allgemeinen peinlich für kriegsmäßige Ausbildung ausgenutzt worden ist. Die Urteile von Offizieren in der Presse sprechen ferner zum größten Teil aus, daß die Übungsdauer des 2. appel bei der Infanterie und den Jägern noch als ausreichend angesehen werden könne, da die Übung in besonderen Formationen und auf Übungsplätzen abgeleistet würde. Wenn man die 10 bis 11 Übungstage zweckmäßig ausnutze, könne etwas erreicht werden, umsomehr, als die Leute nicht durch Zerstreuungen, wie sie die Garnison böte, abgelenkt würden. Die Stärke der Reserve-

Infanterie-Regimenter habe aber entgegen den amtlichen Angaben vielfach tatsächlich nur 1000 Mann betragen. Sie sei also weit hinter der angestrebten halben Kriegsstärke zurückgeblieben. Teilweise habe man infolgedessen die Regimenter statt zu drei nur zu zwei Bataillonen aufgestellt.

Bezüglich der Übungen, die in Raten bei den aktiven Truppen abgeleistet wurden, sind die gleichen Erfahrungen wie bei der ersten Reserveübung zu verzeichnen gewesen.

Die 3. (Territorial-) Übung (3. appel).

Von 226 997 übungspflichtigen Territorial-Mannschaften leisteten 189 473 = 83,5 v.H. die Übung ab.

Nach Mitteilungen der Presse scheint die vorgeschriebene Zahl von 72 bis 73 Territorial-Regimentern und einigen Territorial-Jäger-Bataillonen tatsächlich geübt zu haben. Die Stärke der Regimenter wird auf 1300 bis 1600 Mann angegeben. Die Mehrzahl der Territorial-Infanterie-Truppenteile übte in der Garnison und nur ein kleiner Teil auf Übungsplätzen, einige Regimenter, wie im Vorjahre, auch in Festungen, für die sie im Kriegsfalle als Besatzung bestimmt sind. Die Übungen wurden im wesentlichen während des Sommerhalbjahres erledigt. Nur einzelne Regimenter übten in den Monaten Oktober und November. In verschiedenen Fällen wurden die Bataillone eines Territorial-Infanterie-Regiments, meistens aus Rücksicht für die Unterbringung, in zwei bis drei Raten nacheinander einberufen.

Die Mannschaften der übrigen Waffen übten in den vorgeschriebenen besonderen Formationen (Territorial-Eskadrons, Territorial-Artillerie-Abteilungen usw.) im Anschluß an die aktiven Truppenteile.

Der Kriegsminister sieht in seinem Bericht das Ergebnis der dritten Übung nicht als vollständig befriedigend an. Den aufgestellten Territorialverbänden habe es, wie im Vorjahre, an der erforderlichen Geschlossenheit und Durchbildung gefehlt. Dieser Übelstand könne nur dadurch beseitigt werden, daß künftig die aktiven Truppen ein erheblich größeres Ausbildungspersonal als bisher zu den Territorialverbänden stellten. Zahlreiche Veröffentlichungen von Offizieren ergänzen diese Darstellung dahin, daß an dem ungenügenden Ergebnis der dritten Übung hauptsächlich die viel zu kurz bemessene Übungszeit schuld sei. Die nach Abzug von Eintreffe- und Entlassungstag sowie von 1 bis 2 Sonntagen verbleibenden 5 bis 6 Übungstage reichten für die Ausbildung in keiner Weise aus.

Die bekannt gewordenen Übungsprogramme zeigen im allgemeinen wie 1908 das Bestreben, die Zeit für die kriegsmäßige Ausbildung auszunutzen. Soweit wie möglich wurden die Territorialtruppen auch an Ort und Stelle über die ihnen im Kriegsfalle im Etappen- und Grenzschutzdienst usw. zufallenden Aufgaben unterwiesen. An einem der beiden letzten Übungstage fand meistens eine größere Übung in Verbindung mit aktiven Truppen statt.

Übungen der Mannschaften der Reserve der Territorial-Armee in Küsten-, Wege- und Bahnschutz wurden wie im Vorjahre, meistens in dreitägiger Dauer, in verschiedenen Gegenden abgehalten.

Übungen im Küsten-, Wege- und Bahnschutz.

Über sonstige besondere Übungen im Rahmen der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen ist noch folgendes anzuführen.

Besondere Übungen.

Eine Anzahl von Reservisten der Kavallerie wurde wieder als „berittene Aufklärer der Infanterie" zu den Herbstübungen eingezogen.

Die Reservisten der Telegraphentruppen wurden zu besonderen Telegraphenübungen einberufen.

Während der Herbstübungen konnten Reservisten auch ihre Übung derart ableisten, daß sie ein oder zwei Zugpferde oder einen Kraftwagen mitbrachten. In beiden Fällen wurden entsprechende Entschädigungen gewährt.

Um einen ausreichenden Stamm an Mannschaften für die Maschinengewehr-Abteilungen der Reserveverbände zu gewinnen, wurde eine Anzahl von Reservisten der Infanterie während ihrer Übung am Maschinengewehr ausgebildet.

Übungsaufschub.

Im Jahre 1909 erhielten im ganzen 41 356 Mann Übungsaufschub. Berücksichtigt man hierbei, daß der Kriegsminister selbst verfügt hatte, alle begründeten Gesuche um Aufschub wegen der Ernteverhältnisse wohlwollend zu behandeln, und ferner, daß die Übungen beim 15. Armeekorps infolge der Erdbeben zum größeren Teil nicht stattfinden konnten, so ergibt sich nur ein geringer Ausfall. Dieses energische Bestreben der Militärbehörden, alle Leute des Beurlaubtenstandes zu den drei Pflichtübungen auch tatsächlich heranzuziehen, wurde bei den Verhandlungen im Parlament besonders anerkannt und auch für die Zukunft gefordert.

Einkleidung. Unterbringung.

Die Einkleidung stieß vielfach auf Schwierigkeiten und zwar in ausgesprochenster Weise bei den Territorialmannschaften. Die aktiven Kompagnien, aus deren Beständen die Einkleidung bestimmungsgemäß zu erfolgen hat, waren nicht imstande, die für die Territorialmannschaften passenden Bekleidungsstücke zur Verfügung zu stellen. Die Abänderung der Sachen aber erforderte zu viel Zeit. Bei der einzelnen Territorial-Kompagnie konnten so durchschnittlich 10 Leute auch am dritten und vierten Übungstage noch nicht zum Dienst erscheinen, weil sie nicht eingekleidet waren. Man fordert demzufolge, daß bei den Brigaden oder Regimentern ein größerer Bestand an Bekleidungsstücken für die Territorialmannschaften niedergelegt werde.

Die Unterbringung der Mannschaften soll zum Teil mangelhaft gewesen sein: die Übungsmannschaften wurden entweder viel zu eng in Kasernen und Baracken oder in sonst ungeeigneten Räumlichkeiten in der Stadt untergebracht. Bei den Parlamentsverhandlungen und in der Presse wurde über diesen Mißstand lebhaft geklagt.

Gesundheitszustand. Disziplin.

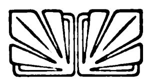
Der Gesundheitszustand der eingezogenen Mannschaften ließ hauptsächlich bei den Übungen zu wünschen übrig, die in Garnisonen stattfanden. Hier soll in verschiedenen

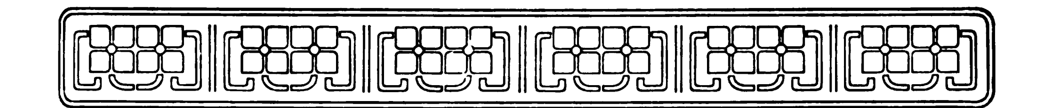
Fällen der schlechte gesundheitliche Zustand in der Zivilbevölkerung oder in den aktiven Truppenteilen nachteilig auf die Mannschaften des Beurlaubtenstandes eingewirkt haben.

Die Disziplin während der Übungen wird in dem amtlichen Bericht gelobt. Demgegenüber ist aber in den Zeitungen eine Reihe schwerster Verstöße gegen die Mannszucht veröffentlicht worden.

In einer ganzen Zahl von Fällen forderten ferner Übungsmannschaften in ungehörigster Form ihre vorzeitige Entlassung. Diese wurde darauf auch gewährt. Eine Bestrafung erfolgte nicht.

Die Erfahrungen, die bei den Übungen des Beurlaubtenstandes in Frankreich im Jahre 1909 gemacht wurden, bestätigen hiernach durchaus den Eindruck, der bereits im Vorjahre gewonnen wurde. Die Vor- und Nachteile der neuen Übungsbestimmungen traten noch schärfer hervor. Die Art, in der jetzt die Übungen des Beurlaubtenstandes abgehalten werden, hat sich im allgemeinen als praktisch bewährt. Die Bestrebungen, die Mannschaften des Beurlaubtenstandes kriegsmäßig in ihren Verbänden auszubilden, werden aber dadurch wesentlich beeinträchtigt, daß man mit der Einführung der an sich praktischen Übungsbestimmungen die Dauer der Übungen herabsetzen mußte.





Die Verdienste des Präsidenten Roosevelt um die Landmacht der Vereinigten Staaten.

Präsident Roosevelt hat als erster amerikanischer Staatsmann die militärpolitischen Folgerungen aus der Lage gezogen, die sich für die Union durch den Erwerb von Kolonialbesitz im Stillen Ozean ergeben hatte. Er erkannte die Notwendigkeit, die Kriegsbereitschaft der Vereinigten Staaten zu Wasser und zu Lande zu erhöhen, und setzte seine ganze Persönlichkeit ein, um dieses Ziel zu erreichen. Der Aufschwung, den die amerikanische Flotte dank seinen Bemühungen genommen hat, ist der Welt durch ihre Fahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ozean vor Augen geführt worden. Gleichzeitig wurde die Bedeutung des Panama-Kanals dargetan, der die Dauer der Flottenfahrt von drei Monaten auf ebensoviele Wochen verkürzt hätte. Sein Bau ist nur auf das Drängen Roosevelts hin von der Union in die Hand genommen und so eifrig gefördert worden, daß sie damit rechnen darf, den Kanal 1915 zu eröffnen.

Die Reformbestrebungen Roosevelts stoßen auf Widerstand.

Weniger augenfällig wie diese, sind die Verdienste des Präsidenten Roosevelt um die Landmacht der Vereinigten Staaten. Sie sollen im folgenden kurz gewürdigt werden.

Um hierfür den richtigen Maßstab zu gewinnen, muß man die Widerstände berücksichtigen, die Präsident Roosevelt bei der Reorganisation der amerikanischen Landmacht zu überwinden hatte. Wie jeder Bahnbrecher stieß er bei seinen Volksgenossen auf Mangel an Verständnis, und dies fiel hier um so schwerer ins Gewicht, als die eigenartigen amerikanischen Verhältnisse es dem Staatsoberhaupt unmöglich machen, eine Reform auch nur einzuleiten, bevor er die öffentliche Meinung für sie gewonnen hat. Die gesetzgeberische Initiative liegt nämlich in der Union nicht bei der Regierung, sondern bei der Volksvertretung, die sich zu einschneidenden Neuerungen erst dann zu entschließen pflegt, wenn sie von der öffentlichen Meinung gebieterisch gefordert werden. Hieraus ergibt sich, wo Präsident Roosevelt den Hebel anzusetzen hatte.

Vor Roosevelt legten die Amerikaner den Schwerpunkt ihrer Landesverteidigung in die Freiwilligen-Armee.

Ein Freistaat, so lautete bis vor kurzem das militärische Glaubensbekenntnis des Amerikaners, muß sich mit Freiwilligen verteidigen. Der Union, die über 16 Millionen Wehrfähiger verfüge, werde dies, auch einer Militärmacht gegenüber, nicht schwer fallen. Der Unabhängigkeits- und der Sezessionskrieg hätten ja gezeigt, was man sich von amerikanischen Freiwilligen versprechen dürfe. Man beabsichtigte infolgedessen, die Aufgaben der Landesverteidigung in der Hauptsache mit einer Freiwilligen-

Armee zu lösen, die im Ernstfalle erst improvisiert werden sollte. Allerdings verfügt die Union von jeher bereits im Frieden über eine, wenn auch geringe Landmacht, die sich aus zwei wesensungleichen Bestandteilen, den regulären Bundestruppen unter dem Präsidenten und der Bürgerwehr (organisierten Miliz) der 48 Einzelstaaten unter deren Gouverneuren, zusammensetzt. Sowohl Bundestruppen wie Bürgerwehr sind aber nicht in Hinblick auf äußere, sondern innere Feinde errichtet worden. Jene hatten zunächst die wilden Indianer im Zaum zu halten und nach 1898 die Ruhe in den amerikanischen Kolonien herzustellen und aufrecht zu erhalten; diese, die Bürgerwehr, sollte den Gouverneuren bei inneren Unruhen als Rückhalt dienen und sie der Notwendigkeit überheben, die Hilfe der Bundestruppen gegen amerikanische Bürger in Anspruch zu nehmen. Außerdem war sie als Friedensschule für die Freiwilligen gedacht, aber diese Aufgabe wurde von ihren Vorgesetzten nicht recht ernst genommen. Beide Bestandteile der Landmacht haben sich in ihrem beschränkten Wirkungskreis bewährt. Ihre Gliederung, Ausbildung usw. waren aber, als Roosevelt die Präsidentschaft übernahm, nur auf den Polizei- und Kolonialdienst zugeschnitten. In einen großen Krieg wären sie fast ebenso unvorbereitet eingetreten, wie die Freiwilligen-Armee.

Daß die Amerikaner den Schwerpunkt der Landesverteidigung in diese legten, ist aus der geschichtlichen Entwicklung der Union zu erklären. Sie hat sich die Unabhängigkeit vom Mutterlande mit Freiwilligen gegen Söldnertruppen erkämpft und ist seither in keinen ernsthaften Kampf mit einer auswärtigen Macht verwickelt worden. Die amerikanischen Freiwilligen haben wiederholt, und besonders im Sezessionskriege, Hervorragendes geleistet. Aber gerade die Geschichte dieses Krieges lehrt, daß bewaffnete Massen noch keine Armeen sind. Die Heere der Süd- und erst recht die der Nordstaaten haben Monate gebraucht, bis sie den Aufgaben des Stellungskrieges, und Jahre, bis sie denen des Bewegungskrieges einigermaßen gewachsen waren. Die Abwehr einer Invasion würde den Amerikanern vorwiegend erstere Aufgabe stellen, immerhin würden aber ihre Freiwilligen einer mehrmonatigen Schulung bedürfen, um sie zu lösen. Der springende Punkt ist mithin, ob die Amerikaner im Ernstfalle unbedingt auf eine mehrmonatige Frist für die Ausbildung ihrer improvisierten Freiwilligenarmee rechnen können. Die Siege der modernen Technik über Raum und Zeit haben die Vorteile der geographischen Lage Amerikas erheblich vermindert. Es liegt also immerhin wohl die Möglichkeit vor, daß eine Landung versucht wird, bevor die Freiwilligen-Armee imstande ist, ihr wirksam entgegenzutreten.

Roosevelt erkennt die Notwendigkeit, die schon im Frieden bestehende Landmacht auszubauen.

Jedenfalls hat sich Präsident Roosevelt die obige Frage in diesem Sinne beantwortet. Daraus ergab sich für ihn die Notwendigkeit, den Schwerpunkt der Landesverteidigung aus der Freiwilligen-Armee in die Landmacht zu verlegen, die schon im Frieden vorhanden ist. Diese ist demnach so auszubauen, daß sie allein die Sicherheit der Küsten und des Inselbesitzes der Union gewährleistet, bis die Freiwilligen-Armee in den Kampf eingreifen kann. Im Hinblick hierauf hat Präsident Roosevelt

seiner Heeresreform das Ziel gesteckt, Bundestruppen und Bürgerwehr schon im Frieden in organische Verbindung miteinander zu bringen. Nur dadurch ließen sich ihre gleichmäßige Ausbildung für den großen Krieg und ihre schleunige Mobilmachung als Armee erster Linie sicherstellen. Ferner gelte es, um die Frist, in der die Armee erster Linie nur auf sich angewiesen ist, möglichst abzukürzen, die Aufbringung einer Armee zweiter Linie aus Freiwilligen schon im Frieden vorzubereiten. Außerdem müsse man, um die Aufgaben der Landesverteidigung zu erleichtern und gleichzeitig der Flotte volle Bewegungsfreiheit zu verschaffen, die Befestigungen an den Küsten und auf den amerikanischen Inseln ausbauen.

Roosevelt sucht die öffentliche Meinung für seine Reformpläne zu gewinnen.

In den ersten Jahren seiner Präsidentschaft hatten die Versuche Roosevelts, weitere Kreise zu seinen militärpolitischen Ansichten zu bekehren, nur wenig Erfolg. Er ließ aber in seinen Bemühungen nicht nach; politische Ereignisse kamen ihm zu Hilfe, und so ist es ihm denn schließlich gelungen, die öffentliche Meinung in der Union seinen Reformplänen günstig zu stimmen. Der Kongreß und die Gouverneure der Einzelstaaten sind ihm seither weiter entgegengekommen als wohl irgend jemand erwartet hatte. Da jedoch die Reformbewegung erst in seinen letzten Regierungsjahren in Fluß kam, und Roosevelt es ablehnte, sich erneut um die Präsidentschaft zu bewerben, so hat er persönlich nur die Grundlage der Heeresreform legen können. Auf diesem Fundament wird aber in seinem Sinne weitergebaut. Der Wechsel in der Präsidentschaft hat nämlich, da Präsident Taft unter seinem Vorgänger mehrere Jahre das Amt des Kriegsministers bekleidet hat, auf militärpolitischem Gebiet keinen Systemwechsel veranlaßt. Das Zeitmaß, in dem die Reformen durchgeführt werden, hat sich allerdings verlangsamt, seitdem die Persönlichkeit Roosevelts nicht mehr hinter ihnen steht.

Gegenwärtiger Stand des amerikanischen Heerwesens.

Am 2. Dezember 1909 ist in Washington der „Jahresbericht" des Kriegsministers Dickinson erschienen. Mit den Jahresberichten der amerikanischen Minister hat es folgende Bewandtnis. Es ist schon erwähnt worden, daß die gesetzgeberische Initiative nach der amerikanischen Verfassung nicht der Regierung sondern der Volksvertretung zusteht. Die Regierung muß sich deshalb damit begnügen, Reformvorlagen anzuregen. Dies geschieht, da die Mitglieder der Regierung den Kongreßverhandlungen nicht beiwohnen, auf schriftlichem Wege; seitens des Präsidenten durch sogenannte Botschaften und seitens der Minister durch die Jahresberichte. Der Bericht des Kriegsministers umfaßt für gewöhnlich zehn Bände und ist die beste Quelle für Nachrichten über die amerikanische Landmacht. Er vergleicht den Zustand der Armee in bezug auf Stärke, Mannszucht, Bewaffnung usw. zu Beginn mit dem am Ende des Berichtsjahres und schildert dessen Verlauf in allen Einzelheiten. Die vorhandenen Mißstände werden — denn sonst würde der Bericht ja seinen Zweck verfehlen — mit großer Offenheit besprochen. Anschließend wird dann ausgeführt, wie sie nach Ansicht der Heeresverwaltung zu beseitigen wären. An der Hand des letztjährigen Berichts

soll nun im folgenden der gegenwärtige Zustand des amerikanischen Heerwesens skizziert werden. Wo Reformen unter Präsident Roosevelt durchgeführt worden sind, soll ihrer gedacht und an den einschlägigen Stellen auf die Reformen eingegangen werden, die für die nächste Zeit in Aussicht genommen sind.

Oberste Militärbehörden.

Den Oberbefehl über die Bundestruppen führt der Präsident, der sich in der Ausübung der Komandogewalt im Frieden durch den Kriegsminister und im Kriege durch einen Generalissimus vertreten läßt. Der militärische Berater des Präsidenten und des Kriegsministers, die in der Regel Zivilisten sind, ist der Chef des Generalstabes der Armee, der im Ernstfalle zum Generalissimus ernannt werden dürfte. Der amerikanische Generalstab ist erst unter der Regierung des Präsidenten Roosevelt durch ein Gesetz vom 14. Februar 1903 errichtet und dem Kriegsministerium angegliedert worden. Die Stellung seines Chefs ist ganz eigenartig. Die Frage, ob er dem Kriegsminister neben= oder untergeordnet ist, wird von dem Gesetz vom 14. Februar 1903 offen gelassen. Sein Wirkungskreis ist nicht scharf umschrieben. Der Generalstabschef soll dem Kriegsminister an die Hand gehen und mit ihm gemeinsam die Oberaufsicht über das Kriegsministerium und die Truppen ausüben. Wie sich der Minister und sein militärischer Berater miteinander einspielen, bleibt ihnen überlassen. An den beiderseitigen Takt werden mithin hohe Anforderungen gestellt; volles wechselseitiges Vertrauen wird vorausgesetzt. Es ist deshalb vorgesehen, daß der Generalstabschef von seinem Posten zurücktritt, sobald sich ein Wechsel in der Präsidentschaft und damit in der Person des Kriegsministers vollzieht. Präsident Taft hat jedoch dem Rücktrittsgesuch des Generals Bell, den Präsident Roosevelt zum Generalstabschef ernannt hatte, nicht Folge gegeben. Erst im Sommer dieses Jahres wurde General Bell durch den rühmlichst bekannten General Wood ersetzt, nachdem sein vierjähriges Kommando zum Generalstabe abgelaufen war. In der Union dürfen nämlich Offiziere nicht länger als vier Jahre fortlaufend im Generalstabe oder im Kriegsministerium verwandt und erst wieder einberufen werden, nachdem sie zwei Jahre in der Front Dienst getan haben. General Bell hat das Kommando über die Truppen auf den Philippinen erhalten. Damit sind die beiden wichtigsten militärischen Posten, die Präsident Taft zu vergeben hat, mit hervorragenden Kräften besetzt, die das volle Vertrauen Roosevelts genossen haben, und von denen zu erwarten steht, daß sie ihre Aufgaben in seinem Sinne in Angriff nehmen.

Die regulären Bundestruppen.

Die Iststärke der Bundestruppen betrug am 15. Oktober 1909 4366 Offiziere, 80 897 Mann und damit 136 Offiziere, 3440 Mann mehr wie zum gleichen Zeitpunkte des Vorjahres. Bei der Iststärke sind hier die Sanitätsmannschaften (das Hospitalkorps) und die 50 Kompagnien eingeborener Hilfstruppen auf den Philippinen mitgezählt; die rund 9500 Mann starke Marine=Infanterie ist dagegen nicht in ihr enthalten, da sie dem Marine=Ministerium untersteht. Die Bundestruppen ergänzen sich durch Werbung und waren bis vor kurzem, wegen der hohen Arbeitslöhne, die

in der Union gezahlt werden, außerstande, ihren Ersatzbedarf auch nur annähernd zu decken. Diesem Übelstand ist aber dadurch abgeholfen worden, daß Präsident Roosevelt im Sommer 1908 den Kongreß zu bestimmen vermochte, den Sold erheblich aufzubessern. An den Mannschaftsersatz werden körperlich und geistig sehr hohe Anforderungen gestellt. Auch zur Zeit des empfindlichsten Rekrutenmangels wurden Bewerber, die ihnen nicht genügten, von den Werbeoffizieren abgewiesen. Der amerikanische Söldner hat das Zeug zu einem tüchtigen Feldsoldaten. Seine Dienstauffassung läßt sich mit der des Landsknechts vergleichen. Anstrengungen, deren Notwendigkeit er einsieht, nimmt er gern in Kauf. Dagegen lehnt er ab, sich mit dem, was er für Gamaschendienst hält, mehr als notwendig zu plagen. In sittlicher Hinsicht ist es, wie die Zahl der Desertionen beweist, nicht zum Besten mit ihm bestellt.

Das Offizierkorps.

Das amerikanische Offizierkorps ergänzt sich zu drei Vierteln aus dem Kadettenkorps Westpoint, das in mancher Beziehung als Musteranstalt gelten kann. Den Rest seines Ersatzbedarfes deckt es aus Zivilisten und aus dem Mannschaftsstande. An die Aspiranten aller drei Klassen werden in bezug auf Herkunft, allgemeine Bildung und militärische Leistungen die gleichen, recht hohen Ansprüche gestellt. Die jungen Offiziere machen daher in jeder Beziehung einen vorteilhaften Eindruck. Über einen starken Prozentsatz der älteren Offiziere wird dagegen in den kriegsministeriellen Berichten und den Botschaften der Präsidenten ein wenig günstiges Urteil gefällt. Die Schuld an dem, was ihnen vorgeworfen wird, ist aber wohl weniger ihnen selbst, als den Verhältnissen beizumessen. Die amerikanischen Offiziere verbringen den größten Teil ihrer Dienstzeit auf weltentlegenen Posten, in denen es an jeder Anregung und Gelegenheit zu militärischer Weiterbildung fehlt. Ein großer Teil gerade der befähigtsten Offiziere wird in den zahlreichen Bureaus des Kriegsministeriums dem Frontdienst entfremdet und betrachtet die zweijährigen Unterbrechungen des Kommandos nach Washington als verlorene Zeit. Um das Offizierkorps zu reformieren, ist es in erster Linie erforderlich, die Bestimmungen über die Beförderung und Verabschiedung abzuändern. Die Beförderung erfolgt bis zum Oberst einschließlich nach dem Dienstalter innerhalb der Waffen. Bis zum Major einschließlich ist sie von dem Ausfall einer Prüfung abhängig. Wer diese beim ersten Male nicht besteht, wird bei der Beförderung übergangen, wer einen zweiten Mißerfolg zu verzeichnen hat, wird verabschiedet. Die Generale werden von dem Präsidenten aus den Hauptleuten und Stabsoffizieren ohne Rücksicht auf das Dienstalter ernannt. Die Altersgrenze bildet für alle Dienstgrade das 62. Lebensjahr, sie kann jedoch für besonders befähigte Offiziere um zwei Jahre hinausgeschoben werden. Zwangsweise Verabschiedung vor erreichter Altersgrenze kann, mit Ausnahme des vorerwähnten Falles, nur auf Grund körperlicher Untauglichkeit oder sittlicher Unwürdigkeit, aber nicht wegen dienstlicher Unfähigkeit erfolgen. Präsident Roosevelt hat wiederholt, und auch noch in seiner letzten Botschaft, die gewissermaßen sein politisches Testament



darstellt, auf die Dringlichkeit einer Reform dieser Vorschriften hingewiesen. Er hat auch eingehende Vorschläge für die Regelung dieser Angelegenheit gemacht, ist aber mit seinen Vorstellungen bei der Volksvertretung nicht durchgedrungen. Immerhin hat sich aber auch im Rahmen der jetzigen Bestimmungen die Möglichkeit herausgestellt, eine Anzahl überalterter Offiziere aus dem Heere zu entfernen. Präsident Roosevelt hat eine Reitprobe eingeführt, der sich sämtliche Stabsoffiziere alljährlich unterziehen müssen. Sie besteht in einem dreitägigen Ritt, bei dem täglich 30 englische Meilen (48 km) innerhalb eines vorgeschriebenen Zeitraumes zurückzulegen sind. Wer dieser Probe nicht gewachsen ist, wird wegen körperlicher Untauglichkeit verabschiedet.

Gliederung der regulären Bundestruppen.

Die Bundestruppen gliedern sich in 31 Regimenter Infanterie, 15 Regimenter Kavallerie, 6 Regimenter Feldartillerie, 170 Kompagnien Küstenartillerie, drei Bataillone Genie und ein Signalkorps mit zwölf Kompagnien. Die Infanterie-Regimenter sind ebenso formiert wie die unsrigen. Die Kavallerie-Regimenter sind genau so gegliedert wie die der Infanterie und zwar in drei Eskadrons zu je vier Troops. Eine Teilung dieser unhandlichen Kavallerie-Regimenter ist unter Roosevelt angeregt worden, aber noch immer nicht erfolgt. Dagegen ist es dem vorigen Präsidenten gelungen, die Artillerie nach modernen Gesichtspunkten zu reorganisieren. Feld- und Küstenartillerie, die zusammen das Artilleriekorps bildeten, wurden von einander getrennt und erheblich vermehrt. Die Feldartillerie gliedert sich zurzeit in sechs (ein reitendes, drei fahrende, zwei Gebirgs-) Regimenter zu zwei Abteilungen zu drei Batterien zu vier Geschützen und acht (im Felde zwölf) Munitionswagen. Das Material für mehrere Batterien leichter Feldhaubitzen und schwerer Artillerie des Feldheeres ist fertiggestellt, und entsprechende Einheiten dürften in absehbarer Zeit formiert werden. Die Zahl der Küstenartillerie-Kompagnien wurde im Jahre 1907 von 122 auf 170 gebracht, von denen 42 als Minenkompagnien organisiert sind. Die Bewaffnung der amerikanischen Artillerie ist bis auf die der beiden Gebirgsartillerie-Regimenter, die demnächst neue Geschütze erhalten sollen, zeitgemäß. Das Signalkorps ist mit sämtlichen modernen Nachrichtenmitteln ausgerüstet; die Mannschaften dieses Korps werden als berittene Infanterie ausgebildet. In jedem Jahresbericht wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Zahl der Signalkompagnien zu erhöhen, da sich Signaleinheiten im Ernstfalle nicht improvisieren ließen.

Höhere Verbände wie der des Regiments bestehen nur in einem der neun Militärbezirke des Unionsgebiets, in dem man neuerdings versuchsweise ein Armeekorps errichtet hat. Im übrigen sind die Truppen unregelmäßig über die Militärbezirke verteilt und deren Kommandeuren unmittelbar unterstellt. Auf den Philippinen, deren Besatzung rund 20 000 Mann stark ist, bestehen drei Militärbezirke, deren Kommandeure einem kommandierenden General mit dem Sitz in Manila unterstellt sind. Die amerikanischen Truppen garnisonieren nicht wie die unsrigen in Städten.

Sie sind vielmehr in ständigen Lagern, sogenannten Forts, untergebracht, die meist noch aus der Zeit stammen, in der es die einzige Aufgabe der Armee war, die wilden Indianer in Schach zu halten. Organisation und Dislokation der Bundestruppen müssen gründlich umgestaltet werden, wenn der Grad von Schlagfertigkeit erreicht werden soll, der von Präsident Roosevelt angestrebt wurde. Auf die Art, wie man dies zu erreichen plant, soll später eingegangen werden.

Ausbildung.

Die Einzelausbildung des amerikanischen Soldaten ist infolge der langen Dienstzeit (die Anwerbung erfolgt auf drei Jahre) gut, wenn auch ohne Genauigkeit und Strammheit. Im Schulschießen, das sportsmäßig betrieben wird, leisten sämtliche Waffen ausgezeichnetes. Die Exerzierausbildung der Einheiten ist genügend, ihre Ausbildung im Felddienst liegt aber noch im argen. Gelegenheit, das Gefecht gemischter Verbände zu üben, bietet sich nur selten, da die Dislokation es fast unmöglich macht, Detachementsübungen abzuhalten. Sogenannte Manöver finden allerdings neuerdings statt, sie dienen aber in erster Linie nur der Ausbildung der Miliz. Ein großer Nachteil ist es ferner, daß die Mehrzahl der amerikanischen Offiziere zwar Erfahrungen im Kleinkriege besitzt, die Grundsätze der Ausbildung für den großen Krieg aber nicht beherrscht. Theoretisch wird freilich die moderne Kriegskunst in der Union fleißig studiert. Das Militärbildungswesen ist sehr entwickelt. Einer großen Zahl von Offizieren wird auf Waffenschulen und einer Kriegsakademie Gelegenheit geboten, sich militärwissenschaftlich zu bilden. Diese Anstalten sind aber außerstande, die praktische Schulung zu ersetzen, die der europäische Soldat durch die Herbstübungen in großen Verbänden erhält. Unter Präsident Roosevelt hat man deshalb damit begonnen, Offiziere zu europäischen Manövern zu entsenden. Wenn der Stand der Ausbildung der amerikanischen Bundestruppen also nach unsern Begriffen noch nicht als ausreichend bezeichnet werden kann, so ist doch immerhin ein wesentlicher Fortschritt gegen früher zu verzeichnen. Das ernste Streben zu lernen und fortzuschreiten tritt unverkennbar hervor, und bei den soldatischen Eigenschaften und der Willenszähigkeit des Amerikaners erscheint damit der endliche Erfolg gesichert.

Die Milizen der Einzelstaaten.

Der Eifer, sich für die Aufgaben der Landesverteidigung vorzubereiten, tritt neuerdings auch bei dem zweiten Bestandteil der amerikanischen Landmacht, der Bürgerwehr der Einzelstaaten, in die Erscheinung. Vor noch nicht allzu langer Zeit war für den Ernstfall auf eine wesentliche Unterstützung der Bundestruppen durch die Miliz nicht zu rechnen. Gliederung, Bewaffnung und Ausrüstung der Bürgerwehr waren in jedem Staate verschieden. Fachleute hatten bei ihrer Ausbildung nicht mitzureden. Bei Ausbruch eines Krieges stimmten die Milizeinheiten darüber ab, ob sie sich im Ernstfall von der Bundesregierung „anmustern" lassen wollten oder nicht. Stellte sich ein Truppenteil dem Präsidenten zur Verfügung, so geschah dies nicht etwa für die ganze Dauer des Feldzuges, sondern nur für einen bestimmten Zeitraum. Außerdem wurde dem Präsidenten nicht das Recht zugestanden, die Miliz

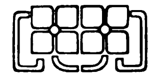


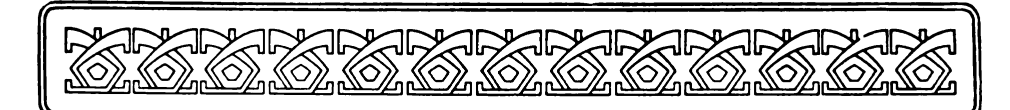
außerhalb des Unionsgebiets zu verwenden. Dies alles ist durch das neue Milizgesetz vom Sommer 1908 anders geworden. Dies Gesetz gibt dem Präsidenten das Recht, die organisierte Miliz der Einzelstaaten bei Kriegsgefahr mobilzumachen und sie während des ganzen Feldzuges in oder außer Landes zu verwenden. Der Präsident hat also von dem Augenblicke ab, wo er die Miliz einberuft, dasselbe Verfügungsrecht über sie wie über die Bundestruppen. Ferner wird durch das Milizgesetz bestimmt, daß jährlich von der Union Gelder für Hebung der Miliz auszuwerfen sind. Anrecht auf Unterstützung aus Bundesmitteln sollen aber vom 21. Januar 1910 ab nur die Staaten haben, deren Miliz in bezug auf Gliederung, Stärke der Einheiten, Ausbildung und Disziplin den Forderungen der Bundesregierung entspricht. Die Bundesregierung erhält damit ein beschränktes Aufsichtsrecht über die Miliz im Frieden, von dem sie allerdings in vorsichtiger Weise Gebrauch machen muß, um keine partikularistische Reaktion zu erzeugen. Seit aber einmal das Interesse der Miliz und ihrer Vorgesetzten für ihre Aufgaben im Ernstfalle geweckt ist, und das Verständnis für sie sich zu entwickeln beginnt, vollzieht sich das Zusammenarbeiten von Bundes- und Staatsorganen zur Hebung der Miliz ohne besondere Reibungen. Die organisierte Miliz ist zurzeit 119 000 Mann stark und hat seit dem letzten Jahr um 8000 Mann zugenommen. Sie ergänzt sich aus Freiwilligen, die sich auf drei Jahre verpflichten, jährlich an 24 einzelnen Übungstagen und während einer mindestens fünftägigen Marsch- oder Lagerübung Dienst zu tun. Die Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich, werden von den Kompagnien usw. gewählt. Die Generale und Stabsoffiziere werden von den Gouverneuren ernannt und haben das Recht, die Offiziere ihres Stabes zu ernennen. An Truppenteilen sind 141 Infanterie-Regimenter, 69 Kavallerie-Troops und 48 Feldbatterien vorhanden. Seit 1906 haben die Küstenstaaten einen Teil ihrer Infanterie- in Küstenartillerie-Kompagnien umgewandelt. Augenblicklich bestehen 119 Miliz-Küstenartillerie-Kompagnien, und 19 weitere sind in der Bildung begriffen. Die Ausbildung der Miliz erfolgt zwar immer noch unter Aufsicht der Gouverneure der Einzelstaaten, aber neuerdings im Benehmen mit der Heeresverwaltung des Bundes. Im Kriegsministerium ist eine Milizsektion gebildet worden, der eine Kommission von Milizoffizieren beigegeben ist. Von dieser Zentralstelle aus wird die Ausbildung der Miliz einheitlich geleitet. Die Milizen werden alljährlich von aktiven Offizieren besichtigt, die festzustellen haben, ob sie den Bestimmungen des Milizgesetzes von 1908 genügen. Auf Ersuchen der Gouverneure werden aktive Offiziere als Instrukteure zu den Milizen und Milizoffiziere zu den Waffenschulen kommandiert. Ferner hat man der Miliz das Recht eingeräumt, sich auf Bundeskosten an den Küstenschutz- und Lagerübungen der aktiven Truppen zu beteiligen. Von diesem Recht hat die Miliz auch schon ausgiebigen Gebrauch gemacht. Die gemeinsamen „Manöver", über die in den Zeitungen berichtet wird, dienen in erster Linie der Ausbildung der Miliz und tragen daher den Charakter von einfachen Gefechtsübungen.

Ein Versuch, der im letzten Jahre gemacht wurde, Manöver in unserem Sinne abzuhalten, hat gezeigt, daß die Miliz für derartige Übungen noch nicht reif ist. Man will deshalb in Zukunft wieder auf die bisherigen Lagerübungen zurückgreifen. Die Übungen im Küstenschutz sollen dagegen zur Zufriedenheit ausgefallen sein. Es besteht die Absicht, im Ernstfall jeder aktiven eine Miliz-Küstenartillerie-Kompagnie zuzuteilen. Ferner soll Milizinfanterie mit Feldgeschützen und Maschinengewehren den örtlichen Schutz der Küstenbefestigungen übernehmen, die an allen für eine Landung in Frage kommenden Punkten bestehen und modern ausgebaut und armiert sind.

Bisherige Ergebnisse der Reformbestrebungen Roosevelts.

Die Rooseveltsche Militärpolitik hat also schon bis heute den greifbaren Erfolg gezeitigt, daß eine Invasion den Widerstand starker und ausreichend bemannter Werke und einer, wenn auch nicht starken, so doch immerhin beachtenswerten Armee erster Linie zu überwinden hätte. Damit ist aber erst eine Etappe auf dem Wege erreicht, den Roosevelt der Entwicklung des amerikanischen Heerwesens vorgezeichnet hat. Die Fühlung, die Bundestruppen und Miliz gewonnen haben, soll noch enger und die Schwierigkeiten, die ihrer kriegsmäßigen Ausbildung im Wege stehen, sollen beseitigt werden. Eine Generalstabskommission unter General Wotherspoon, die noch unter Roosevelt zusammentrat, hat einen Reorganisationsentwurf ausgearbeitet, der diese Aufgaben zu lösen sucht. Die Bundestruppen sollen vermehrt und in acht Rahmen-Armeekorps gegliedert werden, in denen die Milizen der betreffenden Korpsbezirke ihre Ausbildung erhalten, und die sie im Ernstfalle auffüllen sollen. Für jeden Korpsbezirk ist ein Truppenübungsplatz vorgesehen. Ferner sollen die weitzerstreuten Forts aufgegeben und die Bundestruppen in Brigadelagern in der Nähe größerer Städte vereinigt werden. Die Bundesregierung hat auch schon mit der Verwirklichung dieser Pläne begonnen. Sie will zunächst erproben, ob sich die Reorganisation in der vorgeschlagenen Weise durchführen läßt. Zu diesem Zwecke hat sie am 1. Mai des Jahres das bisherige Ostdepartement versuchsweise in einen Korpsbezirk umgewandelt. Aus den im Ostdepartement stehenden Bundestruppen und den Milizen der meisten Bundesstaaten, die das Ostdepartement umfaßt, ist ein gemischtes Armeekorps gebildet worden. Falls sich die Neuorganisation bewährt, wird sie voraussichtlich auch in den übrigen Departements eingeführt werden. Ebenso wird auch der Gedanke Roosevelts, die Aufbringung der Armee zweiter Linie aus Freiwilligen schon im Frieden vorzubereiten, weiter an Boden gewinnen. Die Reformbewegung in der amerikanischen Landmacht ist im Fluß, und sie ist zu Unrecht von der Allgemeinheit bisher nicht genügend beachtet worden.



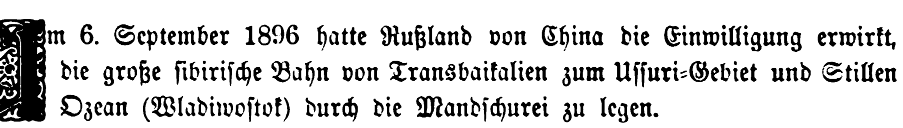


Befestigte Flottenstützpunkte,

am Beispiel der Kwantung-Halbinsel (Port Arthur 1898 bis 1904) erläutert.

Erwerbung der Kwantung-Halbinsel und Ausbau des Kriegshafens Port Arthur durch die Russen 1898 bis 1904.

Skizze 67.



Am 6. September 1896 hatte Rußland von China die Einwilligung erwirkt, die große sibirische Bahn von Transbaikalien zum Ussuri-Gebiet und Stillen Ozean (Wladiwostok) durch die Mandschurei zu legen.

Durch Vertrag vom 27. März 1898 wurde die Kwantung-Halbinsel mit ihren Häfen am stets offenen Meer russischer Pachtbesitz.*) Ausdrücklich ausbedungen war das Recht des Baues einer Stichbahn, der „ostchinesischen Bahn" nach Dalni—Port Arthur, und der Anlage von Befestigungen beliebiger Art.

Das alte Ziel russischer Staatskunst war hier erreicht: der Doppelaar wehte an eisfreier Küste. Hinter diesem neuen Besitz am offenen Weltmeer dehnten sich die reichen Gebiete des asiatischen Rußlands, erschlossen und mit der fernen Heimat verbunden durch die bald vollendete sibirische Bahn.

Wer auf Kosten anderer viel erstrebt, schafft sich Feinde; sie halten den Frieden nur so lange sie den Starken fürchten. Das Wirtschaftsleben aufstrebender Völker ist mit Naturnotwendigkeit offensiv. Nur der Staat behauptet sich bis zum Ende, der jeder Zeit diese Offensive des Friedens in der Offensive des Krieges durchsetzen kann. Das Unglück Rußlands wollte es, daß man den Anforderungen militärischer Machtsicherung nur zögernd und widerwillig nachkam. Ganz besonders traf das die Befestigungsanlagen der Kwantung-Halbinsel, als Aufwendungen, die nach der allgemeinen Ansicht am ehesten beschränkt werden könnten, da ihnen offensichtlich keine werbende Bedeutung zukam. So mußten die Befestigungen in ihrer Ausführung unzulänglich werden.

Jede Festungsanlage mit allen ihren technischen Vorkehrungen für Unterkunft, Verkehr und Kampf bestimmt sich nach Umfang und Art aus den Kräften, denen sie zu dienen hat. Das war hier eine in der Entwicklung begriffene, weit von der

---

*) Nach dem Wortlaut des Vertrages: Port Arthur und Ta liën wan mit der anliegenden Wasserfläche.

Heimat befindliche Flotte, die Rußlands Machtstellung im fernen Osten zu stützen und durchzusetzen hatte, und daneben eine entsprechend der Ausdehnung des Gebiets nicht unbeträchtliche Besatzung, die im ergänzenden Zusammenwirken mit der Flotte den so wichtigen vorgeschobenen Posten sichern mußte.

Für die Verstärkung der russischen „Flotte des Stillen Ozeans" sind 1898 rund 400 Millionen Mark (16 große Schiffsneubauten) bewilligt worden, denen Japan allerdings einen reichlich doppelt so großen Kostenaufwand für seine Flotte und Schiffahrt entgegenstellte. Die Truppen des Pachtgebiets — anfänglich in Stärke einer schwachen Division — wurden bis Kriegsbeginn auf rund 40 000 Mann vermehrt.*) Für diese Kraftentwicklung entschied man sich nun von vornherein dahin, Port Arthur auszubauen, „als völlig gesicherten und auskömmlichen Liegeplatz für die Fahrzeuge unserer Flotte". In Ausführung dieses unmittelbar nach dem Einzuge russischer Truppen in Port Arthur erlassenen Befehls sahen die von einer gemischten Kommission in Petersburg aufgestellten Entwürfe für die Hafenbauten rund 70 Millionen, für den Festungsbau reichlich 32 Millionen, für Garnisonbauten rund 26 Millionen, im Ganzen über 129 Millionen Mark vor. Tatsächlich ist nur etwas mehr als die Hälfte dieser Summe bis 1904 verausgabt worden, für die Zwecke der Festung selbst nicht einmal ein Drittel. Das gleichzeitig aus dem Nichts entstehende Dalni als Endpunkt der Überlandbahn, als „Zukunftshafen" am Stillen Ozean lag den entscheidenden Stellen mehr am Herzen und verschlang den größten Teil der für das Pachtgebiet bereitgestellten Gelder. Die Folge war, daß Anfang 1904 Port Arthur als Kriegshafen unvollendet und zum Stützpunkt einer großen Flotte überhaupt nicht geeignet war.

Die geräumige, mit gutem Ankergrund versehene Außenreede liegt ohne jeden Schutz vor den besonders zur Sommerzeit lange andauernden und gefährlichen Ostwinden. Ein geplanter Vorhafen war noch nicht begonnen. Den Eingang zum Innenhafen bildet eine 900 m lange, nur 300 bis 400 m breite, zu den Gezeiten von starker Strömung durchflossene Einfahrt, die man durch Baggerung erst notdürftig auf hinreichende Tiefe bringen mußte. Große Schiffe konnten sie nur zur Flutzeit befahren; das Ein- und Auslaufen der Flotte dauerte immer mehrere Stunden und war bei Wind und Seegang gefährlich. Der Innenhafen selbst liegt bei Ebbe zum größten Teile trocken. Die unter großen Kosten ausgebaggerten Teile waren für die Flotte nicht geräumig, durchweg nicht tief genug. Der durch Baggerung überhaupt erst gewonnene Osthafen mit seinen steinernen Ufermauern und dem größten Teil aller Hafenanlagen faßte nur 10 mittelgroße Schiffe; tiefgehende Fahrzeuge liegen zur Ebbe, d. h. auf 12 Stunden auf seinem schlammigen Grunde auf. Im Westhafen war lediglich um die Tigerschwanz-Halbinsel herum und in einer

*) Vgl. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 37/38, Seite 13 ff.

schmalen, mittleren Rinne die für große Schiffe erforderliche Tiefe erzielt worden. Die Docks und übrigen Hafenanlagen haben offenbar den Bedürfnissen der Flotte nicht genügt, da man während der Belagerung zu mannigfachen Behelfsmitteln greifen mußte.

Über die seit 1900 betriebene Befestigung dieses so beschaffenen Hafens sei nur folgendes gesagt: Hafen und Flotte waren in keiner Weise gegen eine Beschießung von der Landseite her geschützt. Die taktisch verfehlte Festungsanlage war technisch unvollkommen und bei Ausbruch des Krieges noch nicht zur Hälfte fertig.

Die ausgeführten Bauten waren in wichtigen Einzelheiten gegen den Entwurf beschnitten, teilweise gar nur in behelfsmäßiger Bauart ausgeführt; alle Betonstärken waren in unzulässiger Weise verringert. Lediglich die Küstenfront war einigermaßen dem Entwurf entsprechend ausgebaut und bestückt worden.

Schon in heimatlichen Gewässern braucht eine Flotte für ihre eigenen Zwecke Häfen, die in umfangreichen Niederlagen, Werkstätten, Unterkünften, in Werften und Docks mit allen ihren besonderen Anlagen alles das enthalten, was zur Unterhaltung, Instandsetzung, Ausrüstung und Ergänzung des schwimmenden Materials, zur Ausbildung der nicht auf See befindlichen Besatzungen erforderlich ist.

Solche Häfen bedürfen stets nach der See-, meist auch nach der Landseite der Befestigungen; auch eine starke, stets auf den Angriff bedachte Flotte wird hierauf nicht verzichten wollen, um der Sorge um die Sicherheit ihrer Häfen enthoben zu sein. Die hier vorhandenen Einrichtungen sind zu leicht und zu nachhaltig zerstörbar, die hier lagernden Vorräte zu schwer, für schnellen Kriegsverlauf nicht rechtzeitig zu ersetzen. Die Lebensbedürfnisse der Flotte verlangen somit befestigte Kriegshäfen.

Mehr in der Erleichterung der eigenen, als in der Erschwerung der feindlichen Bewegungen liegt oft die vornehmste Aufgabe der Festung, auch der Kernpunkte der Küstenbefestigung. Jeder Kriegshafen muß sich selbst verteidigen können, will die Flotte aus ihm einen Kräftezuwachs ziehen, sich aber nicht seinethalben schwächen. Dazu aber muß er der Flotte volle Bewegungsfreiheit gewährleisten. Das bedingt breite und tiefe Einfahrten an ausgedehnten, dem Feinde verwehrten Küstenstrecken mit ausreichendem Schutz der Landseiten, mehr noch gesicherte Ausfahrten, möglichst in verschiedenen Richtungen zur schnellen Entfaltung auf die hohe See hinaus. Nur so ist die Blockade für den Gegner ein schwieriges, starke Kräfte erforderndes, auf die Dauer kaum durchführbares, immer gefährliches Beginnen. Nur so kann eine Flotte offensiv bleiben auch in der Verteidigung.

Nichts Unwürdigeres, dem Wesen der Flotte Fremderes gibt es als dauernde Einschließung in engem Hafen; sie läßt nur die Wahl, in Ehren, d. h. im aussichtslosen Versuch eines Durchbruchs unterzugehen, oder ruhmlos vom Gegner den Gnadenstoß zu erwarten.

Für die russische Flotte im fernen Osten galt das im besonderen Maße.

Sie vertrat recht eigentlich Rußland auf diesem vom Vaterland abgetrennten Gebiet. Sie war schon im Frieden, erst recht im Kriege ganz allein auf sich selbst gestellt. Bei der Schnelligkeit der Kriegführung zur See kam die neue Bahnverbindung quer durch das asiatische Festland hindurch, über Dalni bis Port Arthur verlängert, für sie kaum in Betracht.

Wollte man eine Flotte im Stillen Ozean, dann mußte man ihr auch die festen Grundlagen ihrer sicheren Wirkung schaffen. Die Schaffung eines „Liegeplatzes" war allerdings eine rein technische Sache. Werkstätten und Docks, Werften und genügend tiefe Wasserbecken kann man mit Zeit, Geld und Mühe an gar vielen Punkten der Meeresküste herstellen. Ohne weiteres mochte es da in Port Arthur verlockend sein, dort fortzufahren, wo ein früherer Besitzer aufgehört hatte. Auch der vorzügliche Schutz aller dieser Anlagen durch die dem inneren Hafen vorgelagerte Steilküste mochte vorteilhaft erscheinen. Da zudem noch diese Gewässer, im Gegensatz zu dem reichlich 4 Monate lang vereisten Kriegshafen Wladiwostok, stets eisfrei sind, so mochten für einen „Liegeplatz" schlechtweg rein technisch manche Vorbedingungen vorhanden sein.

Ob es trotzdem ratsam war, sich so von vornherein auf das Überkommene festzulegen, sei dahingestellt. Die nahe gelegene Tauben Bucht z. B. ist geräumiger, bis dicht zum Ufer 6 bis 8 m tief und bietet vollständigen Schutz gegen die vorherrschenden Winde. Nach der See vollständig frei, nur rechts und links von vorspringender Steilküste flankiert, ist die Bucht allerdings mehr eine geschützte Reede als ein eigentlicher Hafen.

In der übereilten und verfehlten Aufgabenstellung für diesen Festungsbau liegt der Keim der verhängnisvollen Entwicklung. Mancher Fehler konnte vermieden, vieles technisch und taktisch besser gemacht, sehr viel mehr Geld und Arbeit aufgewendet werden, die Festung blieb in Port Arthur auf der falschen Stelle und entstand aus zu enger, zu schematischer Auffassung des vorhandenen Bedürfnisses. Der nach Bedeutung und Art für Rußland außergewöhnliche Fall schloß das Schema, wie überall, so hier ganz besonders aus. Klar mußte erfaßt und deutlich hingestellt werden, daß für eine Zukunft vorzusorgen war, daß hier Neuland für große Entwicklungsmöglichkeiten auszubauen und für alle Zeiten zu sichern sei. Das geschah nicht dadurch, daß man eine verfallene, ehedem unter gänzlich anderen Voraussetzungen entstandene, unbedeutende Festungsanlage ohne weiteres übernahm und neu verarbeitete.

Hier galt es zunächst den Sinn auf die angestrebten Ziele, die Eigenart der Aufgabe, die allgemeine Beschaffenheit des erworbenen Gebietes zu stellen und dementsprechend die Auswahl der besonderen Formen zu treffen.

Dann konnte es nicht geschehen, daß man sich im hierzu untauglichen Port Arthur eine Festung schuf und einen starken Tagemarsch davon entfernt, durch Eisenbahn verbunden, in Dalni die Grundlage zur Niederzwingung dieser Festung erstehen ließ.

Vorschlag, wie zu verfahren war.

Die Kwantung-Halbinsel als solche war als Flottenstützpunkt herzurichten und derart fortifikatorisch auszubauen, daß sie mit Hilfe einer angemessenen ständigen Besatzungstruppe in Verbindung mit der auf Seegeltung gerichteten Tätigkeit der Flotte gesichert blieb.

Die Richtlinien für die Lösung dieser Aufgabe hat die Natur des in Frage kommenden Gebiets selbst gezeichnet. Eine zwar gegliederte, aber für Landungen größerer Art wenig geeignete, leicht zu bewachende Steilküste umschließt ein zur Zeit noch wegearmes, dafür aber räumlich begrenztes Bergland, von dessen Innern aus — nach Verbesserung der Wegsamkeit — die meisten Punkte der Küste in einem halben, die entferntesten in höchstens einem Tagemarsch zu erreichen sind. Die Erhebungen fügen sich zu einer Anzahl meist längs, aber auch quer verlaufender Ketten zusammen, die vielfache Verteidigungsmöglichkeiten darbieten. Besonders bemerkenswert ist die Abschnürung der Halbinsel vom asiatischen Festland durch die Enge von Kintschou, wodurch sie sich leicht und nachhaltig gegen jeden Vormarsch aus der einzigen Richtung sperren läßt, von der aus ein ernsthafter Angriff zu Lande zu erwarten ist.

Hier liegt also der selten günstige Fall vor, daß ein Flottenstützpunkt auf der Landseite nur nach einer Richtung in schmaler Front fortifikatorisch zu sichern ist. Die örtliche Begrenzung dieser Aufgabe kann der Stärke der Ausführung zugute kommen, was um so wertvoller ist, als alle Erfahrungen der Kriegsgeschichte bestätigen, daß von jeher bei Unternehmungen gegen Flottenlager der Angriff zu Lande als der leichter durchführbare, die Haupthandlung, der Angriff von der Seeseite, als der schwierigere, die Nebenhandlung darstellt.

Auch für die unmittelbaren Bedürfnisse der Flotte selbst liegen die Verhältnisse hervorragend günstig. Die Bai von Ta liën wan ist der gegebene Hafen für die größte Flotte der Welt. Seinem Werte gegenüber kommen die übrigen Buchten der Halbinsel nicht in Betracht. Die 10 m-Tiefenlinie folgt zwar dem allgemeinen Küstenverlauf bis dicht an das Ufer, von den Einbuchtungen hält sie sich aber fern und von der Insel Wedge streicht sie sogar gerade nach Norden. Nur die Taho- und die Tauben Bucht, sowie die Bucht der Zehn Schiffe sind ihrer Tiefe nach brauchbar, aber sie sind lediglich offene Reeden; die innere Kintschou Bai, die Bucht Yin ken tße, die Louisa-Bai, das Becken von Port Arthur sind so seicht, daß sie zur Ebbe bei einem Unterschiede der Gezeiten von rund 4 m zum größten Teile trocken liegen.

Nur in die Bai von Ta liën wan tritt die 10 m-Linie tief hinein und bildet hier auch für die tiefstgehenden Schiffe ein natürliches Hafengebiet von reichlich 150 qkm Fläche. Sie teilt sich weiterhin in vier kleinere Einbuchtungen, die je nach den herrschenden Winden auch zur stürmischen Zeit Schutz gewähren. Das gesamte Hafenbecken öffnet sich nach dem Meere in einer 10 km breiten, 20 bis 30 m tiefen Ausfahrt. Ihr sind die Inseln Pei san schan tau und Nan san schan tau vorgelagert,

von ähnlichem Gebirgscharakter, wie die umgebenden Erhebungen der Halbinsel selbst.

Als 1904 der an sich richtige und gegebene Begriff des „befestigten Rayons Port Arthur-Kintschou" in das allgemeine Bewußtsein trat, da war seine Bedeutung bereits verschoben. Was ihm Inhalt, Voraussetzung seines Wertes gab, war bereits ausgeschaltet: die Flotte lag eingeschlossen im Hafen von Port Arthur, und dieser Kriegshafen — unbrauchbar als Hafen, unfertig und verfehlt als Festung — erhielt durch die an ihn gebundene Flotte eine Bedeutung, die ihm an sich nicht zukam. Die Kintschou-Stellung endlich sank von vornherein lediglich zu einer dem Zeitgewinn dienenden Außenstellung der bedrohten Festung Port Arthur herab, einer Außenstellung, die beim Versagen der Flotte durch feindliche Landungsunternehmungen sogar im Rücken ernstlich bedroht schien.

Admiral Dubassow hatte im Frühjahr 1898 kurz nach dem Einrücken der Russen in das Pachtgebiet in seiner Meldung an den Zaren den richtigen Weg gewiesen. Er schlug vor, Port Arthur „bis auf den Grund auseinanderzuwerfen", neue Befestigungen anzulegen und die Enge von Kintschou ständig auszubauen. Hätte man erst Port Arthur „auseinander geworfen", dann war vielleicht der Bann gebrochen und der Blick frei für eine umfassendere Beurteilung der Aufgabe. Die neuen Befestigungen mußten dann einen Kriegsschauplatz vorbereiten, der den hier festgelegten Kräften entsprach. Dieser Kriegsschauplatz war das weite Meer und nächst ihm die ganze Halbinsel.

Die Plananlage zeigt den Versuch am Beispiel der Kwantung-Halbinsel unter den Voraussetzungen der nach 1898 für Rußland maßgebend gewesenen Lage darzutun, wie ein Flottenlager ausgebaut, ein Kriegsschauplatz für Flotte und Truppe vorbereitet werden kann. Die technische Durcharbeitung setzt selbstverständlich eingehende Geländeerkundung, zum mindesten genaues Kartenmaterial voraus. Auch entspricht es nicht dem Zweck der Studie, Einzelheiten zu geben.

Für die Flotte bildet die Bai von Ta liën wan die jeder feindlichen Einwirkung entzogene Operationsbasis, die im einzelnen in Dalni den eigentlichen Kriegshafen mit allen für eine große und sich weiter entwickelnde Flotte erforderlichen Einrichtungen und Vorräte in sich aufnimmt und außerdem in Ta liën wan den aus geschichtlicher Entwicklung heranwachsenden Handelshafen als Ausmündung der sibirischen Bahn schützt und im Kriegsfall fremder Benutzung entzieht. Die unmittelbare Sicherung von Kriegs- und Handelshafen erfolgt nach der See hin durch die Befestigung des Dalni nach Süden und Südosten vorgelagerten Küstengebiets und durch den Ausbau der in der Einfahrt liegenden Inseln Nan- und Pei san schan tau.

Nach der Landseite wird allein die Enge von Kintschou ständig befestigt. Die Sicherung aller anderen Fronten gründet sich lediglich, abgesehen von einer rein ört-

lichen Gitterabsperrung der Kriegshafen-Anlagen, auf eine bewegliche bis ins Einzelne vorzubereitende Küstenverteidigung durch die der Flotte beizugesellende Besatzungstruppe.

Die verfügbaren Mittel und Grundsätze ihrer Verwendung.

Welches sind nun die für die Verwirklichung solcher Absichten verfügbaren Mittel nach Art und Wirkung, und nach welchen Grundsätzen erfolgt ihre Anwendung?

1. Die Seefronten.

Der Ausbau von Seefronten bestimmt sich allgemein und ausschließlich nach den Kampfmitteln und dem Angriffsverfahren feindlicher Flotten. Küstenbefestigungen stehen in demselben Verhältnis zur eigenen Flotte wie die Landfestung zum Feldheer; beide sind für jene da, niemals umgekehrt. Beide sollen die Operationen jener unterstützen; beider Wert bestimmt sich allein nach dem Grade, wie sie das zu tun vermögen; beide mögen zugrunde gehen, wenn sie jenen überhaupt nicht oder nicht mehr nützen können. Kräftezuwachs, niemals Kräfteschwächung ist der wahre Sinn jeder Festungsanlage, die Möglichkeit der Selbstverteidigung demnach ihre innere Voraussetzung.

Seefronten müssen jeden Augenblick verteidigungsfähig sein. Die Armierung und die Mobilmachung ihrer Besatzungen sind für sie, sehr im Gegensatz zur Landfestung, so gut wie unbekannte Begriffe. Wie die Schlachtflotte nur ihre Geschütze scharf zu laden und heran zu dampfen braucht, um den Kampf zu eröffnen, so muß auch die Seefestung nur die Bedienungen an die in Batterie stehenden Geschütze rufen, will sie die Antwort nicht schuldig bleiben. Küstenartillerie bedeutet also ständig in Batterie stehende, gegen Kriegsschiffe wirksame Geschütze und ein ständiges, in erhöhter Kampfbereitschaft gehaltenes Personal. Diese dauernde Kampfbereitschaft der Küstenartillerie wird dann besonders notwendig, wenn es sich, wie zumeist, um die Verteidigung von Einfahrten oder Durchfahrten handelt. Andere Kampfmittel, Hindernisse und Minen jeglicher Art, sind zur Sperrung des Fahrwassers im Frieden nicht verwendbar; ihr Fehlen bei Eröffnung der Feindseligkeiten fordert also geradezu zu überraschenden Angriffen heraus.

Aber bei breiten Gewässern wird ein wagemutiger Gegner bei Nacht und Nebel immer seine Anschläge versuchen. Zu den Batterien auf dem festen Lande müssen deshalb noch „schwimmende" Batterien treten, das sind Küstenpanzer, die den Kampf mit dem einlaufenden Gegner im Fahrwasser aufnehmen können. Kleinere Fahrzeuge sind ihnen beizugeben, flachgehende Kanonenboote, Torpedoschiffe, die ständig Polizeidienste verrichten, rechtzeitig alarmieren und an der Abwehr überraschender Anfälle sich beteiligen. Auch das Unterseeboot findet hier ein großes Gebiet seiner Tätigkeit.

Dieses schwimmende Material der Küstenverteidigung bedeutet keine Schwächung der Kampfflotte, vielmehr ihre Entlastung von Aufgaben, die ihr nicht zukommen. Jedes veraltete Fahrzeug geringerer Brauchbarkeit läßt sich hier noch mit Vorteil

verwenden, während es im Verbande besserer Kampfgenossen diese nur hindert und hemmt. Besonders für den Zweck erbaute Küstenfahrzeuge werden sich daher zumeist erübrigen, eine sich fortentwickelnde Flotte hat für den Küstendienst noch taugliche Schiffe, mehr als sie wünscht.

Die Träger eines ernsthaften Angriffs auf kampfbereite Seefronten sind die feindlichen Linienschiffe, seltener auch die gepanzerten Kreuzer. Für jedes Kriegsschiff ist nun aber solche Verwendung eine Nebenaufgabe; es ist in erster Linie zum Kampf mit seinesgleichen erbaut. Seine Geschütze, für diesen Kampf gefertigt und eingestellt, sind schnellfeuernde Flachbahngeschütze, gerichtet über Visier und Korn. Steilfeuer kann ein Schiff in Fahrt gegen ein solches in Fahrt nicht verwenden, ganz abgesehen davon, daß seine Aufstellung im Schiff eine technisch schwer, auf jeden Fall noch zu lösende Aufgabe bedeuten würde.

Von einem Geschützkampf wie im Landkriege, als einem Kampfe von Geschütz gegen Geschütz, ist in der Seeschlacht, streng genommen, nicht zu reden. Man zielt nach dem Schiff, das die Waffen trägt, und sucht mit ihm diese zu vernichten. Die Panzerungen müssen durchschlagen werden, starke und stärkste Kaliber, mehr und mehr gesteigerte Auftreffkraft der vollen Geschosse (Panzergranaten) sind die natürliche Folge. Zu dieser schweren Artillerie tritt eine zahlreichere mittlere und leichte; sie soll im Granat- wie Schrapnellfeuer allgemein die Wirkung der großen Kaliber vervollständigen, sie soll aber auch die dünnen Wände anstürmender Torpedoboote, überall das Personal in seinen mannigfachen Verrichtungen treffen, dem Feinde sein Bestes nehmen, die von der Führung betätigte Schnelligkeit und Beweglichkeit.

Solcher Kampf entscheidet sich in Stunden, nicht in Tagen, wie große Entscheidungen zu Lande; nicht in Wochen und Monaten, wie der Kampf um eine Festung.

Nun sind der Fassungsraum und die Tragkraft eines Schiffes gegebene Größen. Geschütz und Panzer verlangen Raum und wiegen schwer. An der schweren, raumheischenden Munition kann und will man daher im Kriegsschiff nicht mehr mitnehmen, als man für die in kurzer Zeit fallende Entscheidung auf hoher See gebraucht. Aber nicht nur die Ausstattung mit Munition, auch das schwere Geschützmaterial selbst ist auf schnellen Sieg gestellt. Die Leistungen großkalibriger, langer Schiffskanonen sind höchste Kraftleistungen, die auf die Dauer das Material nicht hergeben kann, und die es darum nicht hergeben darf für Nebenzwecke. Wie zu Lande der Festungsangriff den entscheidenden Sieg im freien Felde zur inneren Voraussetzung hat, so auch ein solcher zur See, aber hier noch unbedingter als dort, nicht nur aus strategischer Notwendigkeit, sondern aus Rücksicht auf das Material.

Das sind die wesentlichen Bedingungen, unter denen sich ein Angriff von See aus auf Küstenbefestigungen vollzieht.

Eine Flotte greift eine Seefestung nicht um ihrer selbst willen an, sondern erst

nach errungenem Sieg zur Vollendung eines solchen, oder wenn sie mit den Befestigungen, wie 1904 in Port Arthur, die Kraft des Gegners, die feindliche Flotte selbst, angreifen, ausschalten, endgültig vernichten kann. Die Befürchtung überraschender Unternehmungen größerer Art auf befestigte Hafenplätze vor oder mit Kriegsausbruch ist daher wenig begründet. Was soll eine Flotte im Lager des Feindes, wenn er hier nicht anzutreffen ist? Das Spiel ist den hohen Einsatz nicht wert.

Ein ernsthafter Angriff auf Küstenbefestigungen spricht sich zunächst aus als ein schnell herangetragener Feueranfall möglichst zahlreicher Kampfeinheiten. Die Dauer des Feuers ist beschränkt; es ist nur fortzusetzen durch Ablösungen der zuerst angreifenden Teile oder nach Pausen, bedingt durch die Übernahme neuer Munition.

Einem solchen Angriff begegnet man in erster Linie mit seinen eigenen Waffen. Die Küstenartillerie verfügt über Geschütze gleicher Art, ähnlicher Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit, wie die Schiffsartillerie, also ebenfalls über schnellfeuernde schwere, mittlere und leichte Kanonen. Zu diesem Flachbahnfeuer tritt aber zu Lande das Steilfeuer schwerer Kaliber, wobei heutigen Tages die Bezeichnung Mörser oder Haubitze keinen wesentlichen Unterschied der Verwendung bedeutet.

Die panzerbrechende Wirkung ergibt sich aus Geschoßgewicht (Kaliber) und Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit nimmt bei Flachbahngeschützen mit der Entfernung ab, so daß Flachbahngeschütze eine obere Grenze ihrer Wirkung erreichen; beim Steilfeuerschuß dagegen ist sie erst genügend groß von einer unteren Grenze der Entfernung ab. Auf der oberen Grenze der Kanonenwirkung sollen noch die allgemein senkrecht stehenden, schweren Panzerungen, also die Schiffswände, von der unteren Grenze des Steilfeuers ab die im allgemeinen schwächeren, wagerecht liegenden Panzer, also das Deck durchschlagen werden.

Die panzerbrechende Wirkung einer Kanone von 24 cm Kaliber aufwärts bei einer Seelenlänge gleich dem 45fachen des Kalibers — (L/45) — liegt mit einem Durchschlagsvermögen (bei senkrechtem Auftreffen) von über 300 mm gehärteten Nickelstahl (Krupp) bereits jenseits 6000 m.*) Eine 30,5 cm-Kanone L/50, — (Seelenlänge 15,25 m, Rohrlänge 16,045 m) — durchschlägt mit einer 445 kg schweren Panzergranate noch auf 8000 m 430 mm gehärteten Nickelstahl. Die Gesamtschußweite einer 24 cm-Kanone reicht bis rund 18 000 m, die der 30,5 cm-Kanone bis über 20 000 m.

Beim Steilfeuer liegen die Verhältnisse am günstigsten beim 28 cm Kaliber. Eine 28 cm-Haubitze durchschlägt bereits bei rund 2000 m ein Panzerdeck von 80 mm Nickelstahl, bei 3000 m ein solches von über 100 mm Stärke. Ihre Wirkung reicht

*) Alle ballistischen und fortifikatorischen Angaben sind den Veröffentlichungen der Firma Krupp entnommen.



bis rund 10 000 m; das 345 kg schwere Geschoß durchschlägt auf dieser Entfernung eine Panzerplatte von rund 170 mm Stärke.

Im Kampfe hat nun die Küstenartillerie gegenüber angreifender Schiffsartillerie den Vorteil der Aufstellung auf dem festen Lande. Fester Geschützstand, Entfernungsmesser, Beobachtung auf breiter Grundlage gewährleisten besseres Treffen.

Schiffe sind verwundbarere, größere Ziele als geschickt und stark ausgebaute Küstenbatterien. Wer entscheidend angreifen will, muß sich in den Wirkungsbereich des Gegners hineinbegeben. Ein Schiff ist durch kein Mittel in diesem Wirkungsbereich der Beobachtung zu entziehen, sehr wohl aber die meisten Küstenanlagen. Der Aufschlag der gegen das Schiff verfeuerten Geschosse auf der Meeresoberfläche ist leicht in Verbindung zu dem Ziele zu bringen; Schüsse, die über den sichtbaren Küstensaum hinausgehen, sind für die Beobachtung vom Schiff aus verloren. Die bessere Wirkung von der Küste her zwingt somit die Schiffe dazu, das Gefecht bereits auf den Grenzen der zielfähigen Entfernungen, auf 10 000 m und mehr, zu beginnen und in Fahrt zu bleiben. Damit wird aber nichts entschieden. Im besten Falle stellen sich die Küstenbatterien nur als kleine, kaum von der Umgebung zu unterscheidende Zielflächen dar; meist — Steilfeuerbatterien immer — werden sie ihrer genauen Lage nach nicht zu ermitteln sein. Diese in der Natur der Dinge liegenden Schwierigkeiten, vermehrt bei Steilküsten, überall vergrößert durch die Kunst des Ingenieurs, durch Scheinanlagen, Maskierung, Anpassung an das Gelände, Ausnutzung natürlicher Deckung, Beton- und Panzerbauten ohne Rücksicht auf das Gewicht und den Raum, sind so groß, daß der Angreifer zur Durchführung des Kampfes nähere Entfernungen wählen, die Fahrt verlangsamen, wenn nicht gar einstellen muß.

Um so wirksamer wird dann das auf jeden Fall noch ungebrochene Steilfeuer der Küstenartillerie, das aber auch vorher schon, aus gruppierter Aufstellung im Salvenfeuer verschossen, die in Fahrt befindlichen großen Schiffsziele bekämpft hat.

Diesen unleugbaren Vorteilen gegenüber ist auch eine Küstenartillerie mit minder gutem Geschützmaterial, das nicht die ballistischen Leistungen der jeweilig neuesten Konstruktionen aufweist, durchaus befähigt, sich mit neuzeitlicher Schiffsartillerie zu messen. Die Hauptsache bleibt geschickte Aufstellung bei genügender natürlicher oder künstlicher Deckung.

Für Kanonenstellungen, die ein Ziel in Fahrt auffassen und einem solchen folgen sollen, ist ganz verdeckte, meist auch fastverdeckte Aufstellung ausgeschlossen. Den größten Grad natürlicher Deckung kann man noch den schweren Kalibern geben, da sie den Fernkampf gegen die tiefgehenden, also nicht nahe der Küste fahrenden Schlachtschiffe führen (Lage der 10 m Tiefenlinie). Mittlere und leichte Kanonen werden auf Deckung in dem Maße verzichten müssen, wie sie auf die nächsten Ent-

fernungen zur Bestreichung von Sperren und Abwehr flach gehender Landungsboote wirken sollen.

Was man aus Gründen der Wirkung an natürlicher Deckung nicht erreichen kann, läßt sich zwecks Ersparnis kostspieliger künstlicher Deckung für schwere Kanonen oft durch ihre Höhenlage bewirken. Die Einfallwinkel der Schiffskanonen sind verhältnismäßig geringe. Ziele hinter Deckungen sind also schon bei gleicher Höhenlage von Ziel und Geschütz schwer zu bekämpfen. Liegen die Ziele nun gar höher, dann werden die Einfallwinkel noch kleiner, die Deckungsverhältnisse also um so günstiger. Batterien auf 50 m Seehöhe und mehr sind von der See aus auf den für ein Wirkungsschießen in Betracht kommenden Entfernungen bei genügender Frontdeckung nicht mehr zu fassen, sie können also als offene Batterien gebaut werden. Aber für die Höhenlage ist auch eine Grenze nach oben gegeben; sie ergibt sich aus der zulässigen Neigung, die man den Küstengeschützen ohne Schädigung ihrer Lafettierung und ohne Aufgabe der Deckung geben kann. Eine Neigung von 10° wird allgemein nicht zu überschreiten sein, und da anderseits bei Steilküsten das Fahrwasser sehr oft bis dicht an das Ufer heranreicht und die schweren Kanonen in dieses hineinwirken müssen, so folgert hieraus nach Ausweis der Schußtafeln als obere Grenze der Höhenlage solcher Batterien eine Höhe von rund 90 m.

Tiefer als 50 m liegende, wichtige Kanonenbatterien bedürfen besonderer, künstlicher Deckung auch gegen Feuer von oben. Bei langgestreckter, bewegter Küstengestaltung mit guter Maskierung läßt sich diese ersparen bei Anwendung von Verschwindlafetten. Bei diesen lagert das Geschütz in einer Schwinge, mittels derer das Rohr beim Schuß hinter die Brustwehr im Verlauf von etwa einer Sekunde zurückschwingt und nach erfolgtem Laden und Richten innerhalb 2 bis 5 Sekunden, je nach dem Kaliber, wieder durch ein Gegengewicht in die Schußstellung gehoben wird. Das Abfeuern erfolgt auf elektrischem Wege, sobald das Rohr die höchste Stellung erreicht hat. Kann oder will man diese Lafettierung nicht anwenden, so bleibt dort, wo man auf unbedingte Wirkung rechnen will, nichts übrig als die Panzerung. Ganz besonders gilt dies auch für die mittleren und leichten Kaliber, die man grundsätzlich möglichst niedrig aufstellt, um ihre gestreckten Flugbahnen bis zu den Geschützmündungen hin völlig auszunutzen.

Die Frage der geschützten Aufstellung der Steilfeuer-Batterien ist bei genügendem Raum leichter zu entscheiden. Sie stehen grundsätzlich völlig verdeckt und können alsdann eine Panzerung entbehren. Sie finden natürliche Deckung hinter Dünen, Dämmen, Höhenzügen um so leichter, als sie ohnedies aus Gründen der Wirkung zweckmäßig weiter rückwärts gestaffelt werden. Sie auf den Höhen selbst zu verwenden, liegt an sich kein Anlaß vor. Der Vorteil, daß alsdann die Einfallwinkel noch steiler werden, wiegt keineswegs die Kosten des erschwerten Batteriebaues, noch weniger die vermehrte Mühe des Munitionsnachschubs auf. Schwere Munition schafft

man nicht auf die Berge, wenn man sie zu gleicher Wirkung über diese hinweg schießen kann.

Für den technischen Ausbau aller Küstenbatterien ist in erster Linie die außerordentlich große Wirkung des feindlichen Einzelschusses maßgebend. Erdbrustwehren allein sind unzureichend. Dann bleibt zu berücksichtigen, daß der Gegner nicht, wie zu Lande, aus Richtung bestimmter, durch das Gelände gegebener Artilleriestellungen auftritt, sondern zumeist aus breitestem Wirkungsraum, vom offenen Meere her. Gute seitliche Deckung ist daher ebenso notwendig, wie umgekehrt großes Schußfeld für jedes einzelne Küstengeschütz selbst.

Die stete Gefechtsbereitschaft fernerhin verlangt, daß die Munition als Fertigmunition in angemessenen Mengen in unmittelbarer Nähe der Geschütze unter Deckung lagert und in kürzester Zeit den schnellfeuernden Rohren zugeführt werden kann. Starkes Schrapnellfeuer und reichliche Splitterwirkung zwingen endlich zur Anwendung ausreichender Schutzschirme für Geschütz und Bedienung, wie auch zur Anlage von besonderen Untertreteräumen nahe den Geschützen für die zeitweilig nicht tätigen Bedienungen oder deren Ablösungen.

Eine Küstenbatterie stellt sich somit dar als eine zusammenhängende Betonmasse, bei der je ein Geschütz — seltener zwei — auf rundem Geschützstand hinter starker Betonbrustwehr, zwischen je zwei betonierten Schulterwehren steht.*) In diesen Schulterwehren und oft vorwärts unterhalb der Geschütze sind die Räume für die Munition, Untertreteräume für die Bedienung, Räume für die Feuerleitung, für Artilleriezubehör und Maschinenanlagen zur Krafterzeugung ausgespart. Aus schmalen, nach den Geschützbänken hin sich öffnenden Hohlgängen wird die Munition von ihren Lageplätzen mittels maschineller Hilfsmittel bis in die Rohre geleitet.

Die Geschütze selbst stehen fest verankert auf ihren betonierten Ständen in Mittelpivot- oder Drehscheibenlafetten. Die Mittelpivotlafette braucht geringeren Raum, sie eignet sich also besonders zur Aufstellung mehrerer Geschütze in Batterie bei Bestreichungswinkeln bis zu 150°. Die Drehscheibenlafette ist zwar kostspieliger, gibt aber bessere Deckung und größere Bestreichungswinkel. Sie eignet sich demnach zur Einzelverwendung auf besonders wichtigen Punkten für große Wirkungsfelder, besonders auch für die Küstenhaubitzen, um ungehindert nach allen Richtungen schießen zu können.

Schließt Höhenlage oder zurückgezogene Stellung eine Gefährdung des Geschützmaterials und der Bedienung durch die aus verschiedenen Richtungen einfallenden Sprengstücke und die im Schnellfeuer geschleuderten Schrapnells nicht völlig aus, dann werden bei beiden Lafettierungen Schutzschilde notwendig. Sie werden derart angebracht, daß sie sich mit den Geschützen drehen, daß aber anprallende Treffer sich nicht auf die Lafette übertragen können.

---

*) Bei Steilfeuerbatterien kann die vordere Brustwehr oft wegfallen.

Bei Panzerungen kann es sich bei der Länge der zu schützenden Rohre nur darum handeln, den hinteren Rohrteil zu decken. Abmessungen, Gewichte und Kosten würden sonst zu groß werden; ein Rohrtreffer von der See aus ist zudem ein Fall äußerst geringer Wahrscheinlichkeit. Solche Panzerungen sind bei tief gelegenen Geschützstellungen taktisch notwendig, wo man aus beschränktem Raume auch einer Überzahl gegenüber eine möglichst lange Gefechtstätigkeit verlangt. Besonders auf kleineren Inseln und Landzungen, die als solche der Längsbestreichung und Umfassung ausgesetzt sind, wird dies oft der Fall sein. Die allgemeine Form der Panzerung ist der mittels Rollen auf einem Rollenkranz um 360° drehbare Panzerturm (Rollenturm). Die Kostenfrage verlangt bei derartigen Türmen eine jedesmalige, sehr gründliche Erwägung über das Maß des jeweiligen Panzerschutzes.

Schwere Panzerungen, die gegen die wirkungvollsten Schiffskanonen sichern, können nur für einzelne, schwere Küstenkanonen in Betracht kommen, von denen man in besonders gefährdeter Lage unbedingte Leistungsfähigkeit verlangen muß. Sie bestehen aus Kuppelpanzerungen von 10 m Durchmesser und mehr, die sich, mit ihrem Unterbau und einem oder zwei Rohrrücklauf-Geschützen fest verbunden, in einem in die Beton-Ummantelung eingesenkten Vorpanzer gleicher Widerstandskraft drehen. Das Gewicht dieser in Drehung zu setzenden Masse beträgt ³/₄ Millionen Kilogramm und mehr; Handbetrieb kommt hierfür nur für den Notfall in Betracht, Maschinenbetrieb ist die Regel. Daß man von derartigen kostspieligen und umfangreichen Anlagen absieht, wenn man irgend kann, liegt in der Natur der Dinge. Von selbst verbieten sie sich bei den mittleren und leichten Kanonen. Ihre Kosten stehen außer Verhältnis zu dem Gefechtswert der eingestellten Waffe. Aber auch taktische Bedenken sprechen dagegen. Das große Gewicht hindert die Ausnutzung des Schnellfeuers und die schnelle Veränderung der Seitenrichtung, beeinträchtigt also eine Wirkung, die man gerade von diesen Kalibern verlangt. Man wählt demnach für diese eine leichte Panzerung. Aber auch für die Mehrzahl der schweren Kanonen kann man sich bei einigermaßen günstigem Gelände mit leichterem Panzerschutz begnügen, da vom Schiffe aus kaum mehrere Schüsse auch nur annähernd dieselbe Stelle treffen werden. Solche leichteren Panzer müssen den Geschossen der mittleren Schiffsartillerie widerstehen, als deren Durchschnittskaliber das 15 cm-Geschütz anzusehen ist. Für leichte, der Nahverteidigung dienende Kanonen ist hierbei die Form der Panzerlafette als die gegebene anzusehen, wenn große Schußfelder verlangt werden. Ist nur Wirkung in bestimmte, durch das Gelände gegebene Richtungen erforderlich, dann kann man an Stelle von Panzertürmen allgemein die Panzerkasematte wählen. Die Geschütze sind hierbei von feststehenden Panzerdecken überdeckt, die auf dem Geschützstande auflagern.

Von Fall zu Fall zu entscheiden bleibt auch die Frage der Verwendung von Ein- oder Zwei-Geschütztürmen. Taktisch ist sie meist im Sinne des Ein-Geschütz-

turmes zu beantworten. Rauchschwaches Pulver, Schnelladeeinrichtung gewährleisten eine Feuergeschwindigkeit, die nur im Ein-Geschützturm voll zur Geltung kommt und die Panzerung hierdurch bezahlt macht. Die Gefechtskraft von drei Geschützen in drei Einzeltürmen ist allgemein so hoch zu bewerten wie die von vier Geschützen in zwei Türmen. Auch die Kostenfrage, sonst unstreitig auf seiten des Zwei-Geschützturms, verschiebt sich in Ansehung dieser Tatsache zugunsten des einläufigen Turms, wenigstens für die mittleren Kanonen. Für die großen Kaliber bleiben die Kosten meist aber ausschlaggebend, wie auch hier die Tatsache bedeutsam wird, daß ein so teurer und wichtiger Zwei-Geschützturm noch feuern kann, wenn eins seiner Geschütze beschädigt wird. Ist an Auswechslung von Rohren während der kurzen Dauer von Küstenangriffen allgemein wohl kaum zu denken, dann sicherlich nicht für diese schwersten Rohre. Endlich kann auch Beschränkung des Bauplatzes den Zwei-Geschützturm verlangen; gerade solche engen Aufstellungsplätze sind es zumeist, die besonderen Schutzes bedürfen.

Je wichtiger die Rolle ist, die einer Küstenbatterie zugewiesen wird, umsomehr fordert sie den Angreifer zu gewaltsamen, überraschenden Unternehmungen heraus. Liegen die Geschütze demnach nicht unter dem Schutz der sonstigen Verteidigungsanlagen, dann müssen sie gegen derartige Angriffe besonders gesichert werden.

Die in diesem Sinne zu treffenden Anordnungen bewegen sich durch alle Möglichkeiten vom vollständig sturmfreien, selbständigen Einheitswerk für Artillerie und Infanterie bis zum ringsum geschlossenen, lediglich abschließenden Drahthindernis oder Gitter.

Die wichtige Frage der artilleristischen Beobachtung soll hier nur gestreift werden. Unmittelbare Beobachtung aus den Feuerstellungen oder gar Panzerkuppeln selbst heraus genügt keineswegs. Besondere Beobachtungsstellen außerhalb, aber wiederum nicht zu weit von den Geschützen ab, sind unbedingt erforderlich. Immer wird man sie maskieren und so versteckt wie möglich anlegen. Aber sie liegen doch sehr oft im Bereiche stärkster, feindlicher Feuerwirkung. Auch sie bedürfen alsdann des Panzerschutzes bis zur gleichen Stärke der Geschützpanzer.

Für die Küstenartillerie kommt noch hinzu, daß von den Beobachtungsstellen aus mit besonderen Hilfsmitteln die Entfernungen gemessen und die Richtungen bestimmt werden, in der sich die Ziele befinden und bewegen. Auch für diese Tätigkeit werden weitere Vorkehrungen erforderlich.

Zu den Kampfmitteln der Küstenartillerie tritt als ihre notwendige Ergänzung die Absperrung des Fahrwassers durch Annäherungshindernisse. Durch sie soll der Feind im wirksamen Schußbereich aufgehalten und gezwungen werden, sie in gefährlichster Arbeit aufzuräumen. Tote Hindernisse, nur als solche wirkend, stehen daher zurück hinter solchen, die selbst zur vernichtenden Waffe ausgestaltet sind. Das

sind die **Minen** in allen ihren Formen. In Ostasien sind ihnen 10 japanische und 4 russische Schiffe zum Opfer gefallen.

Allen Hindernissen gemeinsam ist der Umstand, daß ihre Verwendung Kriegs-Armierungsarbeit bedeutet. Friedensvorbereitung und Ausbildung müssen ihr schnelles Auslegen gewährleisten. Die toten Hindernisse, als Sperren mancherlei Art (Balken-, Tau-, Ketten-Sperren, versenkte Schiffe) anwendbar, kommen nur für schmalere Fahrrinnen und auch hier lediglich als innere Absperrung neben der Minenverteidigung in Betracht; für breite und tiefe Gewässer bieten Minen die einzige Möglichkeit erfolgreicher Absperrung.

Abgesehen von im seichten Wasser liegenden **Grundminen**, muß jede Mine einen gewissen Auftrieb besitzen, um sich, an einer Trosse vor Anker liegend, in der für ihre Wirkung richtigen Tiefenlage zu erhalten und sich selbsttätig auf diese auch bei Ebbe und Flut einzustellen. Die Minen gelangen als Berührungs- oder als Beobachtungsminen zur Verwendung.

Die **Berührungsmine** besitzt eine Eigenzündung, betätigt, dem Aufschlagzünder eines Geschosses vergleichbar, durch den Anstoß jedes anfahrenden Schiffes, gleichviel ob Freund oder Feind. Eine zweischneidige Waffe, nur mit Überlegung und Vorsicht verwendbar, d. h. nur an Stellen, die man selbst nicht befahren will. Der Gang der kriegerischen Ereignisse, vor allem der Feind selbst durchkreuzt aber in der Regel solchen vorgefaßten Willen. Die Aufregung des Kampfes, Nacht und Nebel verleiten zu verhängnisvollen Irrtümern in der Orientierung.

Ohne weiteres verbieten sich somit für jede auf eigene Bewegung bedachte Verteidigung alle im Wasser als Spiel von Wind und Wellen treibende Streuminen. Jede Berührungsmine muß unverrückbar an ihrer genau bekannten Stelle verbleiben. Auch ist an sie die technische Forderung zu stellen, daß sie, ähnlich dem fehlgegangenen Torpedo, versinkt und unschädlich wird, sobald sie sich von ihrer Befestigung losreißt. Sie werden, unregelmäßig gruppiert, einzeln verlegt zur Abwehr von Landungen an bestimmten Uferstrecken oder in Minenreihen oder Feldern, oft je nach der Wichtigkeit des Fahrwassers in mehreren Staffeln hintereinander. Zwischenraum und Abstand sind dann so zu bemessen, daß ein durchfahrendes Schiff unbedingt eine der Minen berühren muß.

Unbedenklich ist demgegenüber die **Beobachtungsmine**. Ihre Zündung ist immer eine gewollte. Sie erfolgt auf elektrischem Wege von einer Beobachtungsstelle auf dem Lande aus, die durch Zündkabel mit den in Gruppen verlegten Minen verbunden ist. Ihre Stärke, Freiheit des Fahrwassers für die eigene Partei, ist aber auch ihre Schwäche. Sie bleibt abhängig von der Beobachtung. Solche Minenfelder können demnach nur in der Nähe ihrer Beobachtungsstellen liegen und dürfen nicht ausgedehnter sein, als die sichere Beobachtung reicht. Tagsüber und bei sichtigem Wetter

leicht, ist solche Beobachtung bei Nacht und Nebel, dichtem Pulverrauch schwierig und erfordert besondere Vorkehrungen, um sie einigermaßen sicherzustellen.

Das sind die Scheinwerferstände — Lichtsperren —; außerdem bleiben aber Bewachungsschiffe vor, später hinter den Sperren notwendig. Die Scheinwerfer, an bestimmte Lage durch die Lage der Hindernisse gebunden, werden oft besonders gefährdet sein und stehen alsdann in Panzerständen. Unter Panzer haben meist wohl auch die leichten oder mittleren Kanonen zu stehen, die die Sperren der Länge nach gegen Abräumversuche zu bestreichen haben.

Dem gleichen Zweck dienen auch besondere Torpedo-Strandbatterien, vorwärts oder rückwärts der Sperrfelder aufgestellt. Möglichst weitgehender Torpedoschuß ist um so erwünschter, je breiter das zu verteidigende Fahrwasser ist. Bis jetzt wird mit 2 km die obere Grenze gegeben sein.

Zur Erläuterung der auf der Skizze 67 dargestellten Anwendung dieser Kampfmittel diene folgendes:

Den wichtigsten Abschnitt der Seefront bilden die Anlagen auf den San schan tau Inseln, das sind die dort aufzustellenden schweren Batterien und ihr ausreichender Schutz gegen jeglichen Überfall. Die schweren Geschütze bedürfen, allseitigem Angriff ausgesetzt, stärkerer Deckungen, soweit sie nicht im Gelände genügende Sicherheit durch gedeckte Aufstellung oder durch ihre Höhenlage erhalten. Für ihre Lage bestimmend ist die Forderung, daß sie vereinigt sowohl gegen die nördlich, wie westlich gelegene Durchfahrt wirken können. Aus gleichem Grunde sind hier auch die schwersten Kaliber angezeigt, um mit Schußfeld von 360 Grad auch für die jeweilig entferntesten Geschütze genügende Wirkung bis an das jenseitige Ufer zu erzielen. Fraglich und nur an Ort und Stelle zu entscheiden wäre es, ob die Vereinigung sämtlicher Kampfmittel auf Nan san schan tau richtig ist. Dafür spricht die Einheitlichkeit der Gesamtanordnung für Feuerleitung und Bewachung. Vielleicht empfiehlt es sich aber mehr, einen Teil der Geschütze auf die Insel Pei san schan tau zu bringen und die auf der südlichen Insel verbleibenden Kampfmittel auf ihrer nördlichen Hälfte, die von der südlichen durch eine schmale und lange Landzunge abgetrennt ist, zu vereinigen.

Skizze 68.

Die Vorteile solcher Anordnung sind diese: unmittelbare Beobachtung und Wirkung in beide Teile der nördlichen Durchfahrt; weiter reichende Wirkung in das Hafeninnere; größerer Schutz gegen umfassende Angriffe aus allgemein südlicher Richtung, da der südliche Teil von Nan san schan tau den nördlichen für die unmittelbare Beobachtung von See aus deckt; ein Angriff aus Südwesten steht mehr unter der Einwirkung der befestigten Küstenfront; die Hindernisse, mehr nach innen verlegt, liegen günstiger; die Berührungsminenfelder verengen weniger die Ausfahrten und liegen in der überschneidenden Wirkung der Masse der schweren Geschütze, die Beobachtungsminen reichen bis in dieses Gebiet hinein; eine gegenseitige Gefährdung



der die Hindernisse bestreichenden mittleren Kanonen ist leichter zu vermeiden; endlich, aber vornehmlich: die Sperrwirkung bleibt bestehen, wenn auch eine der Inseln gefallen ist.

Skizze 67. Zu der den ersten und selbständigen Bauabschnitt bezeichnenden Inselbefestigung tritt — in einer zweiten Bauzeit gedacht — der Ausbau der Dalni vorgelagerten Küstenfront. Er hat dem unmittelbaren Schutz des Kriegshafens zu dienen und sich demgemäß nach Westen so weit zu erstrecken, daß eine Beschießung von Dalni ausgeschlossen ist. Des ferneren hat sich die Küstenfront an der Sperrung der breitesten, südlichen Durchfahrt zu beteiligen. Sie braucht zu diesem Zwecke, neben im Gelände verdeckten Gruppen schwerer Haubitzen, ebenfalls einige der weittragendsten Kanonen mit Schußfeld von 360 Grad. Für die Fernhaltung einer Beschießung von Dalni aus südlicher oder südwestlicher Richtung genügen auch die unteren Kaliber der schweren Geschütze.

Die Ausdehnung und Beschaffenheit der Küste werden Panzerungen wohl nur auf die tief gelegenen, mittleren und leichten Kanonen vorderster Linie beschränken können.

Von einer Befestigung des jenseitigen Küstenrandes der zwischen der Kerr-Bai und Odincove liegenden Halbinsel ist abgesehen worden, da die nördliche Durchfahrt von den Inseln aus genügend sicher gesperrt werden kann und die hier liegenden Geschütze besondere umfangreiche Sicherungsmaßnahmen gegen einen aus nördlicher Richtung vorgetragenen Landangriff nötig machen würden.

Statt dessen können in einem dritten Bauabschnitt einige schwere Batterien im Innern der Bai, beiderseits Ta liën wan gruppiert werden, derart, daß einem Feinde das glatte Einfahren in den Kriegs- wie den Handelshafen verwehrt bleibt, selbst wenn er sich eine der Durchfahrten geöffnet hat.

2. Die Landfronten. Die Landfronten einer Seefestung — meist die Achillesferse der gesamten Rüstung — beschränkt die außerordentliche Gunst des Geländes hier, wie bereits dargetan, auf eine einzige Front: die Enge von Kintschou. Die Frage ist lediglich die, ob vor, in oder hinter der Enge der Widerstand vorzubereiten ist.

Vor der Enge: Feuerwirkung vom Sampson Berge ist allein das gegebene, wenn es für die Besatzungstruppe darauf ankommen würde, sich unbedingt auch angesichts des Feindes die Entwicklung aus der Enge heraus zu sichern.*) Das Bedürfnis liegt nicht vor, ist wenigstens für die möglichst gering zu bemessende Besatzung des Pachtgebiets nicht so dringend, daß es die alsdann erforderlichen großen Aufwendungen rechtfertigt.

In der Enge ist am 26. Mai 1904 das 5. ostsibirische Schützen-Regiment nach heldenmütigem Widerstand geschlagen worden. Aber es standen drei im Stich gelassene Bataillone gegen drei bis auf den letzten Mann entwickelte Divisionen, und die Schar

*) V. Jahrgang, 1908. 1. Heft. Die Kämpfe um die Kintschou-Enge.

des Obersten Tretjakow kämpfte in einer allerdings stark, aber dennoch unzweckmäßig angelegten Feldstellung.

Diese Opferung eines wackeren Regiments auf verlorenem Posten war falsch, hier wo man in nächster Nähe des Kampffeldes eine ganze Division bereitgestellt hatte. Hier mußte man sich hinter der Enge auf dem hierfür vortrefflich geeigneten, in die Halbinsel von Talienwan streichenden Querrücken einnisten und konnte dann jegliche Annäherung an die Festung verwehren. Ist aber diese Enge ein Teil der Festung selbst geworden und stehen die Mittel ständiger Befestigung zu Gebote, dann wird sie ein Strombrecher jeglichen feindlichen Anpralls sein.

Wie selten anderswo, fordert in der Enge die örtliche Beschränkung der Stellung dazu auf, hier eine dem Gelände angepaßte, Fern- und Nahkampfanlagen in räumlicher Trennung umschließende Befestigungsgruppe anzulegen. Ein gemeinsames Hindernis unter dem Feuer gutgedeckter Infanterie sichert die Kampfgeschütze. Lang andauernde Wirkung aus engem Raum gegenüber umfassendem Angriff und vereinigter gegnerischer Artilleriewirkung zwingt zum Panzerschutz der schnellfeuernden Kanonen und der Haubitzen, die hier bei dem deckungsreichen Gelände unerläßlich sind. Diese Panzer, in Batterien vereinigt, mit ihren gepanzerten Beobachtungsstellen unter Ausnutzung der natürlichen Deckung ihrer Lage nach bestimmt, geben das Gerippe für den Grundriß der Gruppe selbst und für alle Anlagen zur möglichst vollkommenen Nahverteidigung.

3. Die bewegliche Küstenverteidigung.

Anfang Mai 1904 haben die Japaner trotz des ihnen bekannten mangelhaften Zustandes der Festung und der ihnen geglückten Einschließung der russischen Flotte in Port Arthur es nicht gewagt, die Landung ihrer Zweiten Armee südlicher als in die Yen tou wa-Bucht (45 km Luftlinie nordöstlich Ta liön wan) zu verlegen. Das könnte dazu führen, im Vertrauen auf eine Flotte, deren Beweglichkeit ungleich sicherer gestellt worden ist, sich mit den allergeringsten Maßnahmen zur Sicherung der nichtbefestigten Teile des Pachtgebiets zu begnügen. Es wäre das jedoch nur bis zu einem gewissen Grade für die ersten Zeiten eines Krieges richtig. Ist die Kintschou-Enge aber stark befestigt, dann wird der Feind geradezu auf Landungsversuche in ihrem Rücken verwiesen. Ihnen gegenüber muß die Kwantung-Halbinsel durchaus auf eigene Füße gestellt werden, und das erfordert genügend starke Abwehrkräfte, die mit und neben der Flotte, aber auch selbständig ohne sie die Verteidigung durchzuführen haben.

Die Grundlagen solcher Verteidigung liefert der Küstenbewachungsdienst in Ergänzung und Erweiterung des vom Flottenkommando zu regelnden Wachtdienstes auf dem Wasser durch Küsten-Bewachungsschiffe, Torpedoflottillen, in Dienst gestellte, leicht armierte Handelsschiffe, Heranziehung des geeigneten seemännischen Personals der Zivilbevölkerung und Funkenstationen. Zur Ausübung des Küstenbewachungsdienstes wird das Küstengebiet unter besondere Abschnittsbesatzungen aufgeteilt. Diese stellen die Beobachtungsposten vorderer Linie, die so stark sind, daß sie mit



ihren Reserven allen kleineren Unternehmungen allein, größeren bis zum Eingreifen der Hauptreserve entgegentreten können. Die Entscheidung fällt durch die an geeigneter Stelle bereitgehaltene Hauptreserve, für deren schnelle Vorführung nach jedem für Landungen in Betracht kommenden Teile der Küste die sorgfältigsten Vorbereitungen: Telegraph und Fernsprecher, gutes und dichtes Straßennetz getroffen sein müssen. Für die Bemessung der Stärke dieser Hauptreserve ist einmal die Zeit bestimmend, in der sie den entferntesten Landungspunkt erreichen kann, und dann die Zahl der Feinde, die bis dahin unter günstigen Voraussetzungen gelandet sein können.

Liegt die Hauptreserve in einem Standquartier halbwegs Dalni—Port Arthur im oberen Ma lan ho-Tal in der Gegend von Tscha kou, dann kann sie von dort nach siebenstündigem Marsch bei geeignet ausgebautem Straßennetz gegen die entferntest gelegene Landung auftreten. Werden ferner fünf Stunden für die Zeit bis zum Eintreffen des Vormarschbefehls und für die Entwicklung in Anrechnung gebracht, so wäre weiter zu fragen, auf welche Stärke des Feindes ist innerhalb dieser 7+5=12 Stunden ungünstigstenfalls zu rechnen. Bei der Beschaffenheit der für Landungen allgemein ungeeigneten Küste können das — die Einwirkung der Abschnittsbesatzungen ganz außer Ansatz gelassen — nach allen Kriegserfahrungen **höchstens** 10 000 **Mann** sein.

Am 21. August 1807 landeten die Engländer an der hierfür **sehr** geeigneten Kjöge-Bucht südlich Kopenhagen ohne jede Einwirkung des Feindes das Gros der deutschen Legion 8270 Mann, zwei Batterien in 6 Stunden. 1891 landeten die Chilenen bei Quinteros in 13 Stunden: 9300 Mann Infanterie, 660 Reiter, 19 Geschütze. Am 21. Mai 1895 schifften die Japaner zum Angriff auf Wei hei wei bei Schun tscheng innerhalb 36 Stunden 27 000 Mann einschließlich 500 Reiter und der Feldartillerie zweier Divisionen aus. Am 22. Juni 1898 wurden von dem 15 400 Mann starken amerikanischen Landungskorps des Generals Shafter bei Baiquiri auf Kuba nur 6000 Mann ans Land gesetzt, obgleich die Spanier nichts gegen die Landung unternahmen. Im russisch-japanischen Kriege landeten von der Ersten japanischen Armee bei Tschi nam po: die Garde-Division vom 18. bis 25. März 1904, die 2. Division vom 24. bis 29. März; von der Zweiten japanischen Armee in der Yen tou wa-Bucht: die 3. Division am 5. und 6. Mai, die 1. Division am 7., 8. und 9. Mai, die 4. Division bei sehr ungünstiger Witterung vom 10. bis 15. Mai. Nirgends fand irgend eine Störung der Landungen durch den Feind statt. Bei Da gu schan wurde endlich bis zum Abend des 18. Mai die 20. Infanterie-Brigade als erste Staffel der 10. Division auf zwei im Laufe dieses Tages hergestellten Landungsbrücken ans Land gebracht.

Nach allem erscheint im Kwantung-Gebiet eine Hauptreserve in der Stärke einer reichlich mit Maschinengewehren und Feldartillerie ausgestatteten Division zur erfolgreichen Abwehr jedes Landungsversuches ausreichend.

Die Gesamtbesatzung ist demgemäß wie folgt berechnet worden:

Hauptreserve: Tscha kou	12	Batle. Inf.
Abschnittsbesatzung Nordost: Szan schi li pu	3	" "
" Südwest: Port Arthur	3	" "
Besatzung der Inselbefestigung: San schan tau	2	" "
" " Küstenfront: Dalni	3	" "
" " Gruppe Kintschou	1	" "
im ganzen	24	Batle. Inf.

Bis 1904 sind 31 Bataillone Infanterie auf der Halbinsel festgelegt worden. Mit einer geringeren Stärke wäre hier mehr zu erreichen. Die Hauptreserve erst nach Kriegsausbruch in das Pachtgebiet zu überführen, erscheint kaum angängig, wenn auch 1904 die ersten japanischen Divisionen auf Korea erst 1½ Monate, auf der Liao tung-Halbinsel erst 3 Monate nach Kriegsbeginn landeten. Es würden also im Frieden etwa dieselben Kräfte erforderlich sein, wie sie Rußland tatsächlich für den fernen Osten bestimmt hatte.

Ungleich mehr ist zu verlangen für die dauernde Bereitstellung des Artilleriepersonals.

Dasselbe kann zwar als einfache Bedienung für alle Küstengeschütze bei der jedesmalig geringen Dauer der Feuertätigkeit gegenüber zwei-, selbst dreifacher Bedienung der Landartillerie berechnet werden. Im allgemeinen genügen ständig besetzte Beobachtungsstellen und Wachen in den wichtigeren Küstenbatterien, stark genug, zunächst einige Geschütze zu besetzen. Aber die gesamte Bedienung mit angemessener Reserve für alle Geschütze muß ständig vorhanden sein und in kürzester Zeit den Kampf auf der ganzen Linie aufnehmen können. Auch die Panzerbatterien der Gruppe Kintschou sind aus Gründen der Ausbildung im Frieden zu belegen. Dazu muß die Mannschaft der bespannten Fußartilleriereserve, zwei bis drei schwere Feldhaubitz-Bataillone, mit der Kriegsbesatzung einrücken. Sie beteiligen sich sowohl an der Abwehr feindlicher Schiffe und Landungen wie an dem Kampfe um die Landfront.

Nach allem gehören in die Halbinsel statt drei, mindestens die doppelte Anzahl von Fußartillerie-Bataillonen. Dazu ein, besser zwei Regimenter Feldartillerie, ein Regiment zur Hauptreserve, je eine Abteilung zu den beiden Abschnittsreserven.*)

Die Bahn von Dalni wäre unter Umständen nur bis zum Standlager der Hauptreserve, keineswegs bis Port Arthur, fortzuführen. Der Hafen Port Arthur erhält seine Bedürfnisse über See. Hier hat der Kaufmann zu schweigen vor der besseren Einsicht des „grauen Mantels“.

Die Einfahrt in Port Arthur wird durch einige Geschütze und Beobachtungsminen gesperrt.

---

*) 1904: vorhanden acht Feldbatterien.

Ähnliche Anlagen dienen der Sicherung eines Torpedohafens in der Tauben Bucht, der Ausgangsstätte und des Zufluchtsortes der in das Gelbe Meer zu entsendenden Torpedopatrouillen der Flotte.

4. Die Kosten. Ein Wort schließlich zur Kostenfrage.

Unstreitig ist ein Ausbau, wie ihn das Beispiel skizziert, wesentlich teurer, als es der von Port Arthur war.

Eine überschlägliche Berechnung aller Anlagen unter der Annahme stärkster Ausführung in allen zweifelhaften Fällen, einschließlich Artillerie und Munition (rund 400 Küsten- und 60 Landgeschütze), sowie rund 400 Kilometer Wegeanlagen, aber ausschließlich Hafenbauten, Minenverteidigung, Garnisonanlagen, kommt auf rund 200 Millionen Mark.

Nach Glasers Annalen 1904 hat Rußland bis zum Kriegsbeginn verausgabt:

Gesamtkosten der sibirischen Bahn	929 988 470	Mark,
Verbesserungen an der sibirischen Bahn . .	202 789 420	"
Chinesische Ostbahn	545 018 230	"
Verbesserung an Wasserstraßen und Häfen .	22 190 210	"
Bahnschutz	99 530 780	"
Verlust der Unruhen 1900	150 500 000	"
für Dalni*)	40 527 500	"
Dampferlinien im Stillen Ozean	24 568 050	"
im ganzen . . .	2015 112 660	Mark.

Das sind einschließlich Flotte und Port Arthur reichlich 2 1/2 Milliarden Mark.

Gegen diese Zahlen bilden 200 Millionen 8 v.H. Versicherungskosten eines derartig ausgreifenden und Gefahren in sich schließenden Unternehmens. Gewiß werden und müssen die Kosten in letzter Hinsicht immer entscheidend sein bei der Frage nach dem Guten oder Besseren. Aber aus dem Gesichtswinkel der Kosten ausschließlich oder auch nur anfänglich ist eine wahre Beurteilung des Wertes oder Unwertes unmöglich. Erst die Einschätzung des Verhältnisses zwischen Einsatz und Gewinn, Aufwand und Ergebnis ist ausschlaggebend. Bedeutend weniger ist dann oft viel zu viel, wie 1904 in Port Arthur, bedeutend mehr aber die kluge Politik des wahrhaft sparsamen Hausvaters.

Aber mit 200 Millionen baut man fast ein neues Geschwader von Linienschiffen. Ja und doch auch wieder nein. Es fragt sich, in welcher Zeit. Man stampft nicht Heere aus der Erde, weniger noch schöpft man Flotten aus dem Wasser. 1904 war das russische Bauprogramm des Jahres 1898 erst teilweise beendet.**) Und über der Schaffung der Massen steht die Weckung des Geistes, der sie belebt. Die Zeit

*) Nach anderen Quellen: mindestens 90 Millionen.

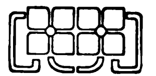
**) Es fehlten noch 5 Linienschiffe und 1 großer Kreuzer.

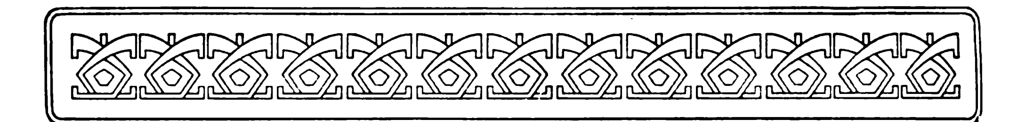
der Entwicklung einer Flotte ist die kritische Zeit. Ein Gegner, der rücksichtslos auf seinen Vorteil bedacht ist, wie Japan 1904, nützt sie. Und endlich, was hätte Rußland mehr gedient, eine Schlachtflotte von 16 Schiffen, die, anders wie 1904, das Meer beherrschte, oder eine solche von 20 Schiffen, die sich, wie 1904, einsperren ließ?

Voraussetzung bleibt: innere Tüchtigkeit. Wo sie fehlt, fallen alle Berechnungen zusammen.

Ist sie aber auf beiden Seiten zu finden, dann entscheidet weniger als jemals der blinde Zufall, sondern allein das Zusammenwirken von Kräften und Mitteln und der aus dem Können geborene Nachdruck, den die auf das Ziel gerichtete Einheit von Kräften und Mitteln der Kriegshandlung verleiht. Sechzehn kampfgemute Schlachtschiffe, wie es die japanischen waren, gestützt auf die Gewässer von Ta liën wan, hätten dem Landkriege, sofern sie ihn nicht unmöglich machten, sicherlich ein Rußland günstigeres Gepräge, wahrscheinlich aber auch einen glücklicheren Ausgang gegeben.

Lothes,
Hauptmann m. d. U. des 1. Nassauischen Pionier-Bataillons Nr. 21, Militärlehrer an der Militärtechnischen Akademie.





Abessinien.

Skizze 69.

Land und Leute.

Gebirge.

Der Thronwechsel in Abessinien hat neuerdings wieder die Aufmerksamkeit auf dieses eigentümliche Land gelenkt.

Das heutige Abessinien umfaßt den nördlich des Rudolf-Sees gelegenen Teil des großen ostafrikanischen Hochlandes. Das dazu gehörige Vorland und die Küstengebiete sind größtenteils seinem Einfluß entzogen. Eine vom Rudolf-See nach Nordosten zum Roten Meer sich erstreckende Senkung teilt das Land in das nach allen Seiten steil abfallende Hochland von Habesch und Kaffa, nordwestlich dieser Senke, und das Hochland der inneren Somali-Halbinsel, im Südosten. Das letztere steigt ebenfalls mauerartig rasch zu seiner höchsten Erhebung an und dacht sich dann terrassenförmig zur Benadir-Küste ab.

Diese Oberflächengestaltung macht Abessinien zum hydrographischen Zentralgebiet für den ägyptischen Sudan, die südwestliche Rote Meer-Küste, die Somali-Halbinsel, das nördliche Britisch-Ostafrika und Uganda. Für alle diese Länder ist es wertvoll als Hinterland, auf alle hat es natürliche Ansprüche als Vorland. Hier liegt der Grund für die oft zum Konflikt sich zuspitzenden Wechselbeziehungen.

Flüsse.

Der Gebirgsgliederung entsprechen die Flußgebiete. Zum Nilsystem gehören alle westlichen und nordwestlichen Abflüsse, Sobat, Tana-See mit Blauem Nil, Atbara mit Takaze und Mareb. Die Wasserscheide ist weit nach Osten in das die große Senke begleitende Gebirge vorgeschoben.

Die ganze Vertiefung mit ihren Flüssen und Seen gehört zum abflußlosen Gebiet. Der Omo endet im Rudolf-See, und auch der mächtige, nach Nordosten strömende Hawasch stirbt in der Salzwüste der Danakil nicht weit vom Meer.

Von den Abflüssen des Somali-Hochlandes erreicht nur der Djuba, der Grenzfluß zwischen Benadir und Britisch-Ostafrika, den Indischen Ozean.

Horizontale und vertikale Gliederung.

Ohne vermittelnde Übergänge stehen in diesem Bergland Hochgebirge, Hochebene und Tiefland nebeneinander. Aus der zum Teil unter dem Meeresspiegel liegenden Danakil-Wüste erhebt sich die Wasserscheide zwischen Nil und Hawasch mauerartig bis zu 4000 m und höher. Das innere Habesch und Kaffa erfüllen Hochebenen von 2000 bis 3000 m Durchschnittshöhe. Ebenso hoch ist das Somali-

Bergland. Und den Hochflächen sind einzelne Gipfel und Randgebirge bis zu 4600 m aufgesetzt. So liegen die Gipfel nördlich des Tana-Sees fast 3000 m über dem im Innern von Habesch liegenden Flußlauf des Blauen Nil und fast 4000 m über dem ebenso nahen Sudan.

Die ursprünglich zusammenhängenden Massen der Hochflächen und Gebirge sind durch vulkanische Spaltungen und Einbrüche und durch die senkrecht Hunderte von Metern eingeschnittenen Wasserläufe reich gegliedert. Vielfach sind Teile auf allen Seiten inselartig abgetrennt und bilden die sogenannten „Amben", die auf ihren flachen Gipfeln, je nach ihrer Größe, ganze fruchtbare Provinzen oder nur einzelne Niederlassungen tragen. Der vom Oberlauf des Blauen Nil umströmte Landesteil, Godjam, ist nichts anderes als eine riesenhafte Amba. Solche eigentümlichen Bergbildungen sind die natürlichen Festungen des Landes.

Klima, Fauna, Flora.

Das Klima des ganz in der heißen Zone, zwischen 4° und 15° nördlicher Breite, liegenden Landes wird durch die große durchschnittliche Erhebung über den Meeresspiegel angenehm gemäßigt. Nur im Tiefland, kaum einem Fünftel der Gesamtoberfläche, ist es heiß und ungesund. Dort, wo die Abflüsse des Gebirges der tropischen Sonne erliegen, beginnt das Reich der Fels-, Staub- und Salz-Wüsten, um deren ärmliche Steppen und Oasen der Danakil und Isa für sich und seine Kamele kämpft und mordet. Soweit der Wasserreichtum aber die Oberhand behält, findet sich tropische Flora und Fauna. Doch die Fieberdünste der Sümpfe scheuchen die Eingeborenen hinauf auf die nahen Berge. Erst bei etwa 1500 m Höhe über dem Meeresspiegel ist der Wasserabfluß im allgemeinen geregelt, die Sonnenglut durch frische Gebirgsluft genügend gedämpft, um einen wahren Garten aus diesem Lande zu machen. Hier wächst der Kaffeebaum wild, alle tropischen und subtropischen Nutzpflanzen finden die besten Bedingungen für ihr Fortkommen. Wo der Galla wohnt, sind die herrlichen Bergwaldungen noch erhalten, während der eigentliche Abessinier seine Länder meist zur Grassteppe umgewandelt hat. Aber auch in den höher gelegenen Provinzen gedeihen noch Weizen und Weinstock. Die Temperatur bis 2500 m Höhe ist etwa die Italiens, höher hinauf die Mitteleuropas.

Von Mitte September bis Anfang Juni dauert die regenlose Zeit, ab und zu, namentlich im Süden, im Februar durch kurze Niederschläge unterbrochen. Dagegen fallen von Mitte Juni bis Anfang September täglich etwa 18 Stunden lang gewaltige Regenmengen. Die Temperatur sinkt in dieser Zeit nur im Hochgebirge unter Null und die höchsten Gipfel bedecken sich für Wochen und Monate mit Schnee. Ewige Schneefelder, wie weiter südlich am Kilimandscharo und Kenia, gibt es aber innerhalb der Grenzen Abessiniens nicht.

Bevölkerung.

Nach den zuverlässigsten Schätzungen wohnen in diesem Lande 10 bis 12 Millionen Menschen. Die meisten gehören als Semiten und Hamiten zu unserer kaukasischen Völkerfamilie. Unter ihnen müssen eine ganze Reihe von Stämmen unterschieden

werden, die ethnographisch entweder den semitischen Arabern oder den eigentlichen Negern näher stehen und wohl einer mehr oder weniger großen Blutmischung mit diesen Rassen ihre Entstehung verdanken.

Die eigentlichen Abessinier, dunkelbraune Hamiten mit stark semitisch-arabischem Bluteinschlag und mit einer Art christlicher Kultur, stehen wohl in der Mitte dieser Stufenleiter und bilden in einer Stärke von 3 bis 4 Millionen Seelen die herrschende Rasse. Sie sind als Soldaten nicht untüchtig, aber in faulem Herrenleben nicht gerade zur nützlichsten Bevölkerungsklasse geworden. Der Charakter des Nord-Abessiniers, des Tigreners, wird gelobt, während sich der schlaue und verschlagene und mit besonderem diplomatischen Geschick ausgerüstete Süd-Abessinier, Schoaner, nicht viel Freunde unter seinen Besuchern erworben hat.

Wohl die Hälfte aller Landeseinwohner gehört zu den Galla-Völkern, die seit dem 16. Jahrhundert aus unbekannten Ursachen aus der Gegend der großen afrikanischen Seen nach Norden zurückströmten und von Jahrhunderte langer Nachbarschaft mit den Negern auch einen merkbaren Einschlag von Negerblut mitgebracht haben. Einst waren sie als wilde Krieger der Schrecken von ganz Ostafrika und in ihrem unaufhaltsamen Vordringen nach Norden der gefährlichste Feind, der je den eigentlichen Abessiniern erstanden ist. Jetzt sind sie fleißige, seßhafte Bauern und der eigentliche produktive Teil des Volkes geworden. Sie sitzen ziemlich unvermischt noch um Harar im südöstlichen Teile des Reiches. Ursprünglich waren sie Heiden und Naturanbeter, sind aber mit semitischer Anpassungsfähigkeit jetzt größtenteils zur herrschenden Staatskirche übergetreten.

An der Ost- und Südostgrenze und in den von Europäern beschlagnahmten Küstenstrichen wohnen die Danakil-, Isa- und Somali-Völker, die meistens den reinen Semiten, den Arabern jenseit des Roten Meeres näher stehen als den Negern und sich größtenteils zum Islam bekennen. Aber die Lebensbedingungen der menschenmordenden Wüste, ihrer Heimat, haben ihre Begriffe von gut und böse recht sonderbar gestaltet. Der Tod des Mitmenschen ist hier Voraussetzung zur Familiengründung geworden, weil das arme Land keine Vermehrung seiner Bevölkerung duldet. So wird der hinterlistige Mord zur Bürgerpflicht. Diese jeder Art von Kultur ganz unzugänglichen Menschen bilden eine nicht zu unterschätzende Schutzmauer des in Abessinien lebenden Volkstums gegen fremde Beeinflussung. Die unaufhörlichen Grenzkriege mit diesen Nachbarn, einem schönen, starken und unermüdlichen Menschenschlag, haben auch die kriegerische Tüchtigkeit und Volkskraft der Abessinier lebendig erhalten, zumal sie nicht immer Sieger in diesen Kämpfen geblieben sind.

Im Lande verstreut leben noch die Auga, Reste der Urbevölkerung vor der hamitischen Einwanderung, und die Falascha, ein hamitischer Stamm, der die jüdische Religion angenommen und bis heute bewahrt hat. Beide spielen im Volksleben keine Rolle mehr. Endlich bilden die als Kriegsgefangene leibeigen im Lande

wohnenden echten Neger, Schangalla, oder deren Nachkommen einen nicht unerheblichen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung.

Die Vermischung der echten Abessinier und Galla schreitet rasch vorwärts und hat im Süden schon zur Bildung von halbabessinischen Rassen geführt. Wenn die Neger ausgeschlossen bleiben, kann das nur zum Vorteil für Land und Volk ausschlagen. Leider scheint das aber nicht der Fall zu sein.

Verfassung.

Die Staatsverfassung des Kaiserreichs Abessinien hat große Ähnlichkeit mit der des Karolinger-Reiches. Der Kaiser, Negus Negesti, König der Könige genannt, ist persönlich der Besitzer von Land und Bevölkerung. Den zuverlässigsten seiner Soldatenführer gibt er die einzelnen Landesteile zu Lehen. Nur ihm persönlich ergebene Männer sucht er dazu aus, engere Stammesgenossen, die, wenn nicht schon blutsverwandt, durch Heirat mit den Töchtern seiner Familie an ihn gefesselt werden. Alle waffenfähigen Männer der herrschenden Rasse nehmen mehr oder weniger an der Nutznießung dieses Lehens Teil. Sie bilden, in die Heere der Unterkönige oder die kaiserlichen Leibtruppen eingereiht, den sehr augenfälligen Ausdruck der fürstlichen Macht. Nebenbei sind sie im wahrsten Sinne des Worts die Kostgänger ihrer Häuptlinge und tuen oft nichts, als die für ihre Führer bestimmten Abgaben einzusammeln und verzehren zu helfen.

Verwaltung.

In gewissem Grade wird allerdings diese feudale Militärherrschaft durch eine Art von Verwaltung ergänzt. Es gibt heute schon eine Reihe von Ministern für verschiedene Verwaltungszweige, doch gilt deren Wirksamkeit noch keineswegs für das ganze Land, sondern kaum soweit, als das Schwert des Kaisers augenblicklich reicht. Das ist in bewegten Zeiten nicht eben viel weiter als einen Büchsenschuß um das kaiserliche Heerlager. In entfernteren Landesteilen schalten die Militärführer auch als Verwaltungsbeamte.

Ehrgeizige Führer in entlegenen Grenzländern, die Blutsverwandten verdrängter Dynastien, ja die ganze, in friedlichen Jahren beschäftigungslose Truppe selbst, bilden stets eine versteckte Gefahr für das Bestehen, nicht nur der Verwaltung, sondern auch des ganzen Reiches. Aufstände sind an der Tagesordnung, sobald auf die Zentralregierung ein Schatten von Schwäche fällt.

Die produktive Bevölkerung.

Für das Land bildet diese Art von Truppen eine schlimme Last. Der produktive Teil der Bevölkerung, die Galla, Falascha und Auga können nur einen Teil der Früchte ihres Fleißes ernten. Das Übrige wird ihnen ohne weiteres fortgenommen. Von der herrschenden Rasse arbeitet nur die Frau des einfachen Soldaten im Haushalte, und selbst sie läßt sich reichlich durch weibliche Dienstboten der anderen Bevölkerungsklassen unterstützen und bedienen. Zum Haushalt der Fürsten, Häuptlinge und Vornehmen gehört dann noch ein reichliches Aufgebot von „Kriegsgefangenen", d. h. Negersklaven, die übrigens gut gehalten werden und willig dienen. Nur im Norden scheint der Abessinier selbst sich am Arbeiten zu beteiligen, wahrscheinlich weil er dort

keine Galla-Bauern hat, die er ausnutzen kann, und weil die sein Land umfassenden europäischen Kolonien ihn hindern, Kriegsgefangene zu machen. Vielleicht ist dies ein Grund mit zu der traditionellen Feindschaft zwischen Tigrenern und Schoanern.

Mit Ackerbau und Viehzucht erwirbt der arbeitende Volksteil den Unterhalt für sich und seine Herren. Auch einfache Handwerke werden betrieben; besonders zeichnen sich die Falascha in ihnen aus. Wirkliche Künstler in feinen Silber-Filigranarbeiten und metallenem Waffenschmuck, Schildbeschlägen usw. leben im Gefolge der Großen des Landes.

Handel.

Auch primitive Handelsbeziehungen bestehen im Innern. Der Bauer tauscht gelegentlich die Produkte seiner Herde oder Ernte, die ihm nicht weggenommen wurden, oder die er selbst nicht verzehren kann, beim benachbarten Handwerker oder Wanderhändler gegen Stoffe und Geräte aus, die er gerade benötigt. Etwa 50 000 solcher reisenden Firmen, von der Kamel- und Maultierkarawane bis zum Trödler mit seinem kleinen Packesel, vermitteln den Handelsumsatz im Innern. Der auswärtige Handel liegt meist in Händen von Indern, Armeniern, Griechen und Italienern. Er wird für 1906 auf 13 000 000 Mk. Ausfuhr und etwa 18 000 000 Mk. Einfuhr geschätzt. Für 75 v. H. der Einfuhr war der Kaiser der Abnehmer. Außer Waffen und allerlei Spielereien sind amerikanische und italienische Baumwollstoffe für die einfachen und nicht unschönen abessinischen Trachten die hauptsächlichen Gegenstände der Einfuhr. Ausgeführt werden Kaffee, Wachs, Elfenbein, Gold und Häute. Die reichen Bodenschätze sind wenig gehoben.

Der geringen Bedeutung des Handels entspricht das Geld. Die ortsübliche Scheidemünze besteht in Salzstücken und Patronen. Sonst gilt nur der Maria Theresia-Taler, die Münze auf allen Karawanenstraßen des Ostens. Sein Wert schwankt nach dem Silberkurs zwischen 1,85 und 2,40 Mk. Als hohe Preise in der Landeshauptstadt nennt Hentze*) 12 bis 20 Taler für einen Ochsen, 4 bis 50 Taler für ein Pferd, 1 Taler für den Zentner Getreide. Höchst unlauterer Wettbewerb zwischen den oft sehr fragwürdigen Gestalten der abessinischen und fremden Handelsvertreter, orientalische Backschischwirtschaft und das Fehlen genügender Rechtssicherheit beeinträchtigen den freien und reellen Handel.

Meinungsverschiedenheiten werden an Ort und Stelle durch oft höchst parteiische Unparteiische entschieden. Ein auf dem Konzil von Nicäa (325 n. Chr.) abgefaßtes Gesetzbuch gilt noch heute in Abessinien. Verbrechen ahndet der nächste Häuptling. Die Strafen sind orientalisch grausam, entsprechen aber dem Volksempfinden.

Die Stellung der Frau.

Die Ehe ist ebenso leicht zu schließen wie zu lösen. Deshalb heiratet man hier gern und oft. Die Gatten trennen sich in aller Freundschaft, und die geschiedene Frau muß so reichlich entschädigt werden, daß sie rasch einen zweiten Mann findet.

*) Willy Hentze: Am Hofe des Kaisers Menelik von Abessinien.

Nur die kirchliche Ehe ist untrennbar*) und wird deshalb fast nur von den Priestern und in den Familien der Fürsten geschlossen. Merkwürdigerweise ist die Unsittlichkeit der Priester, die verheiratet sein müssen, trotzdem sprichwörtlich.**) Das Konkubinat ist weit verbreitet und gilt nicht als anstößig. Wenn die Frau der herrschenden Rasse auch im Hause arbeiten muß, ist ihr Los für orientalische Begriffe doch recht erträglich. Oft gewinnt sie großen Einfluß, und die abessinische Geschichte nennt unter ihren Helden und Führern, die über die Geschicke des Landes entschieden, mehr als eine Frau.

Kirche.

Das abessinische Volk bekennt sich schon seit dem Anfang des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zum Christentum. Die Lehre, nach ihren Bekennern in Ägypten die „koptische" genannt, ist eine nur wenig entstellte Form der urchristlichen; sie nähert sich durch zahlreiche Fasten, Festgebote und Heiligenverehrung der römischen, hält aber starr an manchen von dieser als ketzerisch verurteilten Glaubenssätzen fest. Mit bewundernswerter Kraft ist sie durch alle Stürme der Jahrhunderte und gegen jede Einmischung anderer Lehrformen und Religionen verteidigt worden. Aber man macht heute wenig Gebrauch von ihr. Das Abzeichen: ein blaues Bändchen um den Hals, genügt für das Christentum der großen Masse. Man geht wohl noch aus alter Gewohnheit zur Kirche, läßt Priester und Mönche für sich beten, schaut ihren Tänzen um die heilige Bundeslade zu und erträgt ihre Bettelei und ihre Laster mit Gleichmut. Ab und zu macht man auch eine Wallfahrt nach einem der heiligen Orte auf Bergen und an Seen, gibt ein Almosen oder füttert ein paar hungrige Nichtstuer. Damit hat man aber genug für das Heil seiner Seele getan. Unterricht der Jugend kennt man nicht. Schreiben und Lesen lernen nur die Kinder der Vornehmen und die Priesterzöglinge. Mit dieser Kultur ist in der Tat nicht viel Staat zu machen. Desto größeren Wert legt man äußerlich auf sein Christentum und die Gleichberechtigung der Lehrform mit den europäischen und schaut mit Verachtung auf die Islambekenner und Juden herab. Daher kommt es wohl auch, daß das Priestertum nicht ohne politischen Einfluß ist.

Niederlassungen.

Städtebauer sind die Abessinier heute so wenig wie je. Ihre Häuser gleichen den biblischen Laubhütten, ihre Städte sind nicht viel mehr als Heerlager mit stets wechselnder Bevölkerung, groß und volkreich, wenn die Häuptlinge und ihr Anhang sich in ihnen versammeln, aber spurlos bis auf die geweihten Kirchen verschwindend, wenn ein Kriegszug, die Erschöpfung des Landes und seiner Bauern, die rasche und sinnlose Verwüstung der Wälder der Umgegend oder auch nur eine zigeunerhafte Laune des Herrschers oder der Bewohner zum Wandern zwingt. Selbst der moderne

*) Nach Hentze kann auch diese gegen Abgabe des halben Vermögens getrennt werden.

**) Ein sonst besonders zuverlässiger Berichterstatter (Rohlfs) bricht eine Lanze für die abessinische Geistlichkeit. Er erklärt ihren schlechten Ruf als Verleumdung europäischer Missionare.

Herrscher Menelik baute in Adis-Abeba seine sechste Hauptstadt, und die Stätte der fünften ist schon heute wüst und leer. Die Bauern wohnen in ebenso einfach gebauten Hütten, in kleinen Dörfern und Weilern, im Lande zerstreut bei ihren Äckern.

Straßen.

Daß solche Verhältnisse auch den Straßenbau nicht fördern, liegt auf der Hand. Seit die Portugiesen das Land verließen, also etwa seit dem Jahre 1660, ist wenig getan. An den Rändern der Hochebenen, an den Schluchten der Wasserläufe wird die Karawanenstraße zum Saumpfad, den nur Kamel und Maultier noch mit Lasten beschreiten können. Die Wüstenstrecken des Ostens, mit ihren wilden Bewohnern, erschweren das Erreichen der Küste. Nach Südwesten unterbricht das ungeheure Sumpfgebiet des Sobat und oberen Nilbeckens fast jede Verbindung. Über Ägypten ist der Weg zur Küste zu weit, die nahen Nilländer bringen zur Zeit nicht genug hervor, um den Warenaustausch zu begünstigen.

Die französische Bahn Djibuti (am Golf von Aden) — Diredaua (nördlich Harar, 1200 m über dem Meeresspiegel) und die ihre Verlängerung bildende Karawanenstraße nach Adis-Abeba (2890 m über dem Meeresspiegel) sind heute der beste Weg nach Abessinien. Auch von Massaua kann man mit kurzer Bergbahn die wüsten Küstenstriche überwinden und dann, anfangs auf guten italienischen Straßen, über Adua, Gondar, Tana-See oder Makalle, Magdala vordringen. Fernsprecher und Telegraph verbinden die wichtigsten Niederlassungen.

Abessinien als Kriegsschauplatz.

Abessinien ist ein überaus schwieriger Kriegsschauplatz für den einbrechenden Landesfeind. Die Wegelosigkeit, die jähen Geländestufen erschweren jede Heeresbewegung. Das wildzerklüftete Gebirgsland verhindert jeden Überblick.

Zur Regenzeit ist die Bewegung selbst eingeborener Truppen unmöglich. Man kann sagen, daß man nur mit dem Willen etwa verbündeter aufständischer Landeskinder überhaupt in das Land hineingelangen kann. Taktisch wird die Kriegführung auch nach Erreichen der Hochebene die des Gebirgskrieges bleiben müssen. Man muß zum Wasserholen, zum Stürmen der Amben, aus hundert Gründen immer wieder die Hochfläche verlassen, um die abgetrennten, noch nicht in Besitz genommenen Teile zu erreichen. Überall ist Gelegenheit zum ermüdenden Kleinkrieg, zum Hinterhalt, zum Abschneiden der Verbindungen des eingedrungenen Heeres, zu überraschendem und umfassendem Angriff. Es dürfte kaum ein Land der Erde geben, das so leicht zu verteidigen und so schwer zu erobern ist.

Geschichte. Überlieferung.

Die Überlieferung der wohl 3000 jährigen Landesgeschichte ist in ihren Anfängen dunkel. Uralte Baudenkmäler sind noch unerklärt. Das Herrschergeschlecht, das bis ins 19. Jahrhundert nach Christi Geburt regierte, leitete seine Abstammung ab von dem biblischen König Salomo und der Königin von Saba. Die späteren Usurpatoren der kaiserlichen Macht haben sich, wohl aus politischen Gründen, für Nachkommen dieses Königsstammes erklärt. Abessinien hat noch vor Christi Geburt eine arabische Kultur empfangen; auch Spuren griechisch-römischer Einwirkung von Ägypten aus

sind nachzuweisen. Durch den allgemeinen Übertritt zum Christentum im Jahre 330 fand die Entwicklung ihren Abschluß.

Über den Sudan, weit Nil abwärts, über die innere Somali-Halbinsel, Adal genannt, ja hinüber über das Rote Meer und tief nach Arabien hinein, hat die Macht seiner Fürsten einst gereicht. Als der Islam ringsum die Länder eroberte und aus den eifrigsten Christen fanatische Glaubenskämpfer des Propheten machte, brandeten jahrhundertelang wilde und wechselreiche Kriege um die Bergfestung, die allein noch den christlichen Glauben schützte. Als Mohammed Granj das islamitische Ostafrika einte und von seinem Stammland Adal aus in Abessinien einbrach, rief man in höchster Not die Portugiesen, damals die Herren des Indischen Ozeans, zu Hilfe (1541 bis 1544) und warf den Islam zurück. Aber die neuen Freunde, die steinerne Kirchen, Paläste, Brücken und Straßen bauten, machten sich durch eifrige Propaganda für die römische Kirche unbeliebt und wurden wieder heimgeschickt.

Die Kaisermacht zerfiel; die Kraft der Unterfürsten wuchs. Hausmeier machten, ganz nach merovingischem Muster, die Kaiserwürde zum Schatten. Das Schwergewicht des Staates wanderte nach Süden, wo kraftvolle Herrscher, im Kampf gegen den Ansturm der Galla gestählte Völker sich bald selbständig machten. Das Land zerfiel in drei Teilreiche: Tigre im Norden, Amhara in der Mitte, Schoa im Süden.

Die Usurpatoren. Theodorus II.

Ein Häuptling aus Amhara stürzte den letzten Hausmeier, entthronte die alte Dynastie, zwang die Nachbarn zur Anerkennung seiner Oberherrschaft und den Landesbischof, ihn 1855 als Theodorus II. zum Kaiser zu krönen. Anstatt von einer Landesgrenze zur andern zu eilen, wie seine Vorgänger, um Aufstände zu bekämpfen, die im Rücken wieder aufloderten, zentralisierte er die Gewalt und schuf sich zu ihrem Schutz mit Hilfe von Europäern, die er zahlreich ins Land zog, ein modern bewaffnetes Heer. England und Frankreich waren an seinem Hof durch Gesandte vertreten. Abessinien wurde wieder ein Machtfaktor in Ostafrika.

Aber er überschätzte seine Bedeutung für die Weltpolitik. Im Zorn, daß England auf seine Pläne zur Eroberung von Ägypten nicht einging, seine vom europäischen Standpunkt komisch aufdringlichen, von ihm selbst aber bitter ernst gemeinten diplomatischen Vorschläge*) kühl abwies, kam der orientalische Barbar zum Durchbruch. Er legte die Gesandten von England und Frankreich und alle Europäer in Ketten und drohte mit Metzeleien. Die Engländer versuchten vergeblich, ihn auf friedlichem Wege zur Einsicht zu bringen. Schließlich mußten sie den Krieg erklären. Sie hatten klug gewartet, bis die Frucht reif war; von Aufständischen unterstützt, brachen sie in das von jahrelangen Kriegsrüstungen erschöpfte Land. Nur von wenigen Getreuen begleitet, erreichte der Kaiser seine Amba-Festung Magdala. Die stürmenden Engländer fanden den Stolzen, von eigener Hand gefallen, in seinem Palast (1868).

*) z. B. einen Heiratsantrag an die Königin Victoria.

Johannes II. In weiser Selbstbeschränkung zog England nochmals seine Hand aus Abessinien zurück. Der Prinz Kasai von Tigre, der die Engländer unterstützt hatte, wurde mit Kriegsmaterial belohnt. So konnte er das Reich für sich erobern und ließ sich als Johannes II. 1872 krönen. Noch ehe ganz Abessinien ihm gehorchte, mußte er gegen die Ägypter, die das Hochland wie den Sudan zu erobern hofften, zu Felde ziehen.

Ägypten, seit Anfang des 16. Jahrhunderts nach Christi Geburt, eine Provinz des Osmanen-Reiches, war nach Jahrhunderten voll blutiger Bürgerkriege, Mißwirtschaft und Greuel unter Mohammed Ali, dem Gründer der noch regierenden Khedive-Dynastie, wieder zu einer aufstrebenden Macht geworden. Die Einmischungsversuche Napoleons I. und Englands hatten 1801 und 1803 mit einem völligen Mißerfolge geendet. In der verwüstet der Pforte zurückgegebenen Provinz schuf Mohammed Ali Ordnung, oft im Gegensatz, zuletzt im Kriege mit seiner Regierung. Aber seine hochfliegenden Pläne zur Gründung eines großen arabischen Reiches scheiterten am Widerstande Europas. Von seinen Nachfolgern erwarb Ismail 1867 den erblichen Titel Chediw (= Fürst, statt Wali = Statthalter) und im ersten Regierungsjahre Kaiser Johannes' II. von Abessinien wurden Ismail Rechte eingeräumt, die der tatsächlichen Unabhängigkeit von der Pforte nahe kamen.

Unter ihm wuchs das Gebiet Ägyptens rings um Abessinien. Im Osten wurden die Häfen Suakin, Massaua und Zeila besetzt, im Westen der schon von Mohammed Ali eroberte Sudan (nördlich des 10. Breitengrades) durch die Eroberung der Äquatorialprovinz 1869 bis 1873 ergänzt. Gordon führte im Süden die Herrschaft Ägyptens 1874 bis zum Victoria-Nyansa. Im Südosten schloß die Besetzung von Harar 1875 den ägyptischen Bannkreis um Abessinien.

Zu einer Nachahmung des englischen Vorgehens gegen Abessinien hatten die Ägypter keine Veranlassung. Keine Gewalttat der Abessinier gegen ägyptische Untertanen forderte Sühne. Dennoch schritt man zum Angriff, da man die innere Lage sehr mit Unrecht für ebenso günstig für einen Einfall hielt, wie sie es 1868 für die Engländer gewesen war.

Der im Herbst aus der Gegend von Djibuti angreifende Schweizer in ägyptischen Diensten, Munzinger, verlor im Gebiet der Aussa am Hawasch durch Überfall Heer und Leben. Die 20 000 Mann starke, von Massaua vorrückende Armee unter Ismails eigenem Sohn erlitt 1876 durch Kaiser Johannes eine so entscheidende Niederlage, daß nur die Küstenplätze und Harar vorläufig in ägyptischem Besitz erhalten werden konnten. Der gleichzeitig über seinen Feind hereinbrechende Staatsbankrott befreite Abessinien endgültig von ägyptischen Machtansprüchen.

Menelik von Schoa. Den äußeren Feind lösten innere ab. Wie Johannes selbst einst mit den Engländern, so hatte sich König Menelik von Schoa mit den Ägyptern verbündet. Menelik war einer der Prätendenten, die bei einem abessinischen Thronwechsel niemals fehlen. Er wurde 1844 als Sohn des Kronprinzen der damals noch regierenden

Salomonischen Dynastie geboren und lange von Theodorus gefangen gehalten. 1865 wurde er König von Schoa und strebte von da an offen danach, für sich und die alte Dynastie die Kaiserwürde wieder zu erringen. So wurde er auch zum Feinde von Johannes, der stärker und glücklicher als er, an das erstrebte Ziel gelangte. Eifersüchtiger Ehrgeiz trieb Menelik ins Lager des Landesfeindes. Auch er wurde vom Kaiser besiegt, aber trotz mehrfacher Rückfälle, wohl mit Rücksicht auf seinen gewaltigen Anhang, mit Milde behandelt. Er blieb König von Schoa als Vasall des Kaisers, zog Europäer in sein Reich und bildete sich in steten und siegreichen Kämpfen mit den umwohnenden Galla-Völkern ein schlagfertiges Heer für seine niemals aufgegebenen ehrgeizigen Pläne heran. Während seiner Regierungszeit dehnten sich die Grenzen von Schoa nach Südwesten, Süden und Osten aus. 1887 eroberte er Harar, den letzten Stützpunkt Ägyptens auf abessinischem Boden, und seine Heere erneuerten im Innern der Somali-Halbinsel, nach afrikanischem Brauch sengend und mordend, alte abessinische Machtansprüche.

Der Mahdismus.

Inzwischen hatten andere Dinge begonnen, die Kräfte des Kaisers zu binden. Im ägyptischen Sudan richtete der Mahdi sein Glaubensreich auf, und der Bekehrungs- und Eroberungseifer des neu belebten Islam hielt auch die mächtigsten seiner Nachbarn in Atem.

Die ägyptische Verwaltungskunst hatte mit der schnellen Eroberung der weiten, volksreichen Gebiete am oberen Nil nicht Schritt halten können. Eigennützige Beamte, geduldete Sklavenjäger, Ausbeuter jeder Art hatten den Langmut der Bevölkerung erschöpft. Die 1877 plötzlich und ohne die notwendigsten Übergangsmaßregeln auf die Einwirkung Englands hin erklärte Abschaffung der Sklaverei stellte 60 000 unselbständige Menschen mit einem Schlage vor die unverstandene und für sie selbst gefährliche Freiheit. Und wie ein geheimer Zündstoff barg sich der Glaube, der die Ausbreitung des Heils mit Feuer und Schwert predigt, in Millionen von Seelen. Auch für den Führer einer Aufstandsbewegung war der Weg geebnet. Der Islam, wie alle orientalischen Religionen, verspricht das Erscheinen des zukünftigen Helden, der die Menschheit erlöst und im neuen Gottesstaat zu reinerem Glück emporführt. Der „Mahdi“ ist nichts anderes als der jüdische „Messias“. Heißer als sonst irgendwo auf der Erde glüht in den Herzen der semitischen und hamitischen Völkerrassen von Arabien bis nach Marokko und tief in die Negerländer hinein ein heiliges Feuer für die Religion. Für den, der als Mahdi zu ihnen kommt und Glauben findet, opfern sich ganze Stämme.

Mohammed Ahmed, ein einfacher Wanderprediger, aber ein Herrschergenie, ein hinreißender Redner und ein großer Mensch, vereinigte in sich die Eigenschaften, die den Führer dieser Volksbewegung kennzeichnen mußten. Er wußte die schlummernden Kräfte zu wecken und zu einigen, und als Mahdi, von Gott selbst berufen, führte er die Völker seiner Heimat in kurzem, siegreichem Ansturm gegen die Fremdherrschaft

der Ägypter. Mögen die Offenbarungen, aus denen heraus er predigte und handelte, echt oder nur kranke Phantasien gewesen sein, sicher ist, daß er selbst fester daran glaubte, als die Hundertausende von Menschen,*) die für ihn starben. Und das Glaubensreich, in dem er, auf den Trümmern ägyptischer Herrschaft, alle Islambekenner von den westlichsten Quellflüssen des Nil bis ans Rote Meer vereinigte, war die Verkörperung des Ideals, das er für die leidende Menschheit suchte.

Eine breite Wüste trennt den Sudan von Ägypten. Keine Eisenbahn, kein geregelter Dampferverkehr auf dem Nil schloß damals die gefährliche Lücke zwischen den eroberten Provinzen und der Hauptstadt mit ihren Befehlszentren. Wenn sich die Verwaltung des Sudans von der Bewegung überraschen ließ, dann kam die Entscheidung und die Hilfe aus Kairo sicher zu spät.

Nach dem ersten, durch unkluge Maßnahmen der Verwaltung selbst herbeigeführten Konflikt ließ man den Mahdi und seinen Anhang in ein schwer zugängliches Bergland entkommen. Hier schuf er aus der Gemeinde seiner Gläubigen, aus den in rührender Glaubenssehnsucht in die Wüste wallfahrenden Menschenströmen, das unwiderstehliche Kriegsheer der Derwische. Die vereinzelt in Unterschätzung seiner Stärke gegen ihn aufgebotenen ägyptischen Truppen wurden Schlag auf Schlag vernichtet. Mit ihren Waffen rüstete er seine eigenen Truppen aus.

Ägypten unter englischer Führung.

1882 hatte England in dem Militäraufstand von Arabi-Pascha den gewünschten Anlaß gefunden, die Hand auf Ägypten zu legen. Das durch Schulden und Bürgerkrieg erschöpfte Land lieferte sich ihm auf Gnade und Ungnade aus. Unter englischer Leitung sollte auch der Mahdi endlich besiegt werden, und ein Heer von 10 000 Mann, von Hicks-Pascha geführt, zog Nil aufwärts nach Khartum. Nichts kam zurück als die Nachricht: „Hicks is finished“. Da gab man den Sudan verloren. Man wollte die Selbstzersetzung der Aufstandsbewegung abwarten, ehe man weiter Menschen und Geld an dieses Gebiet wagte. Gordon erhielt den Auftrag, die Ägypter und Europäer im Sudan zu sammeln und zurückzuführen.

Zur Rettung der schwer bedrängten Sudan-Garnisonen bot Admiral Hewett im Auftrage England-Ägyptens auch die Kriegsmacht Abessiniens auf. Als Gegenleistung wurde dem Kaiser Johannes die Herrschaft über das Hinterland von Massaua und die freie Waffeneinfuhr über diesen Hafen ausdrücklich zugesichert.

Aber bald hörte man, daß Gordon in Khartum eingeschlossen und in schwerer Gefahr sei. Die öffentliche Meinung forderte gebieterisch Maßregeln zur Befreiung des Mannes, der, politisch vielleicht unklug, aber ein wahrer Gentleman, sein persönliches Schicksal an die übernommene Aufgabe knüpfte. Bisher hatte man in London mit Argusaugen darüber gewacht, daß die Italiener an der Straße nach Indien nur eine Handelsniederlassung, aber keine militärisch besetzte Kolonie gründeten. Nun

*) In den Kriegen der Mahdia sollen 3 200 000 Menschen gefallen sein.

ermutigte man Italien selbst zu weiteren Maßnahmen, um einen neuen Verbündeten gegen den Mahdi zu gewinnen. So besetzte Italien 1885 Massaua. Doch am Tage der Besetzung traf die Nachricht ein, daß Khartum gefallen und Gordon tot sei.

Europäische Kolonialgründungen.

Es waren damals Gründerjahre in Ostafrika. 1869 war der Suez-Kanal eröffnet worden, und eifrig suchten alle Nationen nach Stützpunkten an der neuen wichtigen Handelsstraße. Italien legte 1870 die Hand auf den öden Strand von Assab am Südweststrande des Roten Meeres, und Frankreich erinnerte sich der 1855 erworbenen Rechte auf Obok am Golf von Aden. England hatte schon seit 1839 Besatzungsrecht in Aden und hatte 1857 die Felseninsel Perim, den Schlüssel zum Südeingang des Roten Meeres, stark befestigt. Da es durch den Kanalbau den unbeschränkten Einfluß auf seine Verbindungen mit Indien gefährdet sah, legte es bei erster Gelegenheit (1882) Beschlag auf Ägypten. Schon 1881 wurden Assab und Obok*) militärisch besetzt, 1884 gründete man Deutsch-Ostafrika. Die Kongokonferenz in Berlin schuf 1885 den neutralen Kongo-Staat und in der Kongo-Akte die Verpflichtung für die teilnehmenden Mächte, sich Gebietserwerbungen in Afrika gegenseitig mitzuteilen.

Italienisch-abessinischer Konflikt.

Nicht immer ging es friedlich ab mit der Gründung. Als Italien den Fuß auf das Hinterland der Insel Massaua setzte, geriet es natürlich in Widerspruch mit den abessinischen, durch den Vertrag des Admirals Hewett ausdrücklich sichergestellten Machtansprüchen. 1887 vernichtete ein abessinischer General eine italienische Kolonne bei Dogali. Beide Teile rüsteten zum Kriege. Bald standen sich 20 000 Italiener unter General San Marzano und 150 000 Abessinier unter Kaiser Johannes kampfbereit gegenüber. Der kluge Italiener zögerte in starker Verteidigungsstellung die Entscheidung hin, auf Verpflegungsschwierigkeiten beim Gegner rechnend. Aber es kam nicht zum Kampf. Die Nachricht, daß die Derwische in die von Truppen entblößten Westprovinzen eingebrochen seien, rief den Kaiser auf den gefährlichsten Schauplatz. So erwarb Italien ohne weiteres Blutvergießen die nördlichsten Teile von Tigre. 1889 fiel Johannes nach kurzem Siegeszug im Kampf gegen die Derwische. Sein Heer verließ fluchtartig das Reich des Mahdi, und die sofort einsetzenden Thronstreitigkeiten schalteten Abessinien vorläufig aus der Reihe der Machtfaktoren Afrikas aus.

Menelik von Schoa wird Negus Negesti.

Jetzt konnte Menelik seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen. Der von Johannes zum Nachfolger bestimmte tigrenische Ras Mangascha war von den Italienern um einen Teil seines Stammlandes und damit um sein Ansehen in Abessinien gebracht worden. Dieselben Italiener waren seit Jahren Meneliks Freunde, hatten ihm in seinen offenen und heimlichen Empörungen gegen den Kaiser Johannes Waffen und Munition geliefert und unterstützten jetzt mit allen Mitteln seine Ernennung zum Negus Negesti.

*) Obok ist heute wieder ganz ohne Besatzung.

Im März 1889 war der Kaiser gefallen. Schon im Mai ging Menelik den Freundschafts- und Handelsvertrag von Utschalli mit Italien ein, in dem das abessinische Hinterland von Massaua, soweit es die Italiener bereits besetzt hatten, in aller Form abgetreten und Italien die Möglichkeit eingeräumt wurde, Abessinien diplomatisch zu vertreten. Menelik fand dafür Italiens Hilfe bei der Niederwerfung von Tigre, das sich seinen Machtansprüchen nicht beugen wollte, und die nötige Geldunterstützung. Nach einem Zusatzvertrage konnte er eine Anleihe von 4 Millionen Lire in Italien aufnehmen.

Aber die Bedeutung des Vertrages, der eine Art von italienischer Schutzherrschaft über Abessinien einleiten sollte, wurde weit überschätzt. Kaum hatte Menelik im November 1889 die Kaiserkrönung erreicht, da bestritt er schon entschieden die italienische Auffassung, daß er nur noch durch die Vermittlung Italiens mit anderen Mächten verhandeln dürfte. Auch auf die gewünschte Grenzregulierung ging er nur zum Schein ein.

Was der ferne Kaiser nicht bewilligen wollte, dazu verstanden sich die tigrenischen Fürsten, die ja nur durch Waffengewalt gezwungen Menelik gehorchten und dem Druck der nahen italienischen Garnisonen nicht ungern nachgaben. Die Grenze von Eritrea — so hieß die Kolonie seit Januar 1890 — wurde ohne Meneliks Einwilligung bis zum Mareb vorgeschoben. Damit war der Kriegsgrund gegeben. Aber mit seinen von der Kultur noch unverdorbenen Nerven wartete der Kaiser noch 4 Jahre auf den günstigen Moment zur Abrechnung.

Krieg mit den Derwischen.

Inzwischen erfüllte Italien getreulich alle Erwartungen, die England billigerweise hegen durfte. Der Nachfolger des kurz nach dem Fall Khartums gestorbenen Mahdi, der Khalif Abdullahi, hatte Derwischheere Nil abwärts und auf Suakin am Roten Meer vorgetrieben. Das im Sudan besiegte Ägypten sollte nun im eigenen Lande niedergeworfen und mit dem Zugang zum Meer die Straße nach den heiligen Stätten des Islam in Arabien erkämpft werden. Aber die Truppen des Khalifen wurden am Nil (1885 und 1889) und vor Suakin (1888 und 1891) vernichtet. Doch begnügte sich England damit, vorläufig das eigentliche Ägypten und die Stadt Suakin zu behaupten. Nun wandte sich ein neuer Kriegszug der Derwische dem zweiten wichtigen Hafen am Roten Meer, Massaua, zu. Der italienische Oberst Arimondi besiegte sie im Dezember 1893 bei Agordat. Im Juli 1894 nahm der Gouverneur von Eritrea, Baratieri, auch Kassala durch Handstreich und gewann damit den Punkt, der die östlichen Zugänge zum Blauen Nil und zum Sudan beherrscht. Die Derwische waren zum erstenmal auf eigenem Boden besiegt, und die erste Bresche war in ihr Reich geschlagen worden.

Der Unabhängigkeitskrieg Abessiniens.

Mittlerweile hatte Menelik den Ras Mangascha, der äußerlich ein Verbündeter der Italiener blieb, zum willigen Werkzeug seiner Vergeltungspläne gemacht. Statt nach verabredetem Kriegsplane mit einem Heere in das Mahdi-

Reich einzufallen, sammelte Mangascha seine Truppen in gefährlicher Nähe der 400 km langen italienischen Verbindungslinie Massaua—Kassala. Ein vorzeitig im italienischen Schutzgebiet ausbrechender Militäraufstand deckte das Spiel auf, ohne daß die Italiener den vorsichtig im Hintergrund bleibenden Anstifter Menelik noch klar als ihren Feind erkannt hätten. Durch englisch-italienische Verträge vom Frühjahr 1891 war von der Mündung des Djuba an der Benadir-Küste bis zur Nordgrenze von Eritrea ein in weitem Bogen ganz Abessinien umfassendes Gebiet als italienischer Einflußbereich nach europäischem Recht festgelegt worden. In diesem Bereich schalteten die Italiener aber ziemlich kurzsichtig, indem sie auf die sich zeigenden Gegner losgingen und die Sorge um daraus entstehende Verwickelungen der Zukunft überließen. Der Aufstand wurde diesmal blutig niedergeschlagen und das an Gewehrträgern dreifach überlegene Heer Mangaschas, das nach zweitägigen Kämpfen bei Coatit im Januar 1895 unter starken Verlusten zurückging, auf der Verfolgung bei Senafe auseinandergesprengt. Die Rüstungen Meneliks wurden durch die Regenzeit unterbrochen. Eine kleine, Mangascha zu Hilfe geschickte Streitmacht wurde im Oktober 1895 zersprengt. Ganz Tigre fiel an Eritrea. Aber Menelik scheint seinen alten Feind Mangascha mit Absicht allein gelassen zu haben. Der blieb für ihn der Kronprätendent, dem keinerlei Machtzuwachs zu gönnen war. Vor allem aber hatte seine Zurückhaltung den Erfolg, daß die Machtmittel Abessiniens von Baratieri und noch mehr in Italien unterschätzt wurden. Man besetzte zuviel Land und verzettelte seine Streitkräfte.

Die ersten Niederlagen.

So kam es zu gefährlichen Überraschungen. Die abessinische Vorhut, etwa 20 000 Gewehrträger unter Ras Makonnen, vernichtete bei Amba Aladschi eine vorgeschobene Abteilung von fünf Kompagnien; vier weitere wurden im Fort Makalle eingeschlossen. Alle die unsicheren Freunde, die nur ein Erfolg auf italienischer Seite hätte halten können, fielen ab. Mit einem Schlage enthüllte sich der ganze Ernst der Lage. Der Landsturm der Kolonie wurde aufgeboten. Das Mutterland sandte mehrfach Gruppen von Streitkräften, die aus Freiwilligen und durch das Los bestimmten Offizieren und Mannschaften zusammengesetzt waren, nach Eritrea. Die tapfere Verteidigung von Makalle verschaffte die Zeit für Organisation und Aufmarsch. Aber die Marschfähigkeit der europäischen Truppen blieb der der Eingeborenen in dem wegelosen Gebirgslande weit unterlegen. Die Deckung der Verbindungen in dem aufständischen Lande und der Schutz der Grenze gegen die Derwische verschlangen mehr als die Hälfte aller Truppen. Schließlich lagen sich die Heere, wie einst San Marzano und Johannes, wochenlang in festen Stellungen östlich Adua gegenüber, 21 000 Italiener (9100 Weiße) gegen 80 000 Gewehrträger Meneliks. Beide Teile litten unter Verpflegungsschwierigkeiten. Aber Baratieri war weder der Lage noch einem Gegner wie Menelik gewachsen. Er war mehr Politiker und Schriftsteller als Soldat, und man hatte ihm, den Schaden verdoppelnd, gleich zwei tüchtige Feld-



soldaten zur Seite gestellt, so daß schließlich niemand wußte, wer der eigentliche Führer sei. Die Regierung daheim, die zur Beschwichtigung des Landes einen großen Sieg brauchte, drängte zur Offensive. Die Unmöglichkeit, die Truppe länger zu ernähren, zwang zur Wahl zwischen Angriff und Rückzug. Gerüchte über Streit und Hungersnot im feindlichen Lager, die wahrscheinlich Menelik absichtlich hat ausstreuen lassen, verleiteten Baratieri schließlich, mit 15 000 Mann 80 000 wohlbewaffnete Feinde anzugreifen.

Adua.

Der verhängnisvolle Ausgang der Schlacht bei Adua am 1. März 1896 wurde durch eine Reihe kleiner Ursachen beschleunigt: unzuverlässige Karten, ungenaue Befehlsgebung, verschiedene Marschgeschwindigkeit der Europäer und der Eingeborenen, unbeherrschter Eigenwille der Unterführer, Verfehlen des richtigen Weges, Durchgehen der Vorhut usw. Wie ein aufgestörter Wespenschwarm stürzten sich die Abessinier, mit verblüffender Schnelligkeit schlachtbereit, nacheinander auf die italienischen Kolonnen, indem sie ihre Übermacht stets auf Flanken und Rücken der Italiener ansetzten. Noch ehe eine geordnete Entfaltung und Entwicklung möglich waren, erfolgte der Einbruch. Die Schlacht zerfiel in Einzelkämpfe der Brigaden. Bei dem Mißverhältnis der Streitkräfte und dem völligen Fehlen einer Schlachtleitung konnte der Tag nur mit der Vernichtung des italienischen Heeres enden.

Ungewöhnliche Dürre und die Nachricht, daß weitere italienische Verstärkungen unterwegs seien, veranlaßten den Sieger wenige Wochen später zum Rückmarsch nach Schoa. 2000 gefangene Europäer führte er als sicheres Pfand für einen günstigen Frieden mit. Die Bedingungen des am 16. November abgeschlossenen Friedens zeugen von einer weisen Mäßigung Meneliks: „Der Vertrag von Utschalli, und damit jeder Zweifel an der Unabhängigkeit Abessiniens, wird aufgehoben, die alten Grenzen von Eritrea werden wiederhergestellt*) und die Gefangenen gegen Erstattung der Verpflegungskosten, deren Einschätzung Italien überlassen bleibt, freigegeben."

Der glückliche Feldzug machte mit einem Schlage Abessinien von einem Gegenstande europäischer Kolonisation zu einer von der Diplomatie umworbenen Macht. Wenn die allgemeine Unterschätzung des Landes damit auch oft in das Gegenteil umschlug, so hat doch Kaiser Menelik für seine Person den damals erworbenen Ruf, der beste aller lebenden Diplomaten zu sein, mit allen Ehren behauptet.

Vorläufige Niederlage des Abessinien umflutenden Islam.

Aber er hatte auch Glück. Bald, und ohne daß Abessinien hätte das Beste dazu tun müssen, erlitt sein Erbfeind, der Islam, vernichtende Niederlagen. Mehr als durch äußere Feinde zerfiel der Mahdismus an inneren Schäden; Eigennutz und Zwietracht traten an Stelle der heiligen Begeisterung, der despotische Khalif mordete die besten seiner Helfer. 1895 gelang es Slatin, der über elf Jahre in mahdistischer Gefangenschaft gelegen hatte, zu entfliehen. Er predigte den Krieg gegen die Mahdia

*) Die genaue Festlegung der Grenze blieb späterer Einigung vorbehalten.

und stellte seine gründlichen Kentnisse der Bewegung in den Dienst ihrer Feinde. England-Ägypten ging planmäßig an die Wiedereroberung des Sudans.

Kitchener hatte das ägyptische Heer reorganisiert und begann 1896 die Offensive auf Khartum. 1897 wurde die Wüstenstrecke zwischen dem Mahdi-Reich und Ägypten durch die Bahn Wadi Halfa—Abu Hammed überbrückt. Diese Bahn, die mit dem Vorrücken des Heeres allmählich bis Berber vorgeführt wurde, der auf dem Nil schwimmende Train und ein gründlich ausgebildetes Magazinsystem waren die soliden Grundlagen der einfachen und zweckmäßigen Operation.

Im Frühjahr 1898 wurden die an der Nordgrenze des Mahdi-Reiches stehenden Grenztruppen der Derwische angegriffen und vernichtet. Erst im August erschienen dem Sirdar*) seine Truppen stark**) und vorbereitet genug, um den entscheidenden Vorstoß auf Omdurman, wo der Khalif seine Heere versammelt hatte, zu wagen. Alle Momente, die die Sicherheit des Erfolges verbürgen konnten, waren beachtet, das Vorgehen sogar danach berechnet, daß die Nächte zur Zeit des Zusammenstoßes mondhell waren. In fünfstündiger Schlacht vor den Toren ihrer Hauptstadt erlagen die mit unvergleichlicher Todesverachtung anstürmenden Mahdisten den modernen Vernichtungsmitteln europäischer Kriegskunst. Am selben Tage fiel auch die Stadt. Zum Zeichen, daß es auch mit der Idee des Mahdismus ein Ende habe, wurde die Grabkapelle des Religionsstifters zerstört und der Staub des Nationalheiligen in alle Winde verstreut.

Der Islam ist vorläufig unterlegen, aber er lebt! In den Herzen der Wenigen***), die Aufstand, Krieg, Hunger und Seuche von der einst blühenden Bevölkerung übrig gelassen haben, lebt die alte Begeisterungsfähigkeit für die Religion des Propheten. Der vom Schlachtfelde bei Omdurman geflohene Khalif fiel 1899. Der letzte und klügste seiner Emire wurde 1900 gefangen und unschädlich gemacht. Aber immer wieder, im Sudan, in Somaliland, in Arabien standen und stehen neue Mahdis auf. Der Erbfeind Abessiniens, der Islam, wird eine Macht bleiben, mit der seine Fürsten und seine Nachbarn rechnen müssen.

Faschoda.

Eine neue Entscheidung von einschneidender Bedeutung fiel im Sudan bald nach Omdurman. Zwei große nationale Ideen kreuzten sich feindlich: die vom englischen Afrika vom Kap bis nach Kairo und die vom französischen von Obok bis zum Senegal. Während der Mahdismus dem von Ägypten nach Süden strebenden englischen Einfluß Einhalt gebot, machte die Verwirklichung des französischen Planes gute Fortschritte. Zur Zeit der italienisch-abessinischen Entfremdung gewann der Vertreter Frankreichs, Lagarde, ausschlaggebenden Einfluß am Hofe Meneliks.†) Von Westen her näherten sich die Grenzen des Französischen Kongo.

---

*) Der ägyptische Titel des Oberkommandierenden.

**) Eine britische und eine ägyptisch-sudanesische Division.

***) 1 bis 2 Millionen von 8 bis 9.

†) Über die französische Küste bezog Menelik seine Waffen für den Kampf gegen Italien.

Auch die Äquatorialprovinz war von den Derwischen erobert worden, nachdem ihr tapferer Verteidiger, Emin Pascha, von Stanley fast mit Gewalt „gerettet“ worden war. Mit englischer Billigung gewann der belgische Kongo-Staat einen Teil seines Erbes für sich. Aber vergeblich versuchte England von Süden her, aus seinem Protektorat Uganda heraus, die Pläne Frankreichs zu durchkreuzen.

Gleichzeitig drangen zwei französische Expeditionen von Westen und Osten, die letztere mit abessinischer Unterstützung, zum Nil-Tal vor. Hauptmann Marchand erreichte vom Kongo aus im April 1898 Faschoda am Weißen Nil, schlug die Derwische und stellte das Land der Schilluks (Neger) am linken Ufer des Weißen Nil unter den Schutz Frankreichs. Dies alles war heimlich und sozusagen hinter dem Rücken Englands geschehen, das diese Gebiete für Ägypten und seinen Einfluß gegen jede andere europäische Macht verteidigt hätte. Man wollte wohl England-Ägypten vor vollendete Tatsachen stellen und sah die durch den Aufstand fortgefegten Machtansprüche für erledigt an.

Kitchener und Marchand.

Gerüchte über das nicht ganz loyale französische Verhalten mögen das Vorgehen Kitcheners auf Omdurman zuletzt beschleunigt haben. Schon acht Tage nach der Schlacht stieß der Sirdar mit seiner Nilflotte und erheblichen Streitkräften Nil aufwärts vor und fand über Faschoda wehend die Trikolore und Marchand mit seinen Senegalschützen bereit, sie zu verteidigen.

Die Nachricht entfesselte in England einen Sturm der Entrüstung. Man stellte Frankreich vor die Wahl: Faschoda oder Krieg. Das französische Ministerium trat zurück, Marchand wurde geopfert. Die tapferen und erfolgreichen Mehrer Frankreichs erhielten Befehl, Faschoda zu räumen. Sie gehorchten als Soldaten, aber, man kann es ihnen glauben, „la mort dans l'âme“. Die Expedition ging Sobat aufwärts nach Abessinien. Marchand wollte von dem französischen Einfluß und von seinem Werk das Menschenmögliche retten. Aber die Abmachungen der heimischen Regierung zerstörten endgültig jede Hoffnung auf eine Erfüllung des französischen Traumes. Der Sudan und die Gebiete bis hinab an die Grenze von Uganda traten unter gemeinsam englisch-ägyptische Verwaltung. Der Union Jack wurde neben der ägyptischen Flagge gehißt, das Kriegsrecht im ganzen Sudan erklärt und hierdurch jeder nichtenglische Einfluß ausgeschaltet.

Obok ist damit für Frankreich fast wertlos geworden. England wurde die Vormacht unter den europäischen Nachbarn Abessiniens. Sein Einfluß auf die Entschließungen des Negus ist seitdem stärker als der französische.

Seit der blutigen Niederwerfung des Mahdismus und den diplomatischen Kämpfen um Faschoda ist Ostafrika von großen Umwälzungen verschont geblieben. Von den Ereignissen sollen deshalb hier nur die erwähnt werden, deren Schatten noch auf die heutige politische Lage in und um Abessinien fallen.

Der tolle Mullah.

Nach dem Muster, das der Mahdi im Sudan gegeben hatte, versuchte der im Somaliland auftretende Mullah eine Religionserhebung der dortigen Völker. Er begann den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen durch Angriffe auf die unter europäischem Schutze stehenden Küstenstämme. Kostspielige Feldzüge, die England 1901, 1902 und 1903, zum Teil mit indischen Truppen und von einem abessinischen Hilfskorps unterstützt, unternahm, führten zu keiner endgültigen Unterwerfung der Derwische. Die Wüste, in die keine stärkere Truppe folgen kann, nahm ihre Söhne schützend auf. Abessinien begnügte sich damit, die Grenzen von Harar gegen den Mullah zu schützen. England und Italien dagegen sahen sich in der unangenehmen Zwangslage, ihre Schutzbefohlenen gegen die Raubzüge des Mullah verteidigen zu müssen, wenn sie nicht auf ihr Ansehen in der Welt des Islam verzichten wollten. Der englische Ausweg, die Küstenstämme durch gute Bewaffnung zur Selbstverteidigung auszurüsten, war oft nicht glücklich. Der einst spöttisch „the mad mullah“ Genannte nahm den Stämmen schleunigst die guten Gewehre ab. Schließlich gelang den Italienern eine vielleicht nur vorläufige Lösung der Frage. Der Mullah wurde in einem Teile des italienischen Schutzgebiets als Herrscher anerkannt, seine Wünsche: Zugang zur Küste und andere, wurden erfüllt und so sein Wohlverhalten erkauft. Trotzdem ist er ein unangenehmer Nachbar geblieben. Die andauernden Fehden und Raubzüge zwischen seinen Anhängern und den auch keineswegs zahmen und friedliebenden Stämmen der Schutzgebiete sind ohne große und kostspielige Rüstungen gar nicht zu verhindern. Da die Somali-Halbinsel für europäische Kolonisation nicht in Betracht kommt und Bodenschätze bisher nicht gefunden wurden, sollen diese Kosten natürlich möglichst vermieden werden. England hat daher im März 1910, um jedem Anlaß zum Einschreiten aus dem Wege zu gehen, seine Garnisonen aus dem Innern zurückgezogen und sichert nur noch die Küste. Der sofort nach dem Abmarsch der englischen Truppen neu auflodernde Krieg soll zum Tode des Mullah geführt haben. Selbst wenn sich diese Nachricht bestätigen sollte, dürften sich die Zustände an der Ostgrenze Abessiniens wenig ändern. Ebenso wie im Stammlande des Islam, in Arabien, zur Zeit ein Mahdi sich von türkischer Herrschaft nahezu unabhängig gemacht hat, so wird auch diesseits des Roten Meeres irgend ein frommer Moslem in die Fußtapfen des Mullah und des großen Mahdi treten.

Der Zwischenfall von Lugh.

Die Engländer nahmen die Somali-Küste wohl hauptsächlich, um die Festsetzung anderer Mächte an der Straße nach Indien zu verhindern. Anders die Italiener. Die Benadir-Küste ist für sie wertlos ohne das Hinterland, und das gehört Abessinien. In dem verhängnisvollen Jahre 1895 überschritten sie auch hier ihre Grenzen durch Abschluß eines Schutzvertrages mit dem Sultan von Lugh. Lugh, zwischen Abessinien und der Benadir-Küste am Djuba gelegen, ist als Karawanen-Knotenpunkt von Bedeutung. Menelik ging, selbst nach dem Siege bei Adua, einer Festlegung seiner



Südgrenze aus dem Wege. Als aber im Dezember 1907 plötzlich abessinische Truppen in das Sultanat Lugh einfielen (zwei italienische Hauptleute wurden getötet), schien es klar, daß er seine alten Rechte hier wahrnehmen, vielleicht gar den für Abessinien notwendigen Zugang zur Küste auf Kosten seines schwächsten Nachbars, Italiens, erzwingen wollte. Man war deshalb in Italien recht froh, als Menelik sich beeilte, jede angemessene Genugtuung zu versprechen, was auf den diplomatischen Druck Deutschlands, Englands und Frankreichs zurückgeführt wurde. 1908 wurde die Grenze festgelegt. Lugh blieb gegen eine Entschädigung von 3 000 000 Lire Eigentum Italiens. Wenn diese Genugtuung, bei der der Beleidigte zahlte, auch nicht viel Freude in Italien erweckte, so wurde doch damit der unpopuläre und gefährliche Krieg gegen Abessinien vermieden.

Die Regelung der Thronfolge.

1906 starb Ras Makonnen, der tapfere Vorhutführer im Kriege gegen Italien und Fürst von Harar. Da Menelik keinen Sohn hat, war er zum Thronfolger, mindestens zum Regenten ausersehen. Er ist auch entschieden seinerzeit neben Menelik der bedeutendste und gebildetste Fürst in Abessinien gewesen. Mit seinem Tode wurde die Frage der Thronfolge brennend. Meneliks ganzes Streben zielte darauf, dem glücklich geeinten Reiche die bei jeder Thronfolge üblichen Kriege zu ersparen. Soweit bisher der Erfolg lehrt, hat er auch hier mit Weisheit das Beste getroffen. Er ernannte seinen minderjährigen Enkel Lidj Jeassu, den Sohn seiner außerehelichen Tochter, die er an Ras Mikaël verheiratet hatte, zum Thronfolger. Dem Prinzen sind in jeder Weise die Wege geebnet: seines Vaters sehr erhebliche Macht (etwa 45 000 Gewehrträger) ist naturgemäß für den Sohn gewonnen. Vormund und Regent, solange Jeassu minderjährig ist, wurde Ras Tassama, der an Macht und Ansehen Mikaël nichts nachgibt. Im Mai 1909 wurde der 13 jährige Prinz mit der 7 jährigen Enkelin des Negus Johannes vermählt*). So hoffte man, auch die von Menelik gestürzte Dynastie zu versöhnen.

Taitu.

Freilich ein mächtiger Gegner erstand dem Prinzen in Meneliks eigener Gemahlin Taitu. Sie war als Kind Mitgefangene Meneliks am Hofe des Negus Johannes. Nach romantischer und reich bewegter Vergangenheit erzwang sie mit den Waffen einer schönen und klugen Frau im Alter von 32 Jahren die kirchliche Trauung mit dem Geliebten ihrer Kindheit, Menelik, ihrem fünften Gemahl. Seitdem ist sie die treue, tapfere und kluge Gehilfin, ein wenig auch das sehr energische Hauskreuz des Negus geblieben. Mit einem immerhin begreiflichen Gefühl haßt sie in dem Prinzen Jeassu den Sproß einer nicht rechtmäßigen Verbindung ihres Mannes. Sie hält einen Neffen des Kaisers für geeigneter zur Thronfolge und scheint allen Ernstes beabsichtigt zu haben, den Willen ihres Mannes umzustoßen.

Schon 1906 erlitt Menelik mehrere Schlaganfälle. Die ärztliche Behandlung,

---

*) Diese Ehe soll inzwischen schon wieder getrennt sein.

in der sich seitdem Europäer und Eingeborene abwechselten, war wohl nicht immer die zweckmäßigste. Neben den Zeiten, in denen der Kaiser energischer als je seine Pläne verfolgen konnte, mehrten sich die Tage wirklicher Regierungsunfähigkeit. Viele Male totgesagt, ist er im Frühjahr 1910, wie es scheint endgültig, vom politischen Schauplatz abgetreten.

An Stelle des von Menelik ernannten Regenten Tassama ergriff die Kaiserin die Zügel der Regierung. Sie begann, gestützt auf eine mächtige Partei und eigene Truppen, die ihren Plänen feindlichen Häupter in allen Provinzen durch ihre Kreaturen zu ersetzen. Der Tag, wo sie offen die Thronfolge ändern konnte, schien nahe bevor zu stehen.

Aber Menelik hatte doch noch besser gerechnet als seine kluge und energische Frau. Bei der öffentlichen Ernennung des Thronfolgers im Jahre 1909 hatte er den versammelten Gouverneuren und Häuptlingen in besonders feierlicher Weise den Eid der Treue für den jungen Prinzen abgenommen. Eine Art Testament, in dem die Ernennung bekannt gegeben, der Segen des Himmels auf den Gehorsamen und schrecklicher Fluch auf den Ungehorsamen herabgewünscht wird, wurde bis in die entlegensten Gebirgstäler des Landes verbreitet. Dem als falsch verschrienen Abessinier scheint der Eid heilig zu sein. Es sei dahingestellt, ob in diesem Fall sich auch die Wünsche der Häupter mit denen des Kaisers und nicht mit denen der Kaiserin deckten. Jedenfalls hat der Wille des sterbenden Fürsten triumphiert. Nach den Berichten aus Adis Abeba vollzog sich der Militäraufstand, der die Regentschaft der Kaiserin stürzte, überraschend friedlich. Die Häupter versammelten sich, leisteten den Eid, umstellten lautlos mit ihren Truppen das Kaiserschloß und ließen durch einen Abgesandten der Kaiserin mitteilen, daß der Wille Meneliks vollzogen sei und sie fortan sich lediglich der Pflege ihres Gemahls zu widmen habe. Ihre Truppen wurden in der Bewachung des kaiserlichen Stadtteiles abgelöst, und damit war die Regierungsänderung vollzogen.

Die jetzige Regierung.

Seitdem herrscht unbestritten und friedlich Ras Tassama im Namen des Prinzen, der bei jeder Gelegenheit seinen Truppen und seinem Volk in dem Glanze des Negus Negesti vorgestellt wird, ohne vorläufig die Regierung zu führen. Der Bruder der Kaiserin, Ras Wolie, schien seine im Palast gefangene Schwester mit Waffengewalt fortführen zu wollen. Aber die Haltung des Landes und die überlegene Zahl von Soldaten, die sich unter Ras Mikaël ihm in den Weg stellten, brachten ihn schnell dazu, sich ebenfalls dem Prinzen zu unterwerfen. Bis auf einen ungefährlichen Aufstand in dem stets unruhigen Tigre, der im Winter 1909/10 auf die falsche Nachricht von Meneliks Tod ausbrach, und der längst niedergeschlagen ist, verlief der Thronwechsel ganz ohne Blutvergießen. Auch für den Fall, daß einmal der wirkliche Tod des Negus seinem Volke mitgeteilt wird, sind Unruhen kaum noch zu erwarten.

Die heutigen Machtverhältnisse. Meneliks Erbe.

Menelik hinterläßt seinem Nachfolger einen abgerundeten und gesicherten Besitz.

Sämtliche Grenzen Abessiniens sind jetzt durch Staatsverträge festgelegt: den französisch-abessinischen Vertrag vom 20. März 1897, den englisch-italienisch-abessinischen vom 15. Mai 1902 und den englisch-abessinischen vom gleichen Tage, den englisch-abessinischen vom 6. Dezember 1907 und den italienisch-abessinischen vom 16. Mai 1908. Nur an wenigen Stellen der Grenze*) ist die Festsetzung noch der Untersuchung gemischter Grenzkommissionen vorbehalten, ohne daß erhebliche Änderungen möglich sind. Freilich hat Abessinien auf manchen Anspruch verzichten müssen. Der französische Unterhändler an Meneliks Hof, der 1896 dahin wirken wollte, daß das damals unter französischem Einfluß stehende Abessinien dem zum Nil vordringenden Marchand die Hand reiche, sprach von der traditionellen Westgrenze Abessiniens, die Menelik mit bewaffneter Hand sichern müsse: „dem Weißen Nil zwischen Albert-See und Khartum". Dagegen nahm der englisch-italienische Vertrag von 1891, zunächst ohne Abessinien zu fragen, den 35. Längengrad östlich Greenwich als Westgrenze an, obwohl dieser noch ein gut Teil des Hochlandes dem Sudan zuteilt. Das heute Erreichte hält die Mitte. Die Tiefebene, in der der an Gebirgsluft gewöhnte Abessinier nicht leben kann, ist abgetreten. In dem von dem abessinischen Ort Gambela ab schiffbaren Sobat ist ein bequemer Zugang zum Nil gewonnen worden. Der Schaden im Westen ist also nicht groß. Schwerer wiegt der scheinbar endgültige Verlust des Zugangs zum Meer.

Die Grenzen umschließen einen Raum von etwa 800 000 qkm (Deutschland umfaßt 540 658 qkm). Die glückliche Regierungszeit Meneliks II. scheint Fürsten und Volk von dem Wert der Einheit des abessinischen Reiches überzeugt zu haben. Anderseits hat das Aufhören des Krieges die Lebensbedingungen der herrschenden Rasse verschlechtert. Die in jährlichen Raten bezahlte Kriegsentschädigung aus dem italienischen Feldzug (in Form der sehr reichlichen Entschädigung für die Verpflegung der Gefangenen), zuletzt die 3 000 000 Lire Abfindung für das Gebiet von Lugh haben Menelik wohl zu Gebote gestanden, seinem Nachfolger aber fehlen solche Summen. Die ärmeren Provinzen wie Godjam litten bereits 1905 Not.**) Wohl oder übel wird sich der Abessinier an Arbeit gewöhnen müssen. Ob das ohne Blutvergießen möglich sein wird, ist mehr als zweifelhaft.

Selbst die segensreiche Regierung Meneliks hat sich nur wenig mit den Aufgaben einer geordneten Staatsverwaltung beschäftigt. Für Verkehr, Handel und Volksbildung ist so gut wie nichts geschehen. Die jederzeit schwierige Stellung zu den europäischen Mächten hat die ganze Kraft und Weisheit des Kaisers gebunden. Seine Nachfolger sind nichts weniger als auf Rosen gebettet.

---

*) Auf der Skizze ist die Grenzlinie dort punktiert.

**) Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien.

Das Heer.

Immerhin haben Meneliks Erben ein brauchbares Werkzeug in ihrem Heer. Die Gesamtzahl der Soldaten aller Gouverneure und Distriktshäupter erreicht eine achtunggebietende Höhe. Sie sind mit brauchbaren Hinterladern bewaffnet, nach einer sachverständigen Schätzung sind 700 000 Gewehre im Lande.*) In einem volkstümlichen Kriege, wie es der gegen Italien war, würde auf die Heeresfolge aller Waffenfähigen zu rechnen sein. Die Soldaten aber lassen sich auch zur Friedensarbeit verwenden. Zur Lösung mancher nötigen Kulturaufgabe bilden sie einen brauchbaren Arbeiterstamm. Freilich müßte ihre Faulheit durch den Respekt vor einer rücksichtslos energischen Regierung überwunden werden. Alles in allem scheint ihre Verwendung gegen den Landesfeind leichter zu sein als ihre nützliche Tätigkeit im Innern.

Die Heeresorganisation soll, nach einer Äußerung des langjährigen Vertrauten Meneliks, des Schweizer Ingenieurs Ilg, jetzt auf neue Grundlagen gestellt sein. Da aber die vielen zum Teil doch zuverlässigen Berichterstatter von keinerlei grundlegenden Änderungen sprechen, so dürfte die abessinische Feldmacht der Zukunft der von 1896 sehr ähnlich sein.

Hier zog wirklich ein Volk in den Krieg. Auf die beim Aufgebot bekanntgegebenen Sammelplätze kommt der Abessinier mit Weib und Kind, die die Verpflegungsvorräte tragen, die Herden treiben, den Krieger bedienen und pflegen. Auf dem Marsch ergießt sich diese Masse als regelloser Strom in der Richtung, die ihr Führer einschlägt. Jahrhundertelange Kriegsgewohnheit hat die Voraussetzungen der Kriegführung, Aufklärung, Sicherung, stete Bereitschaft, jedem einzelnen von Geburt mitgegeben. Kampfbereit wird marschiert und gelagert. Erscheint der Feind, so stürzt sich die nächste Abteilung auf ihn. Alle anderen eilen ohne viele Befehle auf seine Flanken. Der Abessinier marschiert unermüdlich und kommt auch in dem wildesten Bergland schnell vorwärts; die im Gebirgskriege so besonders wirksame Taktik der Umfassung ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. An der Verfolgung und Vernichtung des Feindes beteiligen sich die Galla-Kavallerie, Weib und Kind. Pardon wird kaum gegeben, die Verstümmelung der verwundeten und toten Feinde ist ein barbarischer Brauch, der 1896 jedenfalls noch nicht abgeschafft war. Wenn man bedenkt, daß der Nationalfeind der Islam ist, kann man sich darüber kaum wundern.**) Man sieht eigentlich nicht ein, was an dieser für Abessinien durchaus zweckmäßigen Kriegführung zu verbessern sein sollte. Wahrscheinlich bezieht sich die Neuorganisation nur auf eine Neubewaffnung. Artillerie und Maschinengewehre sind vorhanden. Ob man sie zweckmäßig verwenden kann, steht dahin. Die Schwäche des Heeres, das man zu 200 000 Streitern annehmen kann, liegt in dem Verpflegungsdienst. Trotz aller Genügsamkeit kann man nur für Wochen Nahrung mit-

*) Coates (Deutscher Gesandter am Hof Meneliks 1906 bis 1907), Staatliche Einrichtungen und Landessitten in Abessinien.

**) Koran: „Haut ihnen daher den Hals ab und die Füße und die Hände weg".

führen. Dann lebt die Armee von dem Landesteil, in dem sie steht. Bei der dünnen Bevölkerung von 1 bis $1^1/_2$ Einwohner auf den Quadratkilometer sind natürlich die Vorräte des Landes bald aufgezehrt. Da der Abessinier außerhalb seines Berglandes keinerlei Widerstandskraft gegen Krankheit und Klimawechsel zeigt, so kann man den Krieg nicht in die dem Gegner gehörende Ebene tragen; das eigene Land muß für die Kosten aufkommen. Da ein Verpflegungsdienst nach rückwärts damals nur für die Bedürfnisse der Häuptlinge organisiert war, führte jeder Krieg, der sich nicht rasch entschied, zur Hungersnot. Hier müßte die Neuorganisation einsetzen, und man hat auch hier und da von Magazineinrichtungen gehört.

Dieses Volksheer ist außer durch seine angeborenen soldatischen Instinkte noch durch ein gewisses Nationalgefühl ausgezeichnet. Die Siege Meneliks, der Wettbewerb europäischer Gesandten um seine Gunst, haben den Stolz des Volkes nicht verringert. Manchem Reisenden erscheint dieser Stolz als unerträglicher Dünkel. Für den Krieg ist diese Eigenschaft aber sehr schätzenswert, weil sie mit wirklicher soldatischer Tüchtigkeit vereint ist.

Die Stellung der auswärtigen Mächte zu Abessinien ist ja nun keineswegs feindlich, leidet vielmehr an einem Übermaß von Freundlichkeiten, die das stets wache Mißtrauen der Orientalen mehr als nötig erregen. Man fürchtet ein Attentat auf die Unabhängigkeit mehr, als man sich über die europäischen Kulturerrungenschaften freut, zumal man noch kein Bedürfnis nach solchen Fortschritten kennt. Die etwa gleichlautenden Handelsverträge zwischen Abessinien und den Mächten — auch Deutschland hat 1905 einen solchen abgeschlossen — werden vorläufig noch wenig angewendet.

Mit großer Sachlichkeit gelang es England, seine beiden romanischen Freunde Frankreich und Italien zu dem Vertrag der drei Mächte vom Dezember 1906 zu überreden. Die drei Nachbarn Abessiniens verpflichteten sich, in Zukunft nur vereint in Adis-Abeba zu wirken. Um neue Streitfälle zwischen den Verbündeten zu vermeiden, wurden ferner die besonderen Interessen der drei Mächte umschrieben und gegeneinander abgegrenzt. England und Italien verzichteten auf ein Konkurrenzunternehmen gegen das französische Bahnprojekt Djibuti—Adis-Abeba. England bedang sich dafür die Anschlußbahn von Adis-Abeba an die Kap—Kairo-Bahn aus, während Italien mit dem wohl schwerlich je zu verwirklichenden Bahnprojekt, das seine beiden Kolonien Eritrea und Benadir verbinden soll, abgefunden wurde. Durch diesen Vertrag wurde Abessinien in Einflußgebiete für die wirtschaftliche Betätigung der drei Nationen eingeteilt. Obwohl die Aufrechterhaltung der abessinischen Unabhängigkeit ausdrücklich zum Gegenstande des Vertrages gemacht wurde, scheint er den Negus arg verstimmt zu haben und die unglückliche französische Bahn mußte darunter leiden.

Die französische Bahn.

Die Konzession war 1896 von Menelik einer französischen Gesellschaft übertragen worden, die aber schon beim Bau der ersten Teilstrecke Djibuti—Diredaua in Geldnot geriet und einen großen Teil der Aktien nach England verkaufen mußte, um Betriebsmittel zu erhalten. Auf Drängen französischer Patrioten kaufte nun die Regierung

diese Aktien zurück und unterstützte die Gesellschaft unter der Bedingung, daß der Bahnbau ein rein französisch-nationales Unternehmen bleibe.

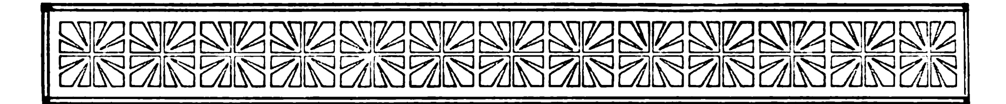
Wahrscheinlich wurde Menelik von England auf dieses Eingreifen der französischen Regierung aufmerksam gemacht. Er erblickte darin eine Einschränkung seiner Souveränität und verbot den Weiterbau. Die Bahn blieb aber ohne Fortsetzung ein Stückwerk, das sich niemals rentieren kann, obwohl schon dieser Anfang genügte, um zwei Drittel des ganzen abessinischen Handels über Djibuti zu leiten. Das Unternehmen kann sich nur wahrhaft lohnen, wenn seine Fortführung mindestens bis zur Hauptstadt einen ganz neuen Handelsverkehr in Abessinien zeitigt. Der 310 km lange im Betrieb befindliche Teil, der auch von dem Handelszentrum Harar noch ängstlich ferngehalten wird, kann diesen Aufschwung des Handels niemals hervorbringen.

Schweren Herzens entschloß sich schließlich Frankreich, um die Widerstände aus dem Wege zu räumen, in dem Drei-Mächtevertrag in eine teilweise Internationalisierung der Bahn einzuwilligen. Ein englisches und ein italienisches Mitglied wurden in den Aufsichtsrat des Unternehmens aufgenommen. Darauf erklärte Menelik, die jetzige Gesellschaft sei eine ganz andere als die, der er die Konzession erteilt habe; darum sei diese Konzession nunmehr überhaupt erloschen. Das schiffbrüchige Unternehmen scheint durch die Regentschaft teilweise wieder flott zu werden. Der neuen französischen Gesellschaft soll der Bau der zweiten Teilstrecke von Diredaua bis zum Hawasch übertragen worden sein, während den dritten Teil die Regierung selbst bauen will. Da bis zur Fertigstellung noch etwa sechs Jahre vergehen werden, soll geplant sein, den Anschluß von dem Endpunkt der französischen Bahn nach der Hauptstadt durch mechanische Lastenzüge herzustellen. Eine solche Konzession ist an eine deutsche Firma erteilt worden. Bei den abessinischen Straßenverhältnissen dürften aber die Erfolge unserer Landsleute aus dieser Konzession nicht leicht zu erzielen sein.

Man kann hoffen, daß sich der Thronwechsel weiterhin ohne besondere Schwierigkeiten vollziehen wird. Eine europäische Einmischung ohne die zwingendsten Gründe ist wohl ausgeschlossen. Die Regentschaft scheint den letzten hochgestellten Anhänger der Kaiserin, Ras Wolie, demnächst aus seinem Lehen vertreiben zu wollen.*) Man hört von Rüstungen rings um seine Grenzen. Nach Ablauf der diesjährigen Regenzeit sollen die Vorbereitungen beendet und die Aussichten auf Gelingen günstige sein. Aber wer darf sich vermessen, Gedanken hinter diesen verschlossenen Stirnen erraten zu wollen!

Warum ist Wolie nicht längst beseitigt, wo doch selbst Frauen und Kinder verstoßen wurden nur, weil sie mit Taitu verwandt waren? Kann der Ausgang zweifelhaft sein? Wartet man nur mit orientalischer Gelassenheit auf Vorwand und Gelegenheit? Oder fürchtet man den Zorn eines Sterbenden? Die Ärzte erklärten zwar Menelik längst als rettungslos verloren, aber sein Volk erwartet, daß er nochmals vom Totenbett aufsteht und Rechenschaft fordert.

*) Die erwarteten Kämpfe haben inzwischen begonnen.



Minen im Festungsangriff.

Der Angriff auf eine neuzeitige, nach den Erfahrungen von Port Arthur vollwertig ausgebaute und gut besetzte Festung kommt nicht um die Aufgabe herum, einige von den ständig gebauten Werken der Hauptstellung des Verteidigers zu erobern. Zwar scheint es leichter, die zwischen den ständigen Werken erst beim Kriegsausbau des Platzes behelfs- und feldmäßig angelegten Befestigungen, Schützengräben und Stützpunkte zu nehmen. Wenn aber der Verteidiger von seinen neuzeitig gebauten Werken aus — auch wenn diese selbst unter stärkstem Feuer liegen — die Zwischenräume zuverlässig mit Gewehren, Maschinengewehren oder leichten Schnellfeuergeschützen flankieren kann, wird eben dieses Flankenfeuer den Angriff auf die Zwischenräume außerordentlich erschweren. Gelingt es dem Angreifer dennoch, sich dagegen durch Sappen zu schützen und im förmlichen Verfahren sich einen oder mehrere Zwischenräume zu öffnen, so sind diese bei einer nach neuesten Forderungen angelegten Festung doch zu schmal, um genügend starken Truppen den Durchzug zu gestatten. Ein heutiger Platz ist zu groß und hat selbst nach langdauernder Verteidigung immer noch zu viel Reserven verfügbar, als daß sich der Angreifer mit schwachen Kräften in ihm siegreich behaupten könnte. Es muß also eine breite Lücke in die Hauptstellung gebrochen werden, wenn der ganze Platz fallen soll, und damit ist die Notwendigkeit des Angriffs auf mehrere ständige Werke gegeben.

Der Angriff auf die ständigen Werke von Port Arthur.

Alle Erwägungen über den Angriff auf neuzeitige ständige Werke müssen von den Erfahrungen bei Port Arthur ausgehen, obwohl die dortigen Werke in mancher Beziehung nicht den Anforderungen entsprachen, die man damals an ein vollgültiges Werk stellte, noch weniger denen, die auf Grund der dort gemachten Erfahrungen heute als notwendig erkannt werden.

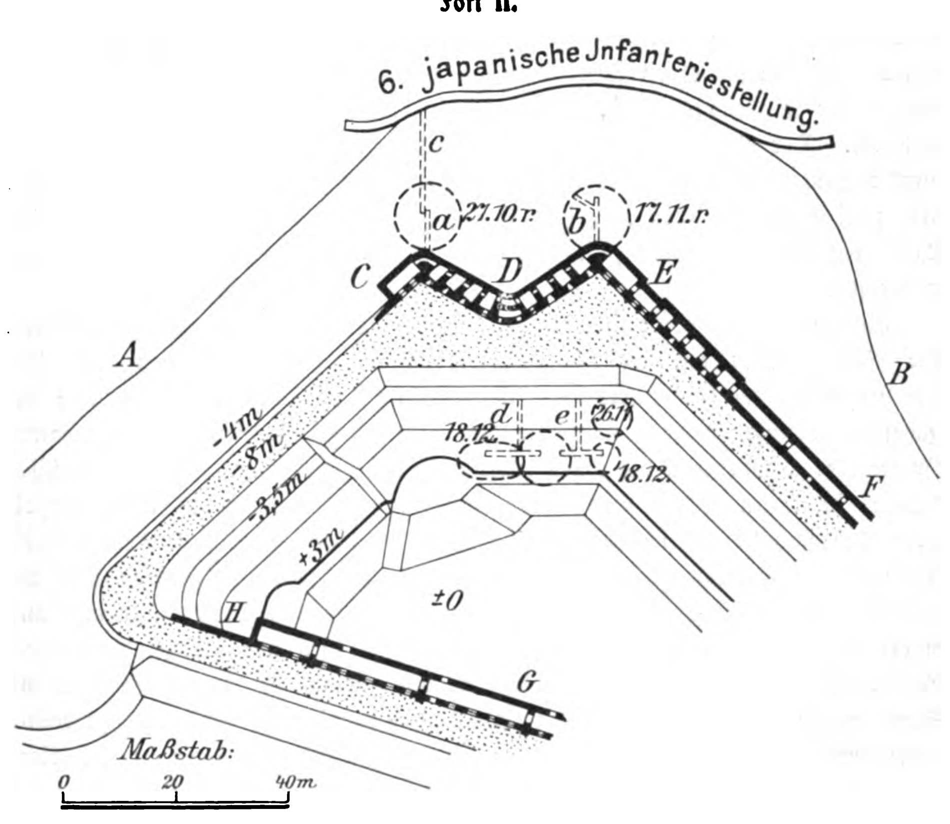
Dem folgenden Überblick über den Kampf um die drei bei Port Arthur angegriffenen Werke lege ich die neuesten Veröffentlichungen russischer Offiziere, der Oberstleutnants v. Schwarz und Romanowski und des Obersten Jakowlew*) zugrunde.

*) v. Schwarz und Romanowski, „Die Verteidigung von Port Arthur", 2 Bände. Die im folgenden angeführten Hinweise auf dieses Werk beziehen sich auf das russische Original.

Jakowlew, „Die Verteidigung heutiger ständiger Werke gegen den Nahangriff". Die Jakowlewschen Untersuchungen sind zum Teil schon einmal im Russischen Ingenieur-Journal, Dezemberheft 1908, veröffentlicht und auch beim v. Schwarz-Romanowskischen Werke benutzt worden.

Der Anstieg zum Fort II befand sich für das Werk im toten Winkel und war nur von den Nachbarwerken aus zu übersehen; erst die letzten 40 Schritt vom Glacisrande konnte man außer von den Nachbarwerken auch aus dem Werke selbst beob- Fort II.

Fort II.



Erläuterungen.

A B Linie, bis zu der das Glacis vom Fort aus einzusehen war.
C D E Grabenwehr.
E F Hohlgang zum rechten Kehlpunkt.
G H Kehlkaserne.
a, b russische; c, d, e japanische Minengänge.
27. 10. r Wirkungsbereich der russischen Sprengung am 27. Oktober.
26. 11. japanische Sprengung am 26. November.

achten. Innerhalb dieses Streifens befand sich ein schmales Drahtnetz nahe vor dem Graben. Ein gedeckter Weg war nicht vorhanden.

Bei dem gewaltsamen Augustangriff war in den Morgenstunden des 21. ein Leitersturm gegen das Fort angesetzt, aber nicht durchgeführt worden, weil sich die

Leitern als zu kurz erwiesen. Einige Leute, die in den Graben sprangen, wurden von der Grabenwehr aus niedergeschossen. Die am Morgen des 22. bereits eingeleitete Wiederholung des Unternehmens unterblieb, weil inzwischen der Befehl des Oberkommandos zum Beginn des förmlichen Verfahrens einging.

Bis etwa zum 11. oder 13. Oktober hatten die Japaner ihre Sappenarbeiten bis an den Rand des vom Werke eingesehenen Glacisstreifens vorgeführt; sie verzichteten auf weiteres oberirdisches Vorgehen und setzten einen Minengang gegen die Westecke der Grabenwehr an*), kamen aber in dem schwierigen Boden nur langsam vorwärts. Der Beginn der japanischen Minenarbeit wurde von einem benachbarten Werk erkannt. Dann sollte durch Ausfälle vom Fort Genaueres festgestellt werden. Aber zwei Ausfälle blieben ohne jedes Ergebnis, und die beim dritten Ausfall in der Nacht vom 19./20. Oktober „mit Sicherheit" gemachten Beobachtungen erwiesen sich in der Folge als falsch.

Ein im Frieden vorbereitetes Verteidigungsminensystem war nicht vorhanden. Die Russen hatten erst am 14. Oktober begonnen, Gegenminen von den beiden Schulterpunkten der Grabenwehr aus vorzutreiben, und sind durch die Nähe der Japaner gezwungen worden, ihre Ladungen in geringerer Entfernung von der eigenen Grabenwehr anzubringen, als ihnen selbst wohl lieb gewesen ist. Die erste russische Ladung, im linken Gange etwa 6 m vorwärts der Grabenwehr und 7 m tiefer als deren Fußboden liegend, wurde am 27. Oktober Mittags gezündet, nachdem man die Japaner dicht über sich gehört hatte. Die Ladung war sehr stark gewesen, hatte den japanischen Gang zerstört und die dort arbeitenden Mannschaften erdrückt, aber auch in der Glacisfläche einen tiefen Trichter nachstürzen lassen und dadurch die Ecke der Grabenwehr teilweise freigelegt. Ohne weiteres haben sich die Japaner teils mit Sappe teils unter Ausnutzung des Trichters an die freigelegte Stelle herangearbeitet, davor durch Sandsäcke ein Stück Glaciskrönung hergestellt und schon in der Nacht vom 27./28. Oktober durch mehrere Sprengungen nacheinander ein genügend großes Loch in die Betonwand geschlagen, um mit einzelnen Leuten eindringen und sogar ein Maschinengewehr hineinbringen zu können. Um diese Einbruchsöffnung haben sich dann heftigste Kämpfe abgespielt; in deren Verlauf gelang es aber den Russen, in der Nähe der Öffnung Sandsackwände zu errichten und von da den Eintritt zu beherrschen. So blieb diese wichtige Stelle eine Zeit lang in gewissem Sinne neutral.

Durch Gewölbesprengungen, die unter dem Schutz der inzwischen weiter ausgedehnten Glaciskrönung über den der Einbruchstelle benachbarten Räumen in der Nacht vom 29./30. ausgeführt wurden, zwangen die Japaner ihre Gegner, die ganze linke Hälfte der Grabenwehr aufzugeben; dann sprengten sie in deren Stirnwand

*) Der japanische Minengang ist nach den russischen Zeichnungen zur Grabenwehr hin angestiegen und würde trotzdem, wenn er weiter geführt worden wäre, noch unter deren Fundament angekommen sein.



eine große Öffnung, durch die am 30. Mittags die Sturmabteilung ihren Weg in den Graben genommen hat.

Zur Zeit des Sturmes am 30. Oktober war die rechte Hälfte der Grabenwehr noch im Besitz der Russen; der Angriff wurde abgeschlagen, ebenso mehrere Wiederholungen am folgenden Tage. Gegen eine von diesen wirkte das Sprengen einer russischen Ladung im rechten Minengange als Sturmabwehrmine mit.

Danach haben die Japaner an der Rückwand der Grabenwehr weiter gearbeitet, um noch an anderer Stelle zu sprengen. Die Russen wollten diese Arbeiten stören und sprengten wiederholt in ihrem Minengange vor der rechten Schulter. Am 17. November hatten sie wieder das Mißgeschick, daß ihre sehr nahe an der Grabenwehr liegende Ladung einen Trichter auswarf und zugleich den Austritt ihres Minenganges aus der Grabenwehr freilegte. Dadurch sahen sich die Russen gezwungen, auch diese Ecke aufzugeben und sich in den zum rechten Kehlpunkt führenden Hohlgang zurückzuziehen. Das Unglück wollte es, daß sie beim Sprengen einer Sandsackwand, die sie beim Rückzug nicht den Feinden überlassen wollten, ein Stück der Rückwand der Grabenwehr mit zerschlugen.

Damit waren die Japaner seit dem 17. November im Besitz der ganzen Grabenwehr. Im Hohlgang haben sich die Russen trotz wiederholter heftigster Kämpfe noch bis zum Fall des Forts am 18. Dezember gehalten; doch haben sie von dort aus keinen Einfluß auf den Kampf um das Werk mehr auszuüben vermocht. Dagegen sind die Japaner in der rechten, östlichen Hälfte der eroberten Grabenwehr wiederholt mit Erfolg von einer Stellung aus beschossen worden, die die Russen am 15. November im rechten Kehlpunkt auf der Grabensohle behelfsmäßig eingerichtet hatten, und ebenso von dem seitwärts rückwärts und höher liegenden Kleinen Adlerneste her, dessen Batterie direkten Schuß nach dem genannten Teile der Grabenwehr abgeben konnte.

Für den weiteren Angriff haben die Japaner von etwa Mitte November einen Grabenübergang hergestellt, indem sie von der Mitte der Grabenwehr mit Sandsäcken Deckwälle als seitlichen Schutz für übergehende Truppen aufschichteten. Auch haben sie bei diesem Fort schon im November Minenarbeiten unter dem Hauptwall begonnen und am 26. November vor Beginn des Sturmes zwei Ladungen, freilich nur mit geringem Erfolge, gesprengt.

Der Sturm am 26. November wurde nach stundenlangem Kampfe auf der Brustwehr abgewiesen.

Dann setzten die Japaner die Minenarbeiten unter dem Frontwall planmäßig fort. Die Russen wußten kein Mittel, sich dagegen zu wehren, obwohl sie das Arbeiten deutlich hörten. Sie haben seit dem 11. Dezember mit dem Sprengen der japanischen Minen gerechnet und schließlich noch einige Horchgänge angesetzt, um dadurch wenigstens bei ihren Leuten den entmutigenden Eindruck der japanischen

Minentätigkeit abzuschwächen. Am 18. Dezember, bald nach Mittag, wurden die japanischen Ladungen gesprengt, eine große Lücke in den Frontwall gerissen und gestürmt. Nach vielstündigem Kampf um einen im Hofe eingerichteten inneren Abschnitt gab der Rest der Besatzung kurz vor Mitternacht das Werk auf und sprengte beim Abzug vorbereitete Ladungen unter der Kaserne.

Fort III.

Erläuterungen:

a a Russischer Schützengraben; vom 26. 10. ab japanisch.

Sch. Vorbereitete Stellung für Scheinwerfer.

b b japanische Sappen und Glaciskrönungsgraben (über der rechten Grabenwehr im Interesse der Deutlichkeit der Zeichnung nicht angedeutet).

c Verbauung vom 30. 10. in dem von der rechten Grabenwehr zum Bereitschaftsraum d führenden Hohlgang. Der Hohlgang lag unterhalb der Grabensohle.

30. 10., 25. 11., 28. 12. japanische Sprengung.

28. 12. r. russische Sprengung.

Fort III. Am Fort III war das Glacis auf etwa 70 m sanft geböscht; das weitere Gelände lag für das Fort im toten Winkel und wurde von einem Schützengraben beherrscht. Dieser reichte mit seinem rechten Ende bis an den Hauptgraben des Forts über der Grabenwehr der rechten Schulter zurück. Irgendein Hindernis war am Grabenrande nicht vorhanden. Auch hier fehlte der gedeckte Weg.

Die Japaner kamen am 26. Oktober in den Besitz des genannten Schützengrabens. In der Nacht zum 27. gingen sie mit Sappen aus ihm weiter vor, arbeiteten sich auch in ihm selbst bis an die rechte Grabenwehr heran und begannen hinter dieser Schachtminen auszuheben. Schon am 27. waren sie an der Glaciskrönung tätig, dahinter an ihren Schachtminen und an Verbindungsgräben nach dem ehemals russischen Schützengraben.

Beobachtung der Arbeiten vom Fort war bei Tage nicht möglich, weil dieses dauernd unter scharfem Feuer von Artillerie und Minenwurfmaschinen gehalten wurde. Beleuchtung bei Nacht kam nicht in Frage, weil die Einrichtungen für den Scheinwerfer vorn im Schützengraben angelegt gewesen waren. Gewehrfeuer gegen die Arbeiten versagte ebenso wie die Beobachtung, Artilleriefeuer war schwach und hatte mangels geeigneter Geschosse keine Wirkung.

Am frühen Morgen des 30. Oktober wurden durch eine japanische Schachtminenladung Gewölbe und Rückwand der rechten Grabenwehr auf etwa 2 m Durchmesser durchbrochen. Japaner stürmten sofort in die Grabenwehr hinein; die Russen, die ihrerseits erst am 24. Oktober begonnen hatten, Minengänge aus der Grabenwehr vorzutreiben, zogen sich eiligst in den zum Werkinnern führenden Hohlgang zurück und verbauten sich dort mit einem Wall aus Waffenröcken und Sandsäcken auf 6 m Länge, dahinter mit etwa ³/₄ m starkem Zementmauerwerk; weitere Kämpfe sind nicht um den Hohlgang geführt worden. Die den Frontgraben beherrschende Grabenwehr war also am Morgen des 30. Oktober im vollen Besitz der Japaner. Der am Mittag des 30. Oktober auf das Fort angesetzte Angriff wurde nicht durchgeführt, weil sich ebenso wie früher beim Fort II, die mitgebrachten Sturmleitern und -brücken für den Graben als zu kurz erwiesen. Die linke Grabenwehr des Werkes wurde in der Nacht zum 31. von ihrer Besatzung geräumt, weil sie keine andere Verbindung mit dem Innern des Werks als offen über die Grabensohle hatte.*)

Von dieser Zeit an haben alle japanischen Arbeiten wochenlang nur dem Bestreben gegolten, sich einen gedeckten Niedergang in den Graben und einen gedeckten Übergang über dessen Sohle zum Brustwehrkörper zu schaffen. Alle noch folgenden, zahlreichen Sprengungen an den beiden Grabenwehren, Dammarbeiten auf der Grabensohle, sogar Brückenbauten haben nur diesem einen Zweck gedient. Die Besatzung des Forts konnte diese Arbeiten durch Handgranaten, Abschießen größerer Sprengladungen mit Wurfmaschinen und mancherlei andere Mittel, auf die der erfindungsreiche Menschengeist mit der Zeit verfällt, zwar stören, aber nicht auf die Dauer verhindern. Sichere Beobachtung der japanischen Arbeiten im Graben und an

*) Die Grabenwehr der linken Schulter hatte nach dem Bauentwurf eine Hohlgangsverbindung zu dem nach der rechten Schulter führenden Gang erhalten sollen, dieselbe war aber nicht ausgeführt worden.



der äußeren Brustwehrböschung war vom benachbarten Zwischenwerk 3 aus möglich; das Artilleriefeuer von dort hat die Arbeiten mitunter ernstlich gefährdet.

Die bei dem großen Angriff am 26. November auf das Fort angesetzten, mehrfachen Stürme endeten damit, daß sich die Japaner auf der äußeren Brustwehrböschung des Frontwalles festsetzten und von dort nicht wieder zu vertreiben waren.

Am 1. Dezember haben die Japaner begonnen, mehrere Minengänge unter dem Hauptwall vorzutreiben. Die Russen waren auch hier über die Ausführung dieser Arbeiten unterrichtet; sie hörten aus ihrem Hohlgang das Klopfen der japanischen Werkzeuge; sie waren aber nicht imstande, etwas dagegen zu unternehmen. Die russischen Maßnahmen bestanden seit Mitte November nur im Einrichten eines inneren Abschnittes im Hofe des Forts und im Vorbereiten von Minen, um die vorderen Teile des Werkes im Bedarfsfall zerstören zu können.

Am 28. Dezember, kurz nach 9° Morgens, wurden die japanischen Ladungen gezündet, gänzlich unerwartet für die Russen, die sich durch Hämmern der Japaner bis in die letzten Augenblicke hatten täuschen lassen und nicht glaubten, daß das Ende so unmittelbar bevorstände. Die russischen Mineure, die zu dieser Zeit an ihren Arbeitsstellen tätig waren, wurden zum Teil erdrückt, eine große Zahl von Russen wie Japanern in die Luft geschleudert oder unter den niederfallenden Schuttmassen begraben. Die russischen Fladderminen unter dem linken Flankenwall und im Hohlgang wurden gezündet, die Minen unter dem Bereitschaftsraum des Frontwalles wurden nicht wirksam, weil der Zündapparat durch Schutt von der japanischen Sprengung unbrauchbar geworden war. Der Kampf um den inneren Abschnitt hat bis in die Nacht gedauert. Um 2° Morgens wurde das Fort auf Befehl der Führung von dem Rest seiner Besatzung verlassen.

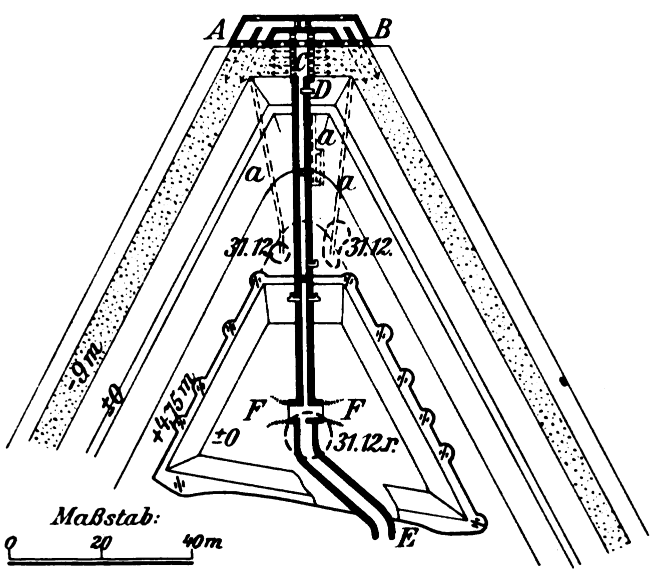
Zwischenwerk 3.

Vor dem Zwischenwerk 3 war das Gelände beim Kriegsausbau geebnet und ein bis 400 Schritt flach fallendes Glacis geschüttet worden. Das Werk schien dem Gelände dann gut angepaßt. Merkwürdigerweise haben aber Verteidiger des Werks behauptet, daß man von der Brustwehr aus nichts auf dem Glacis habe sehen können. Dagegen war dieses gut von den benachbarten Werken aus zu überblicken. Ein gedeckter Weg war nicht vorhanden. Kümmerliche Versuche, ihn während der Belagerung noch vor der Front zu bauen, haben keinen ernsthaften Erfolg gehabt. Unmittelbar vor dem Grabenrande lag ein Drahtnetz; es war aber nur etwa 3 m breit, und seine Pfähle standen so locker im Boden, daß sie mit dem Fuße umgestoßen werden konnten. Weiter vorn hatte man Fladder- und Steinminen gelegt; doch waren durch japanische Granaten teils die Leitungen zerstört, teils die Minen vorzeitig zur Explosion gebracht worden. Der tote Winkel etwa 400 Schritt vor dem Werk, am Ende der Erhebung, auf der dieses lag, wurde durch einen Schützengraben am Rande unschädlich gemacht.

Die Japaner erstürmten diesen Schützengraben am 26. Oktober. Der Besitz wurde ihnen bis zum 29. Morgens mehrfach durch Feuer und Ausfälle der Russen

streitig gemacht; aber diese Unternehmungen scheiterten, besonders an dem Feuer der von den Japanern im Graben aufgestellten Maschinengewehre.*) Die Angreifer setzten am Abend des 29. vom Schützengraben eine Sappe gerade auf die Mitte des Werkes an**) und kamen damit im Laufe der Nacht bei flüchtiger Ausführung

Zwischenwerk 3.



Erläuterungen:

A B Grabenwehr.
C Grabenkoffer, lag über der Grabensohle und hatte in den Seitenwänden Schießscharten, aus denen der Frontgraben bestrichen wurde.
D E Hohlgang vom Grabenkoffer zur Kehlkaserne.
F, F Ausgänge aus dem Hohlgang zum Hof.
a japanische Minengänge.
▭ ▭ russische Gegenminen aus dem Hohlgang.
31. 12. japanische Sprengung am 31. Dezember.
31. 12. r. Explosion des russischen Sprengstofflagers am 31. Dezember.

---

*) Der Graben setzte sich auch vor den Flanken des Werkes fort; aber diese seitlichen Teile sind im Besitz der Russen geblieben.

**) Jakowlew, Seite 123. Die Angaben über diese Sappe sind an verschiedenen Stellen der Jakowlewschen Arbeit verschieden. Seite 165 steht: „Am Abend des 29. Oktober gingen sie aus ihm (dem Schützengraben) mit Sappen vor und hatten sich am 30. Oktober mit letzteren bis fast auf 200 Schritt an den Glacisrand herangearbeitet." Seite 172 wird gesagt, daß die Japaner aus dem genannten Schützengraben heraus im Laufe von drei Tagen mit Laufgräben etwa 150 bis 200 Schritt weit vorwärts gekommen seien und dann gestürmt hätten; danach mußte also die Arbeit schon am 27. Oktober begonnen worden sein. Anderseits heißt es Seite 124, daß durch die „Sappe, die in der Mittellinie des Werkes bis fast an den Glacisrand selbst vorgetrieben war", beim Sturm gefüllte Säcke vorgeschleppt wurden, mit denen man den Graben füllen wollte.

ziemlich weit voran. Es wird behauptet, daß die nächtliche Arbeit der Japaner überhaupt nicht oder nicht genügend beleuchtet werden konnte, da sie für die Scheinwerfer zu nahe und der Vorrat an Leuchtraketen zu gering gewesen sei. Mit Artilleriefeuer konnte man den Sappen nicht beikommen, weil die russischen Geschütze auf weite Entfernungen zu ungenau schossen und für nahe Entfernungen die geeigneten Geschütze mit der erforderlichen Erhöhung fehlten. Minenwurfmaschinen waren im Betriebe, aber zu sehr Stegreiferzeugnis, um genauere Ergebnisse zu liefern.

Der Sturmangriff am Mittag des 30. Oktober wurde mit Leiterabteilungen von dem vorher genannten, ehemals russischen Schützengraben aus, also etwa 300 m weit über offenes Glacis geführt. Das Werk selbst wurde während dieser Zeit unaufhörlich unter einem Hagel von Granaten gehalten, so daß es nach der Behauptung der Verteidiger des Werks unmöglich war, an der Brustwehr zu bleiben. Trotzdem müssen die stürmenden Truppen schon auf dem Glacis beschossen worden sein.*) Durch das minderwertige Drahtnetz ist ihr Anlauf anscheinend nicht erschwert worden. Der Sturm mißlang, obwohl sich die Japaner infolge des Zusammentreffens günstiger Umstände eine Zeitlang auf der Brustwehr hielten.**) Zwei Leitern blieben im Graben zurück. Der dauernde und nicht anzuzweifelnde Erfolg des Unternehmens war aber der, daß die Japaner sich auf dem Glacis am Grabenrande festsetzten, dort mit Sandsäcken eine Glaciskrönung herstellten und aus ihr nicht wieder haben vertrieben werden können. Unverzüglich nach diesem Festsetzen begannen sie ihren Schachtminenangriff über der Grabenwehr.

Verteidigungsminen hatten die Russen erst am 27. Oktober von der Wand der Grabenwehr aus angesetzt, aber schon am 2. November nach ganz kurzem Wege wieder eingestellt. Als man die Japaner über der Grabenwehr arbeiten hörte, schüttete man am 5. November die Minengänge wieder zu und begann darauf, den Eingang aus dem Grabenkoffer in die eigentliche Grabenwehr mit Zementmauerwerk in etwa $^3/_4$ m Stärke abzusperren. Damit wurde also auf fernere Wirkung aus der

*) „Schon beim ersten Ansturm wurden sie von dem Zwischenwerk mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer empfangen, im Rücken (Fort III) mit Salven eines Jagdkommandos und einer Kompagnie des 15. Regiments und von der Kirchhofsbatterie" — etwa 1200 m westlich vom Zwischenwerk 3 — „mit Salven der Grenzwache und von Freiwilligen des 26. Regiments und außerdem mit starkem Schrapnellfeuer von den Batterien der Nordfront." v. Schwarz, II, Seite 369. Es ist nicht anzunehmen, daß all dieses Feuer erst einsetzte, als die Japaner auf der Brustwehr erschienen. Außerdem schildert v. Schwarz, daß durch die oben genannte Sappe die Leute Säcke vortrugen, in den Graben warfen und daß „sie, ohne auf unser Feuer zu achten, in langer Reihe in ihre letzte Infanteriestellung zurückkehrten und dann von neuem Säcke heranholten." II, Seite 368. Letzteres steht ebenso bei Jakowlew, Seite 124. Das Glacis muß also im Feuer gelegen haben.

**) v. Schwarz, II, Seite 369. Gerade im Augenblick des Sturmes war durch eine japanische Wurfmine ein Patronen- und Geschoßstapel im Werk getroffen worden und in die Luft geflogen, wodurch vorübergehend große Verwirrung unter die Besatzung kam.

Grabenwehr verzichtet; die weitere Verteidigung der Flankengräben wurde aus zwei behelfsmäßig an den Kehlpunkten der Grabensohle hergerichteten Stellungen bewirkt.

Die Schachtarbeiten der Japaner gingen wegen Bodenschwierigkeiten sehr langsam vonstatten; erst am 17. November, also nach etwa 2½ wöchiger Tätigkeit, konnten sie ihre Ladungen sprengen und sich dadurch einen Zugang zur Grabenwehr öffnen. Irgendwie nennenswerte Störungen durch den Verteidiger sind während dieser 2½ Wochen nicht vorgekommen. Am 19. schlugen die Japaner ein Loch in die von den Russen hergestellte Vermauerung zwischen Grabenwehr und Grabenkoffer; die Russen konnten sich infolgedessen nur noch hinter einer am anderen Ende des Grabenkoffers eingerichteten verteidigungsfähigen Wand behaupten.

Im weiteren Verlauf sind die Japaner bemüht gewesen, sich einen bequemen Grabenübergang zu schaffen und Stufen in die zur Brustwehr hinaufführenden Böschungen zu schlagen. Die Sturmangriffe am 26. November sind ohne Ausnahme gescheitert, obwohl sie Mittags, Nachmittags und Abends, im ganzen dreimal, mit großer Tapferkeit unternommen wurden.

Erdarbeiten unter dem Hauptwall scheinen die Japaner erst Anfang Dezember begonnen zu haben. Bei einer von den Russen in der Nacht zum 1. Dezember vorgenommenen Erkundung wurde festgestellt, daß derartige Arbeiten noch nicht vorhanden waren. Nach Angabe eines japanischen Sappeuroffiziers*) haben die Japaner zu Anfang nur die Absicht gehabt, sich zwei Gänge durch den Hauptwall zu schaffen, in denen sie gegen das Feuer der Forts III und IV geschützt wären. Erst durch die Tätigkeit der Russen seien sie hier zu einem regelrechten Minenkrieg gezwungen worden.

Die Russen waren schon, als sie die eigentliche Grabenwehr aufgaben, entschlossen gewesen, den Hohlgang Schritt für Schritt zu verteidigen, und haben diesen Entschluß mit großer Hartnäckigkeit durchgeführt. Als sie von ihrem Hohlgange aus die japanischen Erdarbeiten unter dem Hauptwall, häufig in nächster Nähe des Hohlganges hörten, haben sie wiederholt aus dessen Seitenwänden nach seitwärts vorwärts kurze Minengänge vorgetrieben, geladen und, ohne den eigenen Hohlgang zu zerstören, mit großem Geschick gezündet, wenn die Japaner nahe genug herangekommen waren. Doch konnte mit alledem nur ein Aufhalten, nicht ein völliges Zurückweisen des Angreifers erreicht werden.

Am Morgen des 31. Dezember sprengten die Japaner zwei große Ladungen unter dem Frontwall, ohne indessen die Brustwehr selbst damit zu fassen. Der Zufall fügte es, daß — anscheinend durch die Unvorsichtigkeit eines Mannes der Besatzung beim Hinauseilen auf den Hof**) — ein ganzes Lager von Sprengstoffen in die Luft ging, und daß durch diese Explosion der Besatzung jeder Ausgang aus der Kaserne

*) v. Schwarz, II, 532. **) v. Schwarz, II, 583.

versperrt wurde. Das Werk kam in den Besitz der Japaner; die Besatzung wurde kriegsgefangen.

Neuzeitige Werke nach russischen Vorschlägen.

Es ist in Zukunft bei Belagerung von Festungen, deren Ausbau auf der Höhe der Zeit steht, nicht zu erwarten, daß bei den Hauptwerken der Verteidigungsstellung ähnliche Mängel vorgefunden werden, wie bei den Werken von Port Arthur.

Oberst Jakowlew hat die Frage: Wie sind heutzutage ständige Werke gegen den Nahangriff zu verteidigen? zur Aufgabe seiner Bewerbungsarbeit für die Stelle als Lehrer an der Nikolaus-Ingenieur-Akademie in Petersburg gemacht. Seine Vorschläge finden — soweit man es übersehen kann — viel Anhänger in Rußland und werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei unseren westlichen Nachbarn finden, soweit sie dort nicht überhaupt schon durchgeführt sind. Es ist also angezeigt, Betrachtungen über den Angriff auf diese Vorschläge zu stützen.

Jakowlew unterscheidet beim Nahkampf drei Zeiträume: den Kampf um das Glacis und die Grabenwehren, den um den Graben und schließlich den um den Hauptwall und das Innere des Werkes.

Die ausgiebigste Möglichkeit, die Nahverteidigung zu verlängern, sieht er in der ersten Spanne, dem Kampf um Glacis und Grabenwehr. Er fordert Maßnahmen, um dem Angreifer den Besitz des Glacis solange wie möglich streitig zu machen, sein Herankommen an die Grabenwehr solange wie möglich zu verhindern. Sein wichtigstes Mittel für diesen Zweck ist ein Verteidigungsminensystem, dessen Hauptgänge schon im Frieden hergestellt und dann beim Kriegsausbau noch möglichst weit nach vorn verlängert werden sollen.

Die aus Rücksicht auf Lüftung und Beleuchtung größte zulässige Länge der Verteidigungsminengänge nimmt Jakowlew mit rund 140 m vom Glacisrande an, dazu kommen Bohrlöcher für Sturmabwehrminen*) von mindestens 20 bis 30 m. Sobald im geeigneten Zeitpunkt einige Sturmabwehrminen gespielt haben, wird nach seiner Ansicht der Angreifer gezwungen sein, ebenfalls unter die Erde zu gehen und als Ausgangsort dafür eine letzte Infanteriestellung zu wählen, die aus Rücksicht auf die eigene Sicherheit zum mindesten 30 bis 40 m von den Enden der Bohrlöcher entfernt liegen muß. So — rechnet Jakowlew — kann der Verteidiger den Gegner zwingen, seine letzte Infanteriestellung durchschnittlich 200 m vom Glacisrande entfernt zu legen.

Die erforderliche Tiefenlage der Verteidigungsminengänge berechnet Jakowlew aus der Eindringungstiefe und dem Sprengbereich von 28 cm Mörsergranaten mit 440 kg Geschoßgewicht und 45 bis 50 kg oder mehr Melinitfüllung. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Oberkante der im Frieden gebauten und mit Beton gewölbten Minengänge mindestens 6 m, die Sohle 9 m unter dem Glacis liegen muß. Da er

*) Minenladungen nahe unter der Glacisfläche, die mehr als Schreckschüsse dienen sollen.

es ferner vermeiden will, daß der Angreifer unter die Verteidigungsminen hinuntergehen und diese von unten fassen kann, soll eine untere Reihe von Gängen angelegt werden, deren Decke etwa 14 m, deren Sohle also 17 m unter dem Glacis liegt.

Solche Systeme sollen vor allem vorwärts der Grabenwehren angelegt werden; im Zwischenraume darf man sich mit Vorbereitungen für Anlage von Bohrminen begnügen.

Ergänzend kommen starkes Artilleriefeuer und vor allem Feuer aus Minenwurfmaschinen hinzu, deren weitere Entwicklung auf Grund der Erfahrungen von Port Arthur nach den Andeutungen Jakowlews in Rußland sorgfältig betrieben zu werden scheint. Damit soll gegen die Sappen gewirkt und der Angreifer ebenso wie durch die Verteidigungsminen gezwungen werden, seine letzte Infanteriestellung so weit vom Fort entfernt zu legen, daß er von ihr aus nicht stürmen kann. Mit diesen Mitteln glaubt Jakowlew einen starken oberirdischen Angriff auf das Werk mit Sicherheit verhindern zu können.

Indessen fürchtet er, daß auch beim Vorhandensein von Gegenminen „kleine Gruppen feindlicher Freiwilliger oder einzelne Wagehälse" . . . „sich unbemerkt in der Nacht an die Grabenwehr heranschleichen, hinter ihr einen etwa 2 m tiefen Schacht ausheben, diesen entsprechend stark laden und sich nach dem Zünden der Ladung in aller Ruhe wieder nach ihrer letzten Infanteriestellung zurückziehen können". „Und wenn das in einer Nacht nicht ausgeführt werden kann, wer hindert solche Schleichpatrouillen, das im Laufe mehrerer Nächte durchzuführen?" „Solchen einzelnen Wagehälsen oder auch kleinen Gruppen von ihnen von der Brustwehr aus zu folgen, ist bei der jetzigen Bauart der Werke unmöglich; unterirdische Minen gegen sie wirken zu lassen, würde ebenso sein, als wenn man mit Kanonen auf Spatzen schießen wollte." Deshalb verlangt Jakowlew des weiteren ein mindestens 20 m breites Drahtnetz in einem Vorgraben, mit Stacheldraht und eisernen Pfählen in Betonsockeln, damit es unter dem Artilleriefeuer nicht allzusehr leide, und zuverlässige Beobachtung des Glacis aus nächster Nähe, also einen gedeckten Weg, in ihm gepanzerte Beobachtungsstände und für die Nacht entsprechende Beleuchtung.

Zur Vervollständigung des Ganzen gehören dann noch Einrichtungen zu einer gesicherten Beobachtung und auch Beschießung des Glacis vom Werke aus, selbst während dies unter stärkstem feindlichem Artilleriefeuer liegt; Einrichtungen, wie sie zwar nicht Jakowlew in diesen Kapiteln, aber Oberstleutnant v. Schwarz in einer früheren Arbeit über Port Arthur vorgeschlagen hat: gepanzerte Beobachtungsstände auf der Brustwehr und gepanzerte Stände für Schnellfeuergeschütze oder Maschinengewehre oder gepanzerte oder betonierte Stellungen für die Schützen, und in den Werken außerdem gut betonierte Hohlräume und Kasernen mit stärkeren Decken und gesicherterer Lage als es in Port Arthur der Fall war.

Der Angriff auf neuzeitige Werke.

Der Nahkampf um die ständigen Werke von Port Arthur hat von neuem die Lehre erhärtet, daß die Erstürmung eines sturmfreien Werkes ein Unding ist; er hat außerdem die Lehre hinzugefügt, daß selbst nach der Eroberung der Grabenwehren der Sturm nicht in einem Zuge durchgeführt werden kann, solange noch ein aufmerksamer, zäher und aufopferungsmutiger Verteidiger in seinen Bereitschaftsräumen und Kasernen bombensicheres Unterkommen für die Zeit der Beschießung findet.

Minenangriff gegen die Grabenwehren.

Der Angreifer vor einem vollwertigen Werk wird also gut tun, ähnlich wie für die Verteidigung vorgeschlagen wird, den Angriff von vornherein in mehrere Abschnitte zu zerlegen und sich als erstes Hauptziel die Eroberung der Grabenwehren zu setzen.

Sehr richtig weist Jakowlew darauf hin, daß es nicht das Ziel des Angreifers sein kann, die Grabenwehren von Grund aus zu zerstören, daß er vielmehr danach streben muß, zunächst die Besatzung aus ihnen zu vertreiben, dann aber selbst die Grabenwehren als Ausgangspunkt für die weiteren Unternehmungen, als Stapelräume für Geräte und Werkstoffe aller Art zu verwenden. Es handelt sich also darum, sich einen Eingang in die Grabenwehren zu verschaffen. Die Art, wie die Japaner das gemacht haben, kann als vorbildlich dienen.

Der japanischen Artillerie ist es nicht gelungen, die Gewölbe der Grabenwehren zu durchschlagen, obwohl die Glacis aller drei Werke von Granaten recht reichlich zerwühlt waren.*) Ob sie überhaupt den Auftrag gehabt hat, auf die Grabenwehren zu schießen, ist nicht bekannt. Ob eine gegen Erd- und Mauerziele leistungsfähigere Artillerie als die japanische die Aufgabe lösen würde, wird viel umstritten. Die Einzelschrift des Großen Generalstabes über Port Arthur steht ebenfalls der Frage zweifelnd gegenüber, wenn sie auch nicht gerade verneint. „Ob eine zahlreichere und modern ausgestattete Artillerie genügenden Erfolg gehabt hätte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Schwerste Kaliber und großer Munitionsaufwand würden jedenfalls nötig gewesen sein. Wo es der Artillerie nicht oder nicht schnell genug gelingt, die Grabenwehren zu zerstören, fällt diese Aufgabe, wie vor Port Arthur, den Pionieren zu."**) Bei der ungeheuren Entwicklung, die die Artillerie im Lauf der Zeiten durchgemacht hat, bei den oft ungeahnten und plötzlichen Fortschritten der Technik

---

*) Vielfach ist es als verwunderlich bezeichnet worden, daß die japanische Artillerie so wenig Wirkung gegen Beton gehabt hat, obwohl sie der russischen Artillerie so sehr überlegen war und diese so bald niedergekämpft hatte. Indessen werden dabei Dinge durcheinander geworfen, die nichts miteinander zu tun haben. Das schnelle Unterliegen der russischen Artillerie hatte seinen wichtigsten Grund darin, daß die russischen Batterien fast ausnahmslos weithin, die japanischen dagegen gar nicht zu sehen waren, also in rein taktischen Verhältnissen; außerdem darin, daß die Japaner genauer schossen. Das Maß der Wirksamkeit der japanischen Geschosse gegen Mauerziele war dagegen von rein technischen Umständen, vor allem von Geschoßgewicht und Sprengladung abhängig.

**) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 37/38, Seite 92.

überhaupt in heutiger Zeit würde es gewagt sein, zu behaupten, daß die Artillerie nicht auch noch diese Aufgabe wird lösen können, trotz der Kleinheit des Zieles und der Schwierigkeit der Beobachtung. Aber selbst wenn sie es können wird, bleibt doch dem Angreifer nicht erspart, zur Ausnutzung des Erfolges mit Infanterie und Pionieren über das Glacis vorzugehen und tatsächlich von den Grabenwehren Besitz zu ergreifen.

In jedem Falle, ob die Artillerie es leistet oder nicht, muß der Pionier zweifellos imstande sein, eine Grabenwehr durch Sprengungen zu zerstören.

Die Japaner haben in einzelnen Fällen die Sprengladungen von außen an die Stirnmauer der Grabenwehr oder in deren Scharten eingebracht (Fort II). Aber sie waren dann schon im Besitz des Glacisrandes und sogar eines Teiles der Grabenwehr. Solange das nicht der Fall ist, darf man nicht den Erfolg allein auf dieses Unternehmen gründen; denn es setzt voraus, daß Leute mit schweren Lasten ungedeckt in den Graben hinunterkommen und dort unter den Augen der Grabenwehrbesatzung, vielleicht auf einer mit Hindernissen besetzten Grabensohle hantieren. Diese Ladungen vom Grabenrande aus hinunter zu lassen, ist ebenfalls eine unsichere Maßnahme, denn es ist wegen der von Jakowlew angenommenen, flach über den Grabenwehren liegenden Abweisgitter fraglich, ob die Ladungen — wie für ausreichende Wirkung erforderlich — unmittelbar an die Mauern heranzubringen sind.

Am sichersten ist der Schachtminenangriff, d. h. das Ausheben von Schächten vom Glacis aus über der Grabenwehr, möglichst bis auf deren Gewölbe, oder an ihrer Rückwand, dort Einbringen und Sprengen der Ladungen. Jakowlew befürchtet, wie erwähnt, daß einzelne Wagehälse dies Unternehmen im Laufe einer oder mehrerer Nächte durchführen können. Tatsächlich hat es an der Ecke des Fort III nur wenige Tage, am Zwischenwerk 3 mehrere Wochen gedauert. Der Zeitbedarf ist durchaus von der Bodenart abhängig. Es ist sehr zweifelhaft, ob wenige Leute sich ohne besonderen Schutz am Glacisrande halten können, um bei schwierigem Boden, also langer Arbeitsdauer einen Schachtminenangriff durchzuführen.

Dagegen haben die Japaner vor allen drei Werken volle Freiheit in ihren Entschließungen und ihrer Tätigkeit über der Grabenwehr gehabt, sobald sie ihren Platz auf dem Glacisrande durch einen Krönungsgraben oder Krönungswall gesichert hatten. Auch mit Handgranaten und Ausfällen haben ihnen die Russen zu dieser Zeit nicht mehr ernstlich schaden können. Wir sind berechtigt anzunehmen, daß dieses Unternehmen des Angreifers auch dann gelingen wird, wenn der Glacisrand von der Brustwehr aus durch Gewehre, Maschinengewehre oder sogar durch leichte Schnellfeuergeschütze beschossen werden kann. Denn der deckende Wall kann durch Aufschichten einer größeren Zahl von Sandsäcken verstärkt, ihre Widerstandskraft durch Einsetzen von Stahlblenden erhöht werden. Die Möglichkeit, solche Gegenstände in großer Zahl mitzuführen oder aus der Heimat nachschicken zu lassen, kann nach dem, was die Japaner in dieser Beziehung geleistet haben, nicht bezweifelt werden.

Heranarbeiten über das Glacis bis an die Grabenwehren.

Die Aufgabe, sich in den Besitz der Grabenwehr zu setzen, läuft also darauf hinaus, auf dem Glacisrande eine Krönung herzustellen und sich dahinter nicht nur mit einigen Wagehälsen, sondern mit einer genügenden Truppenstärke festzusetzen, die auch eine beachtenswerte Feuerkraft gegen das Werk und gegen Ausfälle entwickeln kann.

Wie ist das zu machen?

Wird es uns ebenso wie den Japanern vor dem Zwischenwerk 3 gelingen, eine 300 m weite Strecke über ungedecktes Glacis mit stärkeren Abteilungen zu durchlaufen? Auch unsere Artillerie wird wie die japanische während der Unternehmungen auf dem Glacis das Werk selbst so stark unter Feuer halten können, daß niemand an der offenen Brustwehr bleiben kann. Solange aber nicht die Panzerschnellfeuergeschütze oder die gepanzerten Maschinengewehre an der Brustwehr gefechtsunfähig geschossen sind, solange nicht eine etwaige betonierte Schützengalerie oder gedeckte Schützenstellung sonstiger Art an der Brustwehr zerstört ist, wird kaum Aussicht sein, so lange Strecken ungedeckt ohne vernichtende Verluste zurückzulegen.

Das Vorlaufen wird weiterhin erschwert durch das von Jakowlew verlangte 20 m breite Drahthindernis im Vorgraben mit den gepanzerten Beobachtungsständen, vielleicht auch betonierten Räumen im gedeckten Weg.

Ein 20 m breites Drahtnetz ohne vorhergehende gründlichste Aufräumung im wirksamen Feuer zu überwinden, kann fast als ausgeschlossen gelten. Das Überwinden oder Beseitigen der Drahtnetze unmittelbar vor den russischen Werken bot keine Schwierigkeiten, weil die Netze in jeder Beziehung minderwertig waren. Schwerer war es gewesen, die Netze am Fuß der Höhen zu zerstören, wo in dem felsfreien Erdboden die Pfähle fest eingeschlagen waren. Nach Jakowlews Angabe haben sowohl der russisch-japanische Krieg als auch die Friedensversuche bewiesen, daß feldmäßige Drahtnetze selbst bei guter Anlage ebenso wie selbsttätige Minen und elektrisch geladene Drahtzäune durch gründliche Beschießung mit Sprenggranaten schweren Kalibers zerstört werden können. Dagegen sei bei Hindernissen mit Eisenpfählen in Betonsockeln die „wegfegende Wirkung“ weniger zu fürchten. Pionierarbeit ist also erforderlich. Man kann ein solches Drahtnetz nach russischen Vorschlägen mit lang gestreckten Sprengladungen an Stangen zerstören, wird dazu aber für jede einzelne Gasse mehrerer Sprengungen nacheinander bedürfen. Denn eine Ladung von 20 m Länge kann man wohl herrichten, aber schwerlich unter den besonderen Verhältnissen handhaben. Noch mehr Schwierigkeiten wird es machen, sich mit Drahtscheren einen Weg zu bahnen, selbst wenn Granaten fleißig vorgearbeitet haben.

Dazu kommt, daß man sich vor einem auch nur mit wenigen schußfertigen Maschinengewehren besetzten Werke für das Vorgehen durch ein 20 m tiefes Drahtnetz nicht mit einigen schmalen Gassen begnügen kann, in denen die Truppen wie eine Marschkolonne in einer Enge eingezwängt sind und zweifellos die allergrößten Ver-

luste erleiden werden. Man muß das Netz wenn möglich in der Frontbreite der Schützenlinie aufräumen, d. h. bis an die Pfähle beseitigen, wie es die Japaner im Anfang des förmlichen Angriffs vor einer Stelle der Nordostfront auf 50 m Breite getan haben. Das wird in jedem Falle eine gewaltige Leistung darstellen. Man muß dann zur Erleichterung wenigstens den Trupps, die diese Leistungen vollbringen sollen, den Weg nach Möglichkeit abkürzen, und das führt dazu, daß man in unmittelbarer Nähe des Drahtnetzes, also am Rande des Vorglacis eine Infanteriestellung aushebt. Von ihr aus kann man auch, wenn alles andere versagt, mit Sappen unter dem Drahtnetz entlang gehen. Zwar werden die Betonsockel für die Sappen recht lästig sein, worauf Jakowlew hinweist, aber doch nicht unbedingt hinderlich, und man ist mit Sappen in wenigen schmalen Gängen gegen Gewehr-, Maschinengewehr- und Kanonenfeuer vom Werk gesichert, bis man die Glaciskrönung vollendet hat. Ist am Rande des Vorglacis eine Infanteriestellung angelegt, um aus ihr mit Sappen unter dem Drahthindernis entlang zu gehen, so muß man zunächst sich hinter dem Rande des Vorglacis mit einem Minengang so tief hinunterarbeiten, daß man auf der Sohle des Vorgrabens am Drahtnetz bereits in völliger Sappe erscheint.

Der Feind der Sappen sind weniger die Handgranaten als die Minenwurfmaschinen. Die Handgranaten können nicht weit und nicht zielsicher genug geworfen werden; sie fallen überhaupt aus, wenn das Werk unter starkem Artilleriefeuer gehalten wird. Wenn die bei Port Arthur erst in ihren Anfängen auftretenden Minenwurfmaschinen weiter entwickelt werden, kann allerdings durch einen einzigen Schuß ungeheure Verwüstung angerichtet werden. Indessen bei genauer Betrachtung mildert sich auch dieser Schrecken. Die Mittel, mit denen der Verteidiger arbeitet, können natürlich auch vom Angreifer angewendet werden. Und Wurfmaschinen des Angreifers werden dem Verteidiger im Werk nicht weniger gefährlich sein als umgekehrt. Wird das Werk außerdem mit starkem Artilleriefeuer belegt, dann leiden auch die dort aufgestellten Wurfmaschinen, wenn sich der Verteidiger nicht entschließt, auch sie zu panzern, was vorläufig wenig wahrscheinlich ist. Wenn es dem Angreifer gar nicht gelingt, die Wurfmaschinen zum Schweigen zu bringen, dann wird er allerdings gezwungen sein, die Sappen einzudecken, wie es die Japaner in ihrer neuen Feldbefestigungsvorschrift vorschlagen, oder im äußersten Falle seine Gänge unter die Erde zu legen.

Wenn sich aber die Verhältnisse in dieser Weise entwickeln, dann sind auch nach oben offene Infanteriestellungen nicht denkbar. Der Angreifer würde gezwungen sein, alle seine Arbeiten, soweit die Wirkung der Wurfmaschinen reicht, unter die Erde zu legen, um sie völlig der Sicht zu entziehen. Es liegt auf der Hand, daß das außerordentlich schwierig werden wird. Infanterie und Pioniere können deshalb während ihres Vorarbeitens über das Glacis die Mitwirkung der Artillerie nicht im geringsten entbehren. Die Artillerie muß während dieser ganzen Tätigkeit das Innere des Werkes dauernd unter scharfem Feuer schwerer Sprenggranaten halten, um alle offene

Feuertätigkeit am Wall oder vom Hofe aus mit Sicherheit zu verhindern. Der japanischen Artillerie ist das gelungen; also wird auch unsere darin nicht versagen. Wie weit dabei als Haupt- oder Nebenwirkung die Zerstörung von Panzern oder betonierten Stellungen und Hohlräumen erreicht wird, muß die Zukunft lehren.

Auf jeden Fall wird das Vorgehen über das Glacis eines neuen, vollwertigen Werkes bis zur Glaciskrönung kaum in einem Zuge durchgeführt werden können, wahrscheinlich viel Sappenarbeit, unter Umständen, wenigstens stellenweise, auch Vorgehen unter der Erde erfordern. Aller Voraussicht nach wird es zu einem langdauernden, für beide Seiten verlustreichen Kampfe führen.

Kampf gegen Verteidigungsminensysteme.

Ferner ist die Frage zu erörtern, auf die der Oberst Jakowlew seine größte Hoffnung setzt, wie weit durch Verteidigungsminen das oberirdische Vorgehen des Angreifers über das Glacis beeinflußt werden kann. Jakowlew sieht es als unumstößliche, unwiderlegliche Wahrheit an, daß der Angreifer zu Minenarbeiten unter der Erde unbedingt übergehen muß, wenn er Kenntnis von dem Vorhandensein von Verteidigungsminen hat, spätestens also, wenn die ersten Sturmabwehrminen springen. Er spricht damit nichts Neues, nur eine durch ehrwürdiges Alter geheiligte Behauptung aus.

Ursprünglich ist es so gewesen, daß der Angreifer der erste war, der unter die Erde ging, weil er keine Aussicht hatte, über der Erde vorwärts zu kommen. Erst danach ist auch die Verteidigung unter die Erde gegangen, weil sie den unter der Erde vorgehenden Angreifer nicht anders aufhalten konnte. So waren die Verteidigungs- oder Gegenminen das, was von jeher ihr Name bedeutet hat, nämlich ein Mittel der Verteidigung gegen den Angriff, aber nicht eine Angriffswaffe. Erst später hat sich das geändert.

Es ist zuzugeben, daß der Angreifer oft von vornherein den Weg zum Graben mit langen Minengängen unter dem Glacis zurückgelegt hat. Nach dem „Preußischen Reglement für das Mineurkorps" vom 28. März 1789 gehörte ein für allemal zum förmlichen Angriffsverfahren das Vorgehen mit Minen vom Fuße des Glacis, und über ihre Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit waren gar nicht erst Erwägungen anzustellen. Es ist auch zuzugeben, daß sich der Angreifer häufig ausschließlich durch das Vorhandensein oder nur die Vermutung von Verteidigungsminen bestimmen ließ, unterirdisch vorzugehen. In dem „Königlich Preußischen Mineurreglement" von 1880 heißt es: „Während ursprünglich die Verteidigungsminen lediglich dem Zwecke dienten, den Angreifer an dem unterirdischen Vorgehen gegen den Graben zu hindern, hat ihre Aufgabe im Laufe der Zeit insofern eine Erweiterung erfahren, als man sie jetzt auch zum Zerstören der oberirdischen Annäherungswege des Angreifers benutzt und diesen dadurch zwingt, zum Zweck des weiteren Vorgehens den Kampf mit dem Verteidigungsmineur aufzunehmen."*)

*) 2. Teil, 2. Abschnitt.

Es ist aber zu beachten, daß schon in der genannten Vorschrift Fälle angedeutet werden, in denen dieser Zwang nicht ohne Nachteil für den Verteidiger ausgeübt werden kann. „Beginnt der Angreifer mit dem Vortreiben oberirdischer Arbeiten auf dem Glacis, so kann man dieselben durch rechtzeitiges Sprengen der am Fuß des Glacis angelegten Fladderminen zu stören suchen. Setzt der Angreifer seine oberirdischen Arbeiten fort, so wird er, falls Bohrminen gegen dieselben vorbereitet sind, durch Zünden der Bohrladungen zum Aufnehmen des unterirdischen Kampfes zu zwingen sein. Sind Bohrminen nicht anzuwenden und ist der Verteidiger genötigt, aus seinem Horchstollen mit schwach geladenen Minen gegen Sappen zu wirken, so kann dies nur dann ohne wesentlichen Nachteil für das eigene Minensystem geschehen, wenn einzelne Horchstollen so weit vorgetrieben sind, daß die Sprengung nur auf diese zerstörend wirkt."

Alle Sprengungen des Verteidigers dürfen keine oder nur geringe oberirdische Wirkung haben. Sobald nur einigermaßen ansehnliche Trichter ausgeworfen werden, arbeitet der Verteidiger zum Vorteil seines Gegners; selbst wenn er ihm Verluste zufügt und seine Arbeit zerstört, ist das Endergebnis eine Beschleunigung des Angriffs, wie die Sprengung der Russen am Fort II am 27. Oktober bewiesen hat. Wenn also der Angreifer nicht mit Minengängen in die Erde hineingeht, sondern oberirdisch auf dem Glacis bleibt, so wird damit die Einwirkung des Verteidigers unmittelbar aus seinen Minengängen sehr erschwert. Und zwar umsomehr, je tiefer seine Gänge unter dem Glacis liegen. Denn je größer ihr Abstand von der Erdoberfläche ist, desto stärker muß die Ladung sein, um überhaupt bis an die Oberfläche zu wirken, desto größer ist der Einfluß etwaiger, nicht immer mit Sicherheit vermeidbarer Mißgriffe im Berechnen der Ladung, also desto größer die Senkung im Glacis, wenn die Ladung stärker als erforderlich war, und desto weiter nach rückwärts reicht die zerstörende Wirkung der Ladung gegen das eigene Minensystem.

Auch durch die Ladungen der Bohrlöcher, die noch vor die äußersten Spitzen der Verteidigungsminengänge als erste Fühler ausgestreckt und im weiteren Kampfe wiederholt aus den Gängen heraus nach schräg oben vorgetrieben werden sollen, dürfen keine tiefen Senkungen im Glacis erzeugt werden. Die Ladungen müssen also schwach sein, ihre Wirkung wird hauptsächlich im Luftdruck bestehen und zerreißend nur auf die wenigen Mannschaften wirken, die sich zufällig unmittelbar über oder in nächster Nähe der Sprengstelle befinden. Es wird für den Verteidiger oft schwer sein, namentlich wenn während des Kampfes nach und nach das Glacis von Granaten zerwühlt ist, von seinen Minengängen aus genau die Entfernung zu bestimmen, bis zu der ein Bohrloch vorzutreiben ist, und Fehler in der Entfernung wie in Berechnung der Ladung beeinträchtigen die erwartete Wirkung oder schlagen ebenfalls zum Vorteil des Angreifers aus.

Es ergibt sich, daß das richtige Bedienen der Verteidigungsminenanlagen erschwert wird, wenn der Angreifer nicht unter die Erde hinuntergeht.

Der Angreifer selbst ist aber, wenn er sich auch nicht auf unterirdisches Vorgehen einläßt, keineswegs wehrlos gegen die Verteidigungsminen.

Schon das erwähnte Mineurreglement von 1880 unterscheidet zwischen einem „förmlichen“ und einem „beschleunigten“ Minenangriff. „Der förmliche Minenangriff geht unterirdisch gegen das Verteidigungs-Minensystem in der Absicht vor, dieses in gehöriger Breite durch wiederholtes Sprengen von Trichtern bis an die Kontreskarpe zu zerstören und letztere einzuwerfen, während der beschleunigte Minenangriff durch flüchtig ausgeführte Sprengungen die feindlichen Minenanlagen derartig zu beschädigen strebt, daß ein förmlicher Minenangriff entweder überhaupt nicht mehr erforderlich ist oder doch erheblich abgekürzt werden kann.“

„Ist die oberirdische Verteidigung so schwach, daß sie auf dem Glacis ohne Deckung vorgenommene Arbeiten bei Nacht voraussichtlich nicht hindern wird, die Bodenbeschaffenheit eine für schnelle Ausführung günstige, so kann, namentlich bei langen und dunklen Nächten, eine Beschleunigung des Minenangriffs mittels auf dem Glacis angelegter Schacht- oder Bohrkammerminen erreicht werden, und zwar kann der Minenangriff entweder von vornherein mit einem derartigen beschleunigten Verfahren beginnen, oder es kann auch ein schon angefangener förmlicher Angriff durch ein solches abgekürzt werden.“

Bei dem beschleunigten Minenangriff sollte „möglichst nahe an der Glaciskrete“ ein Graben von $1^1/_2$ m Tiefe ausgehoben und von seiner Sohle aus Schächte von 3 m Länge oder Bohrlöcher von möglichst 5 m Länge in die Erde hinunter getrieben werden. Wenn auch ein beschleunigter Minenangriff in diesem Sinne unmittelbar über der Grabenwehr vor heutigen, vollwertigen Werken nicht mehr ausführbar erscheint, so kann er doch schon vorher zum Kampf gegen das Verteidigungsminensystem verwendet werden.

Gerade das Bohrverfahren, von dem sich Jakowlew für die Verteidigung so große Erfolge verspricht, kann auch vom Angreifer verwendet werden, um von der Oberfläche des Glacis in kurzer Zeit Ladungen in die Tiefe zu bringen und damit die in der Nähe liegenden Verteidigungsminengänge zu zerstören. Der Angreifer hat dabei den Vorteil, daß er sich nicht ängstlich vor zu großer Stärke der Ladungen zu scheuen braucht; im Gegenteil, je größer sie sind, desto weiter reicht ihre Wirkung unter wie über der Erde.

Die Russen besitzen nach Jakowlews und sonstigen Angaben „fast endgültig ausgearbeitete Muster“ von Maschinenbohrern für beliebigen Boden, auch für Stein und felsigen Grund, und in Durchmessern bis zu 30 cm. Als Arbeitsleistung für den 30 cm-Bohrer in zähem Lehmboden werden 2 m in $1^1/_2$ Stunden genannt. Für die eigentliche Bohrmaschine der 30- und 15 cm-Bohrer gibt Jakowlew

einen Raumbedarf von etwa 1,20 m Breite, 1 m Höhe und 3½ m Länge an; die Maschine befindet sich unmittelbar an der Bohrstelle. Indessen handelt es sich dabei zum Teil um Maschinen, die schon im Jahre 1845 zu Übungen bei Kiew verwendet wurden. Wenn es gelingt, wie heutzutage vielfach in der Technik, den Antrieb des Bohrers elektrisch zu bewirken, dann ist der Angreifer ohne weiteres in die Lage versetzt, von seiner jeweils letzten Infanteriestellung aus, die sich noch außerhalb des Bereichs des Verteidigungsminensystems befinden mag, in das Glacis nach vorwärts hineinzubohren oder auch einige Leute mit Bohrern an entsprechend langen Kraftkabeln eine Strecke weit vorzuschicken und dort bohren, laden und sprengen zu lassen. Eine Bohrtiefe von 1 bis 2 m und verhältnismäßig starke Ladungen werden genügen, um den Zweck zu erreichen. Nach Jakowlews früher angeführter Äußerung würde es einem Kanonenschießen nach Spatzen gleichen, wenn man Verteidigungsminen gegen einzelne Leute spielen lassen wollte. Außerdem werden diese wahrscheinlich mehrfach in Sprengtrichtern von Granaten zunächst notdürftig Deckung finden und sich in kurzem weitere Deckung für ihre Bohrarbeit schaffen können.

Mit diesem Verfahren kann der Angreifer gewissermaßen sein Arbeitsfeld erst säubern, ehe er es mit seinen Sappenarbeitern betritt. Das Vorschreiten der Sappen wird dadurch verzögert werden, aber nicht so sehr, wie wenn sich der Angreifer darauf einläßt, nach Jakowlewscher Vermutung noch 30 bis 40 m vorwärts des Bereichs der Sturmabwehrminen des Verteidigers seinerseits in die Erde zu gehen und sich dort mühsam fortzuarbeiten.

Für den Verteidiger ist es am besten, wenn ihm der Angreifer unterirdisch von vorn entgegengeht; am gefährlichsten, wenn vom Glacis aus Schachtminen gegen ihn angesetzt werden, und zwar um so gefährlicher, je weiter rückwärts hinter den Spitzen der Verteidigungsminengänge diese Schachtminen liegen. Denn alles, was an Gängen vorwärts der Sprengstelle des Angreifers liegt, wird abgequetscht, die dort arbeitenden Mannschaften lebendig begraben. Man kann also durch das beschriebene Verfahren den Verteidiger zwingen, seine Minengänge stückweise nach und nach, aber früher aufzugeben, als man es durch frontalen Angriff unter der Erde erreichen würde.

Den Beweis dafür, daß der Angreifer unter allen Umständen gezwungen sei, beim Vorhandensein von Verteidigungsminen auch seinerseits unter die Erde zu gehen, spätestens wenn die ersten Sturmabwehrminen springen, erbringt Jakowlew lediglich aus der Erfahrung. „Die ganze Geschichte des Festungskrieges beweist, welche moralische Bedeutung Minen besitzen. Niemals werden irgendwelche Truppen zum Sturm über miniertes Gelände gehen. Der Schrecken vor den Minen ist eine unabänderliche Erscheinung und liegt in der Natur des Menschen, darin, daß man sich am meisten vor der »unsichtbaren« Gefahr fürchtet, gegen die zuweilen Verstand und Willen machtlos sind. Es hat Fälle gegeben, daß ein bloßer Hinweis auf das

Vorhandensein nicht von Minengängen, sondern nur von einfachen Fladderminen den Angreifer zwang, Unternehmungen in der gegebenen Richtung zu unterlassen. Ich erinnere z. B. an die Verteidigung von Richmond im nordamerikanischen Kriege, wo das Gelände vor den Pittsburger Befestigungen auf 2 km Ausdehnung nur durch rote Flaggen gesichert wurde. Sie sollten die Stellen von Fladderminen bezeichnen, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren, und als der Gegner diese trügerischen Zeichen sah, hat er sich nicht entschließen können, sich ihnen zu nähern."

In den Zeitungsberichten während des mandschurischen Krieges war vielfach zu lesen, daß die russischen Fladderminen entsetzliche, entmutigende Wirkung auf die japanischen Truppen ausgeübt hätten. Tatsächlich hat sich nachher herausgestellt, daß diese Berichte weit übertrieben waren, und daß die entmutigende Wirkung mehr bei dem Berichterstatter als bei der Truppe eingetreten war.

Angaben über das Verhältnis zwischen dem Schrecken und dem durch die Minen verursachten Schaden sind in einem alten Buche vom Jahre 1764 zu finden, in dem der preußische Major le Febvre, der den Minenangriff bei Schweidnitz geleitet hatte, einen „Versuch über die Minen" veröffentlicht: „Der Schrecken, welchen der bloße Name oder die Idee von den Minen dem Soldaten einflößt, macht auf seinen Geist einen größeren Eindruck, als die Mine selbst denjenigen, die ihr ausgesetzt sind, Schaden tut. Man muß sehr unglücklich sein, wenn acht oder zehn Personen durch eine Mine fortgerissen werden sollen. Ich scheue mich also nicht, aus Erfahrung zu sagen, daß alles nach der Art, wie man dieses alles ausübt, eigentlich nichts als ein Schreckbild sei . . . . . Ich weiß, daß Bergen op Zoom den Franzosen 10 000 bis 11 000 Mann gekostet hat, und daß nicht 200 von diesen durch die Minen umgekommen sind, ungeachtet die Belagerten 39 Öfen spielen ließen. In der letzten Belagerung von Schweidnitz haben wir durch die Minen der Belagerten nicht 25 Mann verloren, ungeachtet sie uns auf andere Art viel Schaden getan haben."

Natürlich werden auch bei dem oben geschilderten Verfahren der Bekämpfung von Verteidigungsminen Verluste nicht ausbleiben. Wo wäre das überhaupt im Kriege der Fall? Sind aber die Verluste im unterirdischen Minenkriege weniger schrecklich, als wenn sie über dem Glacis eintreten? „Herzzerreißendes Jammergeschrei" ertönte, als es den Russen unter dem Hauptwall des Zwischenwerks 3 gelungen war, einen japanischen Minengang abzuquetschen und damit die Mannschaft zu erdrücken.*) Auch bei der russischen Sprengung am Fort II am 27. Oktober hatten die Japaner Verluste, und doch waren sie unmittelbar danach an derselben Stelle schon wieder an der Arbeit. Was in dem wochenlangen Kampfe in der Grabenwehr desselben Forts und dem anstoßenden Hohlgang, wo dauernd nur mit Minen und Sprengladungen gearbeitet wurde, von beiden Parteien, Russen wie

*) Schwarz, II, Seite 532. Nacht 16./17. Dezember.

Japanern, an Aufopferung und Todesmut geleistet worden ist, das würde allein schon genügen, um die Jakowlewsche Behauptung von dem „Unmöglich“ zu entkräften. Aber das könnten einzelne Ausnahmen besonders mutiger Offiziere und Mannschaften gewesen sein. Indessen auch ganze Truppenteile sind über Felder gelaufen, wo eben Minen gesprungen waren und niemand wissen konnte, ob nicht noch weitere eigene oder feindliche Sprengungen folgen würden. Das zeigen die Endkämpfe um die drei Werke von Port Arthur, wo Sturmwelle auf Sturmwelle die Brustwehren hinaufeilte, obwohl dort durch unvermutete Sprengungen schon Massen von Kameraden als Leichen lagen, und wo die Verteidiger beim ersten Knall aus ihren Hohlräumen an die Feuerlinie stürzten, ohne die geringste Rücksicht darauf, was dort aus ihnen werden würde.

Daß die Japaner von vornherein gewußt haben, daß sie keine Verteidigungsminengänge zu fürchten hatten, ist bisher noch nirgends bewiesen worden. Sie konnten sicher nicht wissen, was beim Kriegsausbau geleistet worden war. Sie haben aber nicht ängstlich untersucht, ob Minen da wären oder nicht, sondern haben ihre Sappenarbeiten angesetzt und sich an die Werke herangearbeitet, so schnell es ihnen möglich war.

Jakowlew hat vor Gegnern wie den Japanern eine ungeheure Achtung und fürchtet von ihnen das Schlimmste, z. B. im Tieflegen der Minengänge. „Bisher nahm man an, daß Felsen und Grundwasser ausreichende Hindernisse gegen das Vortreiben der Minenarbeiten seien . . . . .; die Japaner haben bei Port Arthur gezeigt, daß ein energischer Angreifer keine Bedenken trägt, seine Gänge auch im Felsen zu führen, wenn er dadurch wichtige Zwecke erreichen will. Grundwasser kann ein ernstes Hindernis für die Arbeit sein, obwohl die neuzeitige Technik vermutlich gestatten wird, in Zukunft die unterirdischen Arbeiten auch bei Grundwasser auszuführen. Und es ist zweifellos: wenn auf andere Weise als durch Arbeit im Wasser keine ernsthaften Ergebnisse erzielt werden können, so wird ein Gegner wie die Japaner auch davor nicht Halt machen.“

Wenn aber Japaner wie Russen bei Port Arthur solchen hervorragenden Todesmut bewiesen haben, wenn den Japanern ein solcher alles bezwingender Wille zugetraut wird, warum sollen dann gleiche Eigenschaften sich nicht auch bei anderen Völkern finden! Erziehen wir nur wie bisher in unseren Mannschaften den Schneid und den Willen, zu dem sie die Anlage von Hause aus mitbringen, und unsere Truppen werden auch hinter diesen Leistungen des neuesten Festungskampfes nicht zurückbleiben.

Je näher der Angreifer im Laufe des Kampfes an den Graben herankommt, desto geringer wird die Gefahr, die ihm durch Gegenminen droht. Denn desto mehr wächst die Möglichkeit, daß der Verteidiger durch Sprengung seine eigene Grabenwehr freilegt oder zerstört, wie das Beispiel des Forts II von Port Arthur beweist.

Schwere Kämpfe können um die Beobachtungsstände und Blockhäuser des gedeckten

Weges entstehen. Hat sich aber der Angreifer auf dem Glacisrande festgesetzt und durch eine Glaciskrönung Schutz gegen das Feuer vom Wall und gegen Ausfälle geschaffen, dann ist ihm der Besitz der Grabenwehren gewiß. Jakowlew sagt, daß „die Eroberung der Grabenwehren in engem Zusammenhange mit der Eroberung des Glacisrandes steht. Solange der Angreifer das Glacis noch nicht besitzt, bleiben die Grabenwehren in der Hand der Verteidigung. Mit dem Verlust des Glacisrandes sind die Tage der Wirksamkeit der Grabenwehren gezählt". Daß man unter Umständen recht lange zu zählen hat, lehrt das Beispiel des Forts II; daß man erst am Schluß des Zählens angekommen sein muß, ehe man sich als Herr des Grabens fühlen darf, lehren Fort II und Zwischenwerk 3.

Kampf um den Graben.

Beim Kampf um den Graben handelt es sich für den Angreifer weniger um Minenarbeiten als um Anschütten von Dämmen zur Verringerung der Grabentiefe und zum Erzielen seitlichen Schutzes gegen das Feuer benachbarter Werke.

Minenangriff gegen den Hauptwall.

Das Vorgehen gegen den Hauptwall mit Minenarbeiten ist in der Geschichte des Festungskrieges eigentlich fast die älteste Erscheinung, die er gezeitigt hat. Denn lange vor Einführung der Feuerwaffen arbeitete man sich mit unterirdischen Gängen an die Stadtmauer heran, weil die oberirdische Arbeit am Aufbauen und Vorbringen der schwerfälligen Belagerungstürme den Angreifer lange Zeit wehrlos den Armbrustbolzen und sonstigen Geschossen des Gegners aussetzte. Die Verwendung des Pulvers brachte eine Änderung, weil sie anfangs bei der Artillerie zuverlässigere Fortschritte als im Minensprengwesen gemacht hat. Auch Vauban († 1707) wollte die Bresche im Hauptwall lieber mit Artillerie vom gedeckten Wege aus erreichen. „Ich mache im Laufe des Angriffs nur wenig Gebrauch von Minen, nicht weil ich auf sie verzichtete — davon bin ich weit entfernt —; aber ich ziehe ihnen die Kanonen vor, weil deren Wirkung nicht annähernd so unsicher ist. Mit der Kanone schießt man Bresche, wo man will, wann man will und wie man will; das kann die Mine nicht mit der gleichen Zuverlässigkeit leisten."*)

So ist es im wesentlichen geblieben, sofern man nicht aus besonderen Gründen einen gewaltsamen Angriff mit Leitererſteigung vorzog. Es ist bekannt, daß lange Zeit hindurch die Kommandanten ihrer Pflicht genügt zu haben meinten, wenn sie ihren Platz bis nach erfolgtem Breschesschießen hielten. Damit haben sie dem Angreifer den Schluß seiner Aufgabe freilich recht leicht gemacht. Da ist nichts von der schier unüberwindlichen Zähigkeit zu spüren gewesen, mit der die Russen ihre Werke von Port Arthur verteidigt haben.

Stößt der Angreifer auf ebensolche Hartnäckigkeit, wie die Russen sie dort bewiesen haben, dann wird er ebenso, wie es den Japanern gegangen ist, damit zu rechnen haben, daß der Kampf um das Werk noch recht lange dauern kann, auch wenn er

*) Traité des sièges et de l'attaque des places; par le maréchal de Vauban, S. 163.

schon Herr des Grabens ist. Das Aushalten des Verteidigers auf dem Wall wird unterstützt durch Panzerbauten und vielleicht betonierte Brustwehr mit Schützenschilden sowie durch stark eingewölbte Betonbauten, die der Sicht des Angreifers entzogen sind, deren Zerstörung also für die Artillerie besonders schwierig ist, wenn es nicht gelingt, aus dem Ballon zu beobachten. Es ist also wohl denkbar, daß wie bei Port Arthur so auch bei neuzeitigen Werken der Verteidiger noch lange über den Zeitpunkt des Verlustes seiner Grabenwehren bombensichere Unterkunft und gesicherte Feuerstellung am Walle behält, daß alle Stürme wie damals scheitern, solange der Verteidiger nicht dieses Schutzes beraubt wird. Wenn also der Angreifer nicht noch andere Mittel besitzt, um von außen her die Erfolge seiner Artillerie zu ergänzen, wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als — wie ehedem — in den Hauptwall Bresche zu legen.

Wenn Vauban gern die Bresche durch Artilleriewirkung vom gedeckten Weg aus zu bewirken suchte, wenn auch in späteren Zeiten, z. B. bei Straßburg 1870, die Bresche im Hauptwall durch Artillerie geschossen wurde, so ist es klar, daß auch unsere Artillerie in der Lage sein wird, in dieser Beziehung viel zu leisten. Beobachtung kann aus den eroberten Grabenwehren heraus erfolgen, und ihre Ergebnisse können durch Fernsprecher zurückgemeldet werden. Die Bresche muß aber so weit reichen, daß in den Hauptwall tatsächlich ein Loch gerissen wird, das bis zur Feuerlinie hinaufgreift und auch die dortigen Einbauten mit sich reißt. Besonders schwierige Fälle, namentlich bei felsigem Boden, sind denkbar, wo man das Ziel nicht anders als durch Minenarbeiten unter dem Hauptwall mit langen Gängen und starken Sprengladungen erreicht.

Im Fort II und III haben sich die Russen gegen solches Vorgehen der Japaner nicht zu wehren gewußt, im Zwischenwerk 3 dagegen, vom Hohlgang ausgehend, durch kleine Quetschladungen den Angreifer mehrfach aufgehalten. Die Möglichkeit, daß es hier zum regelrechten Kriege unter der Erde kommt, ist damit bewiesen; der Grund liegt darin, daß hier der Angreifer tief in die Erde hineingehen muß, um die ganze Wallmasse in die Luft zu werfen, und daß er von unten her an den Wall herankommt, also nicht anders als von vorn auf den Verteidiger stoßen kann, wenn dieser ihm entgegengeht. Ein Abschneiden des Rückzuges wie bei den Kämpfen um das Glacis ist hier nicht möglich.

Es kann wohl sein, daß ein neuzeitiges Werk erst nach starken Sprengungen als ein Trümmerhaufen in die Hände des Angreifers fällt.

Tiersch,
Major und Militärlehrer an der Kriegsakademie.



Gedruckt in der
Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW68, Kochstraße 68—71

